

Brandenburgia

Gesellschaft für Heimatkunde der
Provinz Brandenburg, Märkisches Provinzial-Museum

„Brandenburgia."

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

XIII. Jahrgang 1904/05

Berlin 1905.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.

Berliner Zustände und Persönlichkeiten aus dem Ende des 18. Jahrhunderts in satirischer Beleuchtung.

Von **Dr. L. H. Fischer.**

Es sind die Ergebnisse einer litterarischen Ausgrabung, für die ich mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit erbitte. Zwar sind es keine weltbewegenden Entdeckungen, die ich Ihnen vorzutragen habe, aber bei der Erforschung der Kulturgeschichte der engeren Heimat sind auch unbedeutende Ergebnisse von Wert, und meine Mitteilungen dürfen wenigstens den Vorzug der Neuheit für sich in Anspruch nehmen.

Im Jahr 1788 erschien in Berlin bei Christian Friedrich Himburg ein Buch unter dem Titel: Niels Klimms unterirdische Reisen Neuverteutscht. Der Verfasser bezw. Übersetzer ist auf dem Titelblatt selbst nicht genannt, aber die an Herrn Karl Gotthold Lessing, Königlichen Münzdirektor in Breslau, gerichtete Widmung ist unterzeichnet W. Ch. S. Mylius, das bedeutet Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius. Karl Gotthold (oder wohl richtiger Gotthelf) Lessing war der jüngere Bruder unseres grossen Gotthold Ephraim und als Verfasser von dramatischen Dichtungen unter seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius redet ihn in der Dedikation „Teuerster Vetter“ an und bezeichnet ihn als „den freiwilligen Führer seiner Jugend, der so manches ammenhafte Vorurteil aus seiner Seele riss und ihr Gefühl für das Wahre und Schöne einpflanzte.“ Ohne Zweifel gehört der Verfasser der Schrift, welche uns jetzt näher beschäftigen soll, derselben Familie Mylius an, aus welcher der ältere Freund und Verwandte Gotthold Ephraims, Christlob Mylius, stammte. Über den Lebensgang des Wilhelm Christhelf Mylius wissen wir nur wenig. Er wurde am 2. Mai 1754 in Berlin geboren, studierte die Rechtswissenschaft, widmete sich aber dann der Litteratur und machte sich durch seine Übersetzungen zahlreicher französischer und englischer Romane und seine Bearbeitungen französischer Theaterstücke einen Namen. In Hitzigs gelehrtem Berlin und in dem gleichnamigen Werke von Schmidt

und Mehring ist die lange Reihe seiner litterarischen Arbeiten verzeichnet. Gestorben ist er in Berlin am 30. März 1827. Das Werk nun, das uns hier beschäftigt, ist ebenfalls eine Übersetzung oder genauer genommen eine Bearbeitung. Der bekannte dänische Lustspieldichter Ludwig Holberg hatte 1741 in lateinischer Sprache ein Werk erscheinen lassen, dessen Titel folgendermassen lautet: Nicolai Klimii iter subterraneum novam telluris theoriam ac historiam quintae monarchiae adhuc nobis incognitae exhibens e bibliotheca B. Abelini, zu deutsch: Niels Klimms unterirdische Reise enthaltend eine neue Theorie der Erde und die Geschichte der fünften bisher unbekannten Monarchie aus der Bibliothek des heiligen Abelinus. In dieser Schrift schilderte Holberg nach dem Vorbilde der noch heute als Jugendschrift gelesenen Reisen Gullivers von Swift die Abenteuer eines Menschen auf seiner Fahrt durch fabelhafte Völker und Gegenden mit dem Zwecke, in den Schilderungen des Tuns und Treibens dieser Fabelwesen seinen Zeitgenossen einen Sittenspiegel vorzuhalten. Von diesem Werke nun gab unser Mylius eine freie Übersetzung, indem er sich im allgemeinen genau an seine Vorlage anschloss, im einzelnen aber Änderungen, Weglassungen, Umwandlungen und Erweiterungen vornahm. Durch Vergleichungen mit dem Originale lassen sich diese Partien genau feststellen, die zweifellos den Zweck haben, Torheiten und Laster seines Zeitalters und seiner speziellen Heimat zu geisseln. Wo es sich um einzelne Persönlichkeiten handelt, teilt er nicht die wirklichen Namen mit, sondern bildet neue Namen, manche durch Umstellung von Buchstaben. Nicht überall habe ich feststellen können, welche Persönlichkeiten, welche Verhältnisse gemeint sind. Auf diese Myliussche Bearbeitung hat bereits Paulus Cassel, der verstorbene Prediger an der hiesigen Christuskirche in seiner Schrift über Friedrich Wilhelm II aufmerksam gemacht. Er nennt die Myliussche Schrift unter den Satiren auf Friedrich Wilhelm II und seine Zeit und schreibt: „Die Schrift ist keine Übersetzung, sondern soll eine Satire auf die deutschen, zumal kirchlichen Zustände sein. Sie ist nicht ohne Interesse und wenig bekannt, nicht einmal Gödeke führt sie an. Man kann aus dem Wust von Namensverzerrungen und künstlich versteckten Daten kaum herauskommen.“ Cassel hat das Verhältnis unserer Schrift zu dem Holbergschen Werk nicht erkannt und deshalb nicht gesehen, dass Mylius die seltsam gebildeten Namen aus seiner Vorlage, soweit er dieser überhaupt gefolgt ist, herübergenommen hat.

Ich will nun versuchen, in grossen Zügen den Inhalt der Holbergschen Schrift mitzuteilen, auf Mylius Zusätze und Änderungen genauer einzugehen und ihre Beziehungen auf Berliner Zustände und Persönlichkeiten zu deuten. Bei diesen Deutungsversuchen muss ich mich, um Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, auf den wichtigeren 1. Teil der Schrift beschränken.

Niels Klimm kehrt nach wohlbestandenem Examen bei der philosophischen sowohl als bei der theologischen Fakultät in Kopenhagen in seine Vaterstadt Bergen zurück und lebt hier von den Wohltaten seiner Verwandten Der Bearbeiter Mylius lässt seinen Helden, der das Gnadenbrot seiner Verwandten nicht länger essen will, eine Hauslehrerstelle annehmen und ihn über diese Tätigkeit sich folgendermassen äussern „Ich warf mich in die drückendste der Sklavereien, um einer weit leichteren, im Grunde bloss imaginären zu entgehen. Für das spärlichste Zeisigfutter und für fast nicht mehr als Grossknechtslohn übernahm ich die Zucht verschiedener hochadlichen Puter und Gänschen aus der Nachbarschaft. Ich erntete — was bei solchem Boden den Arbeitern gemeiniglich wird — höllenartige Neckereien von den Untergebenen, bei denen kein Unterricht anschlug, von den Eltern Vorwürfe ohne Mass und Ziel und den schnödesten Undank" Dass die Stellung eines Hofmeisters und Hauslehrers zu jenen Zeiten in Berlin und gewiss auch anderswo vielfach besonders ungünstig gewesen ist, (glänzend ist ja ein solches Amt zu keiner Zeit gewesen) dafür haben wir noch ein anderes ungefähr gleichzeitiges Zeugnis in den „Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preussischen Staaten" 1779 (I, 573)

Sieben Jahre hatte Niels Klimm, wie er sagt, in diesem Stande verschleudert, wogegen der Stand des Galeerensklaven goldene Freiheit ist, als er den Entschluss fasste, mit den paar zusammengekargten Batzen sich und seiner Lieblingswissenschaft der Naturkunde eine Zeit lang zu leben

Bei seinen Streifereien in der Umgegend von Bergen erregte eine Höhle auf dem Gipfel des Berges Floejen seine Aufmerksamkeit, sie öffnete und verschloss sich von Zeit zu Zeit unter Gestöhne und gab dabei einen nicht unangenehmen Duft von sich, der sich in der ganzen Umgebung ausbreitete. Diese Höhle beschloss er zu untersuchen und machte sich eines Tages in aller Frühe, begleitet von vier Tagelöhnern, die Taue und Haken trugen, von Bergen zu diesem Zwecke auf Er wurde an einem Strick von den Arbeitern in die Höhle hinabgelassen, während er selbst in der Hand einen Karst hatte, um die etwa vorkommenden Hindernisse wegzuräumen und mitten in der Höhle zu bleiben Kaum war er zehn oder zwölf Klafter hinabgefahren, als der Strick zerriss und er mit ausserordentlicher Geschwindigkeit in die Tiefe stürzte. Nachdem er etwa eine Viertelstunde lang in dichter Finsternis und beständiger Nacht seinen Fall fortgesetzt, erblickt er Lichtschein und bald darauf einen hellen und heitern Himmel

Seine Vermutung, dass diejenigen recht hatten, welche die Erde als hohl annehmen und der Meinung sind, dass im Innern derselben eine Erdkugel enthalten sei, kleiner wie die unsrige, auch ein anderer Himmel mit einer kleineren Sonne und verhältnismässigen Gestirnen

und Planeten, und dass er in diese unterirdische Welt geraten sei, sollte sich ihm später bestätigen

Allmählich verminderte sich die heftige Bewegung, mit der er niederwärts geführt wurde, und zwar umsomehr, je näher er einem Planeten kam, auf dem er ohne Schwierigkeit Berge, Täler und Seen unterscheiden konnte Plötzlich wurde seine bisher senkrechte Bewegung eine zirkelförmige, und drei Tage begleitete er die Umdrehung des Planeten als Trabant, ja als er ein Brödchen, das er bei sich führte und verspeisen wollte, das er aber, weil irdische Speise in seinem damaligen Zustand ihn anekelte, von sich warf, begann auch dieses im Äther zu schweben und einen kleinen Zirkel um ihn zu beschreiben. Während er nun so im Äther schwamm, näherte sich ihm ein geflügeltes grauses Ungetüm, dass ihn zuerst neugierig umkreiste, bald aber zu einem Angriff auf ihn überging Er wehrte sich mit seinem Kurst und traf den Greif so heftig zwischen den Flügeln, dass er seine Waffe nicht wieder herausziehen konnte und von dem verwundeten Tiere auf den Planeten hinabgerissen wurde

Es war Nacht, als er auf dem Planeten anlangte, dies ergab sich aus der Abwesenheit der Sonne, nicht eher aus der Finsternis, denn es war noch so hell, dass er sein akademisches Zeugnis ganz genau lesen konnte Dieses nächtliche Licht entsteht aus dem Firmamente oder der inneren Erdrinde, die ein eben so helles Licht verbreitet als bei uns der Mond Am nächsten Morgen wird er durch das Gebrüll eines Ochsen aus dem Schlaf geweckt. Um sich vor dem wütenden Tiere, das er gerade auf sich zukommen sah, zu retten, suchte er den nächsten Baum zu erklettern.

Als er eben ansetzte, hört er den kreischenden Laut einer Frauenstimme, worauf im Nu eine so derbe Ohrfeige folgte, dass er wie ein reifer Apfel zu Boden stürzte Schnell sieht er sich auf allen Seiten von Bäumen umringt; einer derselben lässt einen Zweig, an dem er sechs Finger hatte, auf ihn herab, hebt ihn auf und tragt ihn trotz Schreiens und Strahlens mit sich fort Eine unzählbare Menge Bäume von verschiedener Gattung und Grösse folgten ihm murmelnd.

Erst später wurde dem armen Niels Aufklärung über diese wunderbaren Vorgange Er war auf den Planeten Nazar gekommen, welcher von lebenden und mit Vernunft begabten Baumen bewohnt wurde Die Zweige dienten den Baumen als Arme, auf den Stammen sassen Köpfe, die den menschlichen nicht unähnlich waren, statt der Wurzeln hatten sie zwei Füsse, die aber sehr kurz waren und ihnen Schildkrötengang verursachten. Der Baum, den er in seiner Angst vor dem Ochsen hatte erklettern wollen, war die Frau des Oberrichters der

benachbarten Stadt Keba im Lande Potu Der hohe Rang der durch ihn beschimpften Person hatte seine Schuld vergrössert, und so wurde er nach Keba ins Gefängnis geführt. Bald wird er vor Gericht gestellt und wird zu einem Aderlass verurteilt Dies war in jenem Lande die gewöhnliche Strafe für den, der zum ersten Male eines Verbrechens überführt wurde. Durch sie wurde festgestellt, ob er sein Verbrechen aus Bosheit oder fehlerhafter Beschaffenheit der Säfte begangen hatte.

Der Fürst des Landes hört von Niels Klimm und befiehlt, ihn in der Landessprache zu unterrichten und ihn darauf in das Seminarium der Stadt aufzunehmen Nachdem Niels Ausbildung dort ihr Ende erreicht hat, erhält er ein Zeugnis. Da die Potuaner demjenigen, der eine Sache leicht begreift, keine Urteilskraft zutrauen, setzt das Zeugnis den Niels Klimm auf die unterste Stufe der vernünftigen Geschöpfe und erteilt den Rat, ihm jede wichtigere und höhere Anstellung zu versagen. Da aber an ihm eine grosse Schnellfüssigkeit wahrgenommen werde, sei er als Hofbote geeignet. Dazu wird er denn auch vom Fürsten ernannt und in dieser Tätigkeit lernt er die Potuaner immer genauer kennen und zollt ihren Gesetzen und Gebräuchen den ungeteiltesten Beifall

In den folgenden Kapiteln wird nun zusammenhängend über die Beschaffenheit des Landes Potu und den Charakter ihrer Einwohner, von der Religion, von der Staatsverfassung und von den Akademien der Potuaner gehandelt. Der Bearbeiter des Holbergschen Werkes hat diese Abschnitte ziemlich getreu übersetzt und nur an einzelnen Stellen sich geringe Zusätze oder Änderungen erlaubt. Die Bemerkung, daß im Lande der Potuaner niemand zwei Ämter zugleich bekleide, weil man hier glaube, die kleinste Beschäftigung fordere einen ganzen Mann, gibt ihm Veranlassung, eine ganze Reihe von Beispielen des Gegenteils aus seiner Zeit und seiner Heimat vorzuführen und die Schaden, die eine solche doppelte Tätigkeit mit sich bringt, anzudeuten Aber er nennt keine Namen, and es würde eine sehr genaue Kenntnis der Berliner Verhältnisse in damaliger Zeit, wie sie sich aus Büchern kaum erwerben lässt, dazu gehören, um die tatsächlichen Grundlagen für seine Ausstellungen zu ermitteln Nur an einer Stelle wird ein offenbar durch Umstellung der Buchstaben gebildeter Name genannt· „hier findet man keinen mechanischen Künstler, der die Sorge seiner Offizin Miethngen überlässt, mitten in der Stadt, zum Nachteil seines Beutels, den Landwirt im gröbsten Sinne des Wortes spielt, mit eigner Hand den vernünftigen und vernunftlosen Bewohnern seines Hauses das Morgenfutter bereitet und wie Pastor Trullber unsaubern Andenkens keinen wohlbehaglichern Zeitvertreib kennt, als unter seinem Mastvieh zu sein oder eigenmächtig Butter zu machen Wem der Angriff gilt, wer Pastor Trullber war, habe ich nicht ermittelt Die Auseinandersetzungen über die

Religion der Potuaner schliesst Holberg mit der Äusserung, dass die Leser wohl geneigt sein möchten, die Glaubenssätze der Potuaner als reine Naturreligion aufzufassen, eine Ansicht, zu der auch er neige. Die Potuaner behaupteten jedoch, dass ihre Vorfahren sich zwar in den frühesten Zeiten mit der schlichten Naturreligion begnügt hätten, dass aber die Erfahrung sie gelehrt habe, wie wenig dies hinreiche, denn oft werde durch Trägheit und Unachtsamkeit das Licht der Natur, das sittliche Gefühl verdunkelt, und oftmals würden durch endloses Grübeln spitzfindiger Philosophen die eigenen und fremden Begriffe verdorben, wenn der um sich greifenden Denkfreiheit durch ein geschriebenes Gesetz kein Damm gesetzt würde. Deshalb sei ihnen vor mehreren Jahrhunderten ihre Glaubens- und Sittenlehre durch göttliche Offenbarung zu teil geworden, und sie selbst hätten durch ein Gesetz verboten, die heiligen Schriften zu erklären und über religiöse Fragen zu disputieren.

Mylius, welcher ein Anhänger der Aufklärung war, konnte sich mit solchen Gedanken nicht einverstanden erklären, meinte auch in der Vorrede, dass sie eine Stockorthodoxie verrieten, die den überall hellsehenden Holberg gar sonderbar kleide und die gewiss nur Maske aus Pfaffenscheu sei. Er veränderte die Stelle deshalb in das Gegenteil. „Pure, pure Naturreligion werden die mehresten meiner Leser ausrufen“, schreibt er, „und ich muss ihnen beistimmen. Indes weiss dies Volk doch damit vollkommen auszureichen, und es widerlegt durch die Tat gänzlich diejenigen, welche mit so vielem Ungestüm die Notwendigkeit einer Offenbarung behaupten. Das durch den Finger des höchsten Wesens in unser Herz geschriebene Gesetz, sagen sie, ist uns ein besserer Wegweiser als Eure Sammlung von mystischem Unsinn, abenteuerlichen Fragen und schauderhaften Märchen, die eben so sehr die Menschlichkeit als den gesunden Menschenverstand empören, und die nur durch die Einwirkung eines übeltätigen Dämons entstanden sein kann.“

An einer anderen Stelle wendet sich der Bearbeiter gegen die Tageslitteratur. „Unter den Potuanischen Lehrern gibt es solche, welche die Professoren des guten Geschmacks heissen. Diese Männer müssen dafür sorgen, dass die Köpfe der jungen Leute nicht mit elenden Kleinigkeiten oder ungesitteten Bildern angefüllt werden, und daß keine Kanthariden, Gedichte nach dem Leben, Grécourts und dergleichen Frivolitäten, oder keine solche platte, triviale Skribeleien, wie die Berliner Zuschauer und Chronik oder der Küster von Rummelsburg das Herz oder den Geschmack verderben. Die „Kanthariden“ sind erotische Gedichte von Joh. Bernh. Gahr. Büschel (Rom 1785 bei Giovanni Tossoni, in Wirklichkeit Berlin, Hamburg); unter den „Gedichten nach dem Leben“ und den „Grécourts“ sind die von Joh. Geo. Scheffner verfassten „Gedichte im Geschmack des Grécourt“ gemeint, welche in der vierten Auflage (London 1786 bei Alexander

Donaldson; in Wirklichkeit: Berlin, Hamburg) den Titel erhielten: „Gedichte aus dem Leben“ Leider ist es mir nicht möglich gewesen, irgend eine dieser Sammlungen zu sehen, selbst auf der Königlichen Bibliothek fehlen sie Ihr poetischer Wert war gewiss nicht gross, ihr Verlust ist aber doch aus kulturhistorischen Rücksichten sehr zu bedauern

Was die trivialen Skribeleien anlangt, so ist der Zuschauer der aus dem Englischen entlehnte Titel einer Berliner Wochenschrift Schon 1769 erschien der „Berliner Zuschauer“; aus dem Jahre 1777 finde ich den „Allerneuesten Berliner Zuschauer“ erwähnt. In den Jahren 1790—96 erscheint „Der Zuschauer und Moqueur von Berlin“ Auch eine „Zuschauerin an der Spree“ gab es 1771 in Berlin, der 1772 und 1773 „Die neue Berliner Zuschauerin“ folgte. Mit der „Berliner Chronik“ ist wohl des Kriegsrats A F Cranz „Beytrag zur Chronika von Berlin im altdeutschen Romanzenton“ etc Berlin 1781 gemeint, denn Heinr. Wilh Seyfrieds „Chronic von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten herausgegeben von Tlantlaquatlapatli“ erschien ein Jahr nach der Myliusschen Bearbeitung des Holbergschen Werkes Der Küster von Rummelsburg ist C F Wegener, derselbe, welcher 1777 den allerneuesten Berliner Zuschauer herausgab; von ihm kam 1785 „Raritäten Hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg“ (6 Bände) heraus

Zwei Jahre lang hatte Klimm seinem Botenamte vorgestanden, als er vom Fürsten beauftragt wird, den Planeten Nazar zu durchforschen. Ich muss es mir aus Mangel von Zeit versagen, Ihnen die mannigfaltigen Fabelreiche, welche Klimm besucht, der Reihe nach zu schildern und greife nur einzelnes heraus Im Lande Kokleku traf er den Brauch, dass die Männer die Küche und die niederen Verrichtungen besorgten, die Frauen dagegen die höchsten Civil-, Militär- und Kirchenämter innehatten. Als Grund für diese Einrichtung wurde angeführt, dass die Natur den Männern mehr Leibeskräfte und stärkere Gliedmassen gegeben habe, um schwere Arbeiten zu übernehmen, es sei deshalb wahrscheinlich, dass die Natur bloss das männliche Geschlecht zu unedlen und harten Arbeiten verdammt habe Die Schwachheiten, die man bei den Frauen unter dem menschlichen Geschlechte wahrnehme, rührten bloss von der verkehrten Erziehung her Sie sehen, meine Damen und Herren, hier bereits Ideen ausgesprochen, die mit den von der modernen Frauenbewegung vertretenen Ansichten übereinstimmen.

Unter den Einwohnern des Landes Kubak findet Klimm nicht wenige, die ohne Köpfe geboren sind, deren Mund mitten auf der Brust sitzt. Wegen dieses wichtigen Naturfehlers werden sie von allen wichtigen Ämtern, die Kopf fordern, ausgeschlossen „Die Bedienungen, wozu man sie noch lässt, sind fast lauter Hofchargen Aus ihnen nimmt man gemeiniglich Kammer-Herren, Kastellane, Hoffouriere etc imgleichen den grössten Teil der Klerisei, die Küster, Schulmeister,

Post-, Salz-, Zoll- und Acciseoffizianten, die Kanzellisten, Kopisten, Registratoren, Proviantmeister, Bereiter, Förster, Briefträger, Ausreiter, und dergleichen Leute, deren Ämter nicht viel oder fast gar keinen Kopf verlangen."

Während Mylius sich im vorstehenden und in der weiteren Ausführung dieses Gedankens an seine Vorlage anschliesst, will er durch die Zusätze, die er der Beschreibung des Landes beifügt, den ganzen Abschnitt auf Berlin bezogen wissen. Mylius erzählt nämlich sehr ausführlich von einem Strassenkrawall, der durch das ungenierte Auftreten der Jüngerinnen der Madame Suzbich d. i. Schubitz hervorgerufen wurde. Madame Schubitz war eine berühmte und berüchtigte Persönlichkeit im galanten Leben des alten Berlins, mit der sich bei ihrem Tode — so sehr nahm sie das öffentliche Interesse in Anspruch — ein halbes Dutzend Broschüren beschäftigten. Die Geschichte gibt ein interessantes Bild aus dem Leben und Treiben des alten Berlins um 1790, eignet sich aber doch nicht zur genaueren Mitteilung an dieser Stelle.

Über die Stadt äussert sich Mylius: „Die Residenz liegt in einer Steppe, die erstaunlich reich an Sand und Kies ist, den in der trocknen Jahreszeit dörrende Ostwinde in ungeheuren Massen zum Erblinden und Ersticken der Gehenden durch alle Gegenden der Stadt walzen." Besonders erwähnt er auch den überaus grossen Schmutz auf den Strassen und berichtet mit grosser Ausführlichkeit, wie die Polizei eine scharfe Verordnung wegen der Strassenreinigung erlassen, der Magistrat aber den in den Strassen zu Haufen aufgekehrten Schmutz nicht habe abfahren lassen, und wie erst durch den Unfall eines Dichters, der am Abend im Schmutz stecken blieb und sich durch die Veröffentlichung eines Gedichtes „Bittschrift eines D . . . haufens an die Polizei" rächte, dem Übel etwas gesteuert sei.

Dass diese Myliusschen Klagen nicht unbegründet waren, bestätigt eine Auseinandersetzung in der Chronik von Berlin, herausgegeben von Tlantlaquatlapatli (H. W. Seyfried) II 1789 S. 452. Vgl. auch Berlinische Monatsschrift 1784 S. 201 und 223. Wenn ferner Mylius bedauert, dass einige schöne Plätze aus einer leidigen Finanzspekulation durch ringsumlaufende hölzerne Buden jämmerlich verunstaltet seien, so bringt er die allgemeine Ansicht seiner Zeitgenossen und Landsleute zum Ausdruck, die sich eifrig um die Beseitigung der hölzernen Krambuden bemühten, welche auf dem Paradeplatz (dem heutigen Alexanderplatz) dem Dönhofsplatz, an der Petrikirche, an der Hundebrücke (Schlossbrücke) und bei der Hauptwache der Artillerie (der heutigen Königswache) aufgestellt waren. —

Wie Niels Klimm im Lande Kabak Kopflose gesehen hatte, so stiess er in Askerok auf Geschöpfe, welche mit sieben Köpfen geboren

waren. Dies sind die wahren Universalgenies. In früheren Zeiten standen sie in grösstem Ansehen und genossen beinahe göttliche Ehre; aber späterhin hatte man gefunden, dass solche Vielköpfe auch viele Sinne hatten und grosse Verwirrung anrichteten. Daher wurde das Gesetz gegeben, dass die Siebenköpfigen auf immer von allen öffentlichen und wichtigen Ämtern entfernt bleiben, und der Staat von Simplexen, das heisst Einköpfigen, beherrscht werden sollte. Nur eine kleine Anzahl der Siebenköpfigen gelangte auch ferner zu Ämtern, solche nämlich, welche sich dazu entschlossen hatten, von ihren sieben Köpfen sechs abschneiden zu lassen. „Ich lernte daraus", schliesst bei Holberg Niels Klimm seinen Bericht, „dass selbst in geistigen Dingen allzuviel schade, und dass man zur wahren Weisheit nur eines Leiters und zur höchsten Klugheit nur eines Kopfes und eines Geistes bedürfe."

Dem Bearbeiter Mylius ist das Herzogtum Askarak das Land der Aufklärung und er fügt deshalb dem obigen Bericht folgendes hinzu: „Schon seit langen Jahren hatte hier im Stillen, mitten im Schosse der Aufklärung, eine Ligue gegen die gesunde Vernunft die verderblichsten Pläne gebrütet. Sie griff täglich weiter um sich, und erstreckte ihre Zweige durch den Wehr-, Nahr- und Lehrstand. Ein paar wackre Männer von Journalisten machten auf die Machinationen dieser im Finstern schleichenden Partei aufmerksam und brachten alle Bemühungen, die dicke Nacht des Aberglaubens wieder zu verbreiten, ans Tageslicht. Mit ihnen vereinigte sich ein gründlich gelehrter Kaufmann, dem es sehr am Herzen lag, die Flamme der Aufklärung, die er selbst mit genährt hatte, nicht ersticken zu lassen."

„Die Kabale der Lichtscheuen zog einen hämischen Pfaffen, der einige Zenlner Schulwitz besass und in Sophistenkünsten ziemlich bewandert war, an sich und liess ihn zwei ganz ungeheuer dicke Folianten schreiben, worin alle Tatsachen, welche die Gegner der Ligue aufgestellt hatten, als lächerliche Possen behandelt, die Wahrheit ganz verzerrt und in Fluten schaler Witze und in fürchterlichem Wortschwall erstickt wurde. Der bessere Teil des Publikums ward aber durch diese Spiegelfechtereien nicht irre und hing nach wie vor an den dreien Männern, die so mutig vor den Riss getreten waren."

„Jenes Komplott schmiegte sich nun an die Gesellschaft geheimer Magier an, die auch schon lange ihre Arbeiten, in Nebel und Dunst gehüllt, getrieben hatten, und die sich gern mit jenen verbanden, weil ihr Zweck derselbe war. Unter letztern befanden sich auch einige Lieblinge des Herzogs, die diesen Herrn beredet hatten, ihren mysteriösen Versammlungen unterweilen mit beizuwohnen, wo man die Geister verstorbener Herren und Gesetzlehrer unter so feierlichen und Grausen erregenden Anstalten heraufbeschwor, dass selbst der kaltblütigste

Denker in den ersten Augenblicken sich ganz betäubt fühlte. Allein auch dieser Kniff half den Nachteulen nichts."

„Es trat plötzlich ein Mann von Biedersinn und brittischer Freimütigkeit auf und zog den Vorhang zum Teil weg, der das Innerste des Heiligtums jenes magischen Tempels verbarg, zugleich deckte er verschiedene Missbräuche auf, die sich in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten. Die kleine Schrift, worin er dies tat, machte auf alle Bewohner des Herzogtums grossen Eindruck. Jedermann las sie, jedermann war überzeugt, sie enthalte Wahrheiten, die man sich bisher ins Ohr gesagt hatte."

„Die Rotte der Anti-Aufklärer dung ein paar allezeit fertige Skribler, sie zu verteidigen. Die Wichte taten dies mit so lendenlahmen Gründen und mit einer solchen Legion von kraftvollen Schmähungen, dass niemand die Scharteken lesen mochte. Ob jene Broschüre der Herzog gelesen und ob sie auf ihn gewirkt hatte, wusste man nicht. Er ging wie vorher in die geheimen Versammlungen, deren Mitglieder dadurch in die völligste Sicherheit gewiegt wurden."

„Eines Abends war eben der Schatten eines längstverstorbenen Helden heraufgeholt worden, als der Herzog plötzlich hinzu trat, mit nervichter Rechte die Erscheinung fasste, sie emporhielt und ihr augenblicklich den Tod drohte, wenn sie nicht ein ganz reines Bekenntnis ablegte. Der arme Geisterrepräsentant war zu sehr in die Enge getrieben, um nicht zu gestehen, dass er wegen seines Talentes, die Bauchsprache in hohem Grade zu reden, aus einem benachbarten Lande hergezogen sei und von den Mitgliedern des Magierordens gar ansehnlich für seine Bemühungen, Schatten zu spielen, pensioniert werde. Auch versprach er von dem fein angelegten Gewebe der Bosheit alles zu enthüllen, was ihm nur bekannt sei. Die Besinnungskraft der ganzen Schar der Beschwörer war von Entsetzen zu sehr gelähmt, als dass sie imstande gewesen wäre, ihrer Sache nur irgend einen halbleidlichen Anstrich zu geben. Ein Teil blieb vor Schreck fast am Boden angewurzelt stehen, der andere warf sich dem Fürsten zu Füssen und flehte um Gnade. Doch nicht die ward ihnen, sondern die strengste Gerechtigkeit, wie alle ihre Prozeduren nun ans Licht kamen. Einige wurden auf Festungen geschickt, andere auf immer ins Exil, und zugleich wurde den treulosen und unfähigen Staatsbedienten, die der Herzog schon längst sich aufgezeichnet hatte, somit allen ihren Kreaturen so gelohnt wie ihre Werke es verdienten. Die Revolution im Zivil- und Militär-Fach war allgemein und sehr schnell." Soweit Mylius über die Zustände im Lande der Aufklärung.

Wenn sich auch die einzelnen Züge dieser absichtlich verschleierten Darstellung nicht mit völliger Sicherheit deuten lassen, so dürften folgende Erklärungen doch auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Die wackeren

Journalisten sind Gedike und Biester, die Herausgeber der Berliner Monatsschrift, der gründlich gelehrte Kaufmann doch wohl Nicolai. Den hämischen Pfaffen, welcher zwei ganz ungeheuer dicke Folianten schrieb, möchte ich auf den hessisch-darmstädtischen Oberhofprediger Johann August Starck beziehen, welcher ein zweibändiges umfangreiches Werk schrieb „Über Krypto-Katholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften und besonders die ihm selbst von den Verfassern der Berlinischen Monatsschrift gemachten Beschuldigungen mit Akten-Stücken belegt“ (Frankfurt und Leipzig 1787.) Die Lieblinge des Herzogs in der Gesellschaft der geheimen Magier sind natürlich Wöllner und Bischoffswerder, die Staatsminister Friedrich Wilhelms II, und der Herzog dieser selbst. Jener Mann von Biedersinn und brittischer Freimütigkeit ist wahrscheinlich der Verfasser der „Geheimen Briefe über die Preussische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Zweiten“ (Utrecht 1787). Philippson in seiner Geschichte des preussischen Staatswesens (I S. 70, S. 187) nennt als Verfasser den Geh. Finanzrat v. Borcke. Jedenfalls stimmt die Schrift dem Inhalt nach völlig zu jener Beschreibung. Besonderes Interesse beanspruchen die Mitteilungen, welche in dieser Schrift über die im Wöllnerschen Hause für Geistererscheinungen errichtete Bühne gemacht werden. „Das Zimmer, worin die geheimen Künste getrieben werden, stellt ein Viereck vor, und an den Seiten ist in einem mässigen Zwischenraum eine grosse Anzahl kleiner und niedriger Öfen angebracht, wodurch der magische Dunst und das die Augen einnehmende Räucherwerk nach Gefallen unterhalten werden. In der Mitte dieses Tempels, in einiger Erhöhung, zeigt sich die Gestalt eines Geistes, im weisslichen Gewande, von leichtem seidenen Zeuge, das wegen seiner besonderen elastischen Beschaffenheit und anderer Eigenschaften aus Frankreich verschrieben werden muss. Aber die Gestalt dieses Geistes ist nur die Hülle, womit in der grossen Geisterstunde der Körper eines Mannes, der zum geheimen Orden gehört, und der heimlich in der Gestalt des Geistes Platz nimmt, bedeckt wird. Derjenige, der zu diesem frommen Geschäfte auserlesen worden, ist ein Sachse, namens Steinert, ein Mann, der das besondere Talent besitzt, die Bauchsprache zu sprechen, das ist einen hohlen Ton aus dem Innern der Brust hervorzuholen, der die dumpfe Sprache eines aus der andern Welt vorgeladenen Geistes nachahmen soll. Man versteht sich überdem auf die besondere und geheime Kunst, dem Geiste, vermöge des an einem nicht sichtbaren Orte angebrachten magischen Spiegels und erforderlicher Bilder oder Abdrücke, die Gesichtsähnlichkeit des zu seinen Vätern versammelten Toten zu geben, den man aus dem Reiche der Schatten hervorruft. Ein gewisser grosser Fürst soll jedesmal, wenn er dieser bisher noch nicht gänzlich enträtselten geheimen Versammlung beiwohnt, gewisse stärkende Tropfen,

für deren Verfertigung der Banchsprecher Steinert eine jährliche Pension von 500 Thalern erhält, einnehmen müssen."

Auf welche Schriftsteller Mylius hinzielt, wo er von den allzeit fertigen Skriblern redet, welche von der Rotte der Antiaufklärer gedungen worden, um sie zu verteidigen, ist schwer zu sagen. Streitschriften für und wider die Aufklärung kamen in jener Zeit in grosser Menge heraus; zwei, welche sich gegen Nicolai und seine Anhänger wenden, sind: „Der Berlinismus oder Freundschaftsgespräch über Doktor Stark und seine Gegner. Templin und Ephesus 1788" und „Nicolai, Gedike und Biester in gefälligen Portionen dem Publikum vorgesetzt Erste Portion 1788."

Dass der Herzog die Gaukeleien der geheimen Magier (Rosenkreuzer) entdeckt und die Betrüger entlarvt habe, wird auch in einer anderen gleichzeitigen Schrift, einem satirischen Roman „Dreierley Wirkungen" erzählt. Es geht diese Auffassung wohl auf ein damals unter der Bevölkerung Berlins verbreiteles Gerücht zurück, das durch den Wunsch der Bevölkerung, Friedrich Wilhelm II möchte so verfahren, veranlasst war. Die Deutung einiger Tatsachen aus dem Lande der Aufklärung, die Mylius am Schluss der Beschreibung dieses Landes noch mitteilt, wird kaum gelingen. Er erzählt, dass ein Priester, ein Mann von Geist und Herz, der ein vortrefflicher Redner war, von der Gemeine nicht eher bei dem Tempel, zu dem er sich hielt, angesetzt sei, als bis er sich verbindlich gemacht hätte, einen geheimen Orden, worin er war und der dem Freimaurerorden in seiner ursprünglichen Reinigkeit glich, (also wohl den Illuminatenorden), zu verlassen. Andererseits habe man in eben der Stadt zwei Priester geduldet, deren sittenloser Lebenswandel stadtkundig war. Der eine von ihnen ist vielleicht der Prediger Stork, der 1791 wegen unsittlichen Lebenswandels abgesetzt wurde.

„Ein ausserordentlich fähiger Kopf von Schullehrer" heisst es weiter, „wurde seines Amtes schnell entsetzt, weil seine Oberen in Erfahrung gebracht hatten, dass er

— — lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb —

und mit Schauspielern Umgang pflog, obgleich diese sehr rechtliche Leute waren, denen der ganze Frömmlertross die Schuhriemen aufzulösen nicht wert war, und doch behandelte man in eben der Stadt die Theaterangelegenheiten mit einer solchen Wichtigkeit, als wenn von nichts geringeren als vom Wohl und Wehe des Staates die Rede sei.

Die Erlebnisse, welche Holberg seinen Helden im Lande der Gottesleugner, in Mikolak, bestehen lässt, übergeht Mylius aus leicht begreiflichen Gründen. Gar eigenartige Einrichtungen findet Niels im Lande Mürak: Staupenschlag, Brandmal, Galgen und ähnliche Strafen, womit die benachbarten Völker Bosheiten und Bubenstücke zu züchtigen

pflegen, kennt man dort nicht, sondern in der Absicht, die Verbrecher, statt sie zu bestrafen, auf bessere Wege zu bringen, gibt man ihnen Purganzen und Vomitive. Niels sieht einen Sträfling, der, weil er mehrere schlechte Bücher verfasst hat und durch Gesetze und Verbote seinen Autorkitzel nicht hat zähmen lassen, der öffentlichen Kur anheimgefallen ist und an jenem Tage die fünfzehnte Dosis hat einnehmen müssen.

Diese Stelle des Holbergschen Werkes hat Mylius in seiner Bearbeitung zu Angriffen auf zeitgenössische Schriftsteller benutzt. Bei ihm sieht Niels Klimm drei solcher Missetäter, die folgendermassen charakterisiert werden:

„Der Misselater mit dem düstern Blick und der platten Markthelferphysiognomie, worin Dünkel und härenartiger defensiver Trotz sehr kenntlich ausgedruckt sind, ist der Fürst aller geistlosen Skribler, der bald die Porträts von Kaisern, von Königen und grossen Feldherren, bald von Frauenzimmern, edel von Geburt oder von Herzen, in den allerpossierlichsten Farben hinkleckt, bald, von Musterschreibern und Profossen aufgefordert, die der Freche für Stabsoffiziere auszugeben sich nicht entblödet, die Heereskraft benachbarter und weit entlegener Mächte, in dicken Bänden, mit derben Fehlern und Unrichtigkeiten durchspickt, zusammensummiert, bald würdige Verstorbene nicht in Ruhe lässt, ihnen seine Freundschaft und Gedichte anlügt, die vorlängst zum Schofelarchiv bestimmt waren. Seine Schreibewut hat weder der kritische Areopagus zu Nilreb noch der zu Anej bändigen können, vergebens hat der wackre Rednas die satirische Geissel über ihn geschwungen, vergebens die Obrigkeit Warnungen und Mandate gegen ihn ergehen lassen. Vor kurzem hatte er die Unverschämtheit, mit gewaltigem Geräusch eine Klapperjagd gegen die Kunstrichter anzustellen. Das machte denn das Mass seiner Sünden voll."

Der hier von Mylius hart mitgenommene Literat ist Ad. Fried. Geisler d. J., der Staatsgeschichte und Rechte Beflissener zu Leipzig, geb. zu Rahmsdorf im Stifte Zeitz 1758, wie seine bei Hamberger-Meusel im Gelehrten Teutschland Bd. 2 S. 512 aufgezählten Schriften und eine Rezension in der Allgemeinen Literaturzeitung (1788 I, 243) verglichen mit den Anspielungen bei Mylius deutlich erkennen lassen. Auf folgende seiner Schriften bezieht sich Mylius' Tadel: Leben und Charakter Leopolds, Herzog von Braunschweig 1786, Leben und Taten des Generals Hans Joachim von Ziethen 1787, Gallerie edler teutscher Frauenzimmer mit Schattenrissen (Halle 1784—88), Allerneuester Zustand der Kurf. Sächs. Armee auf 1781 (Halle 1781), Allerneuester Zustand der Hannoverschen Armee (Halle 1781), Geschichte und Beschreibung des Kurf. Sächs. Infanterie-Regiments Graf Anhalt (Halle 1782), Geschichte und Zustand der Grossbritannischen Kriegsmacht (Dessau und Leipzig 1784).

Der Vorwurf, dass er würdigen Verstorbenen seine Freundschaft und seine Gedichte anlüge, wendet sich gegen seine Ausgabe von Höltys Gedichten „Christ Ludw Heinr Höltys hinterlassene Gedichte nebst Nachricht aus des Dichters Leben (1782—1783). Gegen diese Ausgabe ist auch eine Erklärung im Deutschen Museum (1783 I S 394) von L von Stolberg und J H Voss gerichtet, in der eine ganze Anzahl von Gedichten als unecht bezeichnet und „der vorangeschickten Erzählung von Höltys Leben und Charakter“ nachgesagt wird, dass sie „von Unwahrheiten wimmle“.

Der kritische Areopag zu Nilreb und Anej ist die Allgemeine Deutsche Bibliothek zu Berlin und die Allgemeine Literaturzeitung zu Jena, von denen jene im 69 Bande S 466 und im 70 Bande S 466, diese 1788 I S 243 sehr ablehnend und verwerfend über Geislersche Schriften geurteilt hatte. Der „wackre Rednas“ ist wohl Johann Daniel Sander, privatisierender Gelehrter in Berlin, der u a. für die von Mylius herausgegebenen kleinen Romane, Erzählungen und Schwänke verschiedene Erzählungen lieferte. Wo und wie er „die satirische Geissel“ über Geisler geschwungen, habe ich nicht ermitteln können. Übrigens hinderten weder diese Besprechungen noch der von Mylius unternommene Angriff den edlen Literaten an der Fortsetzung seiner gewohnten Tätigkeit. er veröffentlichte noch eine Schrift über Joseph II, schrieb eine „Ausführliche Lebens-, Regierungs- und Totengeschichte Friedrichs des Grossen“, eine Lebensgeschichte Gustavs III. von Schweden, einen Bericht über den Zustand der türkischen Kriegsmacht u. a. m.

Über einen zweiten Missetäter lässt Mylius den Begleiter des Niels Klimm folgendermassen berichten: „Der keckaussehende Bursche, den du über und über mit spanischen Fliegen bedeckt siehst, hat unter allen Büchermachergesellen die eherneste Stirn, er bleibt ganz kalt bei den Streichen, die edelgesinnte Rezensenten oder Buchdrucker ihm geben, und zeigt sich in der literarischen Welt bald als Weib, bald als Mann. Als Weib streute er unter wohltönendem Namen durch unsere ganzen Planeten Avertissements aus, worin er alle menschenfreundlichen Damen aufforderte, sich mit dreihundert anderen zu verbinden, die unter sich einen Orden errichtet hatten und ihre tätige Beihülfe einem Institute zu schenken, das die wohlmeinende Absicht hatte, die so sehr vernachlässigte weibliche Erziehung zu verbessern. Der Fonds dazu sollte ein Journal sein, welches die Damen des Ordens herausgeben würden. Den Gewinn, den dieses Werk abwürfe, wolle man zu einem wohltätigen Behuf verwenden. Diese Ankündigung machte Aufsehen, der Edle von Gnossrg spielte die verkappte Dame recht gut und warf in einem ungeheuren Wortschwall mit vielen edlen Sentiments um sich.“

„Teils Eitelkeit, teils Neugier, teils wirklicher Hang zum Wohltun führte in kurzem zwölfhundert Pränumerantinnen in seine Netze, eine

Anzahl, deren unsere besten Journale sich nicht rühmen können. Der Druck dieses Journals nahm seinen Anfang. Nie hat man einen abgeschmackteren krüppelhafteren Plan gesehn, nie eine mehr schnitzervolle, holprige, unpatriotischere Schreibart, nie unrichtigere, falschere Sätze, Schlüsse und Folgerungen, nie schiefere Urteile, absurdere Behauptungen und Meinungen, nie unerträglichere Egoismen, grössere Kompilationen, mehr auffallende, gehäuftere Widersprüche, klareren Unsinn und ekelhaftere Zoten, die gleich jede ehrbare weibliche Seele zurückstossen mussten. Plötzlich trat der Edle von Gnosburg selbst auf die Scene und gab sich für einen unschuldig Geächteten, Gestürzten, mit Hinterlist von Stadt zu Stadt Verfolgten aus, da er doch nur die gelinde Strafe eines fast ehrlosen Anschlags litt. In der Wärme, worin er bei seinen Deklamationen geriet, verschob sich die Damenmaske ein wenig. Dennoch ging das Ding eine gute Zeit fort, bis das hohe Tribunal zu Anej, das so wenig den Mann von schlechtem Herzen als den Schriftstellerling duldet, alle seine Schliche aufdeckte und ihn gänzlich entlarvte. Als Mann ist er ein jämmerlicher Staatsmarktschreier, der seine höchst dürftigen politischen Kenntnisse in einen elenden Schnickschnack und seine unlauteren Absichten in den Mantel des Biedermanns hüllt, der mit ziemlich dürren Worten sich zum Premierminister oder Instruktor eines Fürstensohnes anträgt, der sich die Miene gibt, als lausche er an den Türen aller Kabinette der entferntesten Mächte, als habe er ganz den adlerscharfen Überblick eines Kaunitz und als könne er in einem Hui den Ruf der Regenten gründen und zernichten. Auf diese sowohl als auch auf die würdigsten Männer und Schriftsteller der Nation tut er gar häufig banditenmässige Ausfälle."

„Einer der männlichsten Ritter legte vor kurzem seine goldne Lanze, die schon Männer in grosser Anzahl zu Boden gestreckt hat, gegen ihn ein, aber plötzlich besann er sich, dass das Zweiglein eines so ehrenvollen Todes nicht wert sei und liess ihn laufen. Dafür schwur ihm denn der Wicht unauslöschliche Rache und sobald er nur seinen Namen hört, stellt er sich ganz ungeberdig. Vor kurzem hat er die Bildsäule des grössten Mannes unter den Königen, den es seit mehreren Jahrtausenden auf unserm Planeten gegeben, mit der Zügellosigkeit des ausgelassensten Gassenbuben verstümmelt und besudelt. Nun hielt ihn die Obrigkeit zur Strafe reif und wird ihn, wenn die gegenwärtige Kur nicht anschlägt, hinbringen lassen, wo er eigentlich hingehört — ins Hospital der Unheilbaren trotzdem, dass er halblaut der Sohn einer erhabnen Monarchin zu sein behauptet."

Mylius hat hier über die Persönlichkeit des Angegriffenen durch Nennung des nur wenig verstellten Namens keinen Zweifel wollen aufkommen lassen.

Der Edle von Gnossig ist der Edle von Grossing oder vielmehr, da er sich den Adel fälschlich angemasst und seinen Namen verändert hatte, Franz Matthäus Grossinger, einer der schlausten Gauner und Betrüger seiner Zeit. Er war 1752 zu Comorn in Ungarn als der Sohn eines bürgerlichen „Fleischhackermeisters" geboren, wurde im Jesuitenkollegium zu Ofen erzogen, ging nach der Auflösung des Ordens nach Wien, wo er auf Empfehlung einer hochgestellten Persönlichkeit von Maria Theresia zum K. K. Hofsekretär mit einem Gehalt von 700 Gulden ernannt wurde.

Nach dem Tode dieser Fürstin, als deren Sohn er sich später ausgab, wurde sein Gehalt eingezogen, da er nur Titularhofsekretär war, und er bald darauf wegen böswilliger Verleumdung gerichtlich seines Titels als Hofsekretär verlustig erklärt, ja „wegen Dukatenbeschneidung aus allen K. K. deutschen Erblandern abgeschafft." Nun begab er sich auf Reisen und lebte von einem ehrlosen Handel, indem er Abschriften und Nachrichten vom Wiener Kabinett mitteilte Auch Friedrich dem Grossen suchte er sich auf diese Weise zu nahern, aber Friedrich antwortete: Je ne veux pas les secrets de tel homme Daneben widmete er sich der Schriftstellerei er schrieb u. a Allgemeines Toleranz- und Religionssystem für alle Staaten und Völker in der Welt, Leipzig 1784 und Pabstengeschichte im Grundriss Bei dem letzteren machte er es wie später gewöhnlich, er gab als seine Leistung aus, was gar nicht von ihm stammte. Seine „Pabstengeschichte" war die Übersetzung eines französischen Werkes von Linguet, Rendez à César ce qui appartient à César ou Introduction à une nouvelle histoire philosophique des Papes Da aber die literarischen Arbeiten ihm geringen pekuniaren Ertrag brachten, sann er auf andere Mittel, sich Geld zu verschaffen.

Die damals in Deutschland verbreitete Vorliebe für geheime Gesellschaften brachte ihn auf den Gedanken, eine Art Freimaurerorden für Damen, den Rosenorden, zu gründen Der Zweck desselben sollte „Beförderung des allgemeinen Glücks der Menschheit, Erziehung der schöneren Hälfte der Erdenbewohner, Verpflegung verlassener Witwen, Versorgung trauernder weiblicher Wesen" sein

Er bediente sich des Kunstgriffes, die Ehre der Gründung nicht sich selbst, sondern einer Dame, einer gewissen Frau von Rosenwald, beizulegen, die bei Halle a. d Saale wohnen sollte, aber nur in seiner Einbildung existierte. Er nannte sich den immerwährenden Sekretär des Rosenordens und legte sich jetzt den Rang eines Barons bei.

Auch eine Zeitschrift wurde für den Orden gegründet, das Damenjournal (Halle 1784 und 1785), welches angeblich von den Mitgliedern

des Ordens zum besten einer Erziehungs-Anstalt für arme Mädchen herausgegeben wurde

In Leipzig, von wo aus er diese neue Unternehmungen ins Werk gesetzt hatte, wurde sein Treiben so anstössig, dass Universität und Rat ihn freundschaftlich ersuchten, sich je eher, je lieber zu entfernen

Er ging nach Halle und rächte sich an dem Leipziger Rat durch ein Pasquill auf den ersten Bürgermeister Leipzigs, Geh Kriegsrat Müller, das er in dem Damenjournal abdrucken liess Der gleichen Kampfesweise bediente er sich in Halle gegen Professor Furster, der ihm in Censurangelegenheiten nicht zu Willen gewesen war

Da das Damenjournal bei der Kritik reichlichen Tadel, aber keine Anerkennung fand, setzte es Grossing unter einem andern Namen fort: „Flora, ein Journal von und für Damen“ (Halle 1786 auf Kosten der Damengesellschaft, 4 Bände) Auch gab er in dieser Zeit ein „Rosenblatt von und für Damen“ (2 Bände Halle auf Kosten der Damengesellschaft) heraus. Nachdem er sich in Halle ebenfalls unmöglich gemacht hatte, begab er sich nach Berlin Aber die Zeit seines Glanzes war vorüber

Die Allgemeine Litteratur-Zeitung hatte 1788 (I S. 227—230) bei Gelegenheit der Besprechung seiner lehrreichen Erzählungen eine geradezu vernichtende Kritik an seiner gesamten Tätigkeit geübt, sodass seine eigenartige litterarische Arbeitsweise — er kaufte Manuskripte und liess diese als seine Werke drucken — nur geringen materiellen Erfolg hatte, auch die Einkünfte aus dem Rosenorden wurden immer geringer, da den meisten der Beteiligten ziemlich bald klar geworden war, dass sie einem Betrüger in die Hände gefallen waren Aber eine neue Zeitschrift „Das Staaten-Journal“, in dem sich Grossing über himmelschreiende Ungerechtigkeit der Grossen beklagte und sich als „einen unschuldig Geächteten, Gestürzten, mit Hinterlist Verfolgten“ ausgab, auch in frechem Ton gegen alle diejenigen Personen die heftigsten Ausfälle wagte, die ihm schickliche Gegenstände seiner Schmähsucht schienen, fand Leser und Freunde

Am schärfsten wurde Nicolai von ihm angegriffen, wohl wegen der Rezension, welche im 59 Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek über Grossings Schriften veröffentlicht war Die Schmähungen im Staatenjournal (1787 Juni S. 289 und 294, September S 397 und S 400, November S. 184) waren so gemeiner Art, dass Nicolai — denn ihn meint doch wohl Mylius mit seinem Ausdruck „einer der männlichsten Ritter“ — auf eine litterarische Entgegnung verzichtete und seinen Gegner beim Kammergerichte wegen Schandschriften verklagte

Noch ehe diese Klage zum Austrag kam, wurde Grossing wegen falscher Wechselgeschäfte gefangen gesetzt, doch gelang es ihm, zu entwischen und aus Berlin zu entkommen Die weiteren Schicksale dieses Betrügers sind mir unbekannt geblieben Meusel, Gelehrtes Teutschland

Band 2 (1796) S. 681 weiss von ihm zu berichten: „seit 1788 sitzt er gefangen im Bergschloss zu Grätz“. Es ist also wahrscheinlich, dass Grossing sich nach Österreich zurückbegeben hat und dort ergriffen und wegen seines Handels mit Abschriften von Akten des Wiener Kabinetts verurteilt worden ist.

Wenn Mylius recht unterrichtet ist, war Grossing auch der Verfasser des anonym erschienenen: Lexikon aller Anstössigkeiten und Prahlereien, welche in denen zu Berlin in fünfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs II. vorkommen. (Leipziger Messe 1789. Mit dem Bilde des Schlosses von Hubertusburg.) Es dürfte dies dann seine letzte Arbeit gewesen sein.

Ein dritter wird von Mylius folgendermassen abgetan: „Der Krüppel endlich dort mit dem konfiscierten Gesicht hatte ehedem ein öffentliches Amt, bestahl aber die Landeskasse und schlich nun so eben bei dem Galgen weg. Hunger trieb ihn zur Schriftstellerei, ohne dass er die Sprache verstand, worin er schmierte. Er sammelte, wovon er wusste, dass es den besten Abgang haben würde, Stadt- und Familien-Anekdoten, und trug sie mit einer Brühe von Rinnsteinwitz auf, wofür er denn freilich mit mancher tüchtigen Prügelsuppe vorlieb nehmen musste, sich aber auch manches Dukatchen erwarb, wenn er die Materialien benutzte, die ihm hämische Leute von ihren Nachbaren und Bekannten für seine prangermässigen Blätter einschickten. Einst entwich er, der fast immer im Schuldturme sass oder zwei Alguzils, in Livrea gekleidet, bei sich hatte, seinen Gläubigern. Wo er sich hingeflüchtet hatte, liess man ihn bald als einen Auswurf über die Grenze bringen. Er hatte auf weitaussehende Spekulation ein Mädchen von sehr vorteilhafter Bildung, aber eben nicht vom besten Leumund geheiratet, das des Morgens wacker in der Manege karrakolliert, des Nachmittags aber eben so weidlich in der Bahn der Philosophie und Dichtkunst.“

„Der feine Zeisig auf dem Grossvaterstuhl wurde vor einiger Zeit wieder hierher berufen, setzte sein Schmiererhandwerk fort und hatte keine bestimmte Arbeit als zuweilen die Rolle des Bouffons an der Tafel eines angesehenen Mitgliedes des hohen Rats zu spielen, das, wenn es von seinen vielen Krankenbesuchen zurückkam, gern eine solche Zerstreuung hatte. Dafür und damit er vom Staate nichts Böses sudle, bezahlt ihm dieser eine ganz ansehnliche Pension. Vor einigen Tagen ist sein hoher Gönner gestorben, und der hohe und kleine Rat sind einig geworden, einen Versuch zur Heilung dieses alten Sünders zu machen; man gibt ihm täglich ein paar starke Vomitive, hilft dies nicht, so schickt man ihn ins Raspelhaus.

Wahrscheinlich bezieht sich diese Schilderung auf den Kriegsrat August Friedrich Cranz. Von seinen Pasquillen und ähnlichen Schriften verzeichnen Schmidt und Mehring im Gelehrten Berlin eine ganze Reihe

Mirabeau in seiner Geheimen Geschichte des Berliner Hofes (II, 139) schreibt über ihn: „Der Pasquillenschreiber Cranz, welcher von Friedrich II. aus dem Lande gejagt ward, weil er die Kasse bestohlen und ein Pferd dreimal verkauft hatte, ist mit 800 Talern Pension wieder zurückberufen worden. Der König wollte, dass ihn Herzberg anstellen sollte. Dieser antwortete, der Mann sei zwar voller Talente und sehr schätzbar, aber zu wenig diskret, als dass er bei auswärtigen Angelegenheiten gebraucht werden könnte. Nun schlug ihn der König dem Minister Werder vor, welcher die Fähigkeiten und Einsichten Cranzens zwar eingesteht, zugleich aber hinzusetzt, da sich Kassen bei ihm befänden, könne er Cranzen nicht brauchen. Endlich bringt der König den überall gelobten und überall zurückgewiesenen Cranz bei den Landständen an, die ihm für sein Nichtstun 800 Taler geben." Zu dieser Charakteristik stimmen die Notizen, welche Redlich in der Allg. D. Biographie zusammengetragen hat. Nur über seine Frau heisst es dort abweichend von Mylius Darstellung, Cranz habe sich in Altona mit einem sehr wohlhabenden Mädchen verheiratet, das sich später wieder von ihm scheiden liess.

In der Stadtapotheke zu Mulak findet Klimm unter andern Pastor Schliglasbers „Trost eines von dieser Welt abscheidenden Gläubigen" und „Erbauliche Betrachtungen auf alle Tage des Jahres" vom Oberpriester Ezög als vorzügliche Purgiermittel aufbewahrt. Mylius will mit dieser spöttischen Bemerkung den aus seinem Streite mit Lessing bekannten Hauptpastor Göze in Hamburg und den orthodoxen Oberkonsistorialrat Silberschlag in Berlin treffen.

Weiter geht Niels Klimms Reise durch die mannigfachsten Wunderländer. In dem Lande der überaus frommen und sittenstrengen Tumbakauer trifft Klimm in einer Weinstube einen kleinen feinen Mann mit einer Adlernase, einem stolzen Air und brennenden Augen in Gesellschaft zweier Komödiantinnen. Von jenem Manne heisst es: „Er ist eine Person, welche die wichtigsten Ämter im Staate bekleidet und billig ein Muster der grössten Sittsamkeit sein sollte, und verschlampampt hier sein Vermögen, ohne weder Rücksicht auf seine eigenen noch nicht völlig erzogenen Kinder noch auf die Armen und Waisen zu nehmen, deren Vater er auch sein sollte, aufs unverantwortlichste mit Komödiantinnen und Courtisanen jeder Art. Das Mädchen mit dem fürchterlichen Embonpoint und den beinahe gichtischen Bewegungen der Freude dort ist unsere erste tragische Schauspielerin, die trotz ihrer mutterartigen Figur in den jugendlichsten Rollen fast Abend für Abend unser Auge beleidigt. Sie hat schon manchen auf die Hefen gebracht und wird gewiss mit diesem alten Schächer nicht säuberlicher verfahren." Für die Zeitgenossen waren diese Andeutungen hinreichend, um die gezeichneten Personen zu erkennen, für uns sind sie es nicht mehr.

Nach Verlauf von 8 Monaten kommt Niels Klimm sehr ermüdet in Potu wieder an. Sein Reisejournal wird gedruckt und sehr gelobt. Um sich aus seiner niedrigen und, wie er meinte, unwürdigen Stellung emporzuarbeiten, stellt Niels Klimm den Antrag, alle Frauen und Mädchen von öffentlichen Ämtern zu entfernen. Derartige Neuerungsanträge schafften, wenn sie angenommen wurden, dem Antragsteller hohe Ehre, wurden sie aber abgelehnt, so hatten sie harte Strafe zur Folge. Da Klimms Antrag verworfen wurde, traf ihn die Strafe der Verbannung und zwar sollte er mit anderen Gesetzesübertretern von den Kujaks oder Postvögeln, riesenhaften Vögeln, die zu bestimmten Zeiten nach Potu kamen, nach dem Firmament befördert werden.

Dies geschieht und Niels kommt hier in das Land der Affen; er gelangt durch Erfindung der Perrücke zu hohem Ansehen, wird aber wieder gestürzt, macht als Galeerensklave weitere Reisen durch die wunderbarsten Länder, erleidet Schiffbruch, kommt zu dem unzivilisierten Volke der Quamiten, die er zur Zivilisation führt und deren König er wird. An der Spitze dieses seines Volkes macht er grosse Eroberungen und gründet die fünfte Weltmonarchie, verscherzt aber durch eigene Schuld die Anhänglichkeit seiner Untertanen, die ihn zur Flucht zwingen. Er rettet sich in eine Höhle und gelangt durch diese wieder auf die Erde und in seine Vaterstadt Bergen.

Auch dieser zweite Teil enthält mancherlei Anspielungen auf Berliner Verhältnisse und Persönlichkeiten, unter andern auf das Berliner Theater und den Streit wegen des Porstschen Gesangbuches und klingt in einen Hymnus auf Friedrich den Grossen aus.

Gestatten Sie mir zum Schluss einige wenige Worte über die Tendenz und den Wert der Myliusschen Schrift.

In dem verzweifelten Ringen, das bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. zwischen den Aufklärern und Muckern anhob, hat Mylius, wie Sie deutlich gesehen haben, auf Seiten der Lichtfreunde gestanden, hat auch, was bei meinen Ausführungen aus begreiflichen Gründen zurückgetreten ist, gegen die zu seiner Zeit in Berlin herrschende Sittenlosigkeit furchtlos angekämpft. Seine Kampfesweise mutet uns nicht sonderlich an. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass bei andauerndem Kriegszustande die Sitten verwildern — es war aber ein geistiger Vernichtungskrieg, der damals geführt wurde — und dass der von ihm angeschlagene Ton der allgemein übliche war. Gewollt hat er das Beste. Und ist er auch gleich seinen Mitstreitern unterlegen, wir dürfen ihm nachrühmen: Er war ein unerschrockener Kämpfer für Geistesfreiheit und Menschenrechte.

15. (7. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20 Januar 1904, abends $7\frac{1}{2}$ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIV her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder zur ersten Sitzung im Schaltjahr 1904, teilt das Programm der nächsten Sitzungen mit und regt zur Beteiligung am Stiftungsfest, 18. März d. J., in den Festräumen des Hôtel Imperial (Schlaraffia) an.

Ia. Aus Prag. Die Archaeologische Sektion des Museums des Königreichs Böhmen begann ihre Tätigkeit am 30. Dezember 1843 und veröffentlicht seit 1854 die Památky archaeologické. Zur Erinnerung an die 60jährige Tätigkeit der Sektion und zur Feier der Beendigung des 50. Jahrganges der Památky veranstaltet die Archaeologische Sektion eine Festsitzung im Saale des Museums am 23. d. Mts., wozu eingeladen wird. Das Böhmische Museum enthält viele Funde aus dem Königreich, namentlich ostgermanische und slavische, von grosser Ähnlichkeit mit denen der östlichen Teile unserer Provinz und ist sehr gut geordnet. Der Vorstand hat Dank und Glückwunsch ausgesprochen.

B. Persönliches.

II. Das neue Mitglieder-Verzeichnis ist ausgegeben. Berichtigungen wolle man an den IV. Schriftwart Herrn Professor Dr. Pniower richten.

II. Diejenigen Mitglieder, welche ihre Photographie (Visitenkarten- oder Kabinet-Format) für das Album der Brandenburgia noch nicht eingesandt haben, wollen dies zu Händen unsers Ausschussmitgliedes Rentier Carl Burkkardt, Linkstrasse 9, tun.

III. Unser Ehrenmitglied Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Karl Möbius hat am 30. v. Mts. das goldene Doktor-Jubiläum gefeiert. Ich habe mir erlaubt, Namens der Brandenburgia mündlich Glück zu wünschen und verfehle nicht unsere Glückwünsche, auch heut noch einmal herzlichst auszusprechen. Wir rufen uns gern bei dieser Gelegenheit den Werdegang dieses vielseitigen ausgezeichneten Gelehrten ins Gedächtnis zurück. Am 7. Februar 1825 zu Eilenburg (Provinz Sachsen) geboren, widmete er sich in Berlin naturwissenschaftlichen Studien; besonderen Einfluss übte auf ihn Johannes Müller. 1852 war er wissenschaftlicher Hülfsarbeiter am Zoologischen Museum in Berlin. Am 30. Dezember 1853 erwarb er den Doktorgrad in Halle. Sein Wunsch war zunächst, sich als naturwissenschaftlicher Lehrer zu betätigen. In solcher Stellung wirkte er am Johanneum in Hamburg (1853—1868), zugleich als Dozent der Zoologie am dortigen Gymnasium academicum. Daneben beteiligte sich Möbius hervorragend an dem schnell aufblühenden Naturhistorischem Museum in Hamburg und der systematischen Ordnung der Sammlungen, die ihn zu Arbeiten über Nester geselliger südamerikanischer Wespen, über Seesterne, Gorgoniden und echte Perlen veranlassten. Ferner wirkte er mit bei der Gründung und Verwaltung des Hamburger Zoologischen Gartens und Aquariums. Das Werk über die Kieler Bucht hatte schon 1868 die Berufung Möbius als Ordinarius nach Kiel zur Folge. Dort hat er das Zoologische Museum neu eingerichtet und 19 Jahre hindurch geleitet.

Ich habe mich in Kiel, als ich an einer Weichtierfauna der Provinz Schleswig-Holstein arbeitete und auch späterhin bei Erforschung des Wattenmeeres nahe Büsum und der Nordsee bei Sylt seines Rats und seiner Unterstützung zu erfreuen gehabt und mit Möbius viele Jahre im Vorstande des Deutschen Seefischerei-Vereins, dessen Ehrenmitglied er geworden, zusammen gewirkt, wobei mir seine Erfahrung überall zum Nutzen gereicht hat. Besondere Aufmerksamkeit widmete Möbius dem Studium der Austernzucht, welche für die Küstenbevölkerung einen so wichtigen Erwerbszweig bildet. 1871 und 1872 war er Mitglied der Expedition zur physikalischen, chemischen und biologischen Untersuchung der deutschen Meere auf dem Avisodampfer „Pommerania". Hier kam er im Sommer 1871 zu dem grundlegenden Ergebnis, dass die Ostsee überhaupt nur eine Auswahl solcher atlantischen und Eismeertiere enthält, die grosse Temperaturunterschiede vertragen können. Mit Fr. Heincke gab der Gelehrte später eine Übersicht über die Fische der Ostsee. 1874 und 1875 unternahm er eine Reise nach Mauritius und den Seychellen und verweilte Monate lang auf dem poesieverklärten tropischen Korallengriff von Isle de France. Frühzeitig und mit grossem Erfolg schloss sich Möbius der Darwinschen Lehre an, welche die Zoologie unendlich befruchtet hat; aber mit kritischem Blick trat er

ihren extremen Hypothesen und Übertreibungen entgegen. Ein neuer Abschnitt begann für Möbius 1887 mit seiner Berufung nach Berlin als Nachfolger von Wilhelm Peters. Mit der Leitung der vereinigten zoologischen und zootomischen Sammlung betraut, übernahm er es, die von Lichtenstein, Peters, C. A. Rudolphi, von Johannes Müller und Reichert gesammelten und verarbeiteten Schätze im neuen Museum für Naturkunde zeitgemäss zu ordnen und systematisch aufzustellen. Seit 1896 ist Möbius an Stelle von Beyrich auch Verwaltungsdirektor des Museums für Naturkunde. Am 31. v. Mts. empfing unser Möbius zahlreiche Beweise der Anerkennung und Verehrung. Die Berliner Universität hatte eine Abordnung entsandt, bestehend aus dem Rektor, Geheimem Rat v. Richthofen und den Dekanen, denen sich zahlreiche Professoren anschlossen. Im Namen der philosophischen Fakultät überreichte der Dekan Professor Planck eine Adresse, die eine Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen des Jubilars enthielt. In gleicher Weise ehrte die Akademie der Wissenschaften ihr Mitglied. Die Hallenser philosophische Fakultät hatte das vor 50 Jahren ausgefertigte Doktordiplom in ehrenvollster Weise erneuert. Weitere Kundgebungen in Form von Adressen, Festschriften, persönlichen und telegraphischen Beglückwünschungen reihten sich an, insbesondere auch vonseiten des Museums für Naturkunde und der zoologischen Sammlung, die von Geheimrat Möbius geleitet werden.

Unserer Brandenburgia gehört der Jubilar seit 1893 als geschätztes Mitglied an. In Anerkennung seiner Verdienste ist ihm im vergangenen Jahr die Ehrenmitgliedschaft verliehen worden. Mögen dem liebenswürdigen Forscher noch manche Jahre der Tätigkeit beschieden sein.

IV. Unser Mitglied Herr Hofbuchdruckereibesitzer und Kunstverleger Eugen Trowitzsch, Chef einer altberühmten Brandenburgischen Firma zu Frankfurt a. O. ist uns leider am Neujahrstage 1904 im 50. Lebensjahre durch den Tod entrissen worden. Wir entsinnen uns gern seiner freundlichen Führung bei dem Besuch der Brandenburgia am 11. Mai 1902 in Frankfurt.

V. Professor Dr. Ferdinand Ascherson, Bruder unseres Ehrenmitgliedes Professor Dr. Paul Ascherson, Sohn eines bekannten medizinischen Dozenten der Toxikologie an hiesiger Universität ist hierselbst am 15. d. Mts. nach kurzem Leiden verschieden und am 18. auf dem Kirchhof der Neuen- und Jerusalems-Kirche, Bergmannstrasse, beerdigt worden. Ich erwähne dieses Verstorbenen nicht allein, weil er viele Jahre als Oberbibliothekar der hiesigen Kgl. Universitätsbibliothek vorstand, sondern auch weil er, mit einem eminenten Gedächtnis begabt, einer der vorzüglichsten Kenner des literarischen Berlins und der Kulturgeschichte unserer engsten Heimat war.

C. Naturgeschichtliches.

VI. Studien über Isochronenkarten. Von Dr. W. Schjerning-Charlottenburg (mit 6 Tafeln). Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1903. S. 693—783. Isochronen sind Linien gleicher Reisedauer. Sie verbinden also die Punkte mit einander, die von demselben Mittelpunkte aus in gleicher Zeit zu erreichen sind und geben auf diese Weise ein übersichtlicheres Bild der Verkehrsmöglichkeit, und ein vollständigeres, als es Kursbücher und Tabellen vermögen. Der ebenso interessanten wie mühsamen Arbeit liegt eine Isochronen-Karte der Provinz Brandenburg bei für das Jahr 1819, dgl. für 1851, 1875 und 1899, desgl. über die in 5 Stunden von Berlin aus zu erreichenden Teile unserer Provinz, endlich eine Isochronen-Karte für die nördliche Umgebung Berlins im Jahre 1902.

VII. Der Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg, dessen Vorsitzender unser II. Vorsitzender Geheimrat Uhles ist, ladet durch seinen Hauptgeschäftsführer Dr. Brühl zur Mitgliedschaft (Jahresbeitrag 3 Mark) ein. Ich gebe eine Anzahl Exemplare der Satzungen und Aufforderungen dieses höchst gemeinnützigen Vereins herum und kann auch nur meinerseits erhoffen, dass er sich viele Mitglieder aus dem Kreise der Brandenburgia erwerben möge.

VIII. Fragebogen über Volksmedizin in der Schweiz im Auftrage des Vorstandes der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde von Professor E. Hoffmann-Krayer in Basel zusammengestellt. Die Formulare sind ausserordentlich geschickt und bequem zur Beantwortung mit Zetteln eingerichtet. Für die Provinz Brandenburg fehlt eine systematische Volksmedizin noch immer; es wäre deshalb sehr zu wünschen, dass eins unserer ärztlichen Mitglieder etwas Ähnliches für unsere Heimat in die Hand nähme.

D. Kulturgeschichtliches.

IX. Prof. O. Jaekel. Über Feuerstein-Eolithe von Freyenstein in der Mark. Sitzungsbericht der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Schilderung der vom Hauptlehrer Rietz in Freyenstein, Ost-Prignitz, vor einigen Jahren im älteren Diluvial-Schotter auf der Höhe am Schützenhause ausgegrabenen Stücke. Ich halte die 6 abgebildeten Eolithen mit ihren Abnutzungs- und Anpassungs-Schartungen für echt und komme bei meinem heutigen Vortrage auf dieselben speziell zurück. Im übrigen zu vergleichen meine Mitteilung „Neolithisches, Palaeolithisches und Eolithisches“ S. 333 folg. Vgl. auch Nr. XXII.

X. Für einen volkskundlichen Gesamtverein treten verschiedene Gelehrten, darunter der unter VIII genannte Schweizer Professor

Hoffmann, ferner Prof. Dr. Johannes Bolte hier, Prof. Adolf Strack-Giessen u. andere mit folgendem Aufruf ein:

Schon längst ist von den verschiedensten Seiten die Forderung eines engeren Zusammenschlusses der volkskundlichen Vereine und Forscher erhoben worden. Die immer wachsende Ausdehnung der volkskundlichen Arbeit, das fortwährende Neuentstehen von Vereinen und Zeitschriften ist gewiss ein erfreuliches Zeichen des starken Interesses, das unseren Bestrebungen entgegengebracht wird, aber diese Entwickelung führt die Gefahr der Zersplitterung und Vereinzelung mit sich. Im Interesse sowohl der gelehrten Forschung als auch der praktischen Arbeit der Vereine und Einzelner liegt es, dass zwischen den über das ganze deutsche Sprachgebiet zerstreuten Arbeitern innigere Beziehungen als seither hergestellt werden, etwa in der Weise, dass sie sich zu einem grossen Verbande nach Art des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine zusammenschliessen. Die völlige Selbständigkeit der einzelnen Vereine und ihrer Arbeit würde dadurch in keiner Weise angetastet werden, wohl aber könnten durch freiwillige Vereinbarungen viele Schwierigkeiten, die bei dem jetzigen Zustand einer gedeihlichen Weiterentwickelung der Volkskunde und der Organisation und weiteren Ausdehnung ihrer Arbeit in den deutschen Landen im Wege stehen, mit Leichtigkeit beseitigt werden.

Praktisch würde ein solcher Verband sich etwa in folgender Weise betätigen können:

1. Die Vereine tauschen, soweit dies irgend möglich erscheint, ihre Veröffentlichungen unter einander aus.
2. Es finden regelmässige Zusammenkünfte der volkskundlichen Forscher und der Abgeordneten der einzelnen Vereine statt (jährlich oder alle 2 Jahre), die die Erörterung wissenschaftlicher und praktischer Fragen in Vorträgen und Verhandlungen bezwecken.
3. Je nach Wunsch und Bedarf schliessen sich an diese Versammlungen grössere Kongresse an, die durch geeignete Veranstaltungen das Interesse weiterer Kreise zu erregen und sie für die Sache der Volkskunde zu gewinnen suchen. Ort und Zeit mögen mit Rücksicht auf andere ähnliche Veranstaltungen gewählt werden.
4. Ein Zentralorgan (eine der bestehenden Zeitschriften oder ein Korrespondenzblatt) bringt Mitteilungen über die Arbeit der einzelnen Vereine oder Forscher, berichtet über die Verbandsversammlungen, veröffentlicht Umfragen und pflegt in jeder Weise die Beziehungen zwischen den Vereinen und Forschern. Umfragen und Mitteilungen, denen weiteste Verbreitung gewünscht wird, könnten aus dem Zentralorgan leicht von den anderen volkskundlichen Zeitschriften übernommen werden.
5. Auch grössere Aufgaben wissenschaftlicher Art, wie z. B. planmässige bibliographische Zusammenstellungen, könnte ein Verband in Angriff nehmen.

Am 6. April d. J. soll die auch die Brandenburgia interessierende Sache in Leipzig in freier Aussprache erörtert und vorbereitet werden.

Ich möchte noch anregen, dass auch recht viele Naturkundige sich der Volkskunde annehmen, Philologen, Archivare und Geschichtsforscher reichen für die Volkskunde nicht aus.

XI. E. B. Berlin von Dazumal (vor 70—60 Jahren). „Aus der Erinnerung skizziert im Jahre 1902 von einem 1825 geborenen Berliner (E. B.) für seine Kinder oder einen andern, der es lesen möchte.“ Leider vermag ich dem 1825 Neue Promenade 8 geborenen alten Herrn für die freundliche Mitteilung dieses recht lesenswerten Schriftchens nicht zu danken, da er sich nicht nennt. Einzelne kleinere Fehler, z. B. dass der Kaiser Nikolaus dem König Friedrich Wilhelm III. die Granitschale vor dem Alten Museum geschenkt habe*), vermögen dem Wert dieser gemütvollen Anfzeichnungen keinen Abbruch zu tun.

XII. Die Deutsche Stadt. Zeitschrift für deutsches Städtewesen. G. Füllborns Verlag, Dresden N. Erscheint 14tägig. 6 M. halbjährlich. Nr. 1, I. Jahrgang, Dresden 5. Dez. 1903. Ich habe die zwei ersten Nummern dieser bemerkenswerten Zeitschrift, welche eine Folgeerscheinung der denkwürdigen Deutschen Städteausstellung und des Deutschen Städtetages zu Dresden 1903 ist, ausgelegt, damit Sie sich von der Reichhaltigkeit des neuen literarischen Unternehmens sowie davon überzeugen, dass dasselbe auch der Heimatkunde dient. Gleich die erste Nummer mit dem Aufsatz „Der historische Charakter der Stadt“ legt hierfür vollinhaltlich Zeugnis ab.

XIII. Über das Hohenzollern-Museum, speziell die neuen kunsthistorischen kaiserlichen Zuwendungen, teilt der Direktor Herr Dr. Seidel folgende Einzelheiten mit.

Im versenkbaren Schautresor sind aufgestellt:

Im untersten Fach: 13 Prunkdosen Friedrichs des Grossen aus Chrysopras, Achat, Jaspis, in Gold gefasst, Gold mit Emailmalerei, reich mit Edelsteinen besetzt. Diese Dosen wurden zum Teil nach eigenen Entwürfen des Königs von Berliner Goldschmieden hergestellt. Im Nachlasse des Königs in Sanssouci fanden sich 130 mit Brillanten bebesetzte Dosen, die nach den erhaltenen Rechnungen bis zu 12 000 Taler das Stück bezahlt waren. (Vergl. Hohenzollern-Jahrbuch 1901 Seite 74 ff, wo sämtliche erhaltene bekannt gewordene Dosen und Stockkrücken publiziert sind.) In dem zunächst liegenden Fenster sind noch unmontierte Steindosen aus dem Nachlasse Friedrichs des Grossen aufgestellt. (Aus schlesischem Chrysopras den der grosse König besonders liebte.)

*) Vielleicht hat dem Verfasser vorgeschwebt, dass die beiden erzenen Rossebändiger (im Volksmunde der beförderte Rückschritt und der gehemmte Fortschritt) vor dem Schlosse nach Modellen des Baron Peter Jakob Clodt von Jürgensburg in Petersburg gegossen, ein kaiserlich russisches Geschenk sind. Die Vase vorm alten Museum hat der Baurat Ernst Cantian im Auftrag Friedrich Wilhelms III., wie in der Brandenburgia wiederholt erörtert, angefertigt.

Im mittleren Fach: Ein von Friedrich dem Grossen dem General von Gessler nach der Schlacht von Hohenfriedberg geschenkter Diamantring.

Eine Dose von Baumachat in Gold gefasst, der Schnabel mit Diamanten besetzt.

Eine ovale goldene Dose mit blauer Emailmalerei und dem in Diamanten gefassten Bildnis Friedrichs des Grossen.

Eine runde goldene Dose mit Blumenbouquet aus goldener Filigranarbeit.

Eine goldene reich mit Edelsteinen besetzte indische Spange. 19. Jahrhundert.

Eine goldene blau emaillierte Dose mit dem Bildnis eines Sultans und reich mit Brillanten besetzt. 18. Jahrhundert.

In demselben Schautresor sind jetzt auch aufgestellt die bereits früher von Seiner Majestät dem Kaiser und König überwiesenen Gegenstände aus dem königlichen Hausschatze, darunter:

Zwei mit Diamanten und eine mit farbigen Steinen besetzte Taschenuhren Friedrichs des Grossen.

Vier Spazierstöcke Friedrichs des Grossen, die Krücken aus Chrysopras mit Edelsteinen besetzt, aus emailliertem Golde, aus Stein in Gold gefasst und aus reinem Golde.

Der einzige erhaltene Teller aus dem massiv goldenen Tafelservice Friedrichs des Grossen, das 1808 von König Friedrich Wilhelm III als Beitrag zur Kriegskontribution verkauft wurde.

Sehr reichhaltig in Emmil bemalte goldene Dosen mit Darstellungen nach Gemälden Paters. Vermächtnis Kaiser Alexanders von Russland an Kaiser Wilhelm den Grossen.

Im obersten Fache: Schmucksachen, im Sarge des Kurfürsten Johann Georg und anderer Fürsten gefunden.

Einziges erhaltenes Original des von Kurfürst Friedrich II. gegründeten Schwanens-Ordens.

Anhänger mit dem Bildnisse des Kurfürsten Georg Wilhelm.

Renaissance Schmuckstücke u. s. w.

Schautisch mit Schmuckstücken aus dem Privatbesitz der Königin Elisabeth von Preussen, Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV., Diademe, Stirnspangen, Colliers, Brochen, Armbänder.

Der Königlich Bayerische Theresen-Orden mit Brillanten.

Reich mit Steinen besetztes Armband aus Haaren der Königin Luise.

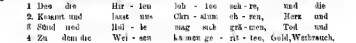
Mit reicher Vergoldung gezierte Lederfutterale der zur Krönung in Königsberg am 18. Januar 1701 benutzten Kron-Insignien: der Königskrone, der Königinnenkrone, des Reichsszepters und des Reichsapfels. Interessante Berliner Lederarbeiten von 1700.

Herr Direktor Dr. Seidel hatte Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses der Brandenburgia zu einer Vorbesichtigung am 2. d. M.

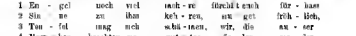
freundlichst eingeladen. Die Neuaufstellung des Museums sowie die Renovierung der alten Räume ist bis zur Abteilung Friedrichs des Grossen jetzt vollendet.

XIV. Quempas-Feier in Luckau n. L. Die Quempas-Feier (das Wort ist entstanden aus dem Anfang des mittelalterlichen Liedes „Quem pastores laudavere“ hat die Brandenburgia (V. 323 und 487) wiederholt beschäftigt. Unser Vorstandsmitglied Dr. Karl Bolle teilt mir aus dem Verzeichnis der Liturgischen Gottesdienste für die Hauptkirche zu Luckau*) zusammengestellt von A. Krahner, Archidiakonus daselbst folgende noch jetzt übliche Einzelheiten mit. Die Feier der Christnacht beginnt morgens fünf Uhr. Nach gemeinsamem Gesang folgt ein vierchöriger Knabengesang, dessen Melodie und lateinischer Text aus dem 14. Jahrhundert herstammen. Die 4 Chöre sind zu zwei gegeneinander aufgestellt.

Eigene Melodie

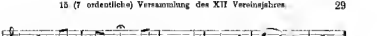


1. Den die Hir - ten lob - ten seh - re, und die
2. Kommt und lasst uns Chri - stum eh - ren, Herz und
3. Sünd und Höl - le mag sich grä - men, Tod und
4. Zu dem die Wei - sen ka - men ge - rit - ten, Gold, Weihrauch,
5. Se - het, was hat Gott ge - ge - ben? sei - nen
6. Sei - ne Seel ist uns ge - wo - gen Lieb und
7. Freut euch Al - le mit Ma - ri - a! in des
8. Ja - kobs Stern ist auf - ge - gan - gen stillt das
9. Un - ser Ker - ker, da wir sa - ssen und mit
10. Lo - bet al - le Men - schen zu - glei - che Got - tes-
11. O du hoch - ge - prie - se - ne Stun - de, da wir
12. Schön - stes Kind - lein in dem Stal - le! Sei uns



1. En - gel noch viel mehr - re fürcht't euch für - bass
2. Sin - ne zu ihm keh - ren, sin - get fröh - lich,
3. Teu - fel mag sich schä - men, wir, die un - ser
4. Myrr - hen brachten sie mit - ten, fie - len nie - der
5. Sohn zum ew' - gen Le - ben Die - ser kann und
6. Gunst hat ihn ge - zo - gen uns die Sa - ts
7. Him - mels Hie - rar - chi - a, da die En - gel
8. sehn - li - che Ver - lan - gen bricht den Kopf der
9. Sor - gen oh - ne Ma - ssen, uns das Her - ze
10. Sohn vom Him - mel - rei - che, uns zu Trost ist
11. das von Her - zens - grun - de glau - ben und mit
12. freund - lich bring uns al - le da - hin da - mit

*) Vgl. Brandenburgia XII. 263. Die Beschreibung der Kirche



1. nim-mer - meh - re, euch ist ge - born ein Kö - nig der Ehr'n.
2. lasst euch hö - ren, — wer - tes Volk der Chri - sten - heit!
3. Heil an - neh - men, — wer - fen al - len Kum - mer hin.
4. auf die Knie - e ge - lo - bet seist du Herr - all hie.
5. will uns he - ben — aus dem Leid in Him - mels Freud
6. uns be - tra - gen — zu be - su - chen aus der Höh
7. sin - gen al - le, in dem höch - sten Thron mit Schall
8. al - ten Schlangen, und zer - stört der Höl - len Reich
9. selbst ob - fra - ssen, — ist ent - zwei und wir sind frei
10. er ge - bo - ren, — Lob und Ehr sei Gott dem Herrn
11. un - serm Mun - de — dan - ken dir, o - al - lein
12. sü - ssem Schal - le — dich der En - gel er - hört.

Alle Chöre und die Gemeinde singen die folgenden Schlusssätze; zum ersten, dritten, fünften u. s. w. Verse den ersten Schlusssatz, zum zweiten, vierten, sechsten u. s. w. Verse den zweiten.



1. Got - tes Sohn ist Mensch ge - boren,
2. Freu dich wer - te Chri - sten - heit.



1. Mensch ge - born, hat ver - söh - net sei - nes Va - ters Zorn
2. Chri - sten - heit lo - bet Gott in E - wig - keit

Anmerkung. Die Verse 2, 3, 5, 6, 8, 9, (?) 11, 12 sind gedichtet von P. Gerhardt (Gesangb. der Provinz Brandenburg Nr. 86.)

Die Verse 1, 4, 7, 10 entsprechen den Versen des lateinischen Liedes

1. Quem pastores laudavere,
quibus angeli dixere,
absit vobis jam timere,
natus est rex gloriae.

4. Ad quem reges ambulabant,
aurum, thus, myrrham portabant,
haec sincere immolabant
leoni victoriae.

7. Exultemus cum Maria,
caelus coeli hierarchia
nato canit voce pia
dulci cum symphonia.

10. Christo regi, Deo nato
a prophetis indicato,
per Mariam nobis dato,
laus, honor et gloria.

Ausser diesen enthält der lateinische Text noch einen Vers

Decet laudem exlubere,
quam superni cantavere,
ex quo Christus matrem vere
cernitur introire.

Der erste Schlusssatz ist entnommen dem deutschen Text des Liedes „Nunc angelorum gloria“ (bei Schöberlein, Christliche Chorgesänge 1868), der zweite klingt an an eine Zeile des Liedes „Nunc resonet in laudibus“ (ebendas.)

XV. Otto Stiehl: a) Mittelalterliche Baukunst und Gegenwart. Festrede zum Schinkelfest am 13. März 1903;

b) Kunst und Wissenschaft in der Denkmalpflege. (Kunstchronik, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe. Neue Folge XV. Jahrg. Nr. 7, 4. Dez. 1903.)

Beide Schriften für uns Heimatkundige von grossem Interesse, Herr Bauinspektor Privatdozent Stiehl dringt zu a auf das Verständnis der alten Kunst und schliesst mit den zu beherzigenden Worten: „In diesen aus unserer Heimatkunst zu ziehenden, ganz allgemeinen künstlerischen Gesetzen finden wir festen Grund und Boden, von dem aus wir auch die Herrlichkeiten fremder Länder studieren und aus ihnen den besten Nutzen ziehen können. Wie die Wissenschaft schon längst die lateinische Sprache als Verständigungsmittel abgestreift hat und erst danach zu einem Gemeingut des Volkes geworden ist, so ist zu hoffen, dass wir auch in der Baukunst mehr und mehr lernen Deutsch zu reden und Deutsch zu bilden, danach geht heute das allgemeine Streben und Sehnen. Das heisst im Sinne der alten Meister nicht das Gute, das uns die Vergangenheit und die Fremde bietet, verschmähen, nicht in regelloser Wildheit auf die persönliche Kraft der Empfindung vertrauen, sondern in strenger Unterordnung der Person und der Einzelbildung nach grossen rein künstlerischen Gesichtspunkten alles was an Anregungen dem schaffenden Geist zuströmt, zu einheitlichem Ziele zusammenzufassen.“ — Der Aufsatz zu b ist im Sinne der Denkmalspflege, wie sie von der Brandenburgia seit langen Jahren vertreten wird, verfasst und tritt in mehreren Punkten dem Bericht des Professor Dehio über die Vorbildung zur Denkmalpflege (Nr. 2 der Kunstchronik) entgegen.

XVI. Robert Mielke, u. M. hat wieder mehrere kunstgeschichtliche Aufsätze mit prächtigen Abbildungen in den herumgereichten vier Nummern der „Weiten Welt“ veröffentlicht. Über Betten in österreichischen Schlössern Nr. 14 vom 27. Nov. 1903. S. 488 mit 5 Abbildungen, Über mittelalterliche Beleuchtungskörper Nr. 19 vom 1. v. M. S. 662, Über deutsche Torbauten, Nr. 20 vom 8. v. M. S. 668 und Über mittelalterliche Buchdeckel, Nr. 21 vom 15. v. M. S. 730. Namentlich auf die Tor-Bilder sei aufmerksam gemacht.

XVII. Professor Dr. W. Seelmann, Ober-Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek legt 2 interessante Aufsätze über Fritz Reuter aus dem Jahrbuch des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung Jahrg. 1903 (XXIX) vor. a) Die Entstehung von Reuters Läuschen zum Teil gerichtet gegen den Reuterforscher Prof. Dr. Karl Theodor Gädertz in Greifswald, S. 44—59; b) Entstehung von Reuters Reis' nach Belligen, S. 60—64. Ganz besonders interessiert uns Berliner der Zusatz „Excellenz bi Buschen“. Zu Reuters Läuschen I Nr. 46, den wir uns mitzuteilen nicht versagen können.

In Reuters Läuschen „Wat Einer hett, dat hett 'e“, Vers 66 ff heisst es:

> ik mött kuschen
> Un sitt hir likster welt, as Excellenz bi Buschen,
> Sit wunderschön hir up den Drögen

Reuters Worte „sitten as Excellenz bi Buschen“ geben eine alte Berliner Redensart*) „sitzen wie Exzellenz bei Bouché“ wieder und bedeuten „wie ein Narr dasitzen“.

Die heute fast vergessene Redensart war im zweiten Viertel des vergangenen Jahrhunderts in Geltung. Über ihre Entstehung und Bedeutung kann ich die folgende Auskunft veröffentlichen, welche mir Herr Professor **Paul Ascherson****), der bekannte Botaniker an der Berliner Universität, nach Mitteilungen gegeben hat, welche er seinem längst verstorbenen Vater, dem Berliner Sanitätsrat Ascherson, und seinem 82jährigen Freunde Dr. C. **Bolle** verdankt.

Einer der beiden Kunstgärtner Bouché, welche auf der Blumenstrasse Nr. 11 und 68—70 wohnten, pflegte zu Zeiten, etwa wenn die Hyazinthen in Blüte standen, seinen grossen Garten dem besseren Publikum zur Besichtigung zu öffnen und bei dieser Gelegenheit den Besuchern durch seine Gärtnergehilfen Kaffee anbieten zu lassen. Einst kam auch der Minister von Klewitz, besichtigte die ausgestellten blühenden Blumen und bat dann um Kaffee. Der bedienende Gärtnergehilfe, welchem die Gewandtheit und Dienstwilligkeit eines Berufskellners abgehen mochte und der vielleicht auch nur widerwillig solche Dienste leistete, liess den Minister über Gebühr warten. Dieser beschwerte sich deshalb bei dem Besitzer, er sitze schon eine Viertelstunde wie ein Narr da und müsse immer noch auf Kaffee warten. Bouché fuhr darauf mit den Worten „Excellenz sitzt schon eine Viertelstunde wie ein Narr“ den Gehilfen an. Der Berliner Volksmund griff dieses Begebnis auf, um ein neues geflügeltes Wort zu schaffen, um so eher dazu bereit, als der Minister von Klewiz nicht gerade für sehr „hell“ galt und man seine grosse Sparsamkeit kannte. Dass man ihn sehr gern dem Spotte preisgab, beweist auch eine bösartige Charade auf seinen Namen, die man dem Kronprinzen, späterem Könige Friedrich Wilhelm IV., in den Mund legte. Sie lautete: „Die erste frisst das Vieh, Die zweite habe ich nie, Das ganze ist eine Landplage.“ Es wird erzählt, dass der Minister sich deshalb beim Könige Friedrich Wilhelm III. beklagt und dieser den Kronprinzen zur Rede gestellt habe. Der Kron-

*) Als solche ist sie schon von C. F. Müller, Der Mecklenburger Volksmund Nr. 109, erkannt. Seine Erklärung, die dem Richtigen nahe kommt, ist aus der obigen Ausführung zu berichtigen. W. S.

**) Unser verehrtes Ehrenmitglied. E. Fr.

prinz habe erwidert, die Lösung, welche er im Sinne gehabt habe, als er das Rätsel aufgab, sei „Heuschreck“ *)

Der Bezug auf den Minister von Klewiz giebt einen Anhalt für das Alter der Redensart „Excellenz bei Bouche“ Klewiz ist 1817—25 Finanzminister gewesen, wurde dann in Magdeburg Oberpräsident und ist hier 1888 gestorben. Heute erinnern sich der Redensart nur ältere Berliner.

XVIII Berlin-Historisch-biographische Blätter Herausgegeben von Julius Eckstein Von dieser im Imperial-Folio-Format mit glänzender Ausstattung herausgegebenen Zeitschrift liegt eine Nummer vor, welche die alte angesehene Metallwaren-Firma J E Deguer, Gertraudtenstrasse 13 und Friedrichsgracht 44—47, mit historischen und aktuellen Bildern, ausgestattet, ausführlich und geschmackvoll behandelt.

XIX C v. Sivers, Kunstgewerbe fürs Haus Eine nicht minder vornehme Zeitschrift in Längs-Folio bietet uns ein Heft vom 4. Jan. 1904 mancherlei Kunstgewerbliches und Kunsthistorisches. Auch diese für die Heimatkunde nicht unbedeutsame Zeitschrift sei ihrer besonderen Beachtung empfohlen

XX Bilder aus Dahmes Vergangenheit Text zu lebenden Bildern Ein Heimatspiel von Klara Brünig-Dahne 1903. Die Dichterin, eine gute Kennerin der in Betracht kommenden Gegend, behandelt die Gründung der Stadt um 1000. — Ankunft der Herren von Dahms um 1200, — Dahme als bedeutender Handelsplatz um 1300; — Verkauf der Stadt an den Herrn von Dahms 1301, — Eroberung der Stadt durch Podiebrad, König von Böhmen 1457, — Im Karmeliter-Kloster, Reformationszeit, Trauung des Priors von Luckau 1542, die Schweden in Dahme 1637; — Zeit des Niederganges, der grosse Brand 1666; — Unter den Herzögen von Querfurt-Weissenfels 1648—1746, Brautzug; — Franzosenzeit 1813, Szene im Lehmannschen Hause; — Allegorisches Schlussbild

Die Brandenburgia würde es gern begrüssen, wenn alle kleineren Ortschaften unserer Provinz in dieser oder ähnlicher Form zur Belebung des Heimatgefühls und der Heimatkunde beitragen wollten

XXI Otto Heinrich Böckler, Die letzte Schlacht Ein vaterländisches Schauspiel in 4 Aufzügen Berlin 1903. Verlag von Wilh. Bruhn Der Dichter, bekannt durch sein Drama Jatschko von Köpenick**). Ein vaterländisches Schauspiel mit einem Vorspiel

*) Nach etwas derberer Lesart hätte der Kronprinz Herrn von Klewitz das Rätsel selbst aufgegeben Das erste frisst das Vieh, das zweite haben Sie nie und das Ganze sind Sie! E Fr

**) Die Herren Autoren wollen beachten, dass die kürzlich von Amtswegen als allein berechtigt eingeführte Schreibweise „Cöpenick“ statt bisher „Coepenick“ lautet. — E. Fr.

und drei Aufzügen, greift nunmehr ins frühe Mittelalter um 475 zurück, auf die Sage von der letzten Schlacht Im Brandenburger Lande steht der uralte Riesenbaum, in dessen Nahe die letzte Schlacht der Germanen gegen die übermachtig eindringenden Slaven ausgefochten wird Im ersten Aufzug zeigt sich ein gross angelegtes Bild aus der Völkerwanderung und zwar der Untergang des germanischen Volksstammes der Harulunger (Heruler) in ihrer Feste Brandenburg auf dem heute noch nach ihnen benannten Harlunger Berge. Der Stamm, von den nachrückenden Wenden bedrängt, wird obendrein dadurch geschwächt, dass Odoeker die junge Mannschaft der Hevelgaue zu einem Zuge nach dem Sehnsuchtslande Italien aufruft Und während sie unter Leitung dieses kühnen Heerkönigs zur Eroberung des Weltenthrones im goldenen Rom abzieht, erliegt der Rest des Stammes auf dem Heimatboden, „dei Mark, die heil'ger Hammerwurf einst mass", der slavischen Übermacht Der Wendenfurst Chokna von Potsdupim (Potsdam) zieht als Sieger in die alte germanische Brandenburg ein Somit ist das Schauspiel „Die letzte Schlacht" ein Gegenstück zu Böcklers früherem Werk „Jaschko von Köpenik", das die endgultige Wiedereroberung Brandenburgs und die letzte völlige Unterwerfung der Wenden durch Albrecht den Baren zum Gegenstand hat Aus den Einzelheiten des Stückes wollen wir folgendes mitteilen: Der Held desselben ist der Furstenspross Wisand, der um die Tochter des Stammesfursten Wulf wirbt, von diesem aber beschieden wird, er solle erst durch eine kühne Tat beweisen, dass er würdig sei, der Eidam und Erbe des Herzogs zu sein Die Gelegenheit zu dieser Heldentat scheint ihm der Plan Odoeker's zu bieten; doch Furst Wulf widersetzt sich dessen Rüstungen, da er voraussieht, dass es an der Havel bald genug zu tun geben wird Trotzdem leistet Wisand, durch seinen Jugendfreund Odoeker begeistert, diesem das Andbahts- (Gefolgschafts-) Gelübde, und auch Wulf's Tochter Hildegard bestärkt ihn darin, auch sie berauscht der Gedanke, dass auf dem glänzenden Kaiserthrone ein Germanenkönig und ihm zur Seite ein Germanenweib sitzen werden. Und, austatt, wie es Wulf erwartet, Odoaker im Thing entgegenzutreten, entflammt Wisand gerade die Volksgenossen für die Romfahrt, und die gesamte Jugend Brandenburgs rüstet sich, um Odoeker zu folgen Da tritt den Ausziehenden die Stammesseherin entgegen und ruft ihnen warnend zu, nicht vor Rom werde die Entscheidung Runenlos fallen, sondern „hier auf Brandenburger Sand wird einst die letzte Schlacht geschlagen!" Wisand, von diesem Göttergspruch betroffen, bricht das Andbahts-Gelübte; er will auf Ruhm und Ehre verzichten, eher das bedrängte Vaterland nicht im Stiche lassen Fürst Wulf jedoch, der ihm die Hauptschuld an der Zersplitterung des Stammes beimisst, lässt ihn wegen Gelobnisbruchs bannen Die Folge ist, dass nun auch die Freunde Wisand's mit diesem Brandenburg

verlassen und sich in dem Burgwall unfern der Wendenfeste Potsdupim („Römerschanze" bei Nedlitz) festsetzen Dadurch, dass der Wende Chokus vergeblich versucht, Wisand zur Rache an Wulf und zum Verrat zu verlocken, erfährt dieser, dass die Brandenburg bedroht ist, kehrt trotz der Bannung zurück, um, wenn möglich, Wulf mit dem Reste des Stammes zu retten, und fällt im Verzweiflungskampfe mit den gesammten Volksgenossen. Dem siegreichen Wenden aber, der sich und sein Volk am Ziel seiner Wünsche wähnt, ruft die sterbende Seherin zu:

„Du irrst, wenn du dich rühmest, die letzte Schlacht
Sei siegreich heute hier von dir geschlagen,
Noch warfen dieses Landes Schicksalsrosse
Zum letzten Mal die Mähnen nicht empor!
Und oft und aber oft noch siehst rot
Vom Blut der Kämpfenden die stille Bahn
Der Havelstrom durch seine grünen Ufer . . .
. . Denn ob auch tost von Strand zu Strand
Der Völkerbrandung Dräun und Klagen,
Doch wird auf Brandenburger Sand
Dereinst die letzte Schlacht geschlagen!"

Das nächste dramatische Werk Böcklers wird die ebenso geheimnisvolle wie merkwürdige Gestalt des falschen Waldemar behandeln, an der sich bereits so viele märkische Schriftsteller versucht haben

XXII. Ernst Friedel: Eolithe-Palaeolithe-Neolithe. — Ausstellung der neuentdeckten ältesten Zeugen des Urmenschen in der Mark mit vergleichenden Beiträgen von den Inseln Rügen und Bornholm sowie von Ägypten (Vgl. Nr. IX.)

Dieser Vortrag, welcher sich den urgeschichtlichen Mitteilungen des Vorsitzenden in der Festsitzung vom 22. April 1902 inhaltlich auf das Engste, als unmittelbare Fortsetzung, anschliesst, wird als Nachtrag C. mit der Festschrift vom 22. April 1902, deren Herausgabe sich aus verschiedenen, in der Sache selbst gelegenen Gründen verzögert hat, zusammen abgedruckt werden.

Zur Erläuterung an die damalige ur- und vorgeschichtliche Ausstellung des Märkischen Museums sei das beifolgende Blatt beigefügt. Dasselbe stellt dar auf der linken Seite:

1. in der Mitte eine durchbohrte Hacke aus der Rose des Karibu, des grönländischen Rentier (Tarandus groenlandicus) (II. 9033); aus dem Diluvialsand bei Prenzlau;
2. Zu beiden Seiten zwei Geräte aus diluvialen Röhrknochen, von Hohensaaten an der Oder;

3. unten ein Stemmbeil, Feuerstein, Type Moustérien, Halbinsel Wittow-Rügen (II 23087);
4. darüber rechts ein ergänztes Feuersteinbeil, Type Chelléen, aus dem Diluvialsand bei Fürstenberg in Mecklenburg (II 2386);
5. darüber links einen Feuersteinkeil aus dem Diluvialkies bei Heleusee unweit Charlottenburg (II. 11299);
6. oben ein Totschläger von Neuholland (Australien) 18. Jahrhundert, um die Befestigung roh geschlagener Steinsplitter zu zeigen. (III. 1142.) (Statt „Neuseeland" auf dem Bilde ist „Neuholland" zu lesen.)

Auf der rechten Hälfte:

7. ohen Schädelkapsel von Felis leo diluvianus aus dem Diluvium von Graebendorf, Kreis Teltow (A I. 6615);
8. in der Mitte Backzahn von Rhinoceros tichorhinus ebendaher (A. I. 5430);
9. unten ein unterer Backzahn vom Mammut, ausgegraben in einer Kiesgrube bei Prenzlau (A. I. 5743).

E. Photographien und Bilder.

XXIII. Die Abbildung eines alten Fachwerk-Landhauses zu Gröben, Kreis-Teltow im Nuthe-Tal, besonders interessant



wegen seiner Türlaube, wird in der Photographie durch Herrn Referendar Rademacher zu Potsdam, einen eifrigen Sammler und Volkskundigen freundlichst mitgeteilt und hier reproduziert. Interessant wegen der Türlaube (Löhing).

XXIV. Das Bild eines sächsischen Bauern, der vor der Tür seines Wohnhauses am Abend Sense und Sichel „dengelt" d. h. die

bei der Arbeit entstandenen Scharten auf einem kleinen Amboss mit einem Hammer herausklopft, habe ich Ihnen schon in meinem heutigen Vortrag, als ich die Begriffe „dengeln“ und „scharten“ unterschied, herumgereicht und werde darüber in demselben, der der Festschrift (II) zu unserer Jubiläumsfeier angehängt wird, näher eingehen.

XXV. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage der Jubiläums-Denkschrift: Die Verbindung für historische Kunst 1854—1904. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, dass hier, in einem gewissen Anschluss an die Königl. National-Galerie eine über Deutschland, Österreich und die Schweiz verbreitete Vereinigung unter dem obigen Namen besteht, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, zum Zweck der Förderung der deutschen Kunst hervorragende Kunstwerke, namentlich Gemälde des geschichtlichen Faches anzukaufen, den Mitgliedern zur Ansicht zuzuschicken und dann unter den Mitgliedern zu verloosen. Auf Anlass ihres nun 50jährigen Bestehens haben die Geschäftsführer der Verbindung, Geh. Ob. Reg.-Rat Dr. Max Jordan und National-Galerie-Sekretär Alexis Klee diese, mit 20 Tafeln Kupfer-Ätzungen ausgestattete Denkschrift herausgegeben, die die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Verbindung, das Statut, ein Mitglieder-Verzeichnis, die Daten der jährlichen Hauptversammlungen and das Verzeichnis der bisher erworbenen Gemälde nebst Angabe der Gewinner derselben enthält. Unter den Gemälden sind verschiedene, die unsere Brandenburgia nach dem dargestellten Stoff interessieren, z. B.: König Friedrich Wilhelm I. begegnet einem Zuge Salzburger Emigranten, von Fritz Neuhaus; Heerzug des Grossen Kurfürsten über das gefrorene Haff, von Luis Kolitz; der Grosse Kurfürst tröstet das Landvolk nach dem Schwedenkriege, von Fritz Röber; der Grosse Kurfürst empfängt französische Refugiés, von Hugo Vogel; Einsegnung der Freiwilligen von 1813, von Arthur Kampf; Burggraf Friedrich I. wirft die Quitzows und Genossen nieder, von Josef Scheurenberg; Heimholung der Victoria vom Brandenburger Tor 1814, von Rudolf Eichstädt; Verschwörung der Ritterschaft in der Mark gegen Joachim I., von August Deusser; Friedrich der Grosse in Küstrin, von Emil Pohle. Die Verbindung zählt jetzt 157 Mitglieder, der Jahresbeitrag beträgt 150 Mark.

XXVI. Herr Dr. Friedrich Solger: Geologie und Heimatkunde. Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte erscheinen.

XXVII. Nach der Sitzung fand im Ratskeller ein märkisches Fischessen statt.

16. (9. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 3. Februar 1904, nachmittags 2 Uhr,

Besichtigung des neuen

Preussischen Herrenhauses.

Leipzigerstrasse 3.

Die sehr zahlreiche Versammlung wurde von Herrn Direktor Reissig und dem Erbauer des Herrenhauses Herrn Geheimen Baurat Friedrich Schultze in der stattlichen Vorhalle des neuen prächtigen Monumentalbaues auf das freundlichste empfangen.

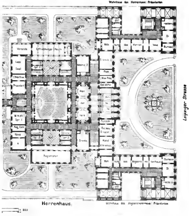
Der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel machte in kurzer Ansprache darauf aufmerksam, dass Herr Geheimrat Schultze bereits vor einigen Jahren die Güte gehabt, in dem von ihm ebenfalls entworfenen stolzen Bau des Preussischen Abgeordnetenhauses die Brandenburgia zu führen; damals habe man bereits einen Blick in die Baugrube und den angefangenen Fundamentbau des Herrenhauses werfen können und seien die Mitglieder den genannten Herren sehr dankbar, dass ihnen nunmehr der Besuch des vollendeten architektonischen Meisterwerkes vergönnt sei.

Gleichzeitig erinnerte Herr Friedel daran, welches Interesse die gesamte Bevölkerung Berlins an der Versetzung der zwei berühmten Eibenbäume aus dem Herrenhausgarten an ihre neue Stelle genommen. In der Brandenburgia sei diese Eibenangelegenheit mit grossem Eifer erörtert worden*) und unser sachkundigstes Mitglied, Dr. Karl Bolle habe diese beiden Bäume, mindestens den niedrigeren, aber stärkeren der beiden, sogar „für die ältesten noch lebenden Berliner“, also vielleicht aus dem Mittelalter stammend, erklärt. Dieses hohe Alter sei

*) Vgl. über die Eiben (Taxus baccata) Brandenburgia I, 90 und 151. VII, 252 und 488; VIII, 31, IX, 197 und 327, X, 14.

eher angezweifelt worden, weil man bei der Versetzung des stärksten Baumes Fundamentreste und Ziegelbrocken des 18. Jahrhunderts gefunden.

Es müsse hierbei erwogen werden, dass an der Leipziger Strasse das grosse Palais Dorville, welches „der patriotische Kaufmann“



J. E. Gotzkowsky 1759 erwarb und hier eine Porzellanmanufaktur errichtete, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand. Hinter dem Dorvilleschen Palais lag zunächst ein im Barockstil angelegter Garten, dessen Grundriss noch bekannt ist, dann kam eine Grenzmauer und

hinter dieser ein grosser Lustgarten, ein Teil des grossen Laubwaldgeländes, welches sich einst von der Spree bis zum Landwehrkanal erstreckte und dessen Reste noch an den Palais-Gärten an der Königgrätzer Strasse, am Herrenhausgarten, an den zwei Gärten des Kriegsministeriums,



am Garten des Prinzen Albrecht u. s. w. erkennbar sind. Hierin kamen viele Laubbäume, höchst wahrscheinlich auch Efeu, wild vor. Seltenere Laubschnecken, die hier in früheren Jahren angeblich gefunden sind, als Helix hortensis, Clausilia lamina und nigricans etc. be-

stätigen diesen laubwaldartigen Charakter. Nahe der erwähnten Grenzmauer stand die stärkere der beiden Eiben. Bereits bald, nachdem Friedrich der Grosse die Fabrik übernommen, wurde die letztere erweitert und hierbei die Mauer abgebrochen, worauf die Eibe Luft bekam und ihre Wurzeln ausdehnen konnte, so zwar, dass dieselben über altes Gemäuer hinüber wuchsen. Dann sind etwa in den vierziger Jahren des 19. Jahrhundert neue Anbauten gemacht, wiederum bis hart an die grosse Eibe heran, dabei können von neuem Ziegelbrocken unter dieselbe geraten sein.

Herr Geheimrat Schultze schloss hieran unmittelbar an, indem er bemerkte, dass er die Versetzung der beiden Eiben persönlich geleitet, dabei habe er unter denselben noch Mauerreste, z. Teil Rathenower Steine nicht mittelalterlichen Formats, gefunden und sogen. Muffeln d. h. Formen für den Brand des Porzellans bemerkt. Daraus schliesse er, dass die Bäume erst nach der Erbauung dieser Mauerreste gepflanzt seien, und selbst, wenn man annehme, dass die Bäume damals bei dieser ersten Verpflanzung 100 Jahre alt gewesen, komme für dieselben nur ein Alter von 250 Jahren heraus.

Herr Friedel wies noch auf das langsame Wachstum der Eiben und auf die grosse Dicke der einen hin. Nur ein Zählen der Jahresringe könne deren Alter entscheiden, dies sei aber nur nach Fällen und Durchsägen des Stammes möglich und dieses Unheil möge beiden Bäumen noch für Jahrhunderte erspart bleiben. Beide Veteranen haben übrigens, wovon die Teilnehmer der Versammlung sich überzeugten, die Verpflanzung gut überstanden und sehen — namentlich die jüngere sehr hoch und schlank gewachsene Eibe — in ihrem Wintergrünen zumal jetzt, wo die Vegetation erstorben scheint, prächtig aus.

Herr Geheimrat Schultze erläuterte hierauf, unterstützt von Herrn Baumeister Fiebelkorn, an der Hand von Grundrissen den Neubau.

Nach diesen einleitenden Worten schickte sich die Gesellschaft an, unter der Führung der genannten Herren die prächtigen Räume zu durchwandern. Von der Vorhalle ging es über eine zweiflügelige Treppe zum ersten Stockwerk empor, wo man zuerst die stattliche säulengeschmückte Wandelhalle betrat. Von hier gelangt man durch drei Türbogen, über denen treffliche Bronzereliefs den Blick auf sich ziehen, in den Plenarsitzungssaal, der mit seiner hellen eichenen Tafelung, seiner einfachen, gediegenen und praktischen Ausstattung einen behaglichen Eindruck macht. An den Wänden sieht man die Marmorbüsten der früheren Präsidenten, sowie Bismarcks und Roons. Auch die links gelegenen Bureauräume und den rechts vom Sitzungssaal befindlichen Erfrischungsraum betraten wir. Diesen schmückt eine hübsche Wandbekleidung, die in reicher Halbe'scher Lederarbeit die Wappen preussischer Städte zeigt. Zu dem Erfrischungsraum gehört auch eine Veranda, die

einen hübschen Blick nach dem Abgeordnetenhaus bietet. Beide Gebäude sind übrigens durch einen gedeckten Gang verbunden, in dessen Mitte Räume für die Minister und Regierungskommissare liegen.

Der Gesellschaft war in liberalster Weise der Zutritt zu allen Räumen gestattet. So sahen wir den Lesesaal, die Arbeitsräume für die Präsidenten und Regierungsvertreter, das Schreibzimmer u. s. w. Auch die Privatwohnungen der Präsidenten der beiden hohen Häuser durften wir besichtigen. Sie liegen in den beiden Seitenflügeln des Vorderhaus über denjenigen der Bureau-Direktoren und stossen in einem grossen gemeinsamen Festsaal zusammen. Die innere Einrichtung mit der Fülle von Ölgemälden und Fresken, den modernen, in einem schlichten Stil gehaltenen Möbeln, den prächtigen Kronleuchtern, der reichen Täfelung, den schweren Renaissancebuffets der Speisezimmer erweckten allgemeines Interesse.

Kleine Mitteilungen.

Schönerlinde (N. Barnim) Schützenfest. In jedem Jahre wird hier am 2. Sonntag nach Pfingsten das Schützenfest gefeiert. 7 Uhr morgens wird, wie ich am 14. Juni d. J. auf Radlertour nach dem Liepnitzsee zu beobachten Gelegenheit hatte, das Fest mit Trommelschlag und Trompetenschall angekündigt. Als ich um 3 Uhr nachmittags heimkehrte, waren die Schützen gerade dabei, einen aus Holz in riesigen Dimensionen angefertigten Adler mit Krone und Reichsapfel durch Büchsenschüsse stückweise von seiner hohen Stange herunterzuschiessen. Jeder Festteilnehmer hat bei Beginn des feierlichen Aktes 1 Mark zu erlegen. Dann werden die Körperteile des Vogels der Reihe nach bestimmt, in welcher sie herunter geschossen werden. Für jedes Glied ist eine Prämie ausgesetzt. Doch ist der Vogel dermassen solide gebaut, dass eine ganze Anzahl von Schüssen erforderlich ist, ihm einen Körperteil abzuschiessen, so besteht der Rumpf aus einem starken Eichenstubben und jeder Flügel aus mehreren starken Bohlen. Die Schützen treten in bestimmter Reihenfolge an und wer schliesslich das Glied herunterschiesst, welches an der Reihe ist, bekommt eine Prämie. Wer beim Schiessen nach der Krone den Preis gewinnt, ist Schützenkönig, doch dürfen sich an dem Königsschiessen nur Eingeborene beteiligen, damit die Schützenwürde im Dorfe bleibt. Das Schiessen dauert etwa eine Stunde, denn mancher Schuss geht manchem wohl manchmal vorbei. O. Monke.

Aberglaube. Einen neuen Beweis für die Verbreitung des Aberglaubens in der Nähe von Berlin lieferte eine Verhandlung vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts II gegen die unverehelichte Rosalie G. wegen

Diebstahls. Die Angeklagte diente im verflossenen Jahre in Dyrotz, einem Dorf bei Potsdam, und sollte ihrem Dienstherrn 31 Mark entwendet haben. Vor Gericht erzählte sie folgendes. Sie habe zu ihrem Brotherrn in einem Verhältnisse gestanden, das nach ihrer Hoffnung mit einer Ehe abschliessen sollte. Denn habe sie aber befürchtet, dass die Liebe ihres Dienstherrn zu ihr erkaltete, und deshalb habe sie zu einem Sympathiemittel gegriffen, das ihr von einer klugen Frau als unfehlbar bezeichnet worden sei. Sie müsse, so war ihr gesagt, Geld von ihrem Angebeteten heimlich an sich bringen, es mit ihrem eigenen Geld vermischen und beides in ein Läppchen wickeln, das von einem alten, von ihr getragenen Hemd herrühre. Dies Päckchen müsse mit Zwirnsfäden neunmal kreuzweise verschnürt und in die Tasche des Geliebten heimlich hineingesteckt werden. Sie habe das alles getan, das Päckchen in die Jackettasche des Brotherrn gesteckt und somit nicht gestohlen, sondern selbst noch Geld geopfert. Die erhoffte Wirkung sei aber ausgeblieben und sie habe den Dienst verlassen müssen. Der als Zeuge geladene Dienstherr glaubte sich allerdings zu entsinnen, dass er eines Tages einen unverhofften Fund in seiner Rocktasche gemacht habe. Die Umhüllung habe er achtlos fortgeworfen und das Geld verbraucht. Nach dieser Bekundung beantragte der Staatsanwalt die Freisprechung der Angeklagten und der Gerichtshof erkannte dementsprechend.

T. R. 18. I. 1903.

Aus dem mittelalterlichen Berlin. Eine Fundgrube von Überresten aus früheren Jahrhunderten bildet gegenwärtig die Kaiser Wilhelmstrasse, in der ein neuer Notkanal gebaut wird. Die bis sechs Meter tiefe Baugrube erstreckt sich quer durch das alte Berlin. Von der Burgstrasse aus, wo die Fundamente eines zur Sicherung der Stadt an der Spreeseite errichteten Festungsturms freigelegt sind, ist man auf zahlreiche Baureste gestossen. Zwischen der Rosen- und der Neuen Friedrichstrasse sind angekohlte Balken und Schuttmassen gefunden, vermutlich vom grossen Brande des Jahres 1380, während dem fast ganz Berlin in Asche gelegt wurde. Ferner sind auch an jener Stelle die Reste eines „Einbaums" ausgegraben worden. Starke fünfzöllige Planken, die bogenförmig ausgeschnitten sind, scheinen von dem Glockenstuhl einer Kirche herzurühren, vielleicht der zweiten Parochialkirche (Kirche zu St. Marien). Diese Annahme findet eine gewisse Bestätigung durch die Lage des Fundortes der beiden Planken gegenüber der Marienkirche. Nach dem grossen Brande wurden verschiedene Häuser aufgeführt. Aus dieser Zeit stammen zahlreiche freigelegte Fundamente, bestehend aus Felsblöcken, sogenannten Findlingen und dreissigpfündigen Ziegelsteinen, diese riesigen Bausteine sind nur bei den ältesten Gebäuden in Berlin verwendet worden. Die Lage der Fundamente zeigt die ehemalige Baufluchtlinie der früheren Papenstrasse, die zu jener Zeit eine schmale Gasse von kaum drei Meter Breite gewesen sein muss. Auch nahe der Neuen Friedrichstrasse sind noch Balken und Fundamente aufgefunden worden.

Ich selbst habe in den Aushubmassen in der Kaiser Wilhelmstrasse und Burgstrasse viele mittelalterliche Gefässreste, unglasiert,

hart gebrannt, schwarzgrau, zum Teil geriefelt, desgl. viele Knochen, meist Schweln, und Fischgräten bemerkt

November 1902. E. Friedel

Berliner Stadtbefestigung des 17. Jahrhunderts. Unter der Spitzmarke „Ein Stück vom alten Berlin“ ging eine Nachricht durch die Presse, wonach bei den Kanalisationsarbeiten in der Münzstrasse ein aus Kalkstein errichtetes unregelmässiges Mauerwerk aufgefunden ist, welches in einer Länge von 20 Meter die Richtung der genannten Strasse verfolgt und dann nach dem ehemaligen Festungsgraben abschwenkt. Die daran geknüpfte Vermutung, dass es sich um den Rest eines ehemaligen Vorwerkes der im Jahre 1308 um Berlin angelegten Festungswerke handele, bestätigt sich, wie von unterrichteter Seite gemeldet wird, nicht. Es handelt sich vielmehr um Substruktionen der alten kurfürstlichen Festungswerke von 1670. In den mittelalterlichen Befestigungen von Berlin und Köln ist übrigens niemals, wie dort, Rüdersdorfer Kalkstein verwendet, dessen Transport viel zu umständlich war, sondern nur Feldstein oder rotgebrannter Backstein.

Berlin, 28. 5. 1903. E. Friedel.

Kirchenzucht in Schwedt a. Oder.

„Nachdem durch eine üble Gewohnheit, theils Leuthe zu Schwedt, wan Sie in die Kirche kommen, Anstadt dass Sie daselbst Singen, Bethen undt das heylige Wortt Gottes anhören sollen, Sich dem Schlaffe soforth ergeben, dabenebst auch högst Ergerlich das mancher seine Hunde mit in die Kirche laufen lassen dahero den nötig befunden zu Abhelffung dessen allen einen gewissen Kirchenwekker und Hundesausjeger anzunehmen und zu bestellen, Worzu Sich der David Schulze gebrauchen zu lassen angegeben. Als ist demnach gemeltet Schulze zum auffwecker und Hundesausjeger bei den Kirchen in Schwedt auff ein Jahr von dato anzurechnen, Ordentlich angenommen, Undt bestellet, Undt zwar dergestalt und also, dass derselbe Sobald Sich der Gottesdienst daselbst anfähet, Er sich soforth in der Kirchen einzufinden schuldig seyn soll, Uemb die Schlaffenden Leuthe es sey Unterm Gebeth, Singen Oder Predigt mit aller Behutsamkeit undt ohne Beschimpffung derselben, damit nicht ein Gelächter und Aergernüs daraus entstehe, auffzuwecken, welches dann mit Anklopfung an die Banke mit einem Stock geschehen kan. Undt zwar da der Schlafende sitzet Oder in der Gegend desselben, damit nicht zugleich ein Wachender und Unschuldiger mitbeschämet werde. Was die Hunde, welche in die Kirche kommen, betrifft. So müsten selbe, Sobald Sie in die Kirche kommen, mit der Peitzschen ausgejaget und davon nicht verabsäumet werden, wohenkegen demselben vor solche Bemühung Eine freye Zelle im Hospitahl, alle drey Jahr einen schwarzen Tuchenen Rock aus der Cämmerey undt alle Quartahl Achtzehn Groschen aus der Kirchen zur Belohnung gereichet werden sollen, Im übrigen, wan er sein Ambt mit Fleiss verrichten wird, So soll Er auch Behuden ferner beibehalten Undt Ihm Gebührender Schutz geleistet werden.“

Verordn. des Markgrafen von Schwedt 1695.

St. Jürgen zu Berlin. Dem von Herrn Pfarrer Wegener verfassten 54. Jahresbericht der Gemeinde zu St. Georgen (Berlin 1902/03) entnehmen wir folgende geschichtliche Einleitung:

St. Georgen hat mit St. Nicolai und Marien die älteste Geschichte im kirchlichen Berlin und von diesen dreien die reichste an Wechseln und Gegensätzen.

Als Nothelfer siedelte sich St. Jürgen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bei den Aufgegebenen an, lebte Jahrhunderte lang in Dürftigkeit und Dunkel und wurde erst vor ca. 200 Jahren mit etwas Ackerland von märkischer Magerkost ausgestattet — aber so manche Sandscholle vor den Toren Berlins ist mit den Jahren ertragsreicher, als Weizboden geworden, und so kam es seit fünfzig Jahren, dass der demütige Heilige sich manchmal von der Seite als Emporkömmling musste betrachten lassen.

Es war zuerst sehr gut, dass seine Gemeinde, diese Schar der Mühseligsten und Beladensten, winzig war und blieb — im eben verflossenen Jahrhundert wurde gerade für St. Georgen der Ausdruck Massenparochie erfunden, und das viele Anteilen von Gemeinden fing bei der geistlichen Mutter der Königstadt an.

Gegenwärtig hat St. Georgen eine Seelenzahl, die man als normal für alle Gemeinden Berlins wünschen möchte (aus Besorgnis für die neue Bartholomäusgemeinde setzte man sogar die Lietzmannstrasse als Grenze, während der erste Blick auf die Parochienkarte die Gollnowstrasse als die natürlichere erkennen lässt) — aber weit über Verhältnis hinaus wird wegen der Grösse und günstigen Lage seiner Friedhöfe und wegen der vielgelobten und erbaulichen Schönheit seines Gotteshauses St. Georgens Dienst bei Beerdigungen und Trauungen, auch wohl zu Konfirmationen in Anspruch genommen.

Den Hospitalschurz hat einst der Ritter St. Jürgen angelegt — jetzt schwindet mit dem alten Hospitalgebäude das letzte Erinnerungszeichen an jene charakteristische Vergangenheit, durch Vertrag mit dem Magistrat ist nämlich der ganze Kirchplatz und zu Strassenbauzwecken auch etwa neun Zehntel vom Baugrunde des genannten Gebäudes in Eigentum und Verwaltung der Stadt übergegangen.

Verzeichnis

der zur **St. Georgen-Parochie** gehörigen Strassen etc.

Alexanderplatz
Alexanderstrasse 1—14a, 24—71
Alexanderstrasse, Kleine, 9—24
Blumenstrasse 78—84
Dragonerstrasse 7—48
Elisabethstrasse 13—54
Frankfurterstrasse, Kl., 13—25
Georgenkirchplatz
Georgenkirchstrasse 27—38
Grenadierstrasse 8—39
Grunerstrasse
Hirtenstrasse 11a—24
Kaiserstrasse
Kaiser Wilhelmstrasse 16—21
Katharinenstrasse
Keibelstrasse 9—36
Königsgraben
Königstrasse, Neue, 27—66
Kurzestrasse
Landsbergerstrasse 40—58
Landwehrstrasse 15—33
Lietzmannstrasse 1—15
Magazinstrasse
Münzstrasse
Prenzlauerstrasse 17—48
Rochstrasse 1—8, 15—19
Schendelgasse 1—5
Schicklerstrasse 3—5
Schillingstrasse 21—39
Schönhauserstrasse, Alte, 31—50
Schützenstrasse, Alte
Dirckenstrasse 4—40
Stadtbahnbogen 93—131
Wadzeckstrasse 1—10a

Nauener Stadtmuseum. Der Zugang zum Museum in der Kuhgasse hat nunmehr auch einen passenden dekorativen Schmuck erhalten. Während bereits über der Tür zum Archiv ein Goethesches Citat prangt: „Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren“, haften unsere Augen beim Eintritt in das Allerheiligste, das die Sammlungen birgt, auf den Wahrspruch: „Was Du erforschest, hast Du mit erlebt.“ Als Verfertiger dieser beiden, in gotischen Buchstaben ausgeführten Wahrzeichen, die dem vorher ziemlich nüchternen Zugang ein freundliches, einladendes Gepräge verleihen, wird uns Herr Malermeister Rumpf genannt, der in uneigennütziger Weise seine Kunst in den Dienst der Wohlfahrt gestellt hat.

Unter den neuen Eingängen befinden sich wiederum viele wertvolle Bücher, Zeitschriften und Dokumente. Als Stifter lesen wir die Namen der Herren Rentier Krebs, Fruhoese-Bredow, Wilhelm Rindorf, Ackerbürger Rase, Ackerbürger W. Neye und Uhrmacher Kollmorgen. Letzterer stiftete ausserdem eine „Feldflasche“ des 24. Regiments aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Bezeichnung Flasche ist auch nur ein Adoptivbegriff; dieses Trinkgeschirr präsentiert sich uns als ein hölzernes Gefäss mit abnehmbarem Mundstück und sieht wohl eher einem Astrachaner Kaviarfässchen ähnlich, als der Feldflasche eines preussischen Grenadiers.

Die Herren Ökonomierat Stolze-Neukammer, Domnitz, Feldstrasse, Zibale jun. und Sekundaner Wolff lieferten eine Serie Münzen, der Verein für die Geschichte Berlins sowie Herr Rentier Wassmann mehrere preussische Thalerscheine. — Die von Herrn Ökonomierat Stolze gestiftete Gedenkmünze wurde im Jahre 1844 in Berlin geprägt aus Anlass der dort stattgefundenen ersten Gewerbeausstellung. Der die Rückseite zierende Wahlspruch „Vorwärts mit deutschem Fleiss und deutscher Kraft“ ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Wichtige Funde sind wieder in der nächsten Umgebung Nauens gemacht worden. Ein Steinbeil, ein selten schönes Stück aus Feuerstein (Fundort: Schweinesteig, an der Bredow—Perwenitzer Chaussee), kam von Herrn Lehrer Seibt in Grünefeld, ein Steinbeil sowie eine versteinerte Muschel (Fundort: Finower Feldmark) von Herrn Otto in Flatow. Das Horn eines Auerochsen und ein Stück aus der Krone eines Elches (Fundort: Havelländisches Luch) sind von befreundeter Seite dem Museum überlassen worden.

Die in einer der letzten Versammlungen von Museumsfreunden sich gebildete Ausgrabungskommission hat auch schon ansprechende Erfolge aufzuweisen. Als bisheriges Ergebnis der Nachforschungen, die sich fast ausschliesslich auf die nähere Umgebung Nauens beschränkten, sind zu betrachten eine wendische Kornmühle, ein Schlüssel (dessen hohes Alter man an dem anhaftenden blauen Edelrost erkennt), grössere Bruchstücke von Urnen, teilweise mit Ornamentierungen versehen, an denen das Alter und der Ursprung der Stücke sich wohl feststellen lassen dürften.

Summarisch müssen wir des Raumes wegen noch die Gegenstände zusammenfassen, die eingegangen sind von den Herren Töpfermeister Wolff (eine Kachel aus dem 17. Jahrhundert), W. Hader (eine Perkussionsbüchse

mit komplettem Zubehör sowie einen Hirschfänger der Nauener Bürgerwehr), Ackerbürger Raue (eine Topflaterne und eine Geldkatze), A. v. Knoblauch Pessin (eine aus Messing getriebene Leuchterlampe mit Ölspeisung), Valentin-Paulinenaue (einen Brustbohrer für Tischler etc., wie er ausgangs des 18. Jahrhunderts allgemein im Gebrauch war).

Was Menschenliebe zu schaffen vermag, zeigt uns die Sammlung, die der Leiter der Berliner Blindenschule, Herr Direktor Kull, dem Museum überwiesen hat. Man kann hieraus ermessen, dass man dauernd bestrebt ist, den des Augenlichts beraubten unglücklichen Erdenkindern einigermassen das zu ersetzen, was dem Gesunden gleichsam als Privilegium erscheint. Die Sammlung enthält u. a. Schreibtafeln für Braille-Schrift (nach dem französischen Blindenlehrer gleichen Namens), die in lateinischen Buchstaben durch erhabene Punkte auf dem Papier zum Ausdruck gebracht wird und von den Schülern durch das Darübergleiten mittels der Fingerspitzen entziffert wird, wie ja denn auch die Hauptaufgabe der Lehrer der obigen Anstalt darin besteht, das Gefühl ihrer Zöglinge ganz hervorragend auszubilden. Fibeln, Lesebücher und Zeitschriften reihen sich den Buchstabentafeln an. Wie der Anschauungsunterricht erteilt wird, sehen wir in Tonmodellen, wie Früchten, Tieren etc., verkörpert. Der geographische naturwissenschaftliche und physikalische Unterricht wird durch das oben beschriebene Punktsystem erteilt. Ein vorliegender Stadtplan von Berlin in dieser Ausführung erscheint allerdings dem Laien kaum verständlich. Auch wie sich blinde Kinder in den Mussestunden unterhaltend beschäftigen können, zeigen das wohl jedem bekannte Damenbrett, ein Lottospiel sowie das beliebte Glocke und Hammer. Den Erwachsenen ist Gelegenheit geboten, mit einem eigens konstruierten Kartenspiel einen solennen Bierlachs zu machen.

In einer längeren, in dem Werk „Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte“ zum Abdruck gebrachten, „Das Archiv der Stadt Nauen“ überschriebenen Abhandlung des Herrn A. Warschauer, Archivrat der Stadt Posen, wird der Bürgerschaft Nauens, die an der Geschichte ihrer Vaterstadt regen Anteil nimmt, eine Lobeshymne gesungen.

Zum Schluss des Artikels wird als Kuriosum ein wohl schon längst in Vergessenheit geratenes Spottgedicht auf Nauen erwähnt, das aus Privatbesitz in das städtische Archiv gekommen ist. Der Verfasser lebte zur Zeit Friedrichs des Grossen und ist wohl als Beamter, Lehrer oder sonst ohne sein Zutun nach Nauen gekommen. Die Schilderung, die er von der Stadt und ihren Bewohnern entwirft, ist übelwollend, stellenweise sehr derb und sogar unflätig. Wer heute in das nette, freundliche Städtchen kommt, dem die unmittelbare Nähe von Berlin den Schimmer einer höheren Lebensauffassung gegeben hat, ohne ihm den ruhigen und friedlichen Eindruck der Kleinstadt zu nehmen, wird gewiss den Worten, mit denen der Verfasser sein Pamphlet schliesst, nicht beistimmen können:

Genug, ich halte ein, denn der verdammte Ort
Verdienet in der Tat nun wirklich mehr kein Wort.
Soll ich von Rind und Schaf und alten Hütten schreiben,
Die längst dem Einfall drohn? Nein, hierbei soll es bleiben.

Mit Seufzen schliess' ich denn, nur frag' ich mich allein:
Wie lange soll noch hier mein Ostrazismus sein,
In dieser Nachbarschaft tartarisch toller Polen?
Komm ich nicht bald davon, muss mich der Teufel holen."

Osthavell. Kreisbl., Mai 1903 (Auszug.)

Unter Führung des Herrn Museums-Kustos **Eckler**, der sich um die Gründung und Förderung des Stadtmuseums in unserm Vorortstädtchen Nauen die grösste Mühe gegeben hat und im Beisein des genannten Archivrats Herrn Dr. **Warschauer** besichtigte ich mit der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums am 7. Juni 1903 die wohlgeordnete Sammlung, überrascht über deren Umfang und geschmackvolle Ordnung. Die zahlreichen ethnographischen Gegenstände, welche für die Schuljugend wie für Erwachsene grossen Wert haben, kann ich hier nicht erläutern, weil sie mit der Provinz Brandenburg nichts zu tun haben.

E. Friedel.

Goethesche Verse an der Alt-Landsberger Landstrasse. An der Chaussee zwischen Alt-Landsberg und Straussberg steht zwischen den Kilometersteinen 27,5 und 27,6 eine Eiche, deren Stamm sich in Höhe von 3 m stark verästelt. Sie trägt eine einfache weissgestrichene Holztafel mit folgender Inschrift:

Senke freundlich, o Baum,
Die schattenden Zweige zur Erde
Jedem, der sich dir nahet,
Säusele Kühlung herab
Gieb den Zweifelnden Hoffnung,
Dem Müden stärkende Ruhe,
Und dem Liebenden gieb,
Dass ihm begegne sein Glück

(Goethes Verse bei seinem Gartenhaus nahe der Ilm in Weimar.)
Alt Landsberg, 18. 5. 1903. **Otto Monke.**

Verunglückte Brieftauben in der Mark Brandenburg.

A. Der Königl. Förster Herr Haberland zu Forsthaus Gorin bei Schönwalde, Kreis Niederbarnim, besitzt

1) einen jungen Wanderfalken, der noch nicht ganz flügge ist und etwa die Grösse einer Haustaube hat. Das Tier entging dem Tode, als der Horst vor einigen Tagen zerstört wurde, man fand es am nächsten Morgen auf einem Baumstumpf kauernd. Vor ihm lagen, wohl gerupft und gesäubert der Schenkel einer Taube und ein Krammtsvogel, womit die Alten das Tierchen füttern wollten.
2) etwa 1 Dutzend Federn von Brieftauben, welche der Wanderfalke getötet hat. Die Federn sind sämmtlich gestempelt, eine trägt den Stempel „Thorn".
3) $\frac{1}{2}$ Dutzend Messing- und Aluminium-Ringe, welche Brieftauben um das Bein trugen. Er fand die Ringe unter dem Horst.

B) Zu umstehenden Angaben des Herrn Rektor Monke vom 3 d. M. bemerke ich, dass das Märkische Museum den Ständer (Fuss) einer Brieftaube besitzt, welchen ich vom Gerippe einer vom Raubvogel geschlagenen Brieftaube abgelöst, woran sich ebenfalls ein Ring des Besitzers befindet. Von mir im Jahre 1901 gefunden auf der im Dehm-See bei Fürstenwelde belegenen Insel.

Berlin, 10. Juni 1903. E. Friedel.

Hammeltanz und Hahnenreiten im Havelland und in der Zauche. In der Nummer des Osthavelländischen Kreisblattes vom Juni 1900 befindet sich die Ankündigung der Hammeltänze in Lietzow (Westhavelland) und Wensdorf sowie eines Hahnenreitens in Falkenrehde.

Ich bemerke dazu, dass das Hahnenreiten auch in der Zauche noch heut vorkommt. 1900 erhielt ich eine Einladung zum Hahnenreiten nach Elsholz bei Beelitz.

Hammeltänze waren früher in Lietzow (bei Nauen) und Umgegend nicht üblich; wohl aber wurde in jedem Jahre am Sonntag nach Pfingsten ein „Tuchschieben“ (auch „Hutschieben“ genannt) abgehalten, wobei auf der festlich ausgeschmückten Dorfstrasse ein sogenannter Grossvaterstuhl und 2 Umschlagetücher ausgekegelt wurden.

Die Sieger im Kugelspiel wurden dann im Triumphzuge durch das Dorf getragen. Daran schloss sich eine Kneiperei, welche gewöhnlich in einer Prügelei ihren volkstümlichen Abschluss fand.

Otto Monke, Berlin, 1. 1. 1901.

Zum Kapitel des „Toten Mannes.“ Der „Tote Mann“ bei Klein Wekow östlich von Wollin (Hinterpommern). Vor etwa 40 Jahren wurde im Winter in der Nähe der von Klein Wokow nach Pribberow führenden Landstrasse 50 Schritt vom Wege ein Mann namens Schönfeld tot aufgefunden. Er hatte einen Schlitten bei sich. Da Merkmale eines gewaltsamen Todes nicht vorhanden waren, nahm man an, dass der Mann erfroren sei. Im Volke jedoch erlosch der Verdacht, dass hier ein Verbrechen geschehen sei nicht ganz, und deshalb schichtete man, um die Erinnerung an den Vorfall wach zu erhalten, an der Stelle, wo man den Mann gefunden hatte, einen Reisighaufen auf. Noch heut werfen Vorübergehende ein Zweiglein darauf.

An der dänischen Küste heissen, wie Herr Dr. Görlitzer mitteilt, die Grabhügel der von der See angeschwemmten unbekannten Schiffbrüchigen allgemein „tote Männer“. O. Monke.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



17. (8. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. Februar 1904, abends $7^1/_2$ Uhr

im Bürgersaal des Rathauses

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXII her.

A. Allgemeines.

I. Die neue Fassung der Satzungen, welche nötig ist wegen des Antrags auf Eintragung der Brandenburgia als Verein im Sinne der §§ 21, 24 flg., 55—79 des Bürgerlichen Gesetzbuchs wird in Gemässheit des § 33 der bisherigen Satzungen entsprechend einem übereinstimmenden Beschluss des Vorstandes und Ausschusses vom 18. Mai 1903 von sämtlichen anwesenden Mitgliedern genehmigt.

Gemäss § 37 der neuen Satzungen soll nunmehr die Eintragung der Gesellschaft in das Vereinsregister veranlasst werden.

II. Das Königlich Böhmische Altertumsmuseum zu Prag hat unter dem 29. v. Mts. für unsere Jubiläums-Glückwünsche bestens gedankt.

III. Volkskunst und Volkskunde. Monatsschrift des Vereins für Volkskunde in München. Von dieser vortrefflichen, ansprechend illustrierten Zeitschrift lege ich Jahrgang 2 Heft 1. Januar 1904 vor und mache auf den trefflichen Leitartikel u. M. Robert Mielke „Volkskunde und Volkskunst“ S. 3 bis 6 besonders aufmerksam.

IV. Der Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz liegt in einer neuen, nunmehr endgültigen, Fassung vor. Ich verweise auf das von mir Brandenburgia XII, 302, ausführlich Gesagte und empfehle den Bund Ihrer besonderen Aufmerksamkeit und Förderung. Im April wird eine konstituierende Bundes-Versammlung in Dresden stattfinden.

V. Kunstgeschichtliche Ausstellung der Thüringisch-sächsischen Lande zu Erfurt. Unter Bezugnahme auf die kurze Mitteilung Brandenburgia XII, 301, will ich nicht unterlassen hinzuzufügen, dass das Zustandekommen der interessanten, wohl gelungenen, auch für die Provinz Brandenburg wichtigen Schaustellung ganz vorzugsweise und in erster Linie der hingebenden Tätigkeit des Konservators für die Provinz Sachsen Herrn Dr. Döring zu verdanken ist, dessen ausserordentliche Verdienste wir auch an dieser Stelle in jeder Beziehung gern anerkennen wollen.

B. Persönliches.

VI. Eine Fahrt ins Wunderland. Reisebilder v. F. W. Körner. Berlin-Verlag von Thormann & Goetsch. U. M. Herr Franz Körner schildert in dem lebhaft geschriebenen, mit zahlreichen Bildern ausgestatteten, für seine Freunde und Bekannte bestimmten Buche seine Erlebnisse auf der im vorigen Frühjahr bis nach Ober-Ägypten ausgedehnten Reise, von welcher er u. A. die aus Hornstein gefertigten Eolithe, Palaeolithe und Neolithe von den Schotter-Terrassen auf dem linken Nil-Ufer über der Gräberstadt von Theben gegenüber Luksor mitbrachte (vgl. S. 112), welche wir als merkwürdige Parallelstücke zu unseren ältesten steinzeitlichen Menschenspuren kürzlich mit grossem Interesse betrachtet haben. Als Führer und Ratgeber wird die Schrift, von der wir ein Exemplar der Güte des Verfassers verdanken, manchem unter uns nach verschiedenen Richtungen hin von Nutzen sein können.

VII. Genealogisches. Es ist kein blosser Zufall, dass mir zur Vorlage in der Brandenburgia seit der letzten Sitzung nicht weniger als fünf Zusendungen geworden sind, welche sich auf die Familiengeschichte und die Pflege der Familienzusammengehörigkeit beziehen. Auch ist dies ein erfreuliches Ergebnis unserer heimatkundlichen Bestrebungen, denn erst die Familie macht den Grund und Boden den wir bewohnen, zur engeren und eigentlichen Heimat.

a) Aufruf zur Begründung einer Zentralstelle und eines Vereins für deutsche Personen- und Familiengeschichte, versendet durch den Geschäftsführer des Vereins Herrn Rechtsanwalt Dr. Hans Breymann, Leipzig, Neumarkt 29. Ich beziehe mich auf das von mir in der Brandenburgia unlängst bereits Gesagte und lege den Satzungsentwurf vor, das dankenswerte Unternehmen Ihnen angelegentlichst empfehlend.

b. Familiengeschichtliche Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter. Herausgegeben von Freunden der Familiengeschichte. Ich verweise auf den Aufruf des Herrn Hermann von Dassel im Jahrgang XII unserer Brandenburgia und lege die Nummern 1—6 der neuen schätzenswerten Zeitschrift vor, die inhaltlich

sehr reich und für die weitere Entwickelung des familiengeschichtlichen Unternehmens recht viel versprechend erscheint. Die Adresse des Schriftleiters ist bis auf weiteres Chemnitz, Zschopauerstr 115.

c. Klemms Archiv. Mitteilungen aus der Familien-Geschichte. Herausgegeben von dem Verbande Klemmscher Familien, Nr. 14, Pforzheim, den 1. Januar 1904, Schriftleiter Herr Redakteur Max Klemm, Buchdruckerei-Besitzer in Pforzheim. — So weit geht also der genealogische Eifer, dass selbst bürgerliche Familien eigene lediglich für ihre internen Beziehungen bestimmte Zeitschriften herausgeben. Für uns Berliner ist das Heft 14 nicht unwichtig, weil es die seit 1584 in Berlin nachgewiesenen Namensverwandten aufführt.

d. Die Familien Schönermark. Vortrag bei der Zusammenkunft von Vertretern der Familien von Schönermark bezw Schönermark am 26. September 1903 zu Berlin gehalten von Erich Schönermark, Bürgermeister zu Seesen im Harz. Erfreuliches Zusammenwirken der bürgerlichen und adeligen Träger desselben Namens. Manche Beziehungen weisen auf die Grafschaft Ruppin und die Prignitz hin. Im Regierungsbezirk Potsdam gibt es 4 Ortschaften Schönermark (Kreis Angermünde, Prenzlau, Ost-Prignitz, Ruppin)

e. Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Familien. Elfter Band. Berlin 1904. Verleger u. M. Herr Bruer, Herausgeber n. M. Regierungs-Assessor Dr. jur. Bernhard Körner. Was ich zum Lobe der früheren Bände in unserer Brandenburgia gesagt, kann ich vollinhaltlich hinsichtlich des neuesten Bandes wiederholen. Das verdienstliche Unternehmen ist gleichzeitig Organ des am 18. Januar 1902 in Dresden begründeten „Roland Verein zur Förderung der Stammkunde". Ich empfehle dringend, dass sich auch die Familien der Mitglieder unserer Brandenburgia diesen familiengeschichtlichen Bestrebungen anschliessen. Besonders interessant ist der vorliegende Band, weil er die Geschichte der Familie Körner umfasst. Das Brustbild des berühmtesten Mitglieds, des Dichters von Leier und Schwert schmückt das Titelblatt.

VIIa. Am Grabe unseres verstorbenen 2. Vorsitzenden Kgl. Schulrats Professor Dr. Carl Euler fand am 7. d. Mts. auf dem St. Johannes-Evangelist-Kirchhof, Barfus-Strasse, unter Beteiligung auch von Seiten unserer Gesellschaft, die Enthüllung eines Denksteins statt, welchen die deutsche Turnerschaft dem für das Turnwesen begeisterten Ehrenmitgliede gestiftet hat.

C. Naturgeschichtliches.

VIII. Eolithisches, Palaeolithes, Neolithisches.

a. In meiner dies zeitgemässe Thema berührenden Mitteilung vom 23. September 1903, Brandenburgia XII unter Nr. XXI sind leider

mehrere Druckfehler stehen geblieben. Z. 17 von oben muss lauten „mündenden Flüssen durch die den letzteren eigentümlichen“ — Zur Verdeutlichung bemerke ich nochmals folgendes. Auf die nordische, marine Yoldia-Periode unserer Ostsee, folgte eine Absperrung des mittleren Teils derselben vom Meer und infolgedessen eine sehr starke Aussüssung dieses Beckens durch die gewaltigen einmündenden Flüsse: das ist der Ancylus-See. Bei dieser Gelegenheit gelangten aus den schwedischen und pommerschen Küstenströmen u. A. zwei charakteristische Susswasserschnecken in den Ancylus-See. Erstlich Neritina fluviatilis L. Diese hat sich im Laufe der Jahrtausende zu einer eigenen Species ausgebildet, von Sven Nilsson, Historia Molluscorum Sueciae S. 94 als variet β minor subunicolor nigrofusca aut obsolete variegata*) gekennzeichnet. Es ist dies eine Kümmerform, welche niemals in die Flüsse geht und sich in ihrer Gestaltung fortpflanzt, also eine gute Art sowohl im Sinne Linnés wie Darwins. Zweitens eine eigenartige Schlammschnecke aus der Gulnaria-Gruppe zwischen Limnaea ovata Draparnand und L. peregra stehend, welche beiden Schnecken in den schwedischen und pommerschen Küstengewässern vorkommen. Diese Limnaea (Lymnaea) balthica Nilsson wird diagnostiziert als „L. testa ovata, subperforata, rugosostriata, brunneo-virescente, sub-erosa, spira brevi acutiuscula, anfractibus quatuor, apertura ovata subampliata, columellae plica distincta“. Auch diese Form hat sich zu einer sich selbst erhaltenden guten Art ausgebildet zusammenlebend mit Neritina balthica und Paludinella balthica auf Tang und Steinen. Sie geht nie in die Flüsse und unterscheidet sich von den nächsten Verwandten in den Flüssen schon ganz äusserlich durch die derbere Schale, welche als ein Ergebnis des Daseinkampfes mit den Wellen und Brandungen des Meeres aufzufassen sein wird.

Umgekehrt sind aus der folgenden marinen Litorina-Periode der Ostsee, nachdem diese vorüber war und wieder eine stärkere, wenn auch nicht völlige Aussüssung erfolgte, mehrere der Ostsee eigentümliche schalentragende Weichtiere entstanden und bis heut erhalten: Tellina balthica L. aus der Nordseemuschel Tellina solidula Pult und Mya balthica mihi (die im Lauf der Zeiten eigentümlich entwickelte Ostseeform) aus der Nordsee-Muschel Mya arenaria L. Ebenso eine kleine zierliche Deckelschnecke aus dem Formenkreis der nordseeischen Schnecke Hydrobia ulvae, welche Nilsson Hydrobia balthica genannt hat. Diese drei marinen balthica-species sind gleich den vorgedachten zwei fluviatilen balthica-species durchweg Miniatur-

*) Var. β ad litora maris balthici, fucis et lapidibus adhaerens, procul interdum ab ostiis fluviorum. a. a. O. S. 94.

formen der betreffenden Nordsee-Tiere, welche niemals in die starksalzige, ihnen nicht zuträgliche Nordsee gehen.

Wenn ich von der Yoldia-Periode sagte, dass die Ostsee damals eine Verbindung mit dem Eismeer hatte, so will ich hinzufügen, dass die Ansichten über den Verbindungsweg hier auseinandergehen. Früher nahm man allgemein eine Depression in Finland und Russland an. Jetzt sind hervorragende Forscher der Ansicht, dass die Verbindung nach dem nördlichen atlantischen Ozean quer durch Schweden stattfand in der Richtung der südschwedischen Senke aus der Gegend von Gefle und Stockholm über den Wetter- und Wener-See bis zum Kattegat und Skagerag Hierfür spricht die heut in diesen Seen noch lebende nordische Relikten-Fauna (Credner, Über die Entstehung der Ostsee S. 25).

Die Spuren der mit den Litorinen-Schichten im wesentlichen identischen Scrobicularia-Schichten habe ich westlich bis zum mecklenburgischen Anteil des Saaler Boddens nahe dem mecklenburgischen Fischland, binnenwärts des letzteren, verfolgt.

Nach gefälliger Mitteilung des Herrn Professor Wilhelm Deecke in Greifswald ist im Rosental bei dieser Stadt die Scrobicularia-Schicht in 4 bis 5 m Tiefe unterm Gelände durch den um die Erforschung der Gegend wohlverdienten, sehr eifrigen Naturforscher cand. phil. Klose erbohrt. Dies stimmt mit meinen Beobachtungen vollkommen. Als in den 70 und 80er Jahren die Strommrinne des Ryck zwischen Greifswald und Wieck ausgetieft wurde, um grosseren Seeschiffen, namentlich Dampfern, Zufahrt bis in den Hafen der Universitätsstadt zu gewähren, musste die unter dem Grunde des Stromes liegende Scrobicularia-Schicht ausgebaggert werden und sind ungeheure — durchaus unvermischte — Massen derselben zu Tage gefördert und Jahr für Jahr von mir untersucht worden. Darin fand ich, wie angegeben, nur Altertümer der Steinzeit. Inzwischen haben sich die Verhältnisse des Untergrundes des Ryck-Flusses vollkommen verändert. Meist wird, und zwar schon seit Jahren nur Unrat und von der See bei südöstlichem Winde hinein getriebener Sand ausgebaggert. Dabei quillt aus der beiderseitigen Scrobicularia-Schicht gelegentlich durch die Druckwirkung auch aus dieser noch Material in den Ryck bezw. in die Baggerrinne, aber diese wenigen Spuren sind mit neuereu und neusten Ablagerungen regelmässig verunreinigt.

Für die Chronologie und die abweichende Stellung der Geologen untereinander hierzu ist der Fund einer Hirschhornhacke nicht ohne Interesse, den Herr Professor Deecke in meiner und Herrn Kloses Gegenwart am 30. Juni 1903 machte. Ich bilde das Stück hier ab, zumal ganz ähnliche Funde steinzeitlicher Herkunft auch in der Mark Brandenburg gemacht sind.

Die Hacke, Märk. Mus. II 23 339, ist an der längsten Stelle 11 cm lang, die Durchbohrung ist sehr roh ausgeführt und 1,8 mm weit. An der Spitze ist das Stück ausgehöhlt und hat hierin, was sehr archaistisch ist, offenbar ein Steinkeil gesessen. Das kleine Stück wiegt, obwohl einiges abgebröckelt ist, 125 gr. Das ist sehr viel, eine gewöhnliche Hirschhornhacke dieser Grösse wiegt etwa 20 bis 25 gr weniger. Die Schwere ist aber erklärlich, da das Stück mineralisiert, nahezu versteinert ist. Auch dies spricht für ein hohes Alter. Ich kann dies Werkzeug oder diese Waffe nur mit den ältesten parallelen Funden der schweizerischen steinzeitlichen Pfahlbauten bezw. mit den dänischen Kjökkenmöddingen und den schwedischen sogen. Küstenfunden zeitlich in Übereinstimmung bringen. Dies ergibt ein Alter von mindestens 4 bis 5000 Jahren. Professor Deecke hatte die Güte, mir hinsichtlich der Hirschhornhacke unter dem 18. v. M. folgendes zu schreiben: „Was die Rosentalartefakte angeht, so ist der Kies und Torf mit den Hirschresten jünger als die Scrobicularia-Schicht. Wir haben gebohrt; 4—5 m unter der Oberfläche liegt erst das Scrobicularia-Niveau. Der Kies mit den Knochen, von denen ich ja in Ihrer Gegenwart ein Stück (die Hirschhornhacke) sammelte, ist eine ganz späte Bildung, nachdem die Litorina-Senkung bereits vorbei war.“



Hieraus folgt, dass die kimbrische Flut, wie sie Herr Professor Geinitz schildert, mit der Litorina-Senkung nicht gleichalterig sein kann, dass die letztere vielmehr erheblich älter sein muss. Das schliesst aber nicht aus, dass, wie Geinitz übrigens ja selbst andeutet, auch in quasi-historischer Zeit grosse Überflutungen mit Landverlust stattgefunden haben, welche die Bevölkerung der schleswig-holsteinischen, mecklenburgischen und neuvorpommerschen Küsten einschliesslich Rügens zu Auswanderungen veranlassten.

Es ist mir gegen Geinitz erst heut Abend wieder eingewendet worden, dass die Bezeichnung kimbrische Flut nicht auf die Ostsee passe, da die Kimbern (Cimbern) an der Nordsee sassen. Den Namen der Cimbern trägt, wie Tacitus (Germania 37) sagt, eine Völkerschaft, klein an Zahl, aber von grossem Ruhm, von der Gesandte zu Augustus kamen. Das Volk wohnte im äussersten Norden Germaniens am Ozean, nach Plinius und Ptolemäus auf der Nordspitze des nach ihm benannten Cimbrischen Chersonesus, im heutigen Jütland. Hiernach kann man annehmen, dass die Kimbern auch bis zur nordwestlichsten Ostsee reichten und da bei grossen Sturmfluten die jütische Halbinsel durchbrochen worden ist, so

kann man für die Ostküste Jütlands, Schleswig-Holsteins, Mecklenburgs und Neuvorpommers auch ganz wohl von kimbrischen Fluten sprechen.*)

b) Neue palaeolithische und eolithische Funde habe ich am 14. und 21. v. M. in den tiefen Kiesgruben (jetzt verlassen) der ehemaligen Mortelwerke in Westend-Charlottenburg am Südende der Linden-Allee in 25 bis 30 m Tiefe in den untersten diluvialen Sanden gemacht, welche ich seit mehreren Jahren und zwar als sie noch abgebaut wurden, besucht. Es sind, wie Sie sehen, bearbeitete palaeolithische Feuersteine mit primitivster Schartung und echte eolithische, die nicht bearbeitet sondern zerarbeitet erscheinen, durch Klopfen und Stampfen. In dem Decksande des Westender Diluvialplateaus bis Fürstenbrunn hin finden sich die bekannten, auch in der Brandenburgia wiederholt vorgelegten Facettensteine (von Berendt „Dreikanter" genannt), welche ihre eigentümlichen scharfen Kanten und täschchenförmigen Ausschliffe dem Sandflug verdanken. In den älteren Sanden darunter finden sich einzelne grosse Blöcke, die man in der beregten Sand- und Kiesgrube nicht gefördert, vielmehr liegen gelassen hat. An der Sohle dieser Grube finden sich kleinere Steine und grobe Kiesadern, in denen nicht selten einzelne Exemplare der für die unteren Diluvialsande als Leitfossil geltenden Deckelschnecke Paludina diluviana Kunth von mir gefunden wurden. In diesen tiefsten Geröll-lagen, 25 bis 30 m unter dem Facettensteine führenden Decksande sind von mir die vorliegenden Eolithe gesammelt.

c) Im übrigen verweise ich bezüglich der Neolithe, Palaeolithe und Eolithe noch besonders auf meine ausführlichen, mit zahlreichen Abbildungen versehenen Mitteilungen in der demnächst erscheinenden Jubiläums-Festschrift II, welcher die seit 1902 gemachten neusten Entdeckungen auf diesem die Palaeontologie und Geologie ebenso wie die Altertumskunde und Urgeschichte des Menschen gleichmässig angehenden Gebiete als Nachtrag angeschlossen werden.

IX. Nils Olof Holst: Moränen und Eiszeitbeobachtungen. Om skrifkritan i Tullstorptrakten och de båda moräner, i hvilka den är inbäddad. Sveriges Geol. Undersökn. Ser. C. No 124. 23 S. 8° Stockholm 1903. Besprochen im Geologischen Centralblatt Jahrg. 1903. — In Schonen wird bei Tullstorp Schreibkreide abgebaut, die nur aus riesigen bis 850 m langen, 300 m breiten und 15 m mächtigen, im Diluvium eingebetteten Schollen besteht, in denen man Geschiebekies und sogar, bis 6 m tief, Bruchstücke von Hirschgeweihen gefunden hat. Verf. betrachtet seine Ausführungen als Einwurf gegen den Interglazialismus. Die untere Moräne sieht er als Grundmoräne an, die obere dagegen nur als eine aus den unteren Teilen des Inlandeises

*) Vgl. Kaspar Zeuss: Die Deutschen und ihre Nachbarstämme 143, 151.

stammende Innenmoräne. Verf. führt eine Menge Gründe dafür an, dass die obere Moräne keine selbständige Grundmoräne ist.

Zu diesen Ablagerungen gehört auch der Sand von **Rixdorf**, dessen grosse Ausbreitung und Mächtigkeit in Verbindung mit den Lagerungsverhältnissen (Sand mit grobem Kies und Geröllagern wechselnd, unzählige Diskordanzen) deutlich ergeben, dass diese Bildung glazial ist. Welche Ströme hätten wohl in einer nicht glazialen Zeit in einer Ebene so mächtige und so grobe Geröllager absetzen können? Die Fauna im Rixdorfer Sand ist eine Mischfauna, tritt ausschliesslich oder mindestens vorwiegend in gröberen Sande auf und muss sekundär sein.

Diesen Ausführungen kann ich auch aus zoologischen und biologischen Gründen nur beitreten. Es werden Reste vom Moschusochsen und grönländischen Renttier mit Rothirsch und Elch in einer und derselben Ablagerung dort gefunden. Diese Tiere können unmöglich zur selben Zeit an derselben Stelle gelebt haben.

Der Artikel schliesst mit den Worten: „Der vorliegende Einwurf gegen den Interglazialismus will beweisen, dass die beiden Moränen einer und derselben Eiszeit angehören. Die Moränen aber sind die wichtigsten unter den glazialen Bildungen. Wenn nun diese nur für eine einzige Eiszeit Zeugnis ablegen, sollten dann nicht auch die sogen. unteren glazialen Bildungen selbst, recht gedeutet, ein etwas anderes Zeugnis ablegen als bisher?"

X. H. Conwentz: **Einige in Westpreussen getroffene Massnahmen zum Schutz der ursprünglichen Pflanzenwelt.** Ich lege den interessanten, auf der 25. Wanderversammlung des Westpreussischen Botanisch-Zoologischen Vereins zu Konitz am 29. Sept. 1902 gehaltenen Vortrag Ihnen vor, desgleichen:

XI. H. Conwentz: **Grundlinien zu einem Vortrag über den Schutz der Schwedischen Landschaft mit ihrer Pflanzen- und Tierwelt,** den der unermüdliche Verfasser am 22. Januar 1904 in der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie zu Stockholm gehalten hat, und verweise im übrigen nochmals auf unsere eigenen Schutzbestrebungen und den Heimatschutzbund, der in Dresden in einigen Wochen hoffentlich hinsichtlich ganz Deutschlands ins Leben treten wird.

XII. Prof. Dr. Alfred Kirchhoff: **Bericht der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1901—1903** erstattet auf dem XIV. Deutschen Geographentag in Köln im Jahre 1903.

Auch in diesem Abschnitt sind die Arbeiten rüstig fortgeschritten. Unsere Brandenburgia geht folgende Nachricht S. 267 an:

Allerseits wird eine aus Berlin uns zugehende Nachricht freudig überraschen: dort ist anlässlich der Feier des zehnjährigen Bestehens der von unserem Kommissionsmitglied für die Mark, Geheimrat Friedel, so tatkräftig geleiteten Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg ein Ausschuss aus dem Schoss der Gesellschaft gebildet worden, um eine im Stil der „Bavaria" auszuarbeitende mehrbändige „Landeskunde der Provinz Brandenburg" zu schaffen. Die Kosten derselben sind auf 50000 M veranschlagt und grossenteils bereits gesichert.

Die Obmänner für die einzelnen Bezirke, in welche die Central-Commission Mittel-Europa zur Pflege der landeskundlichen Interessen eingeteilt hat, sind gegenwärtig die folgenden:

Prof. **Hahn** (Königsberg) für Ost- und West-Preussen,
Prof. **Credner** (Greifswald) für die übrigen baltischen Reichsteile,
Prof. **Partsch** (Breslau) für Schlesien und Posen,
Prof. **Ruge** (Klotzsche bei Dresden) für Sachsen,
Geheimrat **Friedel** (Berlin) für Brandenburg,
Prof. **Kirchhof** (Halle a. S.) für die westlicheren Gebiete Norddeutschlands bis zur westfälischen Grenze,
Prof. **Jostes** (Münster) für Westfalen,
Prof. **Kan** (Amsterdam) für die Niederlande und Belgien,
Prof. **Pahde** (Crefeld) für die deutschen Rheinlande bis zur pfälzisch-badischen Grenze,
Prof. **Weigand** (Strassburg) für Elsass-Lothringen,
Prof. **Brückner** (Bern) für die Schweiz,
Prof. **Neumann** (Freiburg i. B.) für Baden,
Prof. **Sapper** (Tübingen) für Württemberg,
Prof. **Regel** (Würzburg) für das bayrische Rhein- und Main-Gebiet,
Prof. **Götz** (München) für das bayrische Donau-Gebiet,
Prof. **Penck** (Wien) für Österreich.

Der Vorsitzende, unser Ehrenmitglied Professor Kirchhoff, welcher wegen Überbürdung sein Ehrenamt niederlegen wollte, hat sich erfreulicherweise auf allseitige Bitte der Obmänner bestimmen lassen, dasselbe beizubehalten.

XIII. **Chamisso in Greifswald.** Unter diesem Titel hat unser Mitglied Professor **Krause** in Greifswald in Nummer 5 und 6 von „Für Stadt und Land" Unterhaltungs-Beilage zur Greifswalder Zeitung vom 2. und 9. Februar 1904 zwei hiermit vorgelegte Aufsätze eingesendet, welche, hochinteressanten Inhalts, namentlich die naturwissenschaftlichen Studien besprechen, die Ch. in Karstens Archiv Bd. VIII 1823 unter dem Titel „Untersuchung eines Torfmoores bei Greifswald und ein Blick auf die Insel" niedergelegt hat.*) Ch. war im Juni 1823 von Berlin zu Fuss nach der alten Universitätsstadt marschiert und

*) Vgl. meine Mitteilung: Vorgeschichtliche Altertümer aus dem Nachlass des Dichters Adalbert von Chamisso. Brandenburgia IX. S. 494–501.

nach 3 Tagen daselbst angelangt. Das Torfmoor ist im Rosental auf dem linken Ryck-Ufer unweit der Mündung belegen und dasselbe, welchem die heut unter Nummer VIII beschriebene Scrobicularien-Schicht und die Hirschhornhacke, beide altalluvial, angehört.*) Auch sonst enthält Prof. Krauses Mancherlei über die näheren Freundschafts- und Lebensverhältnisse des liebenswürdigen Dichters, der am 19. Juli, nachdem er noch Rügen, insbesondere die Kreideufer von Jasmund und Wittow besucht, die Rückwanderung nach Berlin antrat.

Wir sind unserm geehrten Mitglied auch vom Standpunkt brandenburgischer Heimatkunde für seine Veröffentlichung zu besonderem Danke verbunden.

XIV. F. C. Fontane geb. Werner: Wie man in Berlin zur Zeit der Königin Luise kochte. Ein gastronomischer Beitrag nach den im Jahre 1795 niedergeschriebenen Aufzeichnungen. Berlin 1903, F. Fontane & Co. — Kochkunst ist in verschiedenen Beziehungen angewandte Naturkunde — Mineralogie — Botanik — Tierkunde u. s. w., so wolle man entschuldigen, wenn ich dieses interessante Dokument zur Haus- und Wirtschaftspflege in der Zeit unserer Vorfahren um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert unter „Naturkundliches“ einreihe. Es ist durchaus irrig zu glauben, dass man damals nach Urväterart schlicht und einfach lebte, im Gegenteil eher zu üppig und zu übermütig, wie in allen Verhältnissen von Staat, Volk und Familie bis der grosse Bruch von 1806 kam, der das Land auf lange Zeit verarmen liess. Der Gerichte sind, wie sie aus dem 231 Seiten starken Buch ersehen, gar viele, darunter manche recht raffinierte. Man ass übrigens nicht bloss sehr gut in Berlin, sondern trank auch entsprechend, ebenfalls oft recht sehr über die ökonomischen Verhältnisse hinaus. Die Verfasserin der vorliegenden Sammlung Auguste Wilhelmine Friederique Charlotte Fontane geb. Werner war die dritte Frau von Pierre Barthélemy Fontane, dem späteren, 1820 in Berlin verstorbenen Kabinetssekretär der Königin Luise. Näheres darüber hat dessen Enkel, unser Ehrenmitglied Theodor Fontane, in seinem Buche „Meine Kinderjahre“ (vergl. Seite 2) erzählt. Herausgeberinnen sind Frau Jenny Sommerfeldt geb. Fontane (Wittwe des ehemaligen Besitzers der Apotheke Ecke Cöpenicker- und Michael-Kirchstrasse) und Frau Elise Weber geb. Fontane. Wir billigen gern die Schlusssätze des Vorworts: „Und so möge denn dieser Beitrag beim Leser des 20. Jahrhunderts in zweifacher Hinsicht freundliche Beachtung finden: als kulturhistorisches Dokument und als praktischer Ratgeber in vielen Fragen der delikaten und deliziösen Zubereitung von schmackhaften Speisen.“

*) Vgl. auch Brandenburgia XII, S. 327 fg.

Wir laden unsere weiblichen Mitglieder recht sehr ein, nach dem Luisen-Kochbuch gelegentlich praktische Versuche zu machen.

D. Kulturgeschichtliches.

XV. Denkmalsschutz in Bayern, vgl. Amtsblatt des Königlichen Bayerischen Staatsministeriums des Innern vom 8. Januar 1904. Wir geben nachstehend die in diesen Ministerialentschliessungen gegebenen „Richtpunkte" für Erlassung ortspolizeilicher Vorschriften nach Art. 101 Abs. 3 des bayerischen Polizeistrafgesetzbuchs:

1) Die alten Befestigungswerke mit ihren Gräben, Stadtmauern, Toren, Turmen und sonstigen Zubehörungen sind tunlichst zu erhalten; für jede bauliche Änderung an denselben ist baupolizeiliche Genehmigung zu fordern.

2) Bauliche Veränderungen im Innern oder am Äussern sonstiger Gebäude von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung sind der polizeilichen Genehmigung zu unterstellen. Hierbei wäre zu bedingen, dass bei dem Umbau oder bei der Veränderung solcher Bauwerke dem Stile und Charakter derselben Rechnung zu tragen ist.

3) Bei allen Neubauten oder Umbauten in der Nähe der Befestigungswerke oder in der Umgebung von Gebäuden der in Ziff. 2 bezeichneten Art soll gleichfalls dem Charakter dieser Bauwerke tunlichst Rechnung getragen werden. Dabei wäre besonders darauf zu achten, dass der Neubau in den Massverhältnissen sich passend in das Gesamtbild einfüge und auch im Aufwand der Einzelmotive und Schmuckformen die alte Umgebung nicht beeinträchtige. Zur Vermeidung von Störungen im Stadtbilde soll ferner die Form und das Eindeckungsmaterial der Dächer beachtet werden.

4) Die Erhaltung schöner Ortsstrassen und Platzbilder ist zunächst bei der Ziehung der Baulinien im Auge zu behalten, wobei natürlich auf die Herrschaft des Lineals verzichtet werden muss. Im übrigen soll bei Neubauten, speziell in den älteren Teilen der Ortschaften, die tunlichste Rücksichtnahme auf die heimische Bauweise, wobei wieder die Form und die Eindeckung der Dächer in Betracht kämen, zur Pflicht gemacht werden.

5) Für sonstige Neubauten, namentlich in neuen Bauanlagen, würde es genügen, wenn im allgemeinen auf die Forderungen der Ästhetik verwiesen wird; auch könnten Vorschriften über den Verputz des ordinären Rohmauerwerks und über die zulässige Steilheit der Mansarddächer nur begrüsst werden.

Hervorgehoben seien ferner noch die Bestimmungen der Ministerialentschliessungen, nach denen von den Distriktsverwaltungsbehörden unter Benehmen mit den Landbauämtern die Anlegung eines Ver-

zeichnisses der in ihrem Bezirke vorhandenen geschichtlich oder architektonisch beachtenswerten Baudenkmäler verlangt wird. Den Verwaltungen der mittelbaren Gemeinden soll ein Auszug aus diesem Verzeichnisse mit entsprechender Anweisung übersandt werden. Ist eins dieser Baudenkmäler in Gefahr, so sind sofort die erforderlichen Einleitungen zu treffen und gleichzeitig die Königliche Regierung sowie die Generalkonservatorien der Kunstdenkmäler Bayerns zu benachrichtigen.

XVI. Gruppe, Oberlehrer a. D.: Über einen misslungenen Kulturversuch König Friedrich Wilhelms. Unter diesem Titel behandelte u. M. im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg am 13. Jan. 1904 den denkwürdigen Versuch Friedrich Wilhelms I. das freie Havelbruch bei Brandenburg zu kultivieren. Während dem landesväterlichen Herrscher die Urbarmachung des havelländischen Luchs so wohl gelungen war, scheiterte hier die völlige Durchführung der Wiesenkultur an dem Widerspruch der Gebrüder von Rochow. Dem interessanten gedruckten Bericht entnehmen wir mit Zustimmung die nachfolgenden Stellen:

Das vom Havelluch im Norden, vom Havelbruch im Süden und von der Havel im Westen umschlungene Havelland wird von König Alfred d. Gr. etwa um 888 Afeldan, in der Stiftungsurkunde Ottos d. Gr. vom Jahre 949 Heveldûn genannt, was Havelsandhügel heisst. Während der nördlich der Havel gelegene Teil aus Ost- und Westhavelland besteht, heisst der südliche Teil, die Zauche, urkundlich im Jahre 1173 Süche und umfasst dat ganeze lant, dat dar ligget twischen dem havebrucke und der havele (wie es im kurmärkischen Lehnscopialbuche vom Jahre 1320 heisst). Da dieses Land sehr wasserreich ist, kann der Name Süche nicht, wie Berghaus will, vom wendischen suchy = trocken abzuleiten sein, sondern wird wohl, wie v. Ledebur meint, aus sütga = Südgau entstanden sein.

Westlich wird die Zauche von den Wäldern der Neustadt Brandenburg abgeschlossen, nämlich dem Rehhagen, niederdeutsch Reckhane, wonach das dabeiliegende Dorf genannt ist, und der flachen oder blochen Heide, südlich wird sie vom Havelbruche begrenzt, welches zwischen Golzow-Pernitz im Osten und Grüningen-Wollin im Westen „das freie Havelbruch" heisst.

Dieses freie Havelbruch wurde, soweit die Urkunden Aufschluss darüber geben, von jeher als gemeinschaftlicher Markwald von der Neustadt Branden. den Ziesarschen Amtsdörfern Grüningen und Wollin, sowie von Golzow, dem Sitze der Familie von Rochow, und Pernitz zu Heizung, Hütung und Jagd benutzt. Es befinden sich in ihm sehr viele kleine Sandhügel, welche alle auf alten Flurkarten und in Urkunden besondere Namen führen, die meist mit dunke zusammengesetzt sind, woraus später dunk wurde. Dieses Wort dûnke ist nichts weiter als eine Verkleinerungsform des dûn, wie es in Heveldûn auftritt, und heisst also Sandhügelchen. So finden sich neben Ziesdunke die Namen Schepsdunk, Ravedunk, Horstdunk, Langedunk, Mesdunk-Moosdunk, Werndunk oder Berndunk. Ausserdem gibt es noch zahl-

reiche horste, welches bebuschte Erhebungen sind, wie Melkhorst, Berghorst, Wolfshorst u. a. m. Einer dieser Hügel heisst der Borgstall.*)

Als der Begriff des Markwaldes aus dem Rechtsbewusstsein der Umwohner geschwunden war, vom 16. Jahrhundert ab, masste sich der Mächtigere das grössere Eigentumsrecht an, und so hatte die Neustadt Brandenburg einen schweren Stand, ihre dokumentarisch ältesten Rechte gegen die v. Rochow und die Ziesarschen Amtsdörfer Grüningen und Wollin, die vom Staate vertreten wurden, zu wahren und zu verteidigen.

XVII. **Teltower Kreiskalender 1904.** Herausgegeben vom Verlag des Teltower Kreisblatt (Rob. Rode). Preis 50 Pf.

Unser in der Brandenburgia so oft ausgesprochener Wunsch, dass auch in unserer Provinz recht viele Kreiskalender nach dem Vorbild anderer Provinzen herausgegeben werden möchten, erfüllt für 1904 unser südlicher Nachbarkreis, dank den vorsorglichen Bemühungen des Herrn Landrats von Stubenrauch, in mustergiltiger Weise. Der Kalender ist recht gut illustriert. Aus dem reichen Inhalt seien erwähnt: Röchling: Die Schlacht bei Grossbeeren; Heider: Der Teltow-Kanal und ergänzend hierzu Dr. F. Solger: Die Geschichte des märkischen Bodens und die Knochenfunde beim Bau des Teltow-Kanals. — Ernst Klein: Templerorden in der Mark. — Ekkert: Die Müggelberge. — Spatz: Ein märkischer Eulenspiegel (Hans Clawert). — Wenn wir Eins vermissen, so ist es ein Inhaltsverzeichnis. Im übrigen rufen wir mit Hinblick auf 1905 bereits jetzt: vivat sequens.

XVIII. **Vier Wandteppiche von ca. 1680 bis 1704, brandenburgische Kunstweberei, im Hohenzollern-Museum** (Einnahme von Stettin 1677, von Stralsund 1678, von Rügen 1678 und Schlacht bei Fehrbellin) sind von unserm Mitglied, Herrn Hofkunstweber Ziesch auf das Mühsamste, aber auch höchst wohlgelungen, ausgebessert und von unserm Mitglied, Kunstmaler **Conrad Astfalk** für das Deutsche Haus auf der am 1. Mai d. J. in St. Louis zu eröffnenden Weltausstellung auf eigens zubereiteter Leinewand gemalt worden. U. M. Herr **August Förster**, auf dessen eingehenden Aufsatz in der Voss. Z. ich dieserhalb verweise, macht auch auf diese Kunstwerke aufmerksam. Herr Astfalk hatte die Güte, mir seine Reproduktionen, für welche unser Kaiser die Tennis-Halle des Monbijou-Gartens eingeräumt, dort zu zeigen.**)

E. Abbildungen.

In der St. Nikolai-Kirche zu Spandau, berühmt dadurch, dass Kurfürst Joachim II. hier***) am 1. November 1539 das Abendmal in beiderlei

*) Vgl. über anscheinend denselben „Borgstall" und die Seltenheit der Bezeichnung „Borgstall" in unserer Provinz überhaupt meine Angabe Brandenburgia XII, S. 10.
E. Fr.

**) Zu vergl. Brandenburgia, VIII, 264, 265, IX, 259 und 369—374, sowie XII, 370.

***) Oder in der Schlosskirche zu Spandau.

Gestalt nahm und dadurch seinen Übertritt zum Protestantismus bekundete, sind auf dem Triumpfbogen neben dem Gekreuzigten rechts und links die holzgeschnitzten Figuren der Heiligen Jungfrau und des Apostel Johannes wieder angebracht worden, welche dem Märkischen Museum inzwischen zur Aufbewahrung mit Eigentumsvorbehalt übergehen waren. Als Teilnehmer der Einweihung des durch Herrn Stadtbauinspektor und Privatdozenten Stiehl farbenprächtig und stilgerecht wiederhergestellten Gotteshauses am 13. Dezember v. J. konnte ich die schönen Kunstwerke wieder an Ort und Stelle bewundern. Herr **Oberpfarrer Recke**, unser liebenswürdiger Führer bei dem Besuch der



Brandenburgia in der Kirche am 7. September 1901 (Brandenburgia X, 215) hat die Güte gehabt, mir zwei Photographien der gedachten Figuren zu schenken. Ich reiche die beiden Aufnahmen herum und überweise sie hiermit gleichzeitig der Bildersammlung des Märkischen Museums.

XX. **Robert Mielke: Elfenbeinschnitzereien.** Mit 21 Abbildungen in Nr. 26 der Weiten Welt vom 19. Februar 1904, S. 891—896, prächtige Arbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts.

XXI. **Der Steintrog im Park zu Babelsberg**, den ich kürzlich besprochen, ist von unserm, auf dem Gebiet der Heimatkunde photographisch mit geschicktester Hand tätigen Mitglied Herrn **Otto Hasselkampf** in Potsdam, wie Sie ersehen wollen, von vier Stellungen aus photographiert worden. Eine dieser Aufnahmen wird hier oben wiedergegeben.

Herr Hasselkampf hat diese Aufnahmen im Januar nur mit grosser Mühe und Zeitaufwendung machen können — aber das Werk lobt auch seinen Meister.

XXII. Die alte Kutscherkneipe, Ecke der Königgrätzer- und Prinz Albrechtstrasse, zu Berlin, welche auf fiskalischem Gelände errichtet, vor wenigen Jahren abgebrochen ward, ist durch Herrn Otto Hasselkampf am 3. November 1900 noch rechtzeitig auf die lichtempfindliche Platte gebracht worden. Sie sehen das alte einstöckige Häuschen „Zum alten Potsdamer Keller“ von Wilhelm Wendt trefflich wiedergegeben.

XXIII. Herr Kustos Buchholz machte folgende Mitteilung über Erinnerungsbänder:

Vor einigen Jahren ist hier die im Märk. Museum vorhandene Sammlung von Vivatbändern vorgelegt und besprochen worden. Inzwischen sind noch 2 weitere Bänder dieser Art eingegangen, die ich mit den ältesten der früheren Vorlage zusammen zur Ansicht bringe.

Das eine Band ist mit denselben Versen bedruckt, wie das im Band IX S. 502 beschriebene („Zittere, falle, beuge dich für den grossen Friederich pp.“), aber das Bild ein ganz anderes. Ein in den Wolken schwebender weiblicher Genius hält in der Linken einen Schild mit dem Namenszug F. R. und sendet mit der Rechten Blitzstrahlen herab auf die Wappenschilder von Österreich, Russland, Frankreich und Schweden. Unten steht der Preuss. Adler auf einem Viktoriaschild, in dem das Russische Wappenschild umfasst „Zorndorff, den 25. August 1758.“

Das zweite Band zeigt eine Trauer-Pyramide mit dem Preussischen und Braunschweigischen Wappen und den Daten: „August Wilhelm Printz v. Preussen etc., geb. den 9. Aug. 1722, gest. in Oranienburg, d. 12. Juni 1758.“ „Friedrich Frantz Printz von Braunschweig etc., geb. d. 8. Juni 1732, in der Aktion bey Hohkirchen geblieben d. 14. October 1758.“ Unter der Pyramide: „Zwey Helden klagen Preussens Staaten p. p.“

Das Museum besitzt nun an Vivatbändern aus der 7jährigen Kriegszeit 7 von 1757, 6 von 1758, 2 von 1760 und 2 von 1763. Alle diese Bänder sind lediglich zur Verherrlichung Friedrichs des Grossen, seiner Feldherren und seiner Siege hergestellt, es sind Vivatbänder im engsten Sinne des Worts. Die von 1757 scheinen überhaupt die ersten und ältesten dieser Art, wenigstens in Preussen, zu sein. In den 1770er Jahren kommen solche Bänder mit Bezug auf Familienfeste schon mehrfach vor und gegen Ende des 18. Jahrhunderts scheint es schon allgemeiner Gebrauch gewesen zu sein, zu Familienfesten, namentlich Hochzeiten, solche Bänder als Erinnerungsbänder zu verteilen, ein Gebrauch, der sich bis nahe zur Hälfte des 19. Jahrhunderts fortsetzt.

XXIV. Herr Kustos Buchholz. Dem Märk. Museum sind durch Herrn Körner die hier ausgestellten 4 vom Orientmaler Max Rabes vor etwa 20 Jahren aufgenommenen Skizzen zugegangen, die einige kleine Partien der verrufensten Gegend Alt-Berlins darstellen, nämlich der Gasse „An der Königsmauer". Im Mittelalter und im 16. Jahrhundert existierte diese Gasse nur als freie Kommunikation innerhalb der Stadtmauer von der Georgenstrasse (jetzt Königstr.) bis zum Heil. Geist-Hospital. Sie war nach aussen von der Stadtmauer, nach der innern Stadt zu von den Gärten und Hinterhäusern der Klosterstrasse begrenzt. Als die Stadtmauer in Folge der Anlegung der weiter hinausgeschobenen Festungswerke in den 1670er Jahren für die Stadtverteidigung überflüssig geworden war, wurde minderbemittelten Leuten der Bau von Buden und Häusern unter Benutzung der Stadtmauer als Hintergrund gestattet. Da aber die Kommunikation überhaupt nur eine Breite von 7—9 Meter hatte und eine Gasse von wenigstens 3 Meter frei bleiben musste, so blieb für die Anlage von Häusern nur eine Tiefe von 4 bis 6 Meter. Natürlich konnten so nur solche Wohnungen errichtet werden, die nach hinten weder Luft noch Licht hatten und da ein irgend bemittelter Hausstand sich mit solcher Unterkunft nicht begnügen konnte und nur die ärmsten Leute auf solche Wohnungen reflektierten, so entsprach auch die Bauanlage, die Einrichtung und Ausstattung der Häuser den ärmsten Verhältnissen. Kein Wunder, wenn sich mit der Zeit nur noch der Auswurf der städtischen Bewohner in dieser Gasse behaglich fühlte und sich dort das hässlichste und widerlichste Stück der Berliner Sittengeschichte abspielte. Ja die Gasse erhielt im Jahre 1839 eine Art öffentliches Privileg auf jene Zustände, indem die Polizeibehörde die bis dahin in alten Stadtteilen geduldeten Bordelle auf Beschwerden der verschiedenen Adjacenten aus ihren bisherigen Häusern nach der Königsmauer verwies, wo denn auch auf der Klosterstrassen-Seite einige Lokale mit reicheren Einrichtungen entstanden. Als aber 1845 die öffentlichen Häuser überhaupt aufgehoben wurden, verwandelte sich ihr Inhalt in die Form der heimlichen Prostitution und liess sich in fast allen Häusern der Königsmauer nieder. Wir haben leider keine Photographien oder sonstige Bilder, die eine annähernde Vorstellung von dem Aussehen und dem Treiben in dieser Gasse bieten. Es scheint, als wenn sich kein Photograph oder Maler zu Aufnahmezwecken hingewagt hat; anständige Personen durften sich überhaupt dort nicht sehen lassen, ohne schwere Belästigungen von den Frauenzimmern zu erleiden, die in auffälligen dekolletierten Trachten auf den hühnerstiegenähnlichen Hanstreppen sassen oder aus den Fenstern lugten.

Erst Ende der 1870er Jahre wurde mit dem Durchbruch der Kaiser Wilhelmstrasse jenes Treiben ein wenig zurückgedrängt, bis in den 80er Jahren die völlige Aufhebung der Gasse erfolgte, und diese

nebst den Häusern an die Adjacenten von der Neuen Friedrichstrasse, bezw. der Klosterstrasse her verkauft wurden.

Der Verein jenes Stadtbezirks hatte 1884, als die seitens der Kaiser Wilhelmstrassen-Gesellschaft angekauften Grundstücke abgebrochen waren und noch frei lagen, einige Photographien aufnehmen lassen und dem Märk. Museum überwiesen. Auf einem dieser Bilder kann man wenigstens noch einen Blick auf 2 der Königsmauer-Häuser werfen, sonst stellen sie mehr die Hinterseiten der Kaiser Wilhelmstrassen-Grundstücke dar.

Die hier vorliegenden Rabes'schen Skizzen haben, wie es scheint, einige zuletzt dem Abbruch verfallenen Hauspartien zum Vorwurf, die aber immerhin ein Bild des baulichen Zustandes jener jetzt völlig verschwundenen Gasse bieten.

XXV. Dr. Paul Graffunder: Altgermanische Segen aus der Mark. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

XXVI. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

---

18. (10. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 28. Februar 1904, vormittags 11 Uhr.

Besichtigung der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste, Charlottenburg, Hardenbergstr. 33 unter gefälliger Führung der Hausverwaltung.

Nachdem die Teilnehmer sich versammelt hatten, nahm Herr Prof. Dr. Galland das Wort zu folgender Ansprache:

M. D. u. H.!

Die Hochschule für die bildenden Künste, in deren stattlicher Vorhalle Sie versammelt sind, zwecks Besichtigung der Unterrichts- und Sammlungsräume, ist mit der Königl. Akademie der Künste organisch verbunden. Dieses nunmehr über 200 Jahre bestehende, anfänglich kurbrandenburgische, dann königlich preussische Kunstinstitut dürfte wohl den Interessen auch unserer Gesellschaft für Heimatkunde besonders nahestehen.

Die alte historische Stätte Unter den Linden, die mit so vielen denkwürdigen Erinnerungen der Geschichte unserer Hauptstadt verbunden war, erwies sich bekanntlich den wachsenden Bedürfnissen einer modernen Kunsthochschule immer unzulänglicher, und es war wohl natürlich, dass man zunächst an einen Umbau des alten Gebäudes dachte. So haben schon im Jahre 1889 die Architekten der heutigen Bauschöpfung Kayser und von Grossheim ein Projekt nach den Dispositionen des Herrn Direktors Prof. A. von Werner für das ungefähr quadratische Terrain am Eingang der Linden ausgearbeitet. Von der Ausführung dieses palastähnlichen Baues mit vier ziemlich gleichmässig monumental gestalteten Fronten ist aber nicht weiter die Rede gewesen.

Als dann im Jahre 1896 die Königl. Akademie der Künste, die sich einst stolz die dritte in Europa, die erste in Deutschland nannte, das Jubiläum ihres 200jährigen Bestehens feiern konnte, da tauchte der Gedanke eines Neubaues mit stärkerem Nachdruck auf und zwar in Verbindung mit einem Charlottenburger Terrain, das dicht am Bahnhof „Zoologischer Garten“ gelegen, der Hauptstrasse (Hardenbergstr.) indes nur die Schmalseite als Front darbot.

Auf dieses fiskalische Terrain an der Stadtbahn bezog sich in der Tat auch die damals (20. Mai 1896) ausgeschriebene Konkurrenz für eine Gesamtanlage beider Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik. Als Gesamtkosten wurde damals die Summe von 4,200,000 Mk. dem Anschlag zugrunde gelegt. Als Sieger gingen mit dem ersten Preise, ausser Kayser und von Grossheim, noch Baumeister Ad. Hartung hervor.

Es darf wohl als ein Glück betrachtet werden, dass man von jenem nicht völlig geeigneten Terrain bald nachher Abstand nahm und die beiden Hochschulen, räumlich von einander getrennt, an der jetzigen Stelle errichtete, wo eine wirklich monumentale Entwicklung der Hauptfront an einem freien Platze möglich war und wo dem vor allem berechtigten Wunsche nach einem grossen Aufwand von Licht und Luft besser als dort entsprochen werden konnte. Der neu ausgearbeitete Plan jener Architekten, die jetzt definitiv mit der Ausführung (die Baurat Adams leitete) betraut wurden, trennte die Hochschulen nicht nur räumlich, sondern auch künstlerisch. Ja, zu den beiden für sich dastehenden und auch verwalteten Gebäuden tritt noch als drittes, das gleichfalls mit der Akademie verbundene Institut für Kirchenmusik hinzu: ein Stück nordwärts, gleichfalls an der Hardenbergstrasse gelegen, ein kleines Eckgebäude in romanischen Stilformen aus röthlichem Sandstein errichtet.

Was die von uns zu besichtigende Kunsthochschule nun betrifft, so haben die Architekten eine einheitliche Aussenarchitektur nicht erstrebt,

vielmehr jeder der vier Seiten einen eigenen Aussencharakter verliehen An der Hauptfront in gelblichem Sandstein mit plastischem Schmuck von Menzel, Hundrieser und E Herter wird für den Beschauer die Erinnerung an einen Palast einer strengen Barockepoche wachgerufen Ein turmartiger Mittelbau beherrscht hier — Eingangshalle und Aula darüber betonend — das Strassenbild An der entgegengesetzten Seite, am Hippodrom, wo sich ganz niedrige Ateliers für Meisterbildhauer aneinanderreihen, sind dagegen romanische Bauformen zur Verwendung gelangt Dazwischen gruppiert sich die vielgestaltige Anlage um einen mächtigen viereckigen Mittelhof von 70×75 m Innerhalb des letzteren wird Sie ein ganz aus Glas konstruiertes Atelier für Freilichtmalerei besonders interessieren Um den architektonisch eigenartigen Hof liegen zunachst ringsherum die verschiedenen Lehrer- und Schulerateliers, sowie Verbindungsgange Der Vorderbau enthält, ausser der Vorhalle mit Treppenhaus, noch in der Hauptaxe einen Saal mit Gipsabdrucken im Erdgeschoss, Aula und Atelier des Direktors im Oberstockwerk Daran schliessen sich seitwärts unterhalb Bibliothek und Dienstwohnungen, oberhalb Ausstellungssäle, Ateliers und Vortragssale Die Ateliers konnten so günstig angelegt werden, dass ca. 718 m Nordlicht-Ateliers vorhanden sind

Die dicht benachbarte Hochschule für Musik veranschaulicht von vorn gesehen, etwa das fesselnde Bild einer monumentalen Kirchenfassade italienischer Hochrenaissance mit Saulen, Tempelgiebel und Kuppelkrönung dahinter Seitwarts, an der Fasanenstrasse, weicht die schlichte Architektur der langen Fassade von der Opulenz der Hauptfront erheblich ab Die langgestreckte Anlage umfasst einen grossen Konzertsaal, eine Versuchsbühne und enthält ferner eine Instrumentensammlung und eigene Bibliothek, neben zahlreichen Unterrichtsräumen und Dienstwohnungen Beide Gebaude wurden am 2. November 1902 durch einen Festakt, an welchem auch das Kaiserpaar teilnahm, eingeweiht

Die sich anschliessende Besichtigung unter bester Fuhrung zeigte, welche Sachkenntnis, welche Sorgfalt der technischen Ausgestaltung sich in allen Teilen dieser umfassenden Bauanlage kundgiebt, und wie den jungen Künstlern für ihre Studien Einrichtungen an dieser Hochschule geboten werden, wie sie heute zweckdienlicher und vollkommener schwerlich gedacht werden können

---

19. (II. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Feier des 12. Stiftungsfestes.

Freitag, den 18. März 1904, abends 7 Uhr,

in den Salen des Hotel Impérial, Enckeplatz 4.

Eine zahlreiche Versammlung hatte sich zur Feier unsers XII. Stiftungsfestes in den ansehnlichen Räumen des Hotel Impérial zusammengefunden. Nachdem die Versammlung Platz genommen, trug Frau Kommerzienrat Tilly Fickert mit volltönender Stimme den von u. M. Herrn Dr. Friedrich Solger gedichteten nachfolgend abgedruckten Prolog vor.

Demnächst hielt der erste Vorsitzende Geheimrat Friedel eine kurze Ansprache ungefähr folgenden Wortlauts:

Meine Damen und Herren! Wiederum blickt unsere Brandenburgia-Gesellschaft für Heimatkunde auf ein Geschäftsjahr mit Befriedigung zurück. „Mit Befriedigung" dürfen wir ohne Ueberhebung sagen, da wir auf allen unseren Gebieten nach Kräften und nicht ohne Erfolg tätig gewesen sind. Im Interesse des Schutzes der Kultur- und Natur-Denkmäler vielfach auf dem Gebiet der Landes- und Völkerkunde auch praktisch, denn wir haben uns auf unseren Ausflugen in die Havelgegenden, nach Belzig und Eberswalde nach Land und und Leuten umgetan. Ebenso auf dem Gebiet der Altertumskunde, wo wir durch die Entdeckung des Dämmerungs-Menschen mit seinen Eolithen auch in unserer Mark das Vorhandensein des unlängst entdeckten Urmenschen bis entlegene geologische Epochen verfolgt haben.

Heut Abend lassen wir die strenge Wissenschaft bei Seite und pflegen den geselligen Austausch. Herzlich heissen wir deshalb unsere werten Gäste als Gönner und Freunde der Brandenburgia willkommen, in der Hoffnung, dass mancher darunter sich zu einem engern Anschluss an unsere Gesellschaft bereit finden werde.

Lassen Sie uns nunmehr in gewohnter Weise unserm brandenburgischen Markgrafen, den wir als Schutzherrn verehren, eine Huldigung darbringen. Ich bitte Sie, dreimal vereint zu rufen: S. Maj. der Kaiser und König, Er lebe hoch, hoch, hoch.

Namens der Gäste dankte hierauf Herr Direktor Müller, gleichzeitig mit einem Hoch auf die Brandenburgia, derselben ferneres Gedeihen wünschend. Herr Dr. Solger feierte die Damen. Für dieselben hatte Herr Grubenbesitzer Franz Körner eine duftende Blumenspende, Herr Hofjuwelier Telge silberne Vorsteck-Nadeln (Urne mit Spaten, auf der Urne der brandenburgische Adler) freundlichst gespendet.

Mit Gesängen erfreuten Frau Kommerzienrat Tilly Fickert, Fräulein Alice Fickert und Fräulein Trimolt.

Während der allgemeinen Tanzfätigkeit nach Aufhebung der Tafel führten die Damen, Frl. Alice Fickert, Frl. Gesa Friedel, Frl. Käthe Haupt, Frl. Borich, Frl. Weise und Frl. Zander Volkstänze mit grosser Verve und mit vielem Beifall aus. Während der Kaffeepause erfreute Herr Kapellmeister Finsterbusch mit schönem Vortrag auf dem Klapphorn. Die Damen Frl. Kohl — Davier vertrieben die neue Post-Ansichtskarte der Brandenburgia mit dem zierlichen Bild des neuen Märkischen Provinzial-Museums mit Geschick und Erfolg, vielen auswärtigen Gönnern und Freunden der Brandenburgia wurde diese Vereinskarte mit Unterschriften bedeckt sofort zugesendet.

Um die Einrichtungen des bis in die Frühe des 19. dauernden Festes hatten sich im übrigen besonders verdient gemacht Herr Gerichtsassessor Dr. Hans Depène, Herr Kustos Rudolf Buchholz und Herr Professor Dr. Pniower.

Prolog.

Ein Jahr des Wirkens wieder zu beschliessen
Seid Ihr vereint in der Getreuen Schaar.
So mög' Euch heut ein froher Glückwunsch grüssen,
Ein Wunsch des Segens für das künft'ge Jahr.

Wirkt weiter fort im Suchen und im Forschen,
Erschliesst die Schätze, die die Heimat beut,
Und wenn die Zeugen aller Zeit vermorschen —
Wahrt das Gedächtnis ihrer Herrlichkeit.

Und lenken Turm und Mauern Euren Blick
Zu Zeiten, deren Kämpfe längst verklungen,
Dann denkt mit Stolz an das Geschlecht zurück,
Das zäh um seine Heimat hier gerungen.

Das unerschlafft mit seiner schwiel'gen Hand
Die Pflugschar führte wie des Krieges Waffen,
Das aus dem Spott der Welt, dem märk'schen Sand,
Den Grund des neuen Vaterlands geschaffen.

Und was sie trieb, dass sie sich aufgerafft,
Was allen Stürmen sie zu trotzen lehrte —
Ihr wisst es wohl, welch wundersame Kraft
Den Menschen kettet an die Heimaterde.

Am Abend, wenn Ihr je am See gestanden,
Indes die Sonne sich zur Rüste neigt,
Wenn wie ein Scheidegruss aus allen Landen
Ein leises Flüstern durch das Röhricht streicht,

In ihren Kiefernwaldes dunklen Bogen,
Im Schatten ihrer Buchenhaine tief,
Da habt Ihr selbst den Geist ja eingesogen,
Der Euch zum Dienste Eurer Mark berief

Und dass die Heimat vielmal schöner ist,
Viel reicher noch und inniger ihr Leben,
Als Eure Feder, Euer Wort ermisst,
Das haltet fest bei allem Euern Streben

So geht an's Werk denn für das künft'ge Jahr,
Lasst Euch vom Geiste Eurer Mark umwehen!
Ihr seid durch ihn Und hell und wunderklar
Lehrt Euch die Heimatliebe ihn verstehen

Friedrich Solger

Die Schützengilde zu Oderberg i. M.

Von Karl Wilke.

Einleitend sei bemerkt, dass um die Wende des XIV Jahrhunderts im Leben, wie in der Verfassung der märkischen Städte eine bedeutsame Wandlung eintrat, eingreifender vielleicht, als sie uns die Jetztzeit aufnötigt Nicht mehr repräsentierten der ackerbautreibende Stadtadel oder die grosskapitalistischen Geschlechter mit ihrem Ritterbrauch die Kraft der Städte, schon fühlten sich die Handwerker, als dritter Stand, Herren der Situation und der Waffen Der von ihnen bevorzugte Bogen, später die Armbrust, sodann das Feuerrohr erringen Turnierpreise Um diese Zeit entstehen in allen deutschen Städten die Sebastiansbruderschaften, die Genossenschaften der Schützen, sagittarii, mit einer festgefugten Ordnung, einer Schiessbahn, bezw einem Schiesshause und alljährlichen Schützenfesten, die bald Feste des Gemeinwesens werden Gleich allen anderen Zünften und Innungen, ein Interessenverband von Bürgern zum Schutze ihrer Stadt, welcher lediglich Übung in der Führung der Fernwaffen bezweckte, hatten die Schützengilden von Stadtgewalt und Landesherrschaft abwechselnd protegiert, nur so lange Wert, als eine

ausreichende Landesverteidigung fehlte; mit dem Aufkommen der stehenden Heere schwand ihre Bedeutung und gar bald sinken sie zu privaten Vergnügungsvereinen herab. —

Nicht anders verlief der Bildungsgang der jubilierenden Oderberger Schützengilde, welche vom 4. bis 7. Juli 1903 ihre 200jährige Wiedereinrichtungsfeier unter reger Beteiligung festlich begehen konnte. Wennschon in einer im Eberswalder Ratsarchiv befindlichen Urkunde der



Stadt Oderberg vom Jahre 1425 neben dem proconsul, den consules und den scabini ein Tennbert und Cunikin, als magistri sagitarii testieren, so ist das ein Zeichen von der Bedeutung der Gilde in einer gewalttätigen Zeit, wo ihnen der Wald- und Wegeschutz, sowie das Geleite hier zustanden. Übrigens sind beide Familien, Tennert und Künecke noch heutigestags am Orte ansässig verblieben. Auch der Kurfürst Joachim II. bestätigt der Oderberger Gilde ihre Privilegia im Jahre 1561, worin diese bestanden, ist nicht ersichtlich, ebenso wie Kurfürst

Johann Georg im Jahre 1588 durch eine seiner bekannten, fast allen märkischen Städten gleichen Schützenverordnungen Oderberg näher tritt. Der wenige Jahrzehnte darauf hereinbrechende dreissigjährige Krieg räumte mit dem Oderberger Schützenwesen gründlich auf. Niemand getraute sich während langer Jahre Aufenthalt in der ungeschützten Stadt Oderberg zu nehmen, wo für feindlichen Zuzug die Festung stets sorgte, nicht aber für ausreichenden Schutz. Die geängstigten und verarmten Bewohner, soweit sie noch lebten, hielten sich im „Alten Bruch" in Nothütten auf und lebten von Fischfang und der Beute aus dem auf eigener Faust geführten Kleinkriege, der Oderberger Festungsbesatzung ihre gemachten Gefangenen zuführend und in Notfällen tatkräftige Hilfe leistend.



Die alte Gilde kam gänzlich in Vergessenheit, bis die neueingeführte Accise unter dem Grossen Kurfürsten die Aufrichtung der Schützengilde auf rein militärischer Grundlage hier ratsam machte.

Es heisst dabei:

Bei Verlust ihrer Privilegien haben darnach die Schützen zwischen Ostern und Pfingsten einmal wöchentlich und zwar Montags, weil diese Zeit den Handwerkern am zusagendsten, ihre Exercitien und regelmässigen Schiessen nach der Scheibe abzuhalten. Wer unentschuldigt davon zurückbleibt, wird mit 5 Groschen von Fall zu Fall sich verschärfend, gestraft. Damit besonders die neueingeführten Exercitien richtig gelernt und ausgeführt werden, sollen die geschaffenen Offiziersstellen der enrollierten Schützenkompagnie nur mit Personen aus dem Rats- und Bürgerstande besetzt werden, welche bereits im Kriege gedient, von gutem Ansehen und guter Aufführung wären. Sodann sei strengstens anbefohlen, dass jeder sich aus dem Vorschuss das benötigte Ober- und Untergewehr anschaffe, sowie die Montierung besorge. Desgleichen

sollen zwei gute Militärtrommeln nebst den Bandolieren aus dem Bestande der Festung hergegeben werden; die Fahne hingegen habe die Kämmerei unter Benutzung der königlichen Dotation nach Vorschrift zu beschaffen. Die Offiziere, obzwar von den Gildemitgliedern wählbar, solle der Rat vorschlagen und die Regierung bestätigen. In Gildenangelegenheiten ist denselben Strafgewalt zugebilligt; bei Insubordination, Trunkenheit oder bei böslichem Fernbleiben von der Fahne wurden die Inkulpaten bei Wasser und Brot im sogenannten Bürgergehorsam festgesetzt.

Hinsichtlich der Einübung des Reglements solle die Aufsicht vorerst dem Leutnant Eickstädt von der Oderberger Festungsgarnison unterstehen. Nach königlicher Konfirmation solle sich die Schützengilde zu





einer wohlgeübten Schützenkompagnie ausbilden, weil zu Kriegszeiten auf deren Mitwirkung zur besseren Defension des Oderberger Passes stark gerechnet wurde.

Aus der Schützenbrüderschaft waren somit Stadtsoldaten geworden und in Gildestreitigkeiten zog fortan der Rat der Stadt gegenüber dieser immer den kürzeren, weshalb auch das vormalige Interesse für die Gilde bei ihm völlig erlosch. So oft nun die königliche Familie die Stadt oder deren Gemarkung berührte, hatte die Schützenkompagnie zu paradieren und den ev. Sicherheitsdienst, Ehrenwachen zu leisten, während die andern Bürger, so nicht der Gilde angehörten, mit Picken oder Spiessen und Seitengewehr bewaffnet, die Tore und sonstigen Wachen bei dem die Stadt der Accise

wegen umschliessenden Plankenzaun zu besetzen hatten, daher für diese Kategorie der etwas verächtlich klingende Name Spiess- oder Pfahlbürger aufkam.

Im Jahre 1705 besuchte der gütige König Friedrich I. von Alt-Landsberg eintreffend Oderberg, um die hier entstandenen Neubauten an der Festung zu inspizieren. Dabei wurde auch die zur Hebung der Stadt angeordnete Erschliessung der Liegenschaften des alten St. Marienhospitals durch einen neuen Strassenzug besichtigt, der zu Ehren des Königs den Namen Friedrichstrasse führen sollte.

Die Oderberger Festung, der alte Bärenkasten, von dem aus das starke Stettin seit Jahrhunderten eingekreist worden, wobei auch die Schützenmiliz mitwirkte, wurde durch Einverleibung Pommerns entbehrlich. Der zweite König, Friedrich Wilhelm I. war überdies kein Freund des Stadtsoldatentums und ähnlich wie bei den Zünften und Innungen beschnitt er im Jahre 1713 stark die Rechte und Obliegenheiten der Schützenkompagnien und beliess ihnen nur die Bedeutung von privaten Vergnügungsvereinen. Daran änderte der nachfolgende König Friedrich der Grosse auch nichts weiter, denn seine Feinde erforderten stets tüchtige Berufssoldaten, was die Schützen eben nicht sein konnten.

Erst nach dem Unglückskriege von 1806/7 wurde infolge der Prenzlauer Katastrophe das patriotische Gefühl hier ganz besonders rege und hat wohl manche absonderliche Blüte getrieben, aber der gute Wille, dem Vaterlande und Könige treu zu dienen war unverkennbar. Die Gildeübungen wurden nach dem Jahre 1808 besonders eifrig betrieben, man hoffte im Stillen auf den Tag des Losschlagens, wurde hierdurch bald verdächtig, sodass zwei Jahre später nur noch alljährlich ein Schiessfest erlaubt war. Das Strafgericht in Russland und der Anfruf an mein Volk im Jahre 1813 versagten hier die Wirkung nicht, man zog begeistert gegen die Franzosen und bewies praktisch die heimlich erlangte Ausbildung. Von 1814 ab wurden die regelmässigen Schiessen wieder abgehalten und eine ununterbrochene Reihe von Erinnerungsdenkmünzen giebt davon Kunde.

Aber auch in neuerer Zeit hat es der Gilde an Huldbeweisen seitens des Königshauses nicht gemangelt. Besonders gnädig zeigte sich der um Oderbergs Hebung sehr verdient gewordene König Friedrich Wilhelm IV, dem die Stadt Einschränkung der Oderüberschwemmungsgefahren, eine neue prachtvolle Kirche und schliesslich im Jahre 1846 das schöne Schützengrundstück zu verdanken hat. Ein Jahr darauf baute die Gilde das zweigeschossige Schützenhaus und erlangte sodann durch Königliche Gnade das Recht einer Korporation, alles zu einer Zeit, wo allenthalben Misstrauen gegen die Regierung emporwucherte

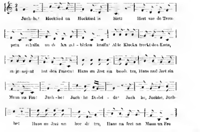
Im Jahre 1849 widmete Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I, der Gilde in Anbetracht der stets bewiesenen loyalen Haltung eine Ehrendenkmünze, der er als Kaiser eine goldene Bildnissmedaille hinzufügte. Sein hoher Sohn, der spätere Kaiser Friedrich und Gemahlin stifteten im Jahre 1858 zwei Medaillen, zu denen Prinz Albrecht von Preussen im Jahre 1864 eine weitere hinzufügte. Anlässlich des vorjährigen Jubiläums bewies auch des jetztregierenden Kaisers Majestät seine Huld durch Verleihung des silbernen Schützenadlers und so wird die Gilde als privater Verein Heimatliebe, Vaterlandsliebe und Treue zum angestammten Herrscherhause und frohe Geselligkeit pflegend in das 3. Jahrhundert nach seiner Wiedererrichtung treten. Für das Deutschtum und für die Pflege nationaler Zusammengehörigkeit haben die alten Schützenverbände grosses geleistet zu einer Zeit, wo unser Vaterland lediglich ein geographischer Begriff war. Das soll den Schützengilden nicht vergessen sein,

Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

— — —

De Hookst.

Vormalige Mundart (um 1750) in Kahnsdorf, Kreis Luckau, Laus.



Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!
Seht ma de Brutmutta an
Wie se sich entschulja kann,
Daß de dicken Buttafloadn
Nich jedanke ein jeroadn,
Wäa de Bärm wet nulze drin,
Aba handhoch mußt ha sin!
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Juchhe Hocktied un Hocktied is hiet!
Kolz, nu schaffn se schonn herbi
Den kaptaln Hirschri*),
Stief mett Mandeln äwaßuckat,
Daß dat Herz in Liewe puckat
Un den Milia Pieperlingk
Leaft dat Water rechts und link
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!
Meit dat Fräön, Napp an Napp
Werd benah den Disch tu knapp
Wan kann all de Hocktiedjahn
In den enga Majo schlabu!
Na, leßt uns man jemächlich kenn,
Denn leßt sich schonn wat runtaschlaun
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet
Klampen Fleesch wie Fuste dick,
Up'n Mann en dichtjet Stück,
Backna Bärn un Schwienebroadn,
Fleesch in sure Brieh jesoadn,
Kuchenwark werd upjepackt,
Daß de Taße knickt un knackt.
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!
Bis un Branntwein rund unzhen
Licht in Tunnen an de Ea.
Wenn de Krieje leddig wern
Bruch man jar keen Mul upsohpeern
Mett'n Deckel man jeklappt,
Frisch werd wedda voll jezappt.
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!
Jroße Stickn von dat Beste
Treckt des Kista sich tu Neste.
Wat he sich verdähjet hett,
Nehm je fea de Krabbn mett
Vierzehn Taj hat he tu Hus
Dran jenog mit Mann un Mus
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!
Mett'n Baß un Fiolin
Stelln sich de Mußkanten in,
Platz jemacht, nu wolln wa tanzn
Un de Dirnen rumkaranzn
Heßa! Hopsa Muß et jahn,
Daß de Recke äbaschlahn
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet
Alfa Nagel, Schulzens Knecht,
Dea vasteht dat Schutschern reckt!
Mett'n Absatz an de Hackn,
Daß de olln Buckse knackn.
Anachose, die muß ran,
Daß se kum na piepen kann
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied an Hocktied is hiet!
Nu packt Of tu Huse rut,
Denn tu Bette muß de Brut.
Un de Briedjee bricht un braggelt
Daß dat Herz in Liewe wackelt.
Nu spelt man na den letztn fin
Of en lustjet Kindelins.
Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Scharnweber

*) se = dem franz. je

Kleine Mitteilungen.

Steinkultus. (Vgl. Brandenburgia XI. 318 u. VI. 493 flg.) Ein versteinerter Seeigel, kreuzweise mit Bronzebändchen umlegt und mit einer Öse zum Anhängen (Breloque) versehen, gefunden in Puddenzig bei Gollnow, Provinz Pommern, beim Bau der Eisenbahn nach Massow in einem Gräberfelde, in welchem neben Leichenbrand auch Skelett-Gräber sich befanden. Stettiner Museum J.-Nr. 5262—64. Monatsblätter her. von der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1903 S. 127. — Die Echiniten der Kreideformation, bei uns als lose Geschiebe im Diluvium häufig und Krötensteine genannt, werden auf dem Lande nicht selten als Glückssteine in die Truhen und Kommoden gelegt. Das vorgedachte, anscheinend vorgeschichtliche Stück scheint als Amulett getragen worden zu sein. Die kreuzweise angeordneten Vertiefungen auf der Oberfläche, worin die abgefallenen Stacheln wurzelten, lassen diese Seeigel-versteinerungen auch vom Standpunkt christlicher Mystik ansprechend erscheinen. Das vorgenannte Massow ist übrigens das konservative hinterpommersche Landstädtchen, von welchem das Sprichwort sagt:

Massow,
Dat is so,
Dat was so,
Dat blifft so.

Es wird übrigens jetzt eine Kleinbahn von Stargardt i. P. nach Massow gebaut. Vielleicht ändert sich alsdann doch das „blifft so." E. Friedel.

Vom Köchern. Herr Rektor O. Monke u. M. fand unlängst in Rosenthal bei Berlin, Kreis Nieder-Barnim am Dorfteich eine Warnungstafel mit folgender Inschrift, wörtlich:

„Das Köchern in diesem Dorfteich ist bei 3 Mk. Strafe verboten. Karten sind bei Pächter Frid. Schultze zu haben.
Der Gem. Vorsteher."

Auf Herrn M.'s Frage, ob denn hier Walfische oder Seehunde „geköchert" würden, sagte ein Junge: „Nee, aber Wasserflöhe, die köchern sie hier und pieken sie auf die Angel zum Fischefangen." — Der Jüngling hat sich geirrt, es handelt sich um die Larven der Köcherfliege,

(Phryganea) die ihren weichen Leib in einem künstlichen Gehäuse (Köcher) von Steinchen, Holzstückchen und dergl. bergen, von den Fischen aber beim Angeln gern angenommen worden. Also auch die Jagd dieser niedern Tiere ist bereits verboten. Die „Köcher-Karten“ (Erlaubnisscheine) müssen also einen Ertrag abwerfen. „Wasserflöhe“ (Daphnien) werden von Aquarienbesitzern als Futter viel verwendet und bilden auch bereits einen Handelsartikel. Phryganidenlarven und Daphnien kommen übrigens mitunter zusammen in demselben Tümpel vor. E. Fr.

Hülle. Ausser Schwobhülle und Werfthülle hatte und hat man noch in der Nutheniederung unter den Landleuten den Ausdruck Wienkrieghülle, d. h. Hülle von Wienkrieg, der dornigen Hauhechel, Ononis spinosa.

Lungenkraut. Bezüglich der (Brandenburgia 1904, 411) besprochenen „Eichen-Lunge“ möchte ich erwähnen, dass mir a. Z. ein alter Landwirt in der Neumark, in der Gegend von Pinnow, mitteilte: „Lungenkraut wächst an Eichen. Das haben die Frauen gekocht und damit blau gefärbt, Wolle, Leinenschürzen, Strümpfe, gibt eine schöne himmelblaue Farbe.“

W. v. Schulenburg.

Volkstümliches über Mord und Totschlag.

Neue Beiträge von O. Monke.

Der Totschlag bei Kreuzbruch (4 km südl. von Liebenwalde).

Etwa da, wo jetzt der Kilometerstein 37,9 an der von Zehlendorf über Kreuzbruch nach Liebenwalde führenden Chaussee steht, lag, bevor die Chaussee erbaut worden war, mitten auf der alten Landstrasse ein Reisighaufen, um den die Wagen herumfahren mussten. Dort spukte es zuweilen, nämlich dann, wenn ein Vorübergehender es unterliess, einen Zweig darauf zu werfen. Wie war denn das mit dem Spuken? fragte ich meinen Gewährsmann, den alten, aus Hammer bei Liebenwalde stammenden Bahnwärter Ernst in Buda Nr. 5 bei Schlachtensee. „Ja“, sagte Vater Ernst, „dann hackt he upp!“ Er meinte natürlich den Geist des dort vor „siebzig bis achtzig Jahren“ erschlagenen Eigentümers Moser aus Kreuzbruch, der mit Butter und Eiern nach Berlin gefahren war, um seine Ware dort zu verhökern, und der dann auf der Heimreise ungefähr 150 Schritt von seinem Gehöft, das jetzt dem Eigentümer Walther in Kreuzbruch gehört, erschlagen und beraubt worden war. Es war ungefähr 10 Uhr abends, so erzählt Ernst, als Barnecks (Einwohner von Kreuzbruch und später Besitzer des westlich vom Wege gelegenen Moserschen Gehöftes) einen lauten Schrei hörte. Bald darauf erschien das Pferd mit dem blutbespritzten Wagen des erschlagenen Moser vor dem Hause Mosers und wieherte laut, (es „schrie“). Später fand man die Leiche des Ermordeten; ein Beilhieb hatte ihm den Schädel zertrümmert. An der Mordstelle, die zwischen dem heutigen Forsthaus Bismarck und der Kolonie Kreuzbruch liegt, wurde dann ein Reisighaufen aufgetürmt. Daneben stand ein Holunderstrauch. Ob man ihn, der sich sonst so gern in einer schattigen Ecke märkischer Kirchen breit macht, absichtlich dorthin gepflanzt

hatte? Eine Tafel mit Inschrift machte den vorüberziehenden Wandersmann auf die Begebenheit aufmerksam, die sich hier zugetragen. Der alte Ernst hatte von dieser Tafel gehört, und ein alter Mann in Kreuzbruch, den ich am 22. 6. 02 dort traf, erzählte mir, er habe die Tafel noch mit eigenen Augen gesehen, wisse aber nicht mehr, was darauf gestanden habe. Man habe sie später fortgenommen und in einen Stall gestellt, da habe sie noch lange gestanden. Vor Jahren hörte ich sogar wiederholt, auf dieser Tafel hätte ein Vers gestanden. Handelt es sich hier vielleicht um ein Marterl in der Form, welche in Tirol hundertfach vorkommt? In der Mark dürfte ein zweites Beispiel wohl nicht bekannt sein. Genug, die Tafel ist verschwunden, die Verse sind vergessen und der Eierhändler Moser auch, selbst von seiner Frau, sie tröstete sich bald darauf mit einem andern Namens Jacob, nach ihm wurde ein gewisser Tornow Besitzer des Gehöfts, dann erwarben es die Barnicks, die den Schrel gehört hatten, und jetzt haben es Walthers, die nichts mehr wissen von Jacobs und Mosers und von der alten Tafel, die ich so gern aufs rollende Rad geflochten hätte, um sie dem Märkischen Museum zu stiften.

Der Totschlag bei Klitschdorf (Schlesien).

In der Klitschdorfer Forst (cr. 40 km von Görlitz) liegt ein Reisighaufen, der im Volksmunde „Bassinkes Tod" genannt wird. An der Stelle soll vor langen Jahren ein Mann Namens Bassinke erfroren sein. Man sagt auch, er sei erschlagen worden. Vorübergehende werfen Kiefernzweige darauf. Wie Herr Predigtamtskandidat Glasomerski erzählt, lässt die Gräfin Solms, die oft dort vorüberfährt, jedesmal den Wagen halten, um ein Zweiglein auf Bassinkes Grab zu werfen.

Der Totschlag in der Wittstocker Stadtheide.

An der Chaussee, die von Wittstock nordwärts nach Röbel am Müritzsee führt, lag in der Nähe der an der Chaussee gelegenen Försterei an einem Baume ein Steinhaufen, auf welchen Vorübergehende Steine oder auch wohl Reisig warfen.

„Vor Jahren kam ein armer Mann aus Neukrug die Strasse einhergegangen. Er hatte zuvor in Wittstock Nägel eingekauft, womit er sich die Schuhe beschlagen wollte. Bevor er die Stadt verliess, kehrte er noch bei einem Kaufmann ein, um noch ein Gläschen Branntwein zu trinken. Da er aber sein Geld nicht finden konnte, weil er die Nägel lose in die Hosentasche geschüttet hatte, in welcher er auch das Geld trug, rief er aus: „Ist denn mang den 100 nicht ein Schilling mang?" Ein Handwerksbursche, der gleichfalls im Laden anwesend war, hörte das und meinte, es handle sich um 100 Taler, oder gar um Goldstücke, denn die Nägel klimperten laut. Er eilte daher dem Manne nach und erschlug ihn. An der Stelle errichtete man dann zum Andenken den Steinhaufen und nannte ihn den „Totschlag". Den Handwerksburschen aber hat man bald darauf „gekriegt".

Die Sage entspricht derjenigen vom Totschlag bei Kastaven zwischen Fürstenberg und Lychen.

Landgericht I in Berlin. Eine Inschrift hat der Erweiterungsbau des Land- und Amtsgerichts I in der Neuen Friedrichstrasse erhalten. Die Inschrift besteht in dem alten Rechtsgrundsatze: „Nütze die Zeit, Rechttun gedeiht, Unrecht gereut“, der sich sowohl an der nach der Neuen Friedrichstrasse wie an der nach der Stadtbahn zu gelegenen Front in einem Halbkreise über dem Mittelbau hinzieht. Leider sind die grossen lateinischen Lettern, aus denen die Inschrift besteht, dermassen ineinander verschnörkelt, dass sich der Wortlaut des schönen Spruches von einfachen Leuten aus dem Volk nur mit grosser Mühe entziffern lässt.

Berliner Kinderreime.

Bekannt sind die Reime:

„Wir Weiber wollten waschen, wenn wir wüssten, wo weiches warmes Wasser wär.“

Oder „Kein klein Kind kann kein klein Kirschkern knacken“.

Dieser althergebrachte Satz wird bekanntlich sehr schnell gesprochen, die Kinder wollen dabei ihre Zungenfertigkeit zeigen.

An der 225. Schule, Pankstr. 3c, hörte ich folgende Sprüchlein:

„Herr Hans haut hinterm Hause (oder Hauklotz) hohe Haufen Holz.“

„Der dicke Diener drug den dünnen Diener durch den dicken Dreck, da dankt der dünne Diener dem dicken Diener, dass der dicke Diener den dünnen Diener durch den dicken Dreck drug.“

O. Monke.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

20. (9. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. März 1904, abends 7½ Uhr
im Architektenhause Wilhelmstrasse 92/93.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXVII her.

A. Allgemeines.

I. Allen denjenigen Damen und Herren, welche sich beim Stiftungsfest am 18. d. Mts. durch Deklamation, Gesang, Tanz, durch Stiftung von Gaben und anderweitig verdient gemacht haben, wird seitens der Brandenburgia nochmals herzlichster Dank ausgesprochen. Den besten Lohn für ihre Leistungen werden die verehrten Herrschaften in dem Wohlgelingen des schönen Festes und in der ungeteilten Anerkennung, welche ihren Darbietungen gespendet ward, alsbald empfunden haben.

II. Da Herr Bauinspektor Otto Stiehl zur heutigen Versammlung des neuzubegründenden Bundes „Heimatschutz" nach Dresden delegiert ist, so kann der heutige Vortrag über Märkische Rathäuser von ihm nicht gehalten werden. Dafür wird Herr Architekt Paul Eichholz (Südende), den wir demnächst als neues Mitglied begrüssen werden, einen Vortrag über Baudenkmäler der Prignitz mit Lichterbildern unterstützt, halten. Ich sage Namens der Versammlung dem Herrn Eichholz für seine Bereitwilligkeit aufrichtigen Dank. Vergl. unter No. XXXVIII.

III. Der Bund „Heimatschutz" (vgl. No. II) tritt heut in Dresden zur konstituierenden Versammlung zusammen. Der Zweck: Schutz der Denkmäler der Kunst und Natur, der Volkssitten und Gebräuche, kurz alles dessen, was im besten ethischen Sinne uns die Heimat wert und teuer macht, ist — wie ich wiederholt in der Brandenburgia ausführlich erörtert — die Aufgabe der neuen ganz Deutschland

umfassenden Vereinigung Wir wünschen zu den Beratungen, die zur selben Stunde, in der wir hier tagen, im schonen Elb-Florenz stattfinden, Glück und Segen

Die Brandenburgia ist durch unser Ausschussmitglied Herrn **Robert Mielke** vertreten, den Geschäftsführer des Bundes

IV. Ein Gesamtverein der deutschen volkskundlichen Vereine soll am Ostermontag 4. k. M in Leipzig begründet werden Auch diesem nicht unwichtigen Bunde gegenüber, dessen Arbeitsfelder teilweise sich mit dem Bund „Heimatschutz“ berühren, verhalten wir uns freundlichst entgegenkommend Da die Volkskunde im Programm der Brandenburgia mitenthalten ist, hat der Vorstand unser zu III gedachtes Ausschussmitglied **Robert Mielke** gebeten, in Leipzig unsere Interessen vertreten zu wollen. Vgl. auch S. 24—26 unter No. 10.

B. Persönliches.

V. Die Neuwahlen zum Vorstand finden heut statt. — Dieselben ergeben, dass der gesamte Vorstand vom 1. April 1904 bis 31. März 1906, also auf zwei volle Geschäftsjahre einstimmig wiedergewählt wird und zwar:

a) Friedel, Ernst, Geheimer Regierungs- und Stadtrat, zum ersten Vorsitzenden;
b) Uhles, Emil, Geheimer Justiz- und Kammergerichtsrat, zum zweiten Vorsitzenden;
c) Bolle, Carl, Dr med, Bürgerdeputierter, zum ersten Beisitzer;
d) Bahrfeldt, Emil, Dr., Bankdirektor zum zweiten Beisitzer;
e) Zache, Eduard, Dr., Städtischer Oberlehrer, zum ersten Schriftwart;
f) Pniower, Otto, Professor, Dr, zum zweiten Schriftwart;
g) Rönnebeck, Ernst, Rentner, zum Schatzmeister;
h) Altrichter, Carl, Landgerichts-Sekretär, zum Archivar;
i) Möllenhoff, Karl, Dr., Professor, Realschul-Direktor, zum Bibliothekar

Der erste Vorsitzende dankt Namens des Vorstandes für die Wiederwahl verbindlichst.

VI. Neue Ehren- bezw korrespondierende Mitglieder. Vorstand und Ausschuss schlagen vor als Ehrenmitglieder zu wählen: den Königlichen Staatsminister und Minister des Innern Freiherrn von Hammerstein und den Regierungspräsidenten von Dewitz zu Frankfurt a O, ferner als korrespondierende Mitglieder Herrrn Dr. Eckstein, Professor an der Forstakademie zu Eberswalde, Herrn Dr Eugen Geinitz, Professor an der Universität zu Rostock, Herrn Konservator

Aimé Louis Rutot am Kgl. Museum für Zoologie zu Brüssel und Herrn Dr. jur. Georg Sello, Grossherzoglichen Archivrat zu Oldenburg.

Die Wahl dieser Herren erfolgt seitens der Versammlung einstimmig.

VII. **Eine Robert Zelle-Büste** zum Gedächtnis unseres verewigten Ersten Vorsitzenden Oberbürgermeisters Zelle soll von Verehrern dieses vortrefflichen, für unsere Studien begeisterten Mannes errichtet werden, an der Stelle, für die er sich auf das Lebhafteste interessierte, im Viktoriapark zu Berlin. Ich lege Ihnen den von unserm Ehrenmitglied Herrn Oberbürgermeister Martin Kirschner und Herrn Stadtrat Fischbeck unterzeichneten Aufruf, mit der Bitte, Beiträge an die deutsche Genossenschaftsbank von Sörgel, Parisius & Co. oder an die Mitteldeutsche Kreditbank gelangen zu lassen, zur Kenntnisnahme vor.

VIII. **Hundertjahr-Feier der Firma Metzing.** Die Berliner Familie Metzing beging am 17. Februar 1904 das Fest des hundertjährigen Bestehens der Firma. Der Inhaber Ratsmaurermeister Friedrich M. übergab das Geschäft an diesem Tage an seinen Sohn, in direkter Folge und Linie den vierten Inhaber. Begründer der Firma ist Gottlieb M. 1804, hierauf als Nachfolger Adalbert Metzing, mit welchem ich als junger Gerichtsassessor beim damaligen Berliner Stadtgericht in Vormundschafts- und Subhastationssachen manche gerichtliche Taxe aufgenommen. Dann dessen Sohn der Jubilar. Die Firma hatte durch einen geschickten Bildhauer R. Köhn eine hübsche Plakette in Ton herstellen lassen, von der wohlgelungene photographische Abbildungen in kleinerem Massstabe angefertigt sind. vor einer architektonischen Perspektive erhebt sich, wie Sie ersehen, eine Art Portikus oben links mit den Medaillonbildern der beiden ersten Inhaber, unten links in voller Figur und im Arbeitsanzug der jetzige Jubilar. Sonst sei auf die Baugewerkszeitung vom 20. d. M. verwiesen. Bei der Feier gelangte die ausliegende Reproduktion des Solzmannschen Planes von Berlin i. J. 1803 zur Verteilung, welcher den Umfang unserer Hauptstadt zu einer Zeit als sie erst 300 000 Seelen zählte, uns wieder in willkommene Erinnerung zurückruft. Wir wünschen der hochachtbaren Firma ferneres Gedeihen.

IX. **Herr Bürgermeister a. D. Oskar Stechow,** langjähriger Syndikus der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, ist uns leider durch plötzlichen Tod entrissen worden. Er stammte aus einer alten Spandauer Familie, und betrauern wir in ihm ein eifriges, liebenswürdiges und kenntnisreiches Mitglied.

X. **Heinrich von Kleist's Grab bei Wannsee.** Von verschiedenen Mitgliedern ist der Wunsch geäussert, dass die Brandenburgia sich wegen Erhaltung der Gräber des Dichters und seiner mit ihm freiwillig in den Tod gegangenen Freundin **Henriette Vogel,** welche durch Nützlichkeitsarbeiten bedroht sind, sich verwenden möge. Ich lege Ihnen

einen Aufsatz von A Trinius vor, dem geistvollen und poetischen Schilderer märkischer Heimat, jetzt leider durch Übersiedlung nach Thüringen uns entzogen, der beweist, wie Trinius unsere heimatkundlichen Verhältnisse noch immer mit aufmerksamer Liebe verfolgt. In dem warm empfundenen Artikel „Ein verlorenes Dichtergrab“ (Berl. Lok.-Anz vom 20 d. M.) heisst es u a:

Wie ich die denkwürdige Stätte damals zuerst fand, ist sie auch geblieben Zwischen einem Gemisch von Ahorn und Akazien liegt, eisenumwehrt, das Doppelgrab, über das ein junger Eichbaum seine Zweige breitet. Der einfache Grabstein trägt die lakonische Inschrift·

„Heinrich von Kleist,
geboren am 10 Oktober 1776,
gestorben am 21 November 1811“

Den Namen der Frau, mit der er vereint aus dem Leben ging, nennt keine Tafel Ein unbekannter Verehrer hat dann noch auf das Grab einen Porzellanstein niedergelegt, welcher, damals bereits halb verwischt, die so bezeichnenden Worte trägt

„Er lebte, sang und litt
In trüber, schwerer Zeit
Er suchte hier den Tod
Und fand Unsterblichkeit“

Das Unglück des Vaterlandes, seine eigene kummervolle Lage und ein der Freundin, Frau Henriette Vogel, abgegebenes Versprechen, drückten dem Dichter endlich die Waffe in die Hand Jene Frau, an einem unheilbaren Leiden krankend, hatte ihm einst das Versprechen abgenommen, ihr den grössten Freundschaftsdienst zu erweisen Und als er dies zugesagt hatte, da erinnerte sie ihn eines Tages an seinen Schwur

„Wohlan,“ sprach sie, „töten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, dass ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag Es ist freilich nicht wahrscheinlich, dass Sie das tun, da es keine Männer mehr auf Erden gibt, allein “ „Ich werde es tun“, erwiderte Kleist, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält!“ Beide hatten zuerst beschlossen, sich in Kottbus zu töten Dann aber reifte ein anderer Plan

Am Nachmittage des 20 November langten sie in einem Wagen vor dem Kruge von Stimming am Wannsee an Beide schienen heiter und angeregt Der Abend und die Nacht ward zumeist mit Briefschreiben zugebracht. Am andern Morgen sandten sie einen Boten nach Berlin und liessen sich darauf Tisch, Stühle und den Kaffee hinüber ins Akazienwäldchen bringen Nicht lange darauf ertönte ein Doppelschuss Kleist hatte nur zu gut sein Manneswort eingelöst Er hatte zuerst die Freundin getötet und dann sich selbst

An derselben Stelle, wo man ihre entseelten Leiber fand, sind sie dann auch beerdigt worden Dass Heinrich von Kleist den vom Geschick nicht eingelösten Schuldschein auf ein bescheidenes Glück endlich zerriss um freiwillig dem Dasein zu entsagen, fand damals die schärfsten und wider-

sprechendsten Beurteilungen. Den schönsten Nachruf aber sang dem Jugendfreunde und einstigen Waffengefährten der treue Fouqué nach.

Eines deutschen Dichters Grabstätte soll vernichtet werden! Was das Leben ihm nicht gab, will man nun auch dem grossen Toten nicht vergönnen: Ruhe! Weder der schützende Eichbaum noch das Eisengitter der Grabstätte werden dem drohenden Vandalismus wehren können, wenn nicht ein Sturm der Anklage, ein Ruf nach Einhalt und Zurück! aus den breiten Massen des deutschen Volkes laut ertönt.

Glücklicherweise bedarf es besonderen Antrags seitens der Brandenburgia nicht mehr, denn nach einer durch die Zeitungen soeben gegangenen Mitteilung des Hofmarschallamts Sr. Königl. Hoheit des **Prinzen Friedrich Leopold von Preussen** soll das auf seinem Gelände befindliche Doppelgrab geschützt werden.

Die Brandenburgia nimmt von dieser hochherzigen Entschliessung mit Dank Kenntnis.

C. Naturgeschichtliches.

XI. Professor Dr. Conwentz: Die Heimatkunde in der Schule. Grundlagen und Vorschläge zur Förderung der naturgeschichtlichen und geographischen Heimatkunde in der Schule. Berlin 1904, Gebrüder Bornträger. X. 139 S. 8°. Der Verfasser, unser geschätztes Ehrenmitglied, gibt auf Grund seiner reichen Erfahrungen genau ausgearbeitete Vorschläge für die Volksschulen, Präparandenanstalten und Lehrerseminare, für die höheren Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare sowie für die Höheren Lehranstalten, auf welche Art die Heimatkunde zu behandeln. — Auch der Lehrmittelapparat wird auf das gründlichste besprochen. Wir wünschen diesem Führer zur Heimatkunde nicht bloss die weiteste Verbreitung, sondern auch, was die Hauptsache bleibt, Beherzigung und Befolgung.

Ueber die historische Seite der Heimatkunde verbreitet der Conwentzsche Führer sich leider nicht.

XII. Joh. Elbert und H. Klose: Kreide und Palaeocan auf der Greifswalder Oie. Sonderabdruck aus dem VIII. Jahresbericht der Geograph. Ges. zu Greifswald 1903 und

XIII. Dr. Johannes Elbert (Münster i. W.): Die Entwicklung des Bodenreliefs von Vorpommern und Rügen sowie den angrenzenden Gebieten der Uckermark und Mecklenburgs während der letzten diluvialen Vereisung. Gekrönte Preisschrift I. Teil. Greifswald 1904.

Beide Schriften haben bei der Nachbarschaft der betreffenden Teile Pommerns volles Interesse auch für uns. Die kleine Insel Greifswalder Oie, nach welcher ich sechs Forschungsfahrten im Laufe der Jahre unternommen und die ich wiederholt, nicht ohne Grund, das Helgoland

der (westlichen) Ostsee genannt, früher im Besitz der Stadt Greifswald, später an den preussischen Fiskus verkauft und mit einem Nothafen für kleinere Fahrzeuge ausgestattet, ist durch Einragung der Kreide- und der Tertiar-Formation in den Diluvialmergel ausgezeichnet. Die Kreide tritt auf in Sanden und Mergeln zum Gault, Cenomen und Senon gehörig, das Tertiär als Palaeocän. Die beiden Verfasser haben die Uferaufschlüsse mit grösster Sorgfalt, man möchte sagen Meter für Meter, untersucht.

Die zweite Studie Elberts ist für die Erkenntnis auch unserer uckermärkischen Bodenbildung in der Diluvialzeit von hervorragendem Interesse. Nach einer Einleitung (die Nomenklatur und Klassifikation der Glacialablagerungen) gliedert Verfasser seine Arbeit in zwei Hauptteile. Der erste Hauptteil behandelt die speziellen Erscheinungen, welche Aufschüttung und Abtragung bieten. In 2 Kapiteln: Kapitel 1 die Åsar und Kames sowie die sie begleitenden Bildungen der Åszone, Rollstein-, Kame- und Kesselfelder. Aus ihrer Morphographie und ihrem innern Bau wird zusammen mit der Theorie der Eisbewegung der Gang ihrer Entwickelung abgeleitet. Die Entstehung der Kames führt zu den Queråsar und Geröllendmoränen und deren Bildung. Nachdem sodann die flachwelligen und die Stau-Moränen besprochen sind, folgt eine Entstehungsgeschichte der Endmoränen selbst. Eine Beschreibung der Zwischen-Endmoränen und Rand-Moränenzüge bildet den Schluss.

Kapitel 2 umfasst die durch Erosion entstandenen Bodenformen. Die durch die tektonischen Vorgänge gebildete Grundform des Landes empfängt ihre erste Umbildung durch die exarierende Tätigkeit des Inlandeises. Mit der Zurückschmelzung beginnt die Ausgestaltung des Bodenreliefs durch Akkumulation von Sand- und Tonbildungen in den Stauseen und Tälern.

Eine ausserordentlich fleissige und umsichtige Arbeit, deren zweiten Hauptteil die allgemeine Entwickelung der Bodenreliefs im Zusammenhange mit der Eisbewegung im Ostseegebiet überhaupt umfassen wird. Daraus lassen sich die einzelnen Phasen dieses Entstehungsprozesses in Uebereinstimmung mit demjenigen des Haff-Stausees ableiten. Mit dem Abfluss des letzteren beginnt eine Ausgestaltung der Uferränder und Talläufe, welche die Haffwasser zum Meere leiteten. Am Schlusse soll noch der postglazialen, durch Senkung des Landes entstandenen Veränderungen gedacht werden.

XIV. Dr Eugen Geinitz: Die Entwickelung der mecklenburgischen Geologie. Rede zur Feier des 28. Februar 1904. Güstrow 1904. Unser geschätztes korrespondierendes Mitglied gewährt einen intimen Einblick in die Entwickelung der erdkundlichen Wissenschaften, deren Werdegang, namentlich was das 18. Jahrhundert angeht, in unserem Heimatsgebiet mancherlei parallele Erscheinungen aufweist.

XV. Karl Möbius: Die Formen, Farben und Bewegungen der Vögel ästhetisch betrachtet. Dank der im guten Sinne naturalistischen Bewegung in der Kunst hat sich im letzten Jahrzehnt die ästhetische kunstgewerbliche Betrachtung, namentlich unter dem Einfluss japanischer Vorbilder, der Vogel- und Pflanzenwelt zugewendet. Unser Ehrenmitglied Geheimrat Prof. Dr. Karl Möbius weist in dem in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse hiesiger Akademie der Wissenschaften am 11. Februar 1904 gehaltenen Vortrag auf die Anmut der Vogelwelt hin. Wir bewundern, wie der gefeierte Verfasser auch hier wieder streng wissenschaftliche Sachlichkeit mit Frische und Eleganz der Darstellung zu verbinden versteht.

XVI. Ueber den Hamster, der uns wiederholt beschäftigt*), teilt mir der in naturkundlichen Kreisen geschätzte Herr Bruno Noack folgendes mit: Hamsterplage. Zu Abschnitt VI der „Brandenburgia" 1904 No. 10 erlaube ich mir, folgende Bemerkungen zu machen.

In den Jahren 1893/95 zeigte sich der Hamster (Cricetus frumentarius Pallas) in den Gemarkungen Görlsdorf, Frankendorf und Garzenchen, Kreis Luckau, in so grossen Scharen, dass ein Vernichtungskrieg im grossen Stile geführt werden musste, wenn nicht ein beträchtlicher Teil der Ernte vernichtet werden sollte. Man brauchte nur einen kleinen Ackerplan zu durchschreiten, um auf eine ganze Anzahl der charakteristischen senkrechten Bohrlöcher von ca. 8 cm Durchmesser zu stossen, die den Zugang zum Hamsterbau bilden.

Hätte man sich hier nur durch Ausgraben helfen wollen, so wäre das streckenweise einem vollständigen Rigolen gleichgekommen.

Das von der Gutsverwaltung und den Bauern angewandte Vertilgungsmittel war ebenso einfach wie wirksam. Man fuhr mit Jauchefässern Wasser auf die bedrohten Felder und füllte davon in jeden Bau drei, vier und mehr Kannen, bis diese Sündflut die Insassen zwang, die unterirdischen Kornkammern zu verlassen. Leicht scheint dem Hamster die Trennung von seinen Schätzen nicht zu werden, denn wenn das Wasser auch schon bis an den Rand des Loches steht, so vergeht noch immer einige Zeit, ehe er an der Bildfläche erscheint, um dann beim Anblick der Menschen noch einmal hinabzutauchen.

„Da unten aber ist's fürchterlich," und es bleibt ihm schliesslich doch nichts weiter übrig, als wutschnaubend herauszustürzen und sich mit Knütteln erschlagen zu lassen.

Die Todesnot macht ihn, wie wohl die meisten Tiere, tollkühn; er soll nicht nur fauchen, sondern sich auch bisweilen bei seinen Verfolgern festbeissen, doch habe ich persönlich nie gesehen, dass er seine Wut an einem Menschen ausgelassen hat.

*) Vgl. Brandenburgia XII, 361

In einem einzigen Jahre wurden nach meiner sehr niedrigen Schätzung allein auf der Görlsdorfer Flur gegen tausend Hamster „ausgegossen".

Übrigens dient er dem Anthropologen bisweilen als Pfadfinder. So sind beispielsweise die Urnen vom Moorberge bei Görlsdorf (teilweise im M. M.) beim Hamstergraben zu Tage getreten, und in Rothenburg (Schles.) wurde mir vor Jahren ähnliches erzählt.

Bruno Noack.

XVII. Zum Schutz des Waldes und des Wildes. Zum Schutz des Waldes gegenüber den Grossstädten, die ihm nicht immer die notwendige Schonung angedeihen lassen, hatte der Königliche Oberförster, Forstmeister Kottmeier, in den beiden vorhergehenden Jahren Bekanntmachungen in der Wuhlheide bei Berlin anschlagen lassen, deren günstige Einwirkung nicht ausblieb. Es wurde darauf hingewiesen, dass das Abreissen von Zweigen, das Betreten von Kulturen, das Liegenlassen von Frühstücksresten dem Walde zum Schaden und zur Unzierde gereichen. In diesem Jahre wird diese Bekanntmachung erneuert mit dem Bemerken, dass die in den letzten Jahren in der Wuhlheide errichteten Zäune zum Schutze der Laubholzsaaten nötig sind und dass sie nicht etwa eine Behinderung des Publikums bedeuten sollen. Dann richtet der Forstmeister als berufener Vertreter der Jagdinteressen zum erstenmal folgende Bitte an die Erholung suchenden Berliner: „Junges Wild, das scheinbar hilflos oder verlassen gefunden wird, darf nicht angefasst oder gar fortgetragen werden, wie es häufig aus falsch angebrachtem Mitleid geschieht. Das Wild, das der Mensch angefasst hat, wird von der Mutter nicht mehr angenommen; wird es aber in Ruhe gelassen und hat sich der in den Augen des Wildes „Gefahr" bedeutende Mensch wieder entfernt ohne das Tierchen zu berühren, so findet dasselbe schnelle und liebevolle Aufnahme durch die versteckt beobachtende Mutter. Ich bitte also, sich gefundenen jungen Tieren, auch wenn sie scheinbar verlassen sind, nur auf einige Schritte zu nähern, sie nicht anzufassen, auch wenn sie schreien (Schrei-Kinder — Gedeih-Kinder), und nach kurzer Zeit ruhig weiterzugehen. Je weniger das Tierchen gestört und geängstigt wird, desto besser." Jeder Naturfreund wird dieser von sachverständiger Seite kommenden Bitte gewiss gern entsprechen.

XVIII. Wildkatzen aus dem Unterharz und aus dem Waldeckschen. Unter diesem Titel teilt uns unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Alfred Nehring einen Aufsatz mit, den er in der Deutschen Jäger-Zeitung am 21. Februar 1904 veröffentlichte. In den felsigen Waldschluchten namentlich des Harzes ist dies unbändige bösartige Raubtier (Felis catus L.), welches nicht etwa der Stammvater unserer

Hauskatze (Felis domestica Briss.) ist*) noch immer zu finden. Ich selbst habe Wildkatzenfelle mit 3 bis 5 Mark bei hiesigen Kürschnern noch unlängst verkäuflich gefunden. Als Forstrichter in der Cöpenicker Gegend sind mir in den Jahren 1869 bis 1873 zum öfteren Nachrichten über Wildkatzen aus der Umgegend zugegangen. Es handelte sich aber bei näherer Untersuchung allemal lediglich um verwilderte Hauskatzen, die in der Vogelwelt, unter jungen Häschen pp. allerdings auch Schaden genug anrichten. Der Sohlenfleck an den Hinterläufen und alle sonstigen Kennzeichen der echten deutschen Wildkatze fehlten. Die Schädel beider Katzenarten sind verschieden, insbesondere ist die Wildheit des Kuders (Wildkaters) durch den derben Knochenkamm bezeichnet, der der friedlicheren Hauskatze fehlt. Auch der buschige Schwanz mit seiner Ringelung kommt in dieser Weise bei der Hauskatze nicht vor.

Bekmann erwähnt in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg Luchse aus der Gegend von Spandau, vgl. Brandenburgia IX, über Wildkatzen aber schweigt er sich aus. Jede Nachricht über diese gefährlichen Raubtiere aus unserer Provinz Brandenburg wäre vom höchsten Interesse.

XIX. A. Nehring: Neue Funde diluvialer Tierreste vom Seveckenberge bei Quedlinburg. Sitzungs-Ber. der Ges. naturf. Freunde. Jahrg. 1904. No. 1 (Sonder-Abdruck). Die Gipsbrüche daselbst enthalten Spalten, die mit diluvialen Ablagerungen ausgefüllt sind. Hierin haben sich in unserm Ehrenmitgliede vom Rektor Dr. Lampe in Quedlinburg zugesendeten Knochenresten gefunden: Alactaga, Spermophilus, Lepus, Foetorius eversmanni, Vulpes, Canis aureus var., Hyaena spelaea, Ursus spelaeus, Rhinoceros tichorhinus, Equus caballus ferus, Bison priscus, Cervus euryceros und Cervus tarandus. Diese Tierwelt ist im wesentlichen eine subarktische Steppen-Fauna vom Charakter der heutigen südostrussischen Steppen, entsprechend den diluvialen Faunen von Westeregeln, Thiede, Gera, Aussig, Türmitz, Prag etc. Bemerkenswert ist besonders das Vorkommen des Steppeniltis (Foetorius eversmanni) und einer Spielart des Schakals (Canis aureus) bei Quedlinburg.

Ich bin wiederholt gefragt worden, ob sich nicht in den Gipsschloten von Sperenberg bei Zossen dergl. diluviale Knochen finden. Ich habe unter Zuziehung von Geologen, Tier- und Pflanzenkundigen 3 Pflegschaftsfahrten dorthin unternommen, wir haben die Schloten aber nur mit einem dunkelbraunen zähen Letten (Schlammprodukt des Diluviums) ausgefüllt gefunden, ohne Reste von Wirbeltieren darin finden zu können.

*) Blasius. Naturgeschichte der Säugetiere Deutschlands S. 162 fg. u. 167 fg.

XX. **Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte** hält ihre diesjährige Hauptversammlung vom 3. bis 6. August in Greifswald ab. Daran schliessen sich Ausflüge nach Stralsund, Rügen, Bornholm, Insel Gotland, Stockholm, Schonen, Kopenhagen und Roeskilde. Geschäftsführer ist Herr Universitäts-Professor Dr. Credner, im Ausschuss befindet sich u. a. auch unser Mitglied Oberlehrer Professor Krause. Ich lade zu der Versammlung, an der auch Damen teilnehmen können, recht dringend ein. Auch für die brandenburgische Heimatkunde wird sich manches Beachtenswerte bei den Vorträgen und Ausstellungen finden. Das Märkische Museum wird eine Auswahl seiner Eolithe und Palaeolithe ausstellen.

D. Kulturgeschichtliches.

XXI. **Römisch-Germanisches Central-Museum zu Mainz.** Ich lege den Jahresbericht für das Verwaltungsjahr 1903/04 vor, woraus Sie ersehen wollen, wie erfreulich sich dies gemeinnützige Institut weiter entwickelt, welches für unsere Heimatforschung ebenfalls bedeutsam ist, da es ausser brandenburgischen Originalfunden (namentlich vom ostgermanischen Typus) auch eine grosse Menge von Nachbildungen aus unseren Gegenden enthält.

XXII. **Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler.** Die bevorstehende Frühjahrsbestellung fordert häufig Überreste der Vorzeit wie Gräberfelder, Urnen und andere wissenschaftlich wertvolle Fundstücke zu Tage, welche durch die Unkenntnis der Finder zerstört werden.

Im Interesse der Erhaltung dieser vorgeschichtlichen Denkmäler weise ich darauf hin, dass der wissenschaftliche Wert etwaiger Funde nur dann ganz zur Geltung kommen kann, wenn der Fund unberührt bleibt. Derartige Fundstücke besitzen nur selten einen grösseren Geldwert und insbesondere enthalten die Urnen erfahrungsgemäss niemals Gold oder sonstige Wertgegenstände.

Ich empfehle den Findern auf das dringendste, Fundstücke nicht selbst zu berühren, sondern für deren Hebung und Verwertung nur nach Anzeige bei dem Königlichen Landratsamte unter Zuziehung des Kreisbaubeamten Sorge zu tragen.

Frankfurt a. O., den 10. März 1904.

Der Regierungspräsident: von Dewitz.

Dankbar nehmen wir von diesem zeitgemässen Erlass unseres hochgeschätzten Ehrenmitgliedes Kenntnis. Das Märk. Museum ist gern bereit mit Rat und Tat hierbei zu helfen.

XXIII. **Der Abbruch der Heiligen Geistkirche zu Berlin** erregt auch die Gemüter unserer Mitglieder. Es wird denselben deshalb eine kurze Darstellung des Sachverhalts von Interesse sein.

Am 23. März 1904 hat sich der Magistrat von Berlin in der Kapelle zum Heiligen Geist versammelt, um dies anscheinend dem Untergange geweihte ehrwürdige kleine Gotteshaus noch einmal zu besichtigen und von ihm Abschied zu nehmen. Es soll nicht mehr untersucht werden, ob es möglich gewesen wäre, den alten Bau, dessen Jahreszahl 1313 sich dem Gedächtnis leicht einprägt, zu retten, der nicht einmal im Wege stand, wie die ehemalige Spittelkirche, vielmehr lediglich ein Opfer baulicher Ausnutzung geworden ist; jedenfalls muss jeder Freund der Geschichte Berlins das lebhafteste Bedauern empfinden, dass von den nur vier mittelalterlichen Kirchen Berlins wiederum eine verschwinden


Heiliggeistkirche.

soll. Allerdings hat i. J. 1893 die Aufsichtsbehörde angeordnet, dass von dem Heiligen Geisthospital die abzubrechende Kapelle auf dem Stiftungsgelände wieder neu aufgebaut werden soll, allein das Kuratorium sträubt sich hiergegen, einmal weil die nicht unerheblichen Kosten nicht flüssig gemacht werden können, dann weil das Gemäuer überhaupt die Versetzung nicht vertrage und das Gebäude seitlich angebaut sei, also nicht allseitig frei wieder aufgebaut werden könne.

Bei der Besichtigung durch den Magistrat fanden sich verschiedene feste und lose Ausstattungsstücke vor, die im Falle der Aufgebung des Gebäudes dem Märkischen Museum überwiesen werden sollen. Es sind dies zwei kleine Glocken, von denen die eine mittelalterlich ist. Ferner etwa 20 verschiedene, als menschliche Büsten hergestellte Konsolsteine,

auf denen die Gurten des zierlichen Netzgewölbes auflagern, sowie mehrere an der Decke angebrachte Schlusssteine des letzteren. Ebenso ein Grabstein des Predigers Nagel aus dem 18. Jahrhundert und zwei aus Kupfer getriebene, vergoldete Leuchter.

An den Emporen ziehen sich etwa vierzig in Oel auf quadratische Holztafeln gemalte Bilder hin, Gegenstände des alten und neuen Testaments behandelnd, keine Meisterwerke, eher brave Berliner Malerkunst aus dem 16. und 17. Jahrhundert, auch deshalb sehr schätzenswert, da ihr allgemeinen Reste altberlinischer Malerei recht selten sind. Endlich etwa ein Dutzend altertümlicher Lehnstühle, die als altberlinische Möbeltischlerei nicht ohne Interesse erscheinen.

Wenn das schlichte und doch so ehrwürdige, erinnerungsreiche kleine Gotteshaus dem Untergange nun einmal geweiht ist, dann verlangen das historische Gefühl und die Anforderungen der Altertumskunde, dass wenigstens diese geschichtlichen Erinnerungen an der dazu bestimmten Stelle vor Verschleuderung und Untergang bewahrt bleiben.

Die Abbildung ist nach einer Ansichtskarte von L. Saalfeld angefertigt, wobei wir gern Gelegenheit nehmen auf die Folge vortrefflicher berlinischer Ansichten hinzuweisen, die in Postkartenform von der gedachten Firma soeben veröffentlicht worden ist.

Die Brandenburgia wird mit Genehmigung der Ältesten der Kaufmannschaft das altehrwürdige Kirchlein am Sonnabend den 11. Juni besichtigen.

XXIV. Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895 bis 1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Erster Teil 1904. Von diesem stattlichen grossen Werk, welches ich im Auftrage des Magistrats mit Unterstützung des stellvertretenden Direktors unseres Statistischen Amts Herrn Dr. Meinerich bearbeitet habe, lege ich Ihnen den Anfang vor. Die Anordnung ist eine gegen die letzte derartige Publikation veränderte: die städtische Kunstdeputation, das Märkische Provinzial-Museum, die Volksbibliotheken und Lesehallen, die Magistratsbibliothek und die Goritz-Lübeck-Stiftung, das Archiv der Stadt und das Statistische Amt derselben sind in diesem I. Teil verwiesen. Ich mache insbesondere auf die 3 das Märkische Museum betreffenden Tafeln (Freilegung des Eingangs zur Grabkammer des Königsgrabes von Seddin, Kreis Ostprignitz, am 20. September 1899, die Hauptausstattungsstücke der Grabkammer, ein Blick vom Direktionszimmer im inzwischen abgebrochenen Kölnischen Rathaus in den grossen Ausstellungssaal, geschichtliche Abteilung, 1891 und die naturgeschichtliche, insbesondere geologische Abteilung ebendaselbst i. J. 1898) aufmerksam.

XXV. Die geplante Weichbildserweiterung Berlins, für welche ich Magistrats-Dezernent bin, geht selbstverständlich auch unsere Heimatkunde gar sehr an. Ich gestatte mir daher, Ihnen einen genauen Plan vorzulegen, aus dem Sie den Umfang der Einverleibungen ermessen können. Das Gelände des Gutsbezirks Plötzensee (mit Ausschluss der nach Charlottenburg gravitierenden Strafanstalt) umfasst 175 ha. Da die Grenze in der Forst eine unregelmässige und willkürliche ist, so hat der Magistrat den Herrn Oberpräsidenten, unser Ehrenmitglied von Bethmann-Hollweg ersucht, noch weitere 100 ha bis zur sogen. Hinckeldey-Brücke zuzulegen

Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung wünscht aber noch weiter die Einverleibung mindestens der ganzen Jungfernhaide, der bäuerlichen Tegeler Forst, des Hauptteils des Tegeler Sees und seiner Inseln, Marienwerder und Reiswerder (beide militärfiskalisch), Valentinswerder (Besitzer unser Mitglied Herr Paul Haberkern), Baumwerder, Schwarzenberg und Lindwerder (alle unserm Mitglied Dr. Carl Bolle gehörig.)*) Das wären weitere 1702 ha. Dazu soll noch die Halbinsel zwischen dem Tegeler See und dem offenen Havelstrom kommen mit den Ortschaften Tegelort, Jörsfelde und Konradsfelde, sowie mit Teilen der Gemeindeheide Heiligensee, zusammen noch ferner 381 ha. Damit würde Berlin dereinst am Tegeler See und an der Havel liegen. Die Vorteile liegen auf beiden Seiten. Die Stadt Berlin erhielte im wesentlichen freies Gelände zur Unterbringung von Hunderttausenden von Menschen, andererseits liegt der ungemeine pekuniäre Vorteil der Besitzer des Geländes, meist Forstland, und der kleinen einzuverleibenden privaten Ansiedelungen auf der Hand. Nach keiner andern Seite kann die Reichshauptstadt sich mehr ausgiebig erweitern als wie hier nach Nordwesten. Hoffen wir von der Einsicht und dem Wohlwollen der Behörden, dass sie dem richtigen Vorhaben Berlins entgegenkommen. — Zur Vorprüfung der letztgedachten grossen Gebietserweiterungen hat der Magistrat einen Ausschuss eingesetzt.

XXVI. Denkschrift über die Beziehungen zwischen Berlin und seinen Nachbarorten im Auftrage des Magistrats zu Berlin verfasst von Hamburger, Magistratsrat, im Dezember 1903. Gewissermassen eine Ergänzung zu dem soeben (No. XXV.) Mitgeteilten. Sie wollen daraus die Schwierigkeiten, ja die Unhaltbarkeit der nachbarlichen Beziehungen und die Notwendigkeit ersehen, einen erträglichen Modus vivendi mit den Vororten zu finden. Allerdings handelt es sich hier zumeist um die bevölkerten Ost-, Süd- und Südwest-Vororte. Die

*) Die Inseln Valentinswerder (eigentlich der Grosse und der Kleine Valentinswerder) sowie Scharfenberg werden seitens der Brandenburgia unter Führung der Mitglieder Haberkern und Bolle am 7. Juni 1904 besucht werden.

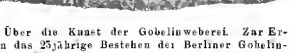
fleissige und sorgfältige Arbeit ist zu eingehendem Studium angelegentlich zu empfehlen.

XXVII. **Tätigkeit der Denkmalspflege-Kommission in der Provinz Brandenburg.** In der Sitzung der **Provinzialkommission der Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg** am 12. Februar 1904 wurde beschlossen, von dem Werk über **die Bau- und Kunstdenkmäler unserer Provinz** („Bergau“, 2. Auflage) zunächst die Kreise Ost- und West-Havelland, Brandenburg-Stadt, Potsdam-Stadt und Spandau-Stadt zu bearbeiten. Hierzu ist als Bearbeiter Herr Architekt **Paul Eichholz** in Südende gewählt, derselbe, welcher die Güte hatte, uns am 30. v. Mts. den Vortrag im Architektenhause zu halten. Die Redaktion des Werkes liegt u. M. dem Herrn Provinzial-Konservator Büttner ob. — Aus dem sonstigen Verlauf sei mitgeteilt, dass die Wiederherstellung der **Kapelle in Pritzwalk** durch Herrn Stadtbauinspektor Stiehl beendet ist, dgl. die Wiederherstellung der Bemalung des berühmten **Fachwerkhauses in Havelberg**. Mit den Arbeiten am **Rathause zu Jüterbog** soll im Frühling d. J. begonnen werden. — Für die Arbeiten am **Taufengel zu Gollnitz und Altar zu Gross-Surchen** sind die erforderlichen Mittel noch nicht ganz aufgebraucht. Mit den Ausbesserungen an der **Marien- und Andreas-Kapelle zu Rathenow** wird demnächst begonnen werden. — Wegen Erhaltung des wendischen **Burgwalls von Phöben a. d. Havel** schweben noch die Verhandlungen. Bezüglich der verwahrlosten **Anna-Kapelle zu Havelberg** soll ein Plan zur Restaurierung mit dem Konservator der Kunstdenkmäler ausgearbeitet werden. — In der den Brandenburgia-Mitgliedern wohlbekannten **Jakobikirche zu Neumarkt-Jüterbog** soll einer der charakteristischen Bildstreifen noch in diesem Jahre hergestellt werden.

XXVIII. Dr. jur. **Friedrich Holtze, Kammergerichtsrat. Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preussen** 4. Teil. — Derselbe schildert den berühmten Gerichtshof im 19. Jahrhundert und gibt ein Porträt des Kammergerichts-Präsidenten von Denkmann. Alles Rühmliche, was von den drei ersten Teilen dieses Werks des gelehrten Verfassers gesagt worden ist, gilt auch von der Ihnen heut von mir vorgelegten Veröffentlichung, die bis in die Gegenwart reicht und die scheinbar trockne Geschichte eines Gerichtshofs für das grössere Publikum dadurch angenehm zu beleben versteht, dass überall nebenher die äussere und innere Landesgeschichte, sowie die Verhältnisse der Stadt Berlin geschickt mit zur Sprache gebracht werden. Auch vom Standpunkte der Heimatkunde eins der verdienstlichsten in letzter Zeit erschienenen Bücher.

XXIX. **Ein schöner Feuersteindolch**, den das Märk. Museum (vgl. Kat. B. II. 23541) der Güte des Herrn Pohlenz zu Pohlenzschenke

im Spreewald durch Vermittelung des unermüdlichen Herrn Rektor Monke, n. M., verdankt, lege ich Ihnen vor. Der Dolch ist aus grauschwarzem Flint, 13,5 cm lang und wird hier abgebildet. Sein Gewicht beträgt 35 gr. Das Stück ist bei Ausgrabungen in dem grossen sagenumwobenen Schlossberg bei Burg im Spreewald gefunden worden und gehört der mittleren Periode der neusteinzeitlichen Kultur an. Ich verweise auf meine früheren Veröffentlichungen über den Burger Schlossberg und die mancherlei Altertumsfunde aus demselben, welche seit vielen Jahren allmählich von dort in das Märkische Museum gelangt sind. Die Grundlage der Aufschüttung ist vorwendisch, andrerseits ist die slavische Kultur selbstverständlich besonders in den oberen Schichten, der 1896/97 leider beim Eisenbahnbau angeschnittenen Wallburg reich vertreten. Die Grundlage der letzteren ist eine natürliche teils alluviale, teils diluviale Bodenerhöhung. Vgl. Brandenburgia V. S. 385.



XXX. Über die Kunst der Gobelinweberei. Zur Erinnerung an das 25jährige Bestehen der Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co. verfasst von Paul Hirschfeld. Jubiläums-Ausgabe 1904. 63 S. 8° mit vielen Abbildungen.

Wir gedenken dankbar der lehrreichen und genussvollen Führung unserer Brandenburgia durch die Meisterwerkstatt und die Ausstellung von Wandteppichen unseres geehrten Mitgliedes des Herrn Hofkunstwebers W. Ziesch am 9. September 1899 (Brandenburgia VIII 264, IX 257 und 369 sowie Sitzungsbericht vom 24 Februar 1904 unter No. XVIII) und freuen uns, dass das für Berlin, ja für ganz Deutschland hochbedeutsame künstlerische Institut jetzt bereits auf ein Vierteljahrhundert erspriesslicher Tätigkeit, künstlerischen „Wirkens" im eigentlichen Wortsinn zurückblicken darf.

Um so willkommener ist die kleine schön ausgestattete Schrift für das gesamte anteilnehmende Publikum. Dieselbe hat dauernden Wert und umfasst folgende Kapitel: I. Rückblick auf den Ursprung der Wandteppiche (Gobelins) und die künstlerische Entwickelung ihrer Herstellung. II. Einfluss der Gobelinweberei auf die anderen Zweige des Kunstgewerbes. III. Die Wiederbelebung der deutschen Gobelinweberei durch die Errichtung einer neuen Berliner Manufaktur. IV. Ein Blick in die Werkstätten der Berliner Gobelin-Manufaktur. V. Über die Restaurierung und Säuberung verblichener und beschädigter Gobelingewebe. VI. Über die Behandlung echter Gobelins behufs deren Erhaltung.

Möge der Berliner Kunstwebewerkstatt ein fröhliches Gedeihen und verdienter Lohn für Mühe und Arbeit auch ferner beschieden sein!

XXXI. Die Mosaikfirma Puhl und Wagner, deren einer Teilhaber, Herr Wagner, u. Mitglied ist, hatte freundlichst zur Besichtigung der schönen und interessanten musivischen Arbeiten nach Rixdorf eingeladen, welche für den Münster zu Aachen bestimmt, zunächst auf der diesjährigen Weltausstellung in St. Louis vorgeführt werden sollen. Wir erinnern uns auch hier gern des Besuchs der Mosaik-Fabrik im Jahre 1898, der ersten und einzigen Werkstätte für musivische Kunst in Berlin, und an die interessanten „Zur Geschichte und Technik des Mosaiks“ betitelte Mitteilung des Herrn Wagner (Brandenburgia VII, 387—403). Die Vorbesichtigung ist von mir und anderen Mitgliedern der Brandenburgia unter gütiger Führung des Herrn Direktor Puhl kürzlich erfolgt und haben wir uns an den wohlgelungenen, farbenprächtigen Arbeiten erfreut. Namentlich war mir die ausgedehnte, wirkungsvolle Verwendung von Perlmutterstücken überraschend. Die Fabrik wird nach Treptow verlegt und dann für einen Besuch unserer gesamten Mitglieder zugänglich gemacht werden.

XXXII. Die Eisengussplatte im Jagdschloss Grunewald, welche u. M. Herr Hofbaurat **Kavel** daselbst entdeckt hat und die Brandenburgia XII, 420 abgebildet ist, stellt, entgegengesetzt der Ansicht des Entdeckers, nach gefälliger Mitteilung unseres Mitgliedes Herrn **Hermann Maurer** vom 28. v. Mts. keinen Hirsch, sondern einen **Rehbock** dar. Allerdings einen ungewöhnlich starken; nach Herrn Maurer gewordener Auskunft des Professor Matschie vom Kgl. Zoologischen Museum hierselbst besitzt dasselbe nur ein einziges derartiges gewaltiges Rehgeweih. Dass ein solches Tier einer bildlichen Verewigung würdig ist, zumal wenn es den Jäger anspringt, kann kaum bestritten werden. Auf einen solchen höchstpersönlichen weidmännischen Vorfall bezieht sich jedenfalls die Darstellung der Eisenplatte. Eine ähnliche Darstellung — Jagd auf einen Rehbock — ist mir unter den sehr zahlreichen Ofen- und Kamin-Kunstguss-Platten nicht bekannt und würde ich für etwaige sonstige Belagstücke dankbar sein.

XXXIII. Kapellenberg bei Blankensee. Zu der Abbildung XII, 374 bemerkt u. M. Herr Dr. **Gustav Albrecht,** dass sich als Pendant zu der säbelförmigen Auswetzung links noch eine zweite solche befinde. Den Ritterschild oben über den sonstigen Marken erklärt er für eine einfache Marke in Kreuzform. Die Jahreszahl liest er 1541. In einem der nächsten Hefte wird Herr Dr. Albrecht eine kurze Auseinandersetzung über die Wallfahrtsmarken und die übrigen Zahlen bringen.

2. Bildliches.

XXXIV. Zwei neue eiserne Kunstgussplatten für Öfen und Kamine. Zu den Brandenburgia XII. 420 und vorstehend unter XXXII besprochenen Zierplatten gesellen sich zwei, wiederum von unserm Mitglied Herrn Hofbaurat Kavel aufgefundene weitere Stücke, von denen ich 2 Photographien als dankenswerte Geschenke des Genannten vorlege.

Die erste Photographie (S. 99) stellt den Namenszug Kurfürst Friedrichs III, späteren Königs Friedrich I dar, im Schlüterschen Stil mit 2 Palmenblättern umgeben, in den 4 Ecken die Insignien des Hosenbandordens, auf den, wie wir uns von unserm Besuch im Schloss zu Oranienburg erinnern, der Monarch grossen Wert legte. Nach Zuschrift des Herrn Hofbaurats fand er die Platte unversehrt hinter Mauerwerk vom Kastellanhause im Schloss Nieder-Schönhausen, auf Befehl unsers Kaisers im Flur vom Jagdschloss Königswusterhausen eingemauert, der die Kaiserlichen Zimmer vom Speisesaal trennt. Merkwürdigerweise fand Herr K. 2 Jahre später im letztgenannten Jagdschloss beim Umbau eines Kammes im Kaiserlichen Arbeitszimmer die Zwillingsschwester dieser Platte hinter losem Mauerwerk, leider stark beschädigt, eine Ecke gänzlich abgeschmolzen. Sr. Majestät hat die Platte restaurieren und als Seitenstück zur erstern im Flur ebenfalls ins Mauerwerk einfügen lassen. Diese Platten haben bis 1,25 m Breite und bis 1,45 m Höhe.

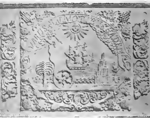
Inbezug auf das Jagdschloss Königs-Wusterhausen fügt Herr K. unter dem 19. d. Mts. hinzu:

„Interessiert sich die Brandenburgia für ein unterirdisches Kellergewölbe, das ich vor einigen Jahren beim Abbruch eines runden Turmes entdeckte und das bisher ganz unbekannt war? Die Decke dieses unterirdischen Raums war durch ein kreisförmiges einfaches fächerartiges Gewölbe gebildet, das sich auf eine gemauerte runde Säule stützt. Der Turm darüber war teils durch schlechte Ausführung, teils durch Sinken des Wasserstandes im anstossenden Burggraben, teils durch Baumwurzeln so gelockert, dass er abgebrochen und erneuert werden musste. Hierbei fand ich das Gewölbe. Ich habe dasselbe unterfangen, die Säule untermauert und konnte damit den interessanten Raum retten. Im Schutte fand ich einen Mauerstein mit leicht eingekratzter und eingebrannter Inschrift. Herr Prof. Dr. Seelmann von der Königlichen Bibliothek deutet die Inschrift, die nur teilweise erhalten ist, dass ein Ziegelmeister Hans einen Preis für Ziegel angiebt.

Der Stein ist in das Mauerwerk der Wände so eingelassen, dass die Inschrift sichtbar.

Die altmärkische, Letzlinger Platte hat ein geschichtliches Interesse; sie ist 0,885 m lang und 0,63 m hoch.

Mit reicher Verzierung von Blumen und Früchten ergiebt sich ein Mittelstück über welchem der Spruch steht: Varius in motibus eadem (in verschiedenen Bewegungen dieselbe), passend zu einer Darstellung des ruhigen Meeres auf dem unter vollen Segeln und Flaggen ein sicherlich kurbrandenburgisches dreimastiges Orlogschiff mit hohem



Hinterkastell einherzieht. Rechts unten ein einmastiges mit Bugspriet versehenes Segelboot. Über dem, auf der dem Beschauer zugewendeten Breitseite mit 8 Kanonen bestückten Kriegsfahrzeug strahlt die volle Sonne, mit Menschenantlitz dekorativ aufgefasst.

Im Vordergrunde unterhalb des Orlogfahrers sieht man den Strand, an dem sich, wie das an der afrikanischen Guinea-Küste auch bei ruhigem Wetter nicht selten, die Brandung bricht. Links ein Palmenbaum, rechts ein kastellartig aufgebauter Felsen. In den Wolken links oben bläst der Windgott und hält an einem riesenschlangenartigen Bande ein sechsspeichiges Glücksrad, welches rechts von dem Palmbaum auf dem Saum der Küste laufend zu denken ist.

Jedenfalls ein Hinweis auf die Kolonial-Bestrebungen des Grossen Kurfürsten an der Guinea-Küste. Ich nehme das umsomehr an, als

nur eine zweite ganz unzweifelhaft auf die brandenburgische Handelskolonisation desselben Herrschers sich beziehende, mit Negern und dergl. ausgestattete gusseiserne Ofenzierplatte bekannt ist. Herr Redakteur Goldsche in Friesack hatte die Güte mir bei einem Besuch in Friesack diese auf einem Gut der Nachbarschaft befindliche Platte



zu zeigen. Leider scheint, nach Mitteilung des genannten Herrn vor 2 Jahren, dies interessante Stück, um dessen Erwerbung für das Märkische Museum ich mich vergeblich bemüht habe, verschollen zu sein.

Die Kolonialplatte lag, so schreibt Herr Kavel, am 15. d. Mts mit der ornamentierten Seite nach unten im Fussboden der Letzlinger Küche, darüber war ein Mauersteinherd errichtet. Beim Abbruch

desselben kam die Platte zum Vorschein. Die Photographie ist nach einem Gipsabguss gefertigt, das Original im Korridor des Jagdschlosses Letzlingen eingemauert worden.

Von beiden Tafeln fügen wir Abbildungen bei.

XXXV. „Die Weite Welt“ vom 18. d. Mts., welche ich zirkulieren lasse, enthält u. A. S. 1019 ein ansprechendes Bild vom Ufer unsers Liepnitz-Sees bei Bernau sowie S. 104 flg. einen interessanten prächtig illustrierten Aufsatz u. M. Robert Mielke: Forchheim, eine karolingische Königspfalz.

XXXVI. Das Äussere. Illustrierte Monatsschrift für weibliche Schönheit und Körperpflege. Heft 1 Berlin 1904. Jahrg. 1. Auf Wunsch unseres Mitgliedes, Dr. Ranze, lege ich diese auch in anthropologischer Beziehung nicht uninteressante neue periodische Publikation vor.

XXXVII. Neue Kunst-Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter. Photographische Gesellschaft (Kunstverlag begr. 1862) Berlin, Stechbahn 1. Heft 2. März 1904. Auf Wunsch reiche ich auch diese neue Zeitschrift herum, welche vorzüglich illustriert ist und in zwangloser Folge die bedeutenderen Erscheinungen aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft anzeigen wird. Auf Begehren erfolgt kostenfreie Zusendung. Namentlich der Artikel über den so ansprechenden genialen Maler der Romantik Moritz von Schwind ist ansprechend.

XXXVIII. Zur Heimatkunde der West-Priegnitz. Der Vorsitzende teilte, wie schon unter Nummer II angedeutet, mit, dass Herr Bauinspektor Stiehl wegen Anwesenheit auf dem Dresdener Schutzbundtage den Vortrag über Märkische Rathäuser zu halten behindert sei. Statt seiner veranschaulichte gütigst u. M. Herr Architekt Paul Eichholz in einem durch Lichtbilder illustrierten Vortrage einige „Streifzüge durch die Westpriegnitz und ihre Geschichte.“ Nach einem kurzen Blicke auf die ersten kriegerischen Ereignisse derselben, welche sich namentlich um die alten Städte Lenzen und Havelberg abspielten, ging Herr E. auf die Topographie der dortigen Domkloster-Anlage näher ein unter besonderem Hinweis auf die Ausbreitung derselben im Umfange des ehemaligen Castrums Kaiser Ottos, des Begründers des Bistums Havelberg. Daran anschliessend folgte eine Vorführung der ehrwürdigen Domkirche und ihrer Kunstschätze in Wort und Bild.

Bis zu jenen Tagen der ersten Einnahme und Besiedelung des Landes reicht auch der dort noch zahlreich erhaltene sächsische Typus des Bauernhauses zurück. Von den hervorstechenden Eigentümlichkeiten desselben schilderte der Vortragende namentlich die Herdanlage mit

„Schwiebbogen" wie sie in den schornsteinlosen sog. „Rauchhäusern" der Prignitz noch erhalten, unter anderen in dem besonders interessanten Dorfe Mödlich bei Lenzen. Die spezielle Bauweise dieses Dorfes steht unter dem Einflusse von Holländern, welche zweimal zu verschiedenen Zeiten zur Kolonisation der Gegend herangezogen wurden.

Zu den geschichtlich bekanntesten Adelsfamilien der Prignitz gehörten die Quitzows, welche zu den Kunstwerken derselben namentlich durch eine Anzahl z. T. sehr beachtenswerter Epitaphien in den Kirchen von Kletzke und Rühstedt beigetragen haben. Zur annähernden Vervollständigung des Gesamtbildes berührte der Vortragende schliesslich noch streifend das Wunderblut zu Wilsnack und seine Kirche sowie die Hauptstadt des Kreises Perleberg.

XXXIX. Die Teilnehmer fanden sich demnächst im Restaurant des Architektenhauses zu zwangloser Unterhaltung zusammen.

Holzschloss und Bolzenschloss.

Auch auf dem Gebiete der Erfindungen müssen wir uns, wenn wir das „allerneuste Erfundene, noch nie Dagewesene beim rechten Lichte betrachten, öfters vom alten Ben Akiba sagen lassen: Es ist alles schon dagewesen!"

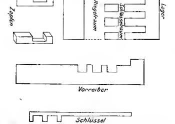
Auch bezüglich unserer heutigen sogenannten Patentschlösser an Haustüren, Spinden und Kasten etc., sie mögen von dieser oder jener Eisenhütte oder von Fabrikanten von Eisenwaren gefertigt werden, behält der Alte recht, denn auch unsere Sicherheitsschlösser sind nicht neu und eigentümlich, sondern nur im gewissen Sinne eine Nachahmung alter Schlösser, wie sie häufig noch heute in einfachster Form sowohl in der Mark wie auch in Pommern auf dem platten Lande zu finden sind.

Einfach in der Form sind die Vorläufer unserer Sicherheitsschlösser ganz entschieden. Denn während zur Herstellung der letzteren Feuer, Eisen und das verschiedenste Handwerkszeug erforderlich ist, genügen zur Herstellung der alten Schlösser und Schlüssel einige Stücke Holz und ein Messer oder eine Schnitzelbank.

Trotz der Einfachheit in ihrer Herstellung können diese Art Schlösser ebenso kompliziert konstruiert werden, wie unsere heutigen

von Eisen Wie ich weiter unten zeigen werde, bietet dieses einfache Holzschloss dieselbe Sicherheit wie unsere heutigen Sicherheitsschlösser und Unbefugte können sich gleichfalls nur durch Zertrümmerung des ganzen Schlosses oder der Tür, in welcher das Schloss sitzt, Einlass in fremde Räume verschaffen

Betrachten wir zunächst den Schlüssel Er ist aus Holz geschnitzt und infolgedessen plumper wie sein Kollege aus Eisen Trotzdem aber bildet er in der Hand des Unkundigen ein Geheimnis, das dieser vergeblich zu lösen versucht, denn wie soll der Schlüssel in das Schloss

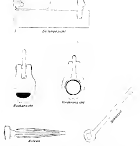


eingeführt werden, die Zähne nach vorne, oder hinten, nach oben oder unten? Dieses alles verrät der Schlüssel nicht. Sein Geheimnis besteht ausserdem darin, dass er dem Innern des Schlosses ganz genau angepasst ist und dass es unmöglich ist mit einem anderen Schlüssel oder Stückchen Holz, oder einem Nagel etwa, das Schloss zu öffnen, zu dem dieser Schlüssel schliesst

Wie dieser Schlüssel drei gleiche Zähne hat, die genau zu den im Schloss befindlichen Zapfen passen, so kann man bei der Herstellung von Schlosszapfen und Schlüsseln die verschiedensten Variationen in Anwendung bringen und bei der Herstellung derselben seiner Phantasie die Zügel schiessen lassen, soweit dadurch nicht die Brauchbarkeit von

Schloss und Schlüssel gefährdet wird. Die Zahl der Zähne, ihre Entfernung von einander, ihre Länge, ihre Stärke, ihre Form, ob gerade oder gebogen, ob mit, ob ohne Häkchen (besonders hervorspringende Ecken an den Spitzen der Zähne u. s. w.) alles dieses kann man beim Anfertigen des Schlüssels anwenden, wenn das Innere des Schlosses dementsprechend hergestellt wird.

Korrespondierend zum Zahn des Schlüssels muss, wie gesagt, das Innere des Schlosses hergerichtet werden und hier ist der Zapfen der wichtigste Teil. Dieser muss so hergerichtet sein, dass er den Formen



der Zähne des Schlüssels entgegengesetzt entspricht. Dem einfachen Zahn an dem hier gezeigten Schlüssel genügt ein einfacher Holzzapfen im Schlossinnern und zwar in dieser Form.

Passen Schlüsselzähne und Schlosszapfen nicht ganz genau zu einander, dann schliesst der Schlüssel nicht.

Dass aber der Schlüssel schliessen kann, dazu gehört, dass man die Zapfen in ein im Schloss befindliches Lager bringt. Dieses letztere

nun wieder muss so eingerichtet sein, dass sich seine einzelnen Teile dem Ganzen genau anpassen und dass der Schlüssel genügend Raum zum Öffnen findet Ausserdem geht durch das Lager noch der Vorreiber, durch welchen die Verschliessbarkeit eines Behälters oder Raumes überhaupt erst möglich wird Daher sieht das Lager nach Entfernung seines Inhaltes so aus

Der Vorreiber nun, der diese Form hat, muss sich wieder der Form der Zapfen anpassen, weil diese nach Entfernung des Schlüssels, der sie hebt, in die in den Vorreiber hierzu geschaffenen Lager hineinfallen, diesen festhalten und somit das Öffnen des Schlosses verhindern.

Eine kleine Erhöhung am Vorreiber, und ein Stückchen Holz, oder ein einfacher Nagel (wie hier im Bilde) verhindern sodann die Entfernung des Vorreibers aus dem Schloss sowie ein zu weites Hinausschieben oder Zurückziehen desselben.

II Eine andere Art von Schloss und Schlüssel bildet das zweite Schloss, welches ich hiermit bringe.

Nennt man das unter I beschriebene Schloss allgemein ein Kastenschloss, so kennt man dieses zweite Schloss unter dem Namen „Bolzenschloss"

Die Grundform dieses Schlosses bildet eine einfache eiserne Röhre, die innen hohl ist

Verwendet wird dieses Schloss als sogen Vorlegeschloss an Stalltüren, auf Deckeln der Fischkasten u. s. w Voraussetzung bei dieser Art von Schlössern ist, dass bereits eine Sperrvorrichtung an der Tür oder auf dem Deckel vorhanden ist, die durch dass Schloss noch besonders festgehalten werden soll.

Der wichtigste und gleichzeitig der Hauptbestandteil dieses Schlosses bildet der „Bolzen", nach welchem das Schloss seinen Namen tragt

Wie die Abbildung zeigt, besteht der Bolzen aus einer kleinen, runden Scheibe aus Eisen, in welche zwei viereckige nach vorn spitz auslaufende Eisenstäbe oder Stifte eingelassen sind An der oberen und unteren Seite dieser beiden Stäbe und horizontal zu ihnen sind zwei Stahlfedern aufgeschmiedet

Will man nun das Bolzenschloss schliessen, so wird der am Rohr sitzende bogenförmige Riegel, dessen vordere und untere Spitze eine kleine Fläche bildet, in der sich zwei Löcher befinden, in den in der Röhre befindlichen Querschnitt gesteckt Sodann wird der Bolzen so in die Röhre geschoben, dass die beiden mit den Federn versehenen eisernen Stäbe durch die oben mit zwei Löchern versehene Fläche des Riegels geschoben werden Um hierbei oben und unten zu kontrollieren, trägt sowohl die Röhre wie die Platte des Bolzens den „Kerb" oder Einschnitt

Auch dieses Schloss kann nur mit dem dazu gehörigen Schlüssel geöffnet werden; es widersteht jedem Nachschlüssel trotz seiner Einfachheit und ist so sicher, dass nur ein gewaltsames Zertrümmern des Schlosses das Öffnen des verschlossen gehaltenen Raumes ermöglicht.

Äusserst einfach ist auch der Schlüssel zu diesem Schloss wie die Abbildung zeigt.

Das Öffnen des Schlosses geschieht in der Weise, dass man den Schlüssel in den Querschnitt am hinteren Ende des Schlosses einführt. Der im Schlüssel befindliche Einschnitt umschliesst beim Vorwärtsstossen die Bolzenstangen mit ihren Federn und treibt in dieser Form den Bolzen zurück. Karl Pötters

---

Das letzte Waldkonzert im Grunewald.

Alljährlich wenn der Herbst auch in unserem lieben Grunewald seine Einkehr hält und die Blätter der Buchen und Eichen mit den verschiedensten Tinten färbt, wenn die Sonne sich bereits zwischen 6—7 bezw. 5—6 Nachmittags von uns verabschiedet und wenn die ständigen Grunewaldwanderer, die Tag für Tag im Sommer wie im Winter ihre Wanderungen nach Pichelsberge oder Schildhorn früher antreten, oder ihr Reiseziel kürzer stecken müssen, dann — im Monat Oktober bis Anfang November — ertönt die Musik des Grunewaldorchesters in einer Weise, die vielen Wanderern das Gruseln lehrt.

Und je weiter der Abend vorschreitet je unheimlicher wird die Situation. Stockfinster wird es zwischen den Kiefern, nicht die Hand vor Augen ist zu sehen und unwillkürlich duckt sich der Konzertbesucher hinter seiner Kiefer, hinter welcher er Posto gefasst hat, wenn einer der Mitwirkenden seinen „Tenor-Bass" in allernächster Nähe ertönen lässt.

Schweigsam sonst ringsum ist der Wald, aus der Ferne tönt das Gerassel und Klappern der Eisenbahnzüge sowie das Fauchen der Lokomotiven herüber, ist der Eisenbahnzug aber vorbei, dann ist wieder Stille eingetreten, bis auf die Musik im Walde die auch durch das Geräusch des Zuges keine Störung erlitten hatte, oder der Mond hat bereits soviel Kraft gewonnen, dass sein magisches Licht den Grunewald wie eine Feenwelt erscheinen lässt. Zwar erkennt man die einzelnen Bäume und sucht hinter ihnen Deckung nehmend sich an die Musiker heranzuschleichen. Doch plötzlich bleibt der Neuling stehen, er glaubt, in seiner Nähe seien eben mindestens 2—3 Kiefern

mit furchterlichen Krachen zusammen- oder niedergestürzt Doch lass nur Freund, du findest keine niedergesturzten Baume, du suchst vergeblich darnach, das Krachen waren nur Töne der Pauke in dem Konzert und die Paukenschläger verrichten keine halbe Arbeit

Aber was ist das nun wieder, sind Ziegen oder Katzen auf der Jagd: ein kurzer Ton, ähnlich wie ihn die Katze boren last, schreit sie nicht direkt ihr Miau, sondern ihr schmeichelndes Ma ist zu hören — Nun, lieber Wanderer, dieses kurze Ma dient nur den Konzertisten des Grunewalds dazu, ihre Stimmen noch kraftiger ertönen zu lassen und die Pauke noch kräftiger zu bearbeiten

Doch die Zeit enteilt, der Heimweg muss angetreten werden, so fesselnd auch die ganze Situation ist. Gern nimmt man das Unbequeme, hier und dort über eine Baumwurzel zu stolpern mit in den Kauf, denn noch immerfort ertönt die Musik, noch immerfort kracht es ringsum, aber endlich ist der Bahnhof Grunewald erreicht nicht ohne einige kräftige Flüche über die wiederholten Saltomortale, die man auf der letzten Strecke des Weges infolge der durch das scharfe elektrische Licht geblendeten Augen über die hier besonders über dem Waldboden befindlichen Baumwurzeln machen musste

Schied man bisher schon ungern von diesem Stück Naturleben, so wurde der Abschied in diesem Herbst ein doppelt schwerer, — war es doch ein Abschied fur immer! — — Nicht nur vom Grunewald in seiner bisherigen Gestalt, sondern auch von seinen vornehmsten Bewohnern, den Hirschen. — Denn wie allgemein wohl bekannt, soll der Berlin nahe gelegene Teil des Grunewalds in einen Volkspark umgewandelt werden und mit ihnen verschwinden seine Musiker — die Hirsche — Teils werden sie abgeschossen, teils in die Oranienburger Heide bei Lehnitz „versetzt."

Das vorhandene Raubzeug scheint man uns zu belassen; ob Verkehrungen getroffen sind, dass auch dieses ausgerottet wird, oder ob zu dem vierbeinigen sich noch das zweibeinige dereinst gesellen wird, daruber habe ich näheres nicht in Erfahrung bringen können —

Frage ich in meinem Bekanntenkreise und insbesondere geborene Berliner „Haben Sie schon 'mal den Hirsch im Grunewald schreien hören?", so erhalte ich die ständige Antwort „Nee, wat is 'n det?" Und daraus ersieht man wieder, wie wenig der Grosstädter die Natur kennt und wenn er sie bereits kurz vor seinem Stadttor kennen lernen kann. Die meisten Berliner kennen den Grunewald und seine Bewohner nur von ihren Tagesausflugen her, sie freuen sich, hier und dort ein Rudel Hirsche der Ruhe pflegend oder asend anzutreffen und gross ist ihre Freude, wenn sich dieser oder jener Hirsch veranlasst sieht, sein Bummeln durch einen kurzen Sprung zu unterbrechen, aber was sonst

im Walde geschieht, wie sich das Wild sonst bewegt, das kann so leicht niemand der Tagesbesucher des Grunewaldes erzählen

Wie bekannt fällt die Brunst- oder Paarungszeit des Hirsche in die Monate September bis etwa Mitte November — Während der Edelhirsch, Cervus elaphus sich bereits im September zu paaren beginnt, fängt die Zeit für den Dammhirsch Cervus damer gewöhnlich erst im Monat Oktober an Die günstigste Gelegenheit, den Dommhirsch hierbei zu beobachten findet man im Grunewald in dem „Teil desselben, der zwischen Teufelssee und Wannsee belegen ist Vielfach am hellen Tage, insbesondere aber, wenn die Dämmerstunde heranmaht, kann man ihn aus dem Stangenholz kommen sehen, oder er steht bereits im hohen Holz. Wie ganz anders sieht das Tier aus gegen damals im Sommer Damals trug sein ganzes Wesen den Ausdruck der Faulheit und Bequemlichkeit an sich. Doch heute — stolz erhobenen Hauptes schreitet er einher, elegant, leicht tanzelnd im Gang, das Auge leuchtend: so eilt er vorwärts, dabei sein kurzes Gehrull ausstossend, das einem rauhen, heiseren Gebell oder Gehlok nicht unähnlich ist

Geräuschlos wird der Wald durchwandert und da die Tiere zu dieser Zeit auch ihre Schen vor dem Menschen zum Teil abgelegt haben, so steht der Beobachter ohne sein Zutun oft mitten in einem Rudel schreiender Hirsche Man sieht sich gegenseitig etwas erstaunt an und bleibt beiderseits in respektvoller Ferne. Denn auch dem Beobachter ist eine Hirschkeule im Magen lieber wie ein Hirschgeweih

Konnte man, solange das Tageslicht noch einigermassen anhielt, den männlichen Hirsch betrachten, wie er auf seinem Pfade der Liebe suchend den Wald durchstreifte, so hört man beim Schwinden des Tageslichts plötzlich in einiger Entfernung ein kurzes „Mäh“! Der Hirsch antwortet und bald hat sich das Pärchen gefunden Doch „wer lieben will, muss leiden“ erfährt auch unser Hirsch, denn kampfbereit mit gesenktem Kopf tritt ihm ein Rivale in den Weg, der ihm den Besitz der Geliebten streitig machen will Er kann daher nicht anders, er muss sich mit dem Gegner messen, er will es aber auch nicht, das verbietet ihm seine Hirschehre, denn sonst stände er von den Hirschdamen verächtlich über die Schulter angesehen da Darum also „Nacht Euch fertig, fertig ist, los' und im ersten elegantesten Sprunge gehen beide Gegner gesenkten Hauptes aufeinander los und die Geweihe fahren krachend zusammen, als wenn Bäume krachend niedersausten Der Anprall ist so heftig, dass beide Tiere sich gegenseitig zurückschleudern, dass sie beide den festen Boden unter den Füssen verlieren, oft hoch in die Höhe steigen, oft beide in die Knie sinken Aber immer von neuem gehen sie gegeneinander los, bis der schwächere vor ihnen den Kampf als für ihn aussichtslos aufgiebt und dem Gegner die

erkämpfte Braut überlässt, oder bis er blutend aus verschiedenen Wunden auf dem Kampfplatz liegen bleibt.

Während dessen steht die Umwohnerschaft in der Nähe und beobachtet die Kämpfenden, sowie den Ausgang des Kampfes, um sich dann in einigen eleganten Sprüngen dem Sieger zu nahen und ihm zu sagen, dass er der Erkorene sei. Oft aber hat solch Ritter noch mehrere derartige Kämpfe zu bestehen, denn gewöhnlich sieht man nach der Brunst- resp. der Werbungszeit den Hirsch in Gesellschaft mehrerer Damen seines Geschlechts auf der Wanderung. Aber auch die Hirschdame kann die ungetrübte Freude, ihren Ritter allein zu besitzen nicht geniessen, denn schon während des Kampfes hat sich eine Nebenbuhlerin von ihr eingestellt, die sich dem Sieger, ihm gleichfalls huldigend anschliesst.

Oft auch hat der Hirsch seine Erkorenen gegen ihm überlegene Neider zu verteidigen und wieder beginnt dann der Kampf in der geschilderten Weise.

Wandert man am hellen Tage durch den Grunewald, dann kann man im Moor und Weg an den aufgewühlten, aufgekratzten und zerstampften Stellen die Kampfplätze feststellen.

Entfernt man sich von den Kampfplätzen, so hört sich das Schreien der Hirsche in der Stille des Waldes geradezu unheimlich an, ähnlich dem Sausen und Mahlen eines schwer arbeitenden Dampfwerkes.

Für den zukünftigen Lokalhistoriker dürfte es von Wert sein, dereinst zu berichten, dass in diesem Jahre die Hirsche zum letzten Male in einer dem Berliner bequem erreichbaren Nähe im Grunewald geschrieen haben, und dass er hierüber dereinst einen Bericht findet, dazu möchten diese Zeilen dienen.

Oktober 1903. Karl Pötters.

Kleine Mitteilungen.

Das Teerschwelen in den Waldungen am Liepnitzsee.

Von Otto Monke.

An verschiedenen Stellen der Bernauer Stadtheide und in der Gräflich Redernschen Forst finden sich noch heut im Waldboden Kohlenreste, sowie gesohwärzte und mit einem teerartigen Stoff übergossene Feld- und Backsteintrümmer, die an den Betrieb der ehemaligen Teerschwelereien erinnern. Der Volksmund bringt den Namen des nördlich vom Liepnitzsee gelegenen Dorfes Klosterfelde mit dem der Mönnigsbrücke (Mönchsbrücke) in Verbindung, und die Sage berichtet, dass die alten Mönche diese Brücke erbaut und benutzt hatten, um zu ihren Kohlenmeilern jenseits des Fliesses

zu gelangen, welches von dem ehemals weiter nach Norden reichenden und bogenförmig gekrümmten See, dem Bogensee zwischen Ützdorf und Prenden, nordwärts führt

Vor einigen Wochen entdeckte ich in der unmittelbaren Nähe der Mennigsbrücke im Walde einen an der Westseite etwas abgestochenen Hügel, der offenbar künstlich angeschüttet war, und an der nach dem Fluss gelegenen Seite Reste von Kohlen und geschwärzten Backsteinen grösseren Kalibers aufwies. Den Mitgliedern der Pflegschaft des Märkischen Museums, welche am Sonntag, den 26. Oktober 1902, unter Führung des Geheimen Regierungsrates Herrn Friedel diese Stelle eingehend untersuchten gelang es nun, unter dem Schutt des Gemäuers verschiedene spätmittelalterliche Gefässreste zu Tage zu fördern, welche alle, wie auch das ziemlich grosse Format der Backsteine der Sage, die alten Mönche hätten bei der Mennigsbrücke ihre Kohlen gebrannt, mindestens nicht widersprechen Fraglich bleibt nur, ob es sich damals um eigentliche Meiler, d h Vorrichtungen, die vorzugsweise der Gewinnung von Holzkohle dienen, oder um Teerschwelereien handelte, bei denen es in erster Reihe auf die Herstellung von Teer ankommt Sicher ist, dass noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts Teerschwelereien in der dortigen Gegend vorkamen, bis der Mangel an brauchbarem Betriebsmaterial die Unternehmungen beschränkte, zumal dort vielfach die Buche überwiegt und die Kiefer seltener auftritt, und bis schliesslich die emblühende Leuchtgasindustrie mit ihrem Nebenprodukt, dem Steinkohlenteer, der Holzkohlenteergewinnung zum Heil unseres märkischen Waldes endgültigen Abschluss brachte

Eine zweite Brandstelle fand ich vor Jahren am Südwestufer des Bogensees, eine dritte, die sich durch Anhäufung von im Feuer geschwärzten und vielfach gesprungenen Feldsteinen sowie durch Kohlenreste bemerkbar machte, untersuchte Herr Geheimrat Friedel vor 2 Jahren in der Nähe der wüsten Dorfstelle von Alt Liepnitz bei Kilometerstein 31,9 der Wandlitzer Chaussee, eine vierte liegt im Walde zwischen Ützdorf und Lanke, und endlich wurde eine fünfte am Bogenseefluss von den Pflegschaftsmitgliedern am 26 Oktober 1902 besichtigt Man bemerkte noch die durch Kohle geschwärzten Stellen im Boden, sowie mehrere Backsteinreste und vermochte noch die Stelle zu ermitteln, auf welcher einst der Ofen und eine Bude zum Unterschlupf für die Teerschweler gestanden hat Herr Bartusch-Ützdorf, der sich der Gesellschaft angeschlossen hatte bemerkte, dass gerade dieser Ofen noch in seiner Jugend um 1850 im Betriebe gewesen sei und dass er persönlich seinem Vater bei der Bedienung des Ofens Handreichung getan habe. Der Teerofen wurde gewöhnlich, erklärte Herr Bartusch, so angelegt, dass die Feuerung und der Abflusskanal an der der Niederung zugewandten Seite, die Öffnung für die Beschickung aber an der entgegengesetzten angebracht wurde, so dass der Ofen bequem gefüllt werden konnte Der auf einer gemauerten Unterlage ruhende, meist aus Backsteinen erbaute Ofen hatte die Gestalt eines grossen Zuckerhutes und steckte in einem etwas grösseren Mantel von derselben Form. Der Zwischenraum enthielt die von der Feuerung ausgehenden Züge, welche in die Füllöffnung mündeten Der

Ofen fasste im Innern ungefähr 28—30 Klafter Holz. Den Betrieb schildert nun Herr Bartusch in folgender Weise.

„Wir gewannen den Holzkohlenteer aus Kienstubben, die etwa 15 bis 20 Jahre nach dem Roden gelegen hatten, sodass das Splintholz gänzlich vermorscht war. Das durch seinen Harzgehalt vor der Fäulnis mehr geschützte Kernholz, der „Kien“, wurde nach sorgfältiger Säuberung von faulem Holz in Stücke von etwa 50 cm Länge and 8 cm Dicke zerschlagen. Je sauberer der Kien war, desto besseren Teer lieferte er. Die Füllung des Ofens geschah in der Weise, dass die Scheite senkrecht aneinander gestellt und mit einem Holzhammer so fest verkeilt wurden, dass alle Lücken ausgefüllt wurden. Mehrere solcher Schichten standen im Ofen über einander. War der Ofen gefüllt, so wurde die Öffnung vermauert. Jetzt begann das Heizen. Nach etwa 36 Stunden entwichen die wässerigen Bestandteile des Holzes durch den vom Grunde des Ofens ausgehenden Abschlusskanal. Sie wurden nicht benutzt. Dann flossen harzige Massen, aus denen später Pech gekocht wurde, und ferner das Kienöl ab. Endlich trat „klar wie frischer Honig“ der gute Holzkohlenteer heraus und sammelte sich in einem Trog, aus welchem er in Fässer gefüllt wurde. Jeder Brand lieferte gegen 25—30 Tonnen. War der Prozess nach 12 Tagen fast beendet, so wurde der Teer schmutzig, diese Sorte fand bei der Pechbereitung Verwendung. Den Teer kauften die herumziehenden Händler, falls er nicht direkt an die Hauptkonsumenten, die Fuhrleute abgegeben wurde, welche damit die Holzachsen ihrer Wagen schmierten. Die im Ofen zurückgebliebene Holzkohle kauften dagegen die Schmiede sehr gern, um sie zum Härten ihres „Schneidezeuges“ zu benutzen.“ Das Teerschwelen hörte schliesslich auf, weil man nicht mehr genug Kien herbeischaffen konnte, wie Herr Bartusch meint. Wahrscheinlich aber trugen noch einige andere Umstände wesentlich dazu bei, vor allem die Entwicklung der Leuchtgasindustrie und die des Eisenbahnwesens. Der fröhliche Peitschenknall der Fuhrleute verstummte allmählich auf den alten märkischen Heerstrassen und mit ihm die Nachfrage nach dem Holzkohlenteer und die letzten Holzachsen wurden endlich durch eiserne ersetzt. Zwar sind die Feuer in den märkischen Wäldern erloschen, zwar wächst längst in manchem einst blühenden Städtchen an alter Fuhrmannsstrasse das Gras aus dem Pflaster, aber nach wie vor erschallt in der märkischen Heide der Schlag der erbarmungslosen Axt, und — „klar wie frischer Honig“ — fliesst das schnöde gelbe Gold in die Taschen der Waldschänder.

B. 28. 10. 02.

Fremdsprachliche Elemente in Gross-Berlin gibt es nach der neuesten Bevölkerungsaufnahme des Statistischen Amtes nahezu 56,700; von diesen beherrschen neben ihrer Muttersprache 17,140 auch das Deutsche, während 39,355 nur mit fremder Zunge reden. Am zahlreichsten sind natürlich die polnisch sprechenden Mitbürger vertreten (31,623), von denen aber eine grosse Zahl (13,428) auch deutsch sprechen kann. Englisch sprechen 3677, russisch 2074, ungarisch 2016, dänisch 1960, französisch 1929, italienisch 1652, schwedisch 1041, holländisch 993. Viele dieser fremd-

sprachlichen Elemente haben sich naturalisieren lassen; Ausländer geblieben sind 2185 Engländer, 5262 Russen, 3385 Ungarn, 1427 Dänen, 708 Franzosen, 1682 Italiener, 1177 Schweden, 863 Holländer u. s. w. Im übrigen beherbergt die Reichshauptstadt mit Vororten nicht weniger als 19,939 österreichische Staatsangehörige, 2756 amerikanische Bürger und 2800 Tschechen, der Orient ist mit 315 Türken, 135 Serben, 7 Ägyptern und einem Araber vertreten. Japaner haben wir 116, Chinesen 80. Endlich gehören 27 bezw. 23 Bürger Gross-Berlins südafrikanischen Staaten (Transvaal bezw. Oranjo) an. Bei nicht weniger als 162 Einwohnern hat es sich nicht feststellen lassen, welches ihre Muttersprache ist — kaum glaublich!

Berlin, August 1903. O. Monke.

Bücherschau.

Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Bd. II (1900—1901). Im Auftrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von **Prof. Dr. Alfred Kirchhoff** und **Prof. Dr. Fritz Regel.** gr. 8°. VIII, 413 S. Breslau, Ferd. Hirt, 1901. brosch. 12 M.

Dem ersten Bande*) des verdienstvollen Unternehmens, die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde, nach bestimmten Gruppen geordnet, in kurzen Referaten gesammelt herauszugeben, ist nunmehr der zweite gefolgt, der die Erscheinungen der Jahre 1900 und 1901 umfasst. Ein Zeitraum von 3 Jahren ist seit dem Erscheinen des 1. Bandes vergangen, da sich dem Unternehmen mannigfache Schwierigkeiten entgegenstellten und die Sichtung des eingegangenen Materials viel schwieriger als bei dem vorhergehenden Bande war, ausserdem ist ein Wechsel in der Redaktion und im Verlage eingetreten, wodurch die Drucklegung des Werks gleichfalls verzögert wurde. An die Stelle des nach Köln berufenen Professor Dr. Hassert ist als zweiter Herausgeber Prof. Dr. Regel in Würzburg getreten und an Stelle der Hofbuchhandlung von Alfr. Schall ist die in geographischen Kreisen altbekannte Königl. Universitäts-Buchhandlung von Ferd. Hirt in Breslau getreten. Den Herausgebern wie dem Verleger gebührt in gleicher Weise der Dank der wissenschaftlichen Welt, dass sie das Werk trotz grosser Schwierigkeiten und erheblicher Opfer fortgeführt haben.

Der zweite Band des „Berichts" ist doppelt so gross wie der erste, da viele einschlägige Zeitschriften, die im 1. Bande nicht berücksichtigt wurden, im 2. zur Besprechung herangezogen worden sind — das Zeitschriften-Verzeichnis des 2. Bandes gibt 141 wissenschaftliche Organe an, ausserdem sind aber eine grosse Anzahl belletristischer Zeitschriften berücksichtigt worden — und da die Mitarbeiter, obwohl von den Verlegern nur wenige Werke zur Besprechung eingegangen sind, in selbstloser Weise die Referate aus den meisten neuerschienenen Werken geliefert haben.

*) Vgl. die Besprechung im Monatsblatt X, S. 391 f.

Einen Begriff von der Reichhaltigkeit des gesammelten Stoffs und der nahezu vollständigen Übersicht über die Neuerscheinungen der Jahre 1900 und 1901 mag eine kurze Inhaltsangabe der vier grossen Hauptabschnitte geben. In dem ersten Abschnitt, der das **deutsche Land** in allgemein geographischer Hinsicht behandelt, findet man Schriften und Aufsätze über die topographischen, hydrographischen und geologischen Verhältnisse sämtlicher Gegenden Deutschlands und des Alpenvorlandes verzeichnet, ferner Schriften über die meteorologischen, phänologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse der genannten Gegenden. Der zweite Abschnitt verzeichnet die Werke und Abhandlungen über die **Bewohner** des deutschen Landes in bezug auf Vorgeschichte, Geschichte und Kulturgeschichte, wobei besondere Kapitel der historischen Geographie und Siedlungsgeschichte, der Volkskunde, den Sitten und Gebräuchen und der Sprachforschung gewidmet sind. Die dritte Abteilung, die **Kulturgeographie** umfassend, enthält die statistischen Hilfswerke und Ortslexika, Werke über Wirtschaftsgeographie, Bodennutzung nebst Viehzucht, Jagdwesen, Fischerei und ähnliches, über Bergbau, Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr und über die Dichtigkeit der Bevölkerung, sowie über Auswanderung. Der vierte Abschnitt endlich ist der **zusammenfassenden Landeskunde** und der **Reiseliteratur** gewidmet und enthält die Schilderungen einzelner Landschaften und Gegenden, sowie die Ortsbeschreibungen und lokalen Mitteilungen, ferner Reise- und Wanderbücher, Karten und Bilder. Ein Autorenregister und ein Verzeichnis mit Abkürzungen der herangezogenen wissenschaftlichen Zeitschriften ist dem Werke beigegeben.

Die Provinz Brandenburg ist im Gegensatz zum 1. Bande in dem vorliegenden durch eine grosse Anzahl von Schriften und Abhandlungen vertreten. Ausser den Veröffentlichungen der „**Brandenburgia**“, für die der Unterzeichnete auch diesmal wieder die Referate übernommen hatte, sind noch andere märkische Vereinsschriften und eine Anzahl wissenschaftlicher und belletristischer Zeitschriften von dem Unterzeichneten durchgesehen und ausgezogen und die selbständigen Schriften auf dem Gebiete der brandenburgischen Landeskunde ziemlich vollständig verzeichnet worden. Von Mitgliedern der „Brandenburgia“ sind P. Ascherson, G. v. Buchwald, H. Conwentz, H. Credner, L. H. Fischer, E. Friedel, E. Handtmann, H. Jentsch, A. Kirchhoff, H. Lutsch, R. Mielke, O. Monke, R. Prümers, H. Quilisch, W. v. Schulenburg, F. Solger, G. Voss, E. Zache und der Unterzeichnete durch Schriften und Aufsätze im 2. Bande des „Berichts“ vertreten.

Charlottenburg, im April 1904. Dr. Gustav Albrecht.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

1. (1. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. April 1904, abends 7½ Uhr

im Bürgersaal des Rathauses

Vorsitzender: Herr Geheimrat Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu IV bis XXIX her.

A. Allgemeines.

I. In der heutigen Hauptversammlung wurden folgende Verwaltungsberichte des verflossenen Geschäftsjahres abgestattet.

Bericht des II. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik

Das Geschäftsjahr 1903–4 begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 340. Davon starben Fräulein Freytag, die Herren Wilhelm Küster, Wirkl. Geh. Rat v. Levetzow, Excellenz, unser bewährter und verehrter Schatzmeister Wilhelm Ritter, Justizrat Sachs, Schulvorsteher Schubert, Bürgermeister a. D. Stechow, Hofbuchdruckereibesitzer Trowitzsch und Prof. Dr. F. Wagner. Beitraten 47. Die Gesellschaft zählt jetzt 342 Mitglieder. Vorstand und Ausschuss blieben unverändert.

B. Versammlungen

fanden 20 statt, 9 ordentliche und 11 ausserordentliche. Von jenen wurden 4 im Bürgersaale des Rathauses, 4 im Brandenburgischen

Ständehaus und eine im Architektenhaus abgehalten Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Sonntag, den 4. April 1903:	Besichtigung der Königlichen Sternwarte
Mittwoch, den 8 April 1903:	Besichtigung der geologisch-palaeontologischen Sammlung des Königlichen Museums für Naturkunde
Sonntag, den 24 Mai 1903:	Wanderfahrt nach Belzig.
Mittwoch, den 10 Juni 1903:	Wanderfahrt nach Spandau.
Montag, den 29 Juni 1903:	Wanderfahrt nach Potsdam und Sanssouci.
Sonntag, den 6. September 1903.	Wanderfahrt nach Eberswalde
Mittwoch, den 7. Oktober 1903.	Besichtigung des Gymnasiums zum Grauen Kloster
Mittwoch, den 4. November 1903:	Besichtigung der Fabrik von Farben und chemischen Produkten der Herren Gebr Heyl & Co.
Mittwoch, den 3. Februar 1904:	Besichtigung des Preussischen Herrenhauses

Am 18 März wurde das zwölfte Stiftungsfest in der üblichen Weise durch ein Festessen, das mit Vorträgen, Aufführungen und Tanz verbunden war, gefeiert.

C Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel neunmal, Kustos Buchholz sechsmal, Prof Galland zweimal, Staatsarchivar Dr v Buchwald, Architekt Eichholz, Schulinspektor Dr L. H. Fischer, Direktor F. Goerke, Dr Gräffunder, Prof Dr Krüner, Fräulein Lemke, Prof Dr Pniower, v. Schulenburg, Archivar Dr Schuster, Dr Solger, Postrat Steinhardt je einmal.

Bericht des Bibliothekars.

Bibliothek.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1902/03 waren in der Bibliothek vorhanden 998 Büchernummern mit 1150 Bänden.

Zugegangen sind ausser den Fortsetzungen der Austausch-Schriften 14 Nummern, im Ganzen 120 Bände, so dass der Bestand 412 Nummern mit 1270 Bänden beträgt.

Als Geschenke gingen davon 11 Nummern ein und zwar von:

Herrn Boekler Die letzte Schlacht Ein vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen 8° 81 S Berlin 1903

Frl. Clera Brüning: Bilder aus Dahme's Vergangenheit (Text zu lebenden Bildern). 8° 18 S Dahme 1903

Herren Leuchtenberger, Dietrichs und Parisius: Bilder aus der Altmark (Prachtwerk), gr. 4°, ca. 500 S. Hamburg 1883, mit vielen Abb

Herren Friedel, Geh Rat: a) Jordan und Klee, die Verbindung für historische Kunst 1854—1904 (Denkschrift) 4° 30 S u. 20 Tafeln Abb Berlin 1904

Herrn Friedel, Geh Rat: b) Offizieller Katalog der Brandenburgischen Fischerei Ausstellung 1903 gr. 8° 208 S Berlin 1903

Herrn Friedel, Geh Rat: Goldschmidt, Zur Geschichte des Friedrichs Gymnasiums 1850—1900 4° 84 S. Berlin 1900.

Herrn Friedel, Geh Rat: Schwartz W., Sagen der Mark Brandenburg, gr. 8°. 219 S Stuttgart und Berlin 1903

Herrn Zlasch, Hoflieferant: Hirschfeld, Über die Kunst der Gobelinweberei (Jubiläums Ausgabe), gr. 8° 62 S Mit Abb Berlin 1904

Herrn Körner, Grubenbesitzer: a) Eine Fahrt ins Wunderland (Reisebilder). 8° 186 S mit vielen Abb., Berlin 1901

Herrn Körner, Grubenbesitzer: b) Teltower Kreis-Kalender von 1904.

Magistrat von Berlin: Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895 bis 1900

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 86 Vereinen bezw. Anstalten und zwar:

Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg
Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg
" Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift"
Bamberg: Historischer Verein
Basel: Gesellschaft für Volkskunde
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken
Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums
Brandenburg a. H.: Historischer Verein
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer
" Schlesische Gesellschaft für Volkskunde
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie
Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
" Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland"
Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein
Eger: Verein für Egerländer Volkskunde
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde

Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
Gothenburg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzsche Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
" Thüringisch Sächsischer Geschichts- und Altertums Verein.
" Provinzial Museum der Provinz Sachsen.
Heidelberg: Historisch philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.
Kaufbeuren: „Heimat", Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte.
Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
Kiel: Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.
" Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
" " " Schleswig Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i. Pr.: Altertums Gesellschaft „Prussia".
" Physikalisch ökonomische Gesellschaft.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
Linz: Oberösterreichisches Gewerbe Museum.
Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
Mitau: Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst.
Mühlhausen i. Thür.: Mühlhäuser Altertums Verein.
München: Verein für Volkskunst und Volkskunde e. V. in München.
Münster: Westfälischer Provinzial Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
" Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
Philadelphia: Museum of the University of Pensylvania.
Plauen i. V.: Altertums Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
" Altertums Museum.
Prenzlau: Uckermärkischer Museums- und Geschichtsverein.
Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Riga: Verein für livländische Geschichte.

Rostock: Verein für Rostocks Altertümer
Salzburg: Städtisches Museum Carolino Augusteum
Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie
Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde
Stockholm: Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien
„ Nordisches Museum
Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte
Thorn: Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst
Torgau: Altertums-Verein
Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe
Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben
Ungar. Hradisch: Centralblatt für Prähistorie und Anthropologie
Upsala: Königliche Universität
Washington: Smithsonian Institution
Worms: Wormser Altertums-Verein
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg
Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend

Karten, Bilder pp.

Bestand: 122 Nummern

Kassenbericht des Schatzmeisters.

Unsere Gesellschaft zählte anfangs des verflossenen Rechnungsjahres 313 zahlende Mitglieder, wir eröffnen das neue mit 316, so dass eine Vermehrung um 3 Mitglieder eingetreten ist.

Die Einnahmen des Vorjahres sind nur um Mk. 2,96 hinter dem Voranschlage zurückgeblieben, erheblich aber blieben auch die Ausgaben zurück und zwar bei den Titeln:

Versammlungslokale	Mk.	20,—
Druckkosten	„	450,56
Bureaukosten	„	93,—
Ankauf von Werken und Buchbinder . . .	„	100,—
Ausgaben für Wanderversammlungen . . .	„	95,—
Sonstige Ausgaben	„	16,50
	Zusammen Mk.	774,56

Überschreitungen fanden statt für

Porto und kleine Ausgaben .	Mk.	10,70	
Remunerationen	„	26,—	36,70

so dass die Ausgaben um . . . . Mk. 737,86
hinter dem Voranschlage zurückblieben.

Trotzdem die Druckkosten bereits eine Ausgabe von zirka Mk. 800 einschliessen für die Archivnummer, die als Jubiläumsschrift dem Andenken an das zehnjährige Bestehen unserer Gesellschaft gewidmet werden soll, fällt doch auf den Titel Druckkosten der grösste Teil der Ersparnisse. Gegenwärtig befindet sich diese Jubiläumsausgabe des Archivs im Druck.

Der Barbestand des Vorjahres von 1142,64 Mk. und die Verminderung der Ausgaben haben es ermöglicht, statt der in Aussicht genommenen 1000 Mk. dem Reservefonds 2000 Mk. zuzuführen, sodass jetzt die Höhe von 5000 Mk. erreicht ist. Zu diesem tritt die Stiftung des Fräulein Weyergang von 1000 Mk. Die Gesellschaft besitzt mithin ein Kapital von 6000 Mk. in sicheren Papieren. Eine geringe Überanspannung der Kräfte, die sich beim Abschlusse der Bücher herausstellte, war durch den Eingang von Beiträgen für das Jahr 1904/05 gedeckt.

Der Etat für das neue Rechnungsjahr hat wieder 320 zahlende Mitglieder in Aussicht genommen und dafür 3840 Mk. in Einnahme gestellt, ebenso sind, auf die Fortdauer der Munifizenz der Provinzial- und städtischen Behörden rechnend, von uns die Zuschüsse von je 500 Mk. in Einnahme gestellt. Der Erlös aus dem Verkauf von Druckschriften ist mit 75 Mk. veranschlagt. An Kapitalzinsen stehen uns 210 Mk. in sicherer Aussicht.

Bei den Ausgaben sind gleichfalls nur wenige Änderungen vorgesehen. Für Druckkosten, unsern grössten Ausgabetitel, sind mit Rücksicht auf die vorher genannte Veröffentlichung wieder 3800 Mk. angenommen. Für Bureaumaterial, Papier, Couverts, Karten usw. ist der Betrag um 100 Mk. auf 50 Mk. reduziert, dafür ist der Titel Buchbinder für den Einband von Büchern um 100 Mk. vermehrt, weil diese Position seit zwei Jahren nicht zur Ausgabe gelangt ist, nun aber das Versäumte nachgeholt werden soll. Dieser Voranschlag balanziert in Ausgabe und Einnahme mit 5125 Mk., indem nach Verrechnung des Vorschusses von 107 Mk. am Schlusse des Jahres ein Barbestand von 185 Mk. verbleiben würde.

Ich bitte nach Erledigung der vorher nötigen Formalitäten die geehrte Versammlung, dem Etat für 1904/05 zustimmen zu wollen.

Berlin, im April 1904.

E. Könnebeck.

Etat für das Jahr 1904 05.

Einnahme

Titel I, Barbestand am 1. 4. 04. (cf. Ausg. Titel IX)		—	—
Titel II, Beiträge von 320 Mitgliedern		3840	—
Titel III, Aussergewöhnliche Einnahmen			
Zuschuss der Brandenb. Landeskasse	500,—		
Zuschuss des Magistrats von Berlin	500,—		
Überschuss v. Wanderversammlungen und für verkaufte Hefte	75,—	1075	—
Titel IV, Kapitalzinsen des Reservefonds und der Weyergangschen Stiftung		210	—
Mk.		5125	—

Ausgabe

Titel I, Lokal: Rathaus	30		
Ständehaus	20		
Versch. Kosten	20	70	—
Titel II, Druckkosten: Monatshefte, Archiv, Clichés usw.		3800	—
Titel III, Porti und Depeschen		160	—
Titel IV, Bureaumaterial: Mitgliederkarten, Couverts, Papier		50	—
Titel V, Remunerationen			
Berichte	150,—		
Kanzleiarbeiten	60,—		
Besondere Arbeiten	40,—	250	—
Titel VI, Bibliothek: Ankauf von Werken, Buchbinder		200	—
Titel VII, Aussergewöhnliche Ausgaben, Wanderversammlungen usw.		330	—
Titel VIII, Sonstige Ausgaben			
Diener	50,—		
Kränze usw.	20,—		
Fahrkosten	10,—	80	—
Titel IX, Reservefonds			
Kapitalsanlage	—,—		
Barbestand	292,—		
Ab im Jahre 1903 04 eingegangene Zahlungen für das Jahr 1904 05	107,—	185	—
Mk.		5125	—

Die Ausschuss-Revisoren haben die Rechnungslegung geprüft und richtig befunden. Sie beantragten die Entlastung auszusprechen. Es erhob sich kein Widerspruch, und erklärte der Vorsitzende hiernach, dass die Entlastung erteilt sei.

B. Persönliches.

II. In den Ausschuss wurden von neuem und zwar für die Zeit vom 1. April 1904 bis 31. März 1906 gewählt die Herren:

Galland, Georg, Dr., Prof., Privat-Dozent;
Reinhardt, Otto, Dr., Prof., Realschul-Direktor;
Albrecht, Gustav, Dr., Bibliothekar,
Buchholz, Rudolph, Museums-Kustos;
Burkhardt, Carl, Rentner;
Körner, Franz, Grubenbesitzer;
Krause, Arthur, Dr., Prof., Oberlehrer;
Langen, H., Kgl. Baurat;
Matzdorff, C., Dr., Oberlehrer;
Mielke, Robert, Schriftsteller;
Telge, Paul, Hofjuwelier;
Thulcke, R., Rentner.

III. Die Ausschuss-Mitglieder wählten Herrn Galland zum Obmann, Herrn Reinhardt zum Obmann-Stellvertreter.

IV. Die neuen Ehrenmitglieder Herr Staatsminister und Minister des Innern Freiherr von Hammerstein und Regierungs-Präsident von Dewitz zu Frankfurt a. O., desgl. die neuen korrespondierenden Mitglieder Professor Dr. Eckstein zu Eberswalde, Universitäts-Professor Dr. Eugen Geinitz zu Rostock, Konservator Aimé Rutot zu Brüssel und Archivrat Dr. jur. Georg Sello zu Oldenburg haben die Wahl mit verbindlichstem Dank, zum Teil in schmeichelhaften Ausdrücken für die Brandenburgia, insbesondere auch für deren wissenschaftliche Veröffentlichungen ausgesprochen. Von Herrn Sello lege ich noch speziell vor ein für Freunde gedrucktes, Oldenburg 1900 erschienenes Schriftchen: „Nach fünfundzwanzig Jahren. Ausweis über meine wissenschaftliche Tätigkeit 1875—1900." — Georg Sello geb. 20. März 1850 zu Potsdam, seit 1. Juni 1889 Vorsteher des Grossh. Haus- und Centralarchivs zu Oldenburg, hat die Güte gehabt, seine Tätigkeit innerhalb der seit 1900 verflossenen Jahre in dem Büchlein handschriftlich nachzutragen. Sie ersehen schon aus den blossen Titeln, wie ausserordentlich viel der gelehrte Verfasser für unsere Heimatkunde getan.

V. Die Comenius-Gesellschaft, Vorsitzender Herr Geheimer Archivrat Dr. Ludwig Keller, hat mich zum Diplom-Mitglied ernennt.

Ich teile dies wegen der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dieser gemeinnützigen hochansehnlichen Gesellschaft und der Brandenburgia mit, verweisend auf die Mitteilungen über Comenius und die Comenius-Gesellschaft in unserm Monatsblatt — Noch mache ich auf die kürzlich dem Märkischen Museum geschenkte, von Örtel in Berlin geprägte zinnerne Comenius-Medaille aufmerksam Vorderseite das bärtige Brustbild des böhmischen Volksmannes mit einem Buch, auf dessen Deckel die Worte stehen Grosse Unterrichts-Lehre Umschrift Zum 300jährigen Comenius-Jubiläum 1892

Rückseite das bekannte Bd XII S. 115 von mir beschriebene Wappen. Flusslandschaft mit Bergen und Bäumen, darunter Seen, Mond und Sterne Umschrift: Omnia sponte fluant, absit violentia rebus. Thalergrösse, mit hohem münzartigem Rande

Das Interesse Sr. Majestät des Kaisers für die Pflege des Andenkens unsers Comenius wird dadurch soeben bekundet, dass er 10 000 M. für den Bau einer pädagogischen Centralbibliothek des Comenius-Vereins zu Leipzig bewilligt hat

C. Naturgeschichtliches.

VI. Neue Eolithe-Funde*) Ich lege Ihnen zunächst aus dem Sitzungs-Protokoll der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc Band XXXVI, S. 299 flg. vom 19. März d. J. die Diskussion vor, welche sich anlässlich der Prüfung der Sammlung der „Tertiär-Silex“ des z. Z in Australien abwesenden Professor Klaatsch entspann unter Beteiligung der Herren Prof Dr Konrad Keilhack (Geologe), Dr Hahne (Magdeburg), Geh. Bergrat Dr. Wahnschaffe, Prof Dr Jentzsch (Geologe), Geh. Bergrat Dr Branco (Geologe), Dr Noetling (Geologe), San.-Rat Prof Dr Lissauer, Prof Dr v Luschan und Konservator Eduard Krause Darnach ist über die Anerkennung menschlich bearbeiteter Steine im Tertiär kein Zweifel, ebenso dass diese tertiäre Technik sich bis in das Diluvium hineinzieht, genau das, was ich in der Brandenburgia schon im vorigen Jahre umständlich und eingehend vorgetragen habe

Bei der vorgedachten Besprechung erwähnte Herr Prof. Jentzsch die grosse verlassene Sandgrube auf Westend, in der jetzt die Hornisten des Elisabeth-Regiments zu üben pflegen Diese sehr tiefen Aushöhlungen habe ich seit vielen Jahren, wie sie noch in Betrieb

*) Vgl über Eolithe meine Mitteilungen im Archivband 10, Jubiläumsfestschrift II 1902 mit vielen Nachträgen bis 1904 sowie Brandenburgia, Monatsblatt XII 325 und 354, XIII 24 und 34 Meine palaeolithischen Funde aus den sechziger Jahren erwähnt Dr Hahne, einer der besten Kenner auch der eigentlichen Eolithe in der Zeitschrift für Ethnologie XXXVI 1904 S 309

waren, auf Altsteinsachen und auf Versteinerungen abgesucht, unter denen ich insbesondere die Deckelschnecke Paludina diluviana Kunth ziemlich häufig in gewissen Horizonten verteilt gesammelt und an das Märkische Museum abgeführt habe. Ich lege Ihnen neu von hier mehrere eolithisch bezw. palaeolithisch bearbeitete, von mir gesammelte Stücke vor, die hoffentlich überzeugend sind.

Ich habe früher drei und noch im Beginn dieses Jahres drei weitere Exkursionen in Begleitung unternommen und ich möchte sagen, von den irgend wie erreichbaren Stücken haben wir wohl jedes einzelne in die Hand genommen und geprüft.

Jetzt ist dort nicht mehr viel anzufangen, spielende Kinder haben die Feuersteine beschädigt, soweit sie nicht schon beschädigt waren, als die Kiesgrube noch in Betrieb war. Geologisch, insbesondere stratigraphisch kann ihre jetzige Beschaffenheit leicht zu Irrtümern Anlass geben, denn sie ist bergmännisch gesprochen „verstürzt“, man hat aus oberen Schichten den feineren Sand und alle grösseren Steine hinunter geworfen und damit den eigentlichen „Tiefbau“ wieder zugefüllt. Als ich vor Jahren den Betriebsleiter fragte, warum er denn die Steine wieder hineinwerfen liesse, sagte er, die Verwertung derselben lohne wegen der Frachtverhältnisse nicht. Überhaupt würde die Grube auch bald aufgegeben werden, sobald die eigentlich lohnenden gröberen Kiesschichten erschöpft seien. Dies ist inzwischen eingetreten. Grössere Knochenreste sind bei dem Grubenbau hier angeblich nicht gefunden worden.

Da wir uns bei Lösung der Eolithe-Frage auch in der Nachbarschaft umsehen müssen, so benutzte ich die diesjährigen Osterferien, um mich in den Kiesgruben beiderseits der untern Elbe in den Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein umzusehen. Mir war schon auf der Karte der Schwarze Berg und der anstossende Bergrücken Hohen-Welde (auf einigen Karten Hohen Wedel genannt) dicht bei Stade wegen des beträchtlichen Hervorragens über dem Tal der Elbe und der in diese bei Stade einmündenden Schwinge aufgefallen. Dies veranlasste mich daselbst noch nach Palaeolithen und Eolithen zu suchen, wobei mich mein Sohn, der Assistenzarzt Dr. med. Erwin Friedel, zufällig gerade nach Stade abkommandiert, unterstützte. Meine Erwartungen wurden durchaus gerechtfertigt. In der Nähe liegt der bekannte Urnenfriedhof von Perlberg, mit eigentümlichen, zum Teil glänzenden, an aus Bronze getriebene Gefässe erinnernden Leichenbrandurnen, später niedersächsischer Herkunft.*) Der Schwarze Berg

*) Proben hiervon in den Museen zu Kiel, Hamburg, Berlin und in dem kleinen Lokal-Museum zu Stade, das demnächst in einen besondern Neubau übersiedeln wird. Auf diese Sammlung, welche bislang ganz unzulänglich aufgestellt war, möchte ich, da sie grosse Seltenheiten enthält, hiermit besonders aufmerksam machen.

ist gelegentlich des Baus der Bahn Hamburg-Cuxhaven durchschnitten worden und hat in seinen Aufschlüssen ein interessantes Lager diluvialer Meereskonchylien geboten. Herr Professor Dr. C. Gottsche in Hamburg, der ausgezeichnete Palaeontologe der unteren Elbe, hat diesen Aufschluss beschrieben in seiner Abhandlung „Die Endmoranen und das marine Diluvium Schleswig-Holsteins.“ Teil II. 1898 S. 32 flg. und S. 54. Am Hohen Wedel, der kaum 1 km entfernt ist, sind ebenfalls marine Bivalven gefunden, leider scheint diese Stelle verschüttet und vorläufig unauffindbar zu sein.

Nun fielen mir schon beim Verlassen des Bahnhofs von Stade in den Gärten die grossen Mengen frischaussehender Feuersteine (Ober-Senon, also genau die gleichen wie die Rügenschen Flinte) auf, welche zu kleinen Einfriedigungen, Mauern und Grotten verbaut wurden, namentlich auch die riesigen Feuersteinringe die Puggaard, Geologie der Insel Moen S. 11 Spongia annulus getauft und Ernst Boll, die Insel Rügen S. 81, erwähnt hat, woselbst sie als Ankersteine für Fischernachen und wie in Sassnitz-Crampas so auch in Stade als Blumentöpfe verwendet werden. Je mehr wir uns dem Schützenhause näherten, je mehr nahm die Menge zu, sodass ich dachte, in der Nähe müsse obersenonische Kreide mit Feuerstein-Schichten anstehen.*) Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr sind die in der Tat überraschend ausgiebigen Schichten von losen Feuersteinen in der hier seit vielen Jahren angelegten grossen Kies- und Sandgrube lediglich als Diluvial-Gerölle bezw. -Geschiebe anzusprechen. Die Grube ist bis ca. 30 m aufgeschlossen und befinden sich hier gerade besonders im tiefsten Horizont in einem förmlichen Lager von Feuersteinen auch solche, welche deutliche Spuren der Zerarbeitung durch Menschenhand aufweisen, eolithische Kultur, aber im Interglazial. Die meisten der Feuersteine hier (wie fast überall in ähnlicher Örtlichkeit) sind schon „im unverritzten Gebirge“ in der anstehenden abgestochenen Wand beschädigt, beim Abgraben, Herausfallen und Fortwerfen — die Flinte sind nämlich recht lästige, wenig gern gesehene Beigaben — werden sie selbstverständlich, namentlich so lange sie noch von der Bergfeuchtigkeit durchzogen sind — wiederum vielfach verletzt, sodass es recht schwer fällt, gute, für eine öffentliche Sammlung geeignete Stücke zu gewinnen. Ich lege Ihnen nunmehr einige bessere vor, darunter eine Knolle mit Absplissen, welche sehr an die von Prof. O. Jaekel aus Freyenstein, Westprignitz, produzierten, Ihnen vom Augenschein her wohlbekannten Eolithe erinnert.

---

*) Nordwestlich von Stade ist auch in der Tat diese Kreide als Durchragung durch jüngere Schichten anstehend, auch abbauwürdig aufgefunden und rühren nach meiner Überzeugung die Feuerstein-Lager am Hohen Wedel von in der Nachbarschaft vorhanden gewesenen, in der Quartärzeit zerstörten Kreideschichten her.

Nahe dem Holsteinschen rechten diluvialen Elbuferrande unterhalb **Hamburg**, in einem Einschnitt des bekannten bei Blankenese belegenen hohen **Süllbergs**, Weg nach dem Falkental, zog ich am 4. April d. J. aus der abgestochenen interglazialen Kieswand die Ihnen hiermit vorgelegten eolithisch zerarbeiteten Feuersteine, etwa 25—30 m unter Terrain.

Ausserdem hat mir u. M. Herr Dr. **Runze** mehrere am **Roten Kliff auf Sylt** gesammelte Feuersteine, Knollen mit Abschlagen, die ich ebenfalls auf eolithische Technik beziehen möchte, geschenkt, die ich Ihrer Prüfung ebenfalls unterwerfe. Ich habe am und auf dem Roten Kliff in verschiedenen Jahren vielfach gesammelt, auch Feuersteinknollen, die angeschlagen und deren Zacken zum Teil abgeschlagen waren, in der Hand gehabt, zuletzt i. J. 1888, sie aber nicht besonders beachtet, weil damals allgemeines Misstrauen gegen das Vorkommen von Palaeolithen in Norddeutschland herrschte und die tertiären eolithischen Kulturbeziehungen noch so gut wie unbekannt bei uns waren.

Es treten zu den Eolithe-Landschaften nach meinen Ermittelungen also noch hinzu die Provinz Hannover bei Stade an der Schwinge, der Regierungsbezirk Holstein hinsichtlich des Süllberg—Blankenese und der Regierungsbezirk Schleswig wegen der Insel Sylt.

Ehe ich dies Thema verlasse, mache ich Sie noch einmal auf die überaus sorgfältigen und ergebnisreichen Untersuchungen des Dr. **Hahne** inbetreff der Eolithe in der **Elbgegend** von **Magdeburg** und in der **Altmark** aufmerksam.

Aus letzterer Landschaft hat mir Herr Pfarrer **Kluge** in **Arneberg** mitgeteilt, dass er in der Nachbarschaft Eolithe gefunden habe, ich hoffe, dass er uns solche zur Ansicht zusenden wird.

Als vorläufiges Ergebnis über die Lagerung der im Diluvium vorkommenden, nach tertiär eolithischer Art (industrie tertiaire éolithique) vom Urmenschen zerarbeiteten Steine glaube ich speziell hinsichtlich unserer Heimat zur Zeit Folgendes sagen zu dürfen.

Die Eolithe scheinen hauptsächlich in groben Kies- und Rollsteinschichten vorzukommen, die als Ergebnis des Zusammentragens von Rollsteinmaterial durch wiederholt in Tätigkeit getretene Abschmelzwasser aufzufassen sind. Sie bilden Horizonte, die zeitweilig freigelegen haben mögen und dann vom Urmenschen betreten wurden. Die meisten hier vorkommenden Eolithe sind aber leider deformiert. Das will sagen: erstens beim Hin- und Herrollen in heftig strömenden Wassern bestossen und abgeplatzt. Zweitens durch Wasser und Sand im nassen Zustande sowie drittens durch Wind und Sand im trockenen Zustande berieben. Hier liegen die Eolithe oft so dicht aneinander, dass es den Eindruck macht, als seien sie von Menschenhand bei der Benutzung zum Hauen, Klopfen, Drehen, Bohren, Schaben u. s. w. an einigen Stellen zusammengetragen.

Diese Schichten (z B in den Kiesgruben von Hohensaathen an der Oder, ferner in der Kiesgrube bei Kalkberge [Rüdersdorf, Alte Grund] und in der Kiesgrube unsers Mitgliedes Franz Körner in Neu-Britz bei Rixdorf südlich der Teltow-Kanalbrücke, westlich der Hauptstrasse) wiederholen sich im Kies und Sande in einer Dicke von 0,30 bis 2 m und in Abständen unter einander oft von mehreren Metern (feinere Kies- und Sandschichten als Zwischenschichten), sie sind häufig eisenschüssig, deshalb braun rötlich gefärbt und (wie z. B. Neu-Britz und Hohensaathen) knochenführend (Elephas, Rhinoceros, Bos, Cervus, Equus etc)

Für diese geologischen, speziell stratigraphischen Situationen beanspruchen die Eolithe den Charakter von Leitfossilien, gerade wie eigentliche Versteinerungen (cfr Valvata im Valvatenmergel, Paludina diluviana im Sande des unteren Diluviums etc.)

Diese Eolithenschichten liegen allemal unter dem obern Mergel (sofern dieser nicht überhaupt örtlich einmal fehlt) in sehr tiefen Horizonten; je tiefere Lagerung, umsomehr ist die Aussicht, Eolithe zu entdecken, vorhanden.

Daneben kommen aber Eolithe vereinzelt in gröberen Sand- und feineren Kieslagern vor, die nicht förmliche Bänke und ehemalige Oberflächen bilden, in der Provinz Brandenburg meist in sehr mächtigen dergleichen Lagern und fast allemal in recht beträchtlicher Tiefe, wohl kaum jemals unter 10 m. Dort sind die Eolithe, ausgewaschen aus ihren ursprünglichen Lagerstätten in 2. oder 3. oder 4. Umbettung, wohl gemerkt aber immer innerhalb des eigentlichen Diluviums.

In den Pfingsttagen werde ich mich bemühen nach Eolithen in den Kieslagern zwischen Britz bei Eberswalde, bei Gross-Zieten nahe Werbellinsee und Joachimsthal i. M. Ausschau zu halten und darüber später berichten.

VII Kirchhoff und Regel Bericht über die neuere Literatur zur Landeskunde Bd II 1900 und 1901 Breslau 1904.

Sie werden staunen, über die Tausende von Titeln der Arbeiten bezüglich der Landes- und Heimatkunde, die hier von fleissiger Hand zusammengetragen sind; insbesondere mache ich auf die umfassende Tätigkeit u. M. Dr. Gustav Albrecht aufmerksam, von dem ca. 600 dergleichen Anführungen herrühren.

Diese Berichte sind bei der Weitschichtigkeit und Zersplitterung des Materials durchaus notwendig geworden.

VIII Andrée-Schillmann's Berliner Schulatlas herausg. von Paul Bellardi 14. Auflage, Berlin 1904, lege ich Ihnen vor, zumal auch bei dieser populären kartographischen Zusammenstellung die engste Heimat Berlin und die Provinz Brandenburg zum Krystallisationspunkt genommen ist.

IX. Hermann Berdrow: Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde 1. Jahrg 1903.

Für den erstaunlich billigen Preis von 1 M. liefert hier der uns durch seine Arbeit über den Grunewald und seine Notizen über das Wildvorkommen der Eibe (Taxus baccata) bereits wohlbekannte Verfasser einen ansprechenden, geschickt angelegten Führer durch die mannigfaltigen neuesten literarischen Erscheinungen und Entdeckungen in dem weitschichtigen Gebiete der Naturkunde

X. Der Schutz der Vogelwelt liegt der Brandenburgia recht sehr am Herzen. Wir begrüssen daher gern den folgenden Runderlass, betreffend den Schutz der heimischen Vogelwelt

Berlin, den 10 April 1904

Ew . . . . übersende ich ergebenst Abschrift eines von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten an mich gerichteten Schreibens, betreffend den Schutz der heimischen Vogelwelt, nebst einem Abdruck der darin erwähnten Anleitung mit dem Ersuchen, den gegebenen Anregungen für den Bereich der Bauverwaltung möglichst zu entsprechen. Da ein nachdrücklicher Vogelschutz auch im Interesse der Kulturen der Bauverwaltung liegt, würde sich gegen die Verausgabung mässiger Beträge zur Beschaffung von Nistkästen u s w aus dem betreffenden Unterhaltungsfonds nichts zu erinnern finden Besondere Mittel können hierzu nicht überwiesen werden Inhaber von Dienstwohnungen hätten die Ausgaben selbst zu tragen

Die erforderlichen weiteren Abdrucke der Anleitung stelle ich anheim, von der Geheimen Registratur I B des Ministeriums für Landwirtschaft u s w unmittelbar zu beziehen

Der Minister der öffentlichen Arbeiten

XI A. Nehring: Über die geographische Verbreitung des Pelecus cultratus L. in Deutschland (Sitzungs-Berichte der Ges naturf Freunde 1904 No. 3.) Dieser seltene Fisch, der Sichling oder die Ziege, bis 35 cm lang, sichelförmig gestaltet, ist so eigentümlich aussehend, dass er mit keinem anderen Cypriniden und selbst innerhalb der Alburnen- oder Weissfischgruppe nicht mit einem zweiten Fisch verwechselt werden kann Er ist in zwei ganz getrennten Meeren, im Schwarzen Meer, von wo er sich bis in die obere Donau verläuft (von Siebold, die Süsswasserfische von Mitteleuropa, S 153) und in der östlichen Ostsee zu Hause, wo er nach Siebold im Oder-Haff, Frischen und Kurischen Haff vorkommt „Aus diesen Gewässern steigt der Sichling, welcher in Pommern und Preussen „Ziege“ genannt wird, die Mündungen der grösseren Flüsse hinauf Im Kurischen Haff scheint die Ziege keine Seltenheit zu sein, da ich diesen Fisch auf dem Fischmarkt in Memel ziemlich häufig bemerkt habe“ (a. a. O S 154).

Da der Sichling in der Odermündung weiter aufwärts steigen soll, so wäre es an sich möglich, dass er bis in die Provinz Brandenburg käme, doch ist mir kein einziger Fall bekannt. In meinem grösseren Aufsatz: Tierleben im Meer und am Strand von Neuvorpommern („Der Zoologische Garten“ Jahrg. 1882 S. 275 ff.) führe ich diesen P. c. nicht auf; ich habe ihn auch auf dem Oftmals und von mir ja jeder Jahreszeit besuchten Greifswalder Fischmarkt nicht gesehen. Bloch, Ökonom. Naturgeschichte der Fische Deutschlands I. Berlin 1783 S. 326 beschreibt ein Exemplar welches er von Herrn von der Marwitz auf Zernickow in der Neumark erhalten, Block bemerkt aber S. 329 „aus einem See, worin er (v. d. M.) diese Fischart eingesetzt. Ob der Fisch dort noch vorkommt — es giebt 2 Ortschaften Zernickow in der Neumark, eine im Kreise Lebus, eine im Kreise Soldin — ist mir im Augenblick nicht bekannt. Nach Joh. Gottfr. Ohnefr. Richters Ichthyologie Leipzig 1754 S. 693 erwähnt Bloch P. c. auch aus der Elbe.

Ich bitte dringend um Mitteilung von Fundorten dieses merkwürdigen Fisches.

XII. Über Reste von Jagdtieren auf der Moorkultur-Ausstellung in Berlin (15. bis 21. Februar 1904) teilt unser Ehrenmitglied Prof. A. Nehring mir unter diesem Titel seinen in der Deutschen Jäger-Zeitung vom 27. März 1904 S. 841 enthaltenen Aufsatz mit. Darin erwähnt: Ur, Wisent, Elch, Renntier, Biber, Bär, Wolf und Wildschwein.

XIII. Prof. Dr. Karl Eckstein: Zur genauen Kenntnis der Arvicoliden. (Naturwiss. Zeitschrift für Land- und Forstwirtschaft, 2. Jahrg. Heft 2, 1904.)

Bei dem von der Brandenburgia am 6. September 1903 besichtigten forstfiskalischen Karpfenteich (Jahrg. 1903 XII. S. 297) hat u. M. in der Zeit ausser der Mollmaus (Arvicola amphibius) 2 Mus silvaticus (Waldmaus), 1 Mus musculus (Hausmaus), 5 Arvicola arvalis (Feldmaus), 4 Arvicola agrestis (Ackermaus), 4 Arvicola glareolus (Rötelmaus) und 10 Arvicola ratticeps (nordische Wühlmaus) in der Zeit vom 15. VIII. bis 18. IX. 1903, nicht 10 m vom Teich entfernt, in mit Mohrrüben geköderten Fallen gefangen. Mitunter war der Köder von der grossen gekielten Nacktschnecke Limax cinereus ausgefressen, ohne dass die knapp eingestellten Fallen zugeschlagen wären.

Es ist erstaunlich, wie viel seltene Arten mit so einfachen Mitteln auf so geringem Raume gefangen wurden.

XIV. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Diese im Januar 1904 mit Jahrg. 1, Heft 1 neu erschienene Zeitschrift, herausgegeben von Dr. med. Alfred Ploetz, Schlachtensee bei Berlin, Viktoriastr. 11,

widmet sich der Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Manches von dem, was auf dem engern Gebiete der Heimatsforschung im kleineren Kreise an anthropologischen und biologischen Ergebnissen gezeitigt wird, kann der allgemeinen Anthropologie und Biologie als willkommenes Material sehr wohl dienen, und umgekehrt kommen die allgemeinen Ergebnisse, wie sie ein grosses Archiv von überall her sammelt und darstellt, auch wiederum der Landes- und Heimatsforschung zugute. Hieraus ergibt sich das Interesse von selbst, welches wir an dem neuen wissenschaftlichen Unternehmen im Gebiet exakter Naturforschung nehmen.

Aus dem reichen Inhalt des 1. Heftes verweisen wir auf des Herausgebers Artikel: Die Begriffe Rasse und Gesellschaft sowie auf Wilh. Schallmayer: Selektionstheorie, Hygiene und Entartungsfrage. Besonders aktuell erscheint der Aufsatz von Dr. E. Rüdin: Zur Rolle des Homosexuellen im Lebensprozess der Rasse.

D. Kulturgeschichtliches.

XV. Heimatschutz. U. M. Herr **Robert Mielke**, welcher die Brandenburgia bei der ersten Tagung des „Bundes Heimatschutz" vertrat, berichtet darüber folgendes:

Wer den stimmungsvollen Tag in Dresden am 30. März d. J. miterlebt und die stattliche Versammlung gesehen hat, in der sich zahlreiche Vertreter deutscher Staaten, Städte, Behörden, Hochschulen und Vereinigungen befanden, der wird die Gewissheit mit sich haben nehmen können, dass die Bewegung sicher nachhaltig wirken wird. Namens des vorbereitenden Ausschusses ergriff der Vertreter des preussischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, Geh. Oberbaurat **Hossfeld**, das Wort, um noch einmal die Ziele des Bundes darzulegen. Er wies darauf hin, dass kein neuer Verein gegründet werden, sondern dass die Vereinigung alle in Betracht kommenden Vereinigungen zu gemeinsamer Arbeit zusammenschliessen solle. Professor **Schultze-Naumburg**, der von der Versammlung zum Leiter erkoren wurde, legte dann in längerer Ausführung dar, wie sich die Notwendigkeit des Bundes einem jeden täglich aufdränge, der die Verstümmelung des deutschen Landschaftsbildes mit Bedauern fortschreiten sehe. Keine Macht hat bisher dieser verheerenden Welle des modernen Lebens Einhalt gebieten können, es empfehle sich daher dringend, die zerstreut wirkenden Kräfte zu einer einheitlichen Abwehr zusammenzuschliessen. Diese Ausführungen wurden wirkungsvoll durch Professor **Conwentz** aus Danzig ergänzt, der — als Berater des preussischen Kultusministeriums besonders gut unterrichtet — die Vergewaltigung der Landschaft vom Standpunkte der Naturwissenschaft schilderte. An Beispielen aus der jüngsten Zeit wies

er nach, dass einzelne Eigenarten des deutschen Landes vollständig verschwinden, wenn nicht noch in letzter Stunde Mittel dagegen gefunden würden. Besonders ist der deutsche Wald gefährdet; haben doch einzelne Gebiete, wie das Königreich Sachsen, auch nicht einen einzigen natürlichen Wald mehr, der überall durch den rationellen Forstbetrieb ausgerodet wird. Von grossem Eindruck war der Vortrag des letzten Redners, des Freiburger Nationalökonomen Professor Dr. C. Joh. Fuchs, der in einer glänzenden, tief durchdachten Rede von seiner Wissenschaft aus die Mythe zerstörte, dass die Vernichtung des Landschaftsbildes von der volkswirtschaftlichen Entwickelung geboten wäre. An dem bekannten Beispiele der Laufenburger Stromschnellen, einer in ganz Europa einzig dastehenden Naturschönheit, legte er dar, wie wenig sich Technik und Schutz der Landschaft entgegenständen. Nicht die Technik als solche sei die Feindin unserer Heimat, sondern die rücksichtsloseste Gewinnjagd einzelner. Auf Grund staatsrechtlicher Vorgänge der letzten Jahre forderte Fuchs, dass — wenn schon eine grosse Ausbeutung von Naturkräften angebracht sei — diese der Allgemeinheit und nicht den Taschen einiger weniger Nutzen bringen dürfe. Nach diesem Vortrag, der die gespannteste Aufmerksamkeit der Zuhörer bis zum Schluss fesselte, wurde der Bund „Heimatschutz" ohne Widerspruch von der Versammlung beschlossen. Der Entwurf eines vorläufigen Statuts wurde ebenfalls ohne Widerspruch angenommen. Als Vorsitzender ist Professor Schultze-Naumburg gewählt. Weiterhin wählte die Versammlung in den Vorstand: Staatsminister Freiherrn von Feilitzsch-Bückeburg, Robert Mielke-Charlottenburg (als Geschäftsführer), Baurat March-Berlin, Oberbaurat Schmidt-Dresden (als Beisitzer), Prof. Conwentz-Danzig, Geh. Regierungsrat Prof. Henrici-Aachen, Prof. Theodor Fischer-Stuttgart, Professor Dr. Fuchs-Freiburg, Stadtbauinspektor Rehorst-Halle a. S., Direktor Prof. Dr. J. Brinckmann-Hamburg und Kurat Frank-Kaufbeuren, als Gruppenleiter. Die Geschäftsstelle ist Charlottenburg, Rönnestrasse 18.

XVI. Gesamtverein für Volkskunde. U. M. Herr Robert Mielke, welcher die Brandenburgia bei Konstituierung dieser neuen Vereinigung vertrat, berichtet darüber folgendes:

Ein Zusammenschluss aller Deutschen Vereine für Volkskunde ist am 6. April in Leipzig angebahnt worden durch die Initiative des hessischen Vereins für Volkskunde, besonders seines Vorsitzenden, Prof. Dr. Strack in Giessen. Es fanden sich in der Universität zusammen Vertreter des Vereins für Volkskunde in Berlin, der sächsischen, bayerischen, brandenburgischen, pommerschen, schlesischen, hannoverschen, hessischen Gesellschaften, der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. a. Vereinigungen, die nach längerer Besprechung die Gründung eines gemeinsamen Verbandes beschlossen und den hessischen Verein als Vorortgesellschaft, Prof. Dr. Strack als Vorsitzenden erwählten. Die Herausgabe eines Korrespondenzblattes und die nächste Zusammenkunft in Hamburg 1905 in Gemeinschaft mit dem dort tagenden Philologentage wurde ebenfalls in Aussicht genommen. Das Hervortreten historischer und philologischer Tendenzen gaben dieser Tagung ein gewisses einseitiges Gepräge, das im Interesse wissenschaftlicher

Forschung gewiss warm zu begrüssen ist. Eine — wenn auch noch so geringe — Beachtung der heimatkundlichen Bestrebungen, die doch erst als Vorläufer allen diesen Vereinigungen den Weg gebahnt haben, würde indessen gewiss beruhigendere Ausblicke für die Zukunft des neuen Bundes gestatten, als es das einseitige Betonen der rein wissenschaftlichen Volkskunde aufnötigt. Es wird ein treues Zusammenhalten der verbündeten Vereine und ein weitgehendes Verständnis wissenschaftlicher und volklicher Volkskunde bedürfen, wenn sich der Verband entfalten soll. Jedenfalls ist eine Verkoppelung mit dem Philologentage, wenn sie auch rein äusserlicher Natur ist, bei dem geschichtlich gewordenen Misstrauen gegen diese Wissenschaft ein taktischer Fehler gewesen. Möge er vereinzelt bleiben und nicht weiterhin zu einer Vereinsamung des Verbandes führen, die im Interesse unserer Volkskultur zu bedauern sein würde.

XVII. Zur Rolandschau. „Roland in Schimpf und Ernst" („Schimpf" soviel als Scherz). Unter diesem Titel berichtet der Univ.-Prof. Dr. Fr. Jostes zu Münster i. W. in der Ihnen vorliegenden Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 1. Jahrg. 1904, 1. Heft (Elberfeld) S. 6—36 interessantes über die volkstümliche Bedeutung gewisser Rolandfiguren auf dem Lande und in den kleinen Städten namentlich Niedersachsens. Die Rolandfigur, um 1840 zu Garding im Eiderstedtschen angefertigt, habe ich am Sonnabend vor Ostern mit lebhaftem Interesse in dem neuen schönen Städtischen Museum zu Altona betrachtet. Wer beim Stossen mit der Stange die am rechten Ellbogen befestigte Stange nicht trifft, sonst aber die Figur berührt, den schlägt diese mit dem in der linken Hand befestigten Aschenbeutel, sodass er bestäubt wird. Hier ist also Roland das populare Symbol der Ritterschaft und der Reitkunst. — Vgl. Fortsetzung unter Nummer XXIII.

XVIII. Zur Kunde der „toten Manner" teilt u. M. Professor Dr. Eckstein unter dem 11. d. Mts. nachstehendes mit:

Zu Seite 392 des XII. Bandes „Reckins Grab" darf ich Ihnen mitteilen, dass die Sitte Reiser auf ein Grab im Walde zu werfen auch in der Provinz Sachsen herrscht. In der Letzlinger Heide wurden mir im Vorjahre etwa 25 Schritt abseits vom Wege drei Haufen trocknen Reisigs gezeigt, die zur Erinnerung an den Mord dreier Kinder in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgetürmt worden waren. Die Tat war durch einen Hirten an dieser Stelle begangen. Einzelheiten sind vergessen, aber keiner der vorbeikommenden Bewohner des nahen Dorfes unterlasst es im Vorbeigehen an die Stätte heranzutreten und einen dürren Zweig oder Ast auf einen der Haufen zu werfen.

Herrn Rektor Otto Monke, dem Chronisten und Schützer der „Toten Manner", dürfte diese Mitteilung herzerfreuend sein.

XIX. Archiv für Religionswissenschaft unter Mit-Redaktion von H. Usener, H. Oldenberg, C. Bezold, K. Th. Preuse heraus-

gegeben von Albrecht Dieterici und Thomas Achelis. Auf Wunsch lege ich Ihnen vor den VII. Band, Prospekftheft, enthaltend Auszüge aus den im ersten Doppelheft erscheinenden, z. Teil illustrierten Aufsätzen (Leipzig 1904). Die mythologischen Artikel berühren hier und da auch das engere landes- und volkskundliche Gebiet.

XX. Oberlehrer Eduard Moritz: Die geographische Kenntnis von der Nord- und Ostseeküsten bis zum Ende des Mittelalters. I. Teil. Berlin 1904. (Wiss. Beil. der Sophienschule.) Höchst dankenswerte kritische Zusammenstellung der überlieferten Berichte. Die Provinz Brandenburg ist das deutsche Zweistromland, das Land zwischen Oder und Elbe und wie diese Flüsse einen erheblichen Teil der Ostsee und Nordsee beherrschen, so ist gerade deshalb das politische und kulturelle Leben daselbst von der entlegensten Vorzeit an bis heut auf unsere Provinz von Einfluss gewesen. Wir begrüssen die gelehrte und belehrende Abhandlung deshalb auch vom Standpunkt unserer Heimatsforschung aus.

XXI. Oberlehrer Gustav Oppenheim: Christoph Hendrich, Kurfürstlich-Brandenburgischer Rat und Bibliothekar. Berlin 1904. (Wiss. Beilage der II. Realschule.) Ein stiller fleissiger deutscher Gelehrter, geb. zu Danzig 1630, gestorben nach 48jähriger Dienstzeit am 26. August 1702. Obwohl er niemals den Titel eines brandenburgischen Historiographen und bei geringem Gehalt keine gebührende Anerkennung erhalten hat, so ist er gleich einem Staatshistoriographen unermüdlich tätig gewesen. Die verschiedenen allgemein- und spezialgeschichtlichen Arbeiten des bescheidenen, treuen Forschers werden in der höchst verdienstlichen Abhandlung gewissenhaft angeführt und erörtert. Auch die Nachwelt ist dem Rat Hendrich bisher nicht erkenntlich gewesen, mögen wir es wenigstens fortan sein. Für die Entwickelung unsers Archiv- und Bibliothekswesens war er von besonderer Bedeutung.

XXII. Von der Heiligen Geistkirche lege ich Ihnen vier vortreffliche dem Kuratorium des Hospitals zum Heiligen Geist gehörige grosse Photographien vor, indem ich im übrigen auf das von mir in der Märzsitzung Gesagte verweise. (Vgl. auch Nr. XXIV.)

Professor Peter Walle, Mitglied der Brandenburg. Denkmals-Schutzkommission, hat im Zentralblatt der Bauverwaltung vom 23. d. Mts. S. 214—216 einen eingehenden, lichtvollen und anregend geschriebenen Artikel „Zur Erhaltung der Heiliggeistkirche in Berlin" verfasst, den ich Ihnen mit den zubehörigen 5 Plänen und Ansichten ebenfalls vorlege.

Es sei mir gestattet, wenigstens die Schlusssätze dieses beachtenswerten Aufsatzes wörtlich mitzuteilen.

Die Heiliggeistkirche, die durch die Verbindung ihrer Seelsorge mit der an Nikolai und St. Marien, wie durch das Hospital selbst dem Magistrat als Patron unterstellt war, hat eine bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückreichende Vergangenheit und darf wegen dieses ehrwürdigen Alters sowohl, wie wegen ihrer baugeschichtlichen Bedeutung den Anspruch erheben, als ein seltener Zeuge so alter Zeit in Berlin erhalten zu werden.

Man hat vor dreissig Jahren den grossen Fehler begangen, die alte Gerichtslaube, die nur in Berlin selbst ihre Berechtigung hat, nach ausserhalb bringen zu lassen, und zwar nach dem Park zu Babelsberg, wo für dieses seltene und wertvolle Denkmal der geschichtliche Boden fehlt. Dieses Werk, das hoffentlich bald wieder einen Ehrenplatz innerhalb der Reichshauptstadt finden wird, entstammt derselben Zeit wie die Heiliggeistkirche, zu deren Erhaltung aus vaterländischen Gesichtspunkten heraus alles, was eben noch möglich ist, jetzt noch geschehen sollte. Die Ältesten der Kaufmannschaft, die zur Zeit die Pläne für die Bebauung des grossen Geländes an der Spandauer Strasse bereits ausgeschrieben haben, werden sicher geneigt sein, bei der Ausführung die Umgebung und Schonung der Kirche durchzusetzen. Es wird zweifelsohne nicht ganz leicht sein, in stilistischer Hinsicht eine bereits vom Künstler fertiggestellte Architektur dem Kirchlein anzupassen oder dasselbe bei seiner Lage an der äussersten südlichen Ecke des Grundstücks etwa als Lesesaal oder Sammlungsraum einem Plan organisch und zweckmässig einzufügen, immerhin müsste der Versuch doch gemacht werden, da eine angeblich geplante Übertragung des alten Bauwerks — etwa in den Park des Märkischen Provinzialmuseums — sehr grosse technische und historische Bedenken hat, über die man nur im alleräussersten Notfall hinwegsehen sollte. Die Erhaltung der Kirche würde für alle Zeiten eine Bereicherung der Stadt Berlin sein, die deren Verlust hinterher sicher recht schwer beklagen würde.

Die Schriftleitung bemerkt hierzu:

Eine Übertragung würde einer Zerstörung des Baudenkmals gleich kommen. Jedenfalls kann ein Ersatz für das geschichtliche Baudenkmal an der Grenze der ersten Befestigung Berlins, wo es vor über 700 Jahren errichtet wurde, durch einen Neubau (denn das würde ein Wiederaufbau an anderer Stelle bedeuten) nicht geschaffen werden. Die Erhaltung eines geschichtlichen Baudenkmals hat nur an der Stelle seiner Entstehung Bedeutung. Im vorliegenden Falle bildet die Heiliggeistkirche eine Ecke des für die Handelshochschule in Aussicht genommenen Geländes, ihre Erhaltung erscheint deshalb bei gutem Willen wohl ausführbar zu sein. Es könnte hier sogar die Not zur Tugend werden, wenn durch die stehenbleibende kleine Kirche die Architekten dazu angeregt würden, die einspringende Ecke zu einer reizvollen architektonischen Lösung im Entwurf zur neuen Handelshochschule zu verwerten. Die Grundfläche der Heiliggeistkirche misst nur etwa 12 zu 20 m. Diese 240 qm grosse Fläche macht etwa $^1/_{13}$ des in Aussicht genommenen Bauplatzes aus und ist so gering, dass sie wohl entbehrt oder an anderer Stelle, etwa im Hof, wieder eingebracht werden könnte.

Dass aber monumentale Neubauten mit einem alten Backstein-Baudenkmal sich recht wohl zusammenstimmen lassen, dafür bieten die vortrefflichen Schöpfungen Ludwig Hoffmanns, mit denen er in der Klosterstrasse und in der Neuen Friedrichstrasse das Bild der alten Klosterkirche in Berlin umrahmt und herausgehoben hat, ein naheliegendes lehrreiches Beispiel.

Eine andere Frage ist es, ob das in Aussicht genommene Gelände überhaupt nicht schon zu beschränkt ist für eine neue Hochschule, deren spätere Entwicklung sich noch gar nicht übersehen lässt. Der Platz für die neue Handelshochschule in Köln gewährt dem zum Teil dreigeschossigen Bau etwa 8126 qm Baufläche. Bei der Berliner Hochschule stehen dafür nur 3048 qm Fläche zur Verfügung. Während in Köln bei der Lage der Schule im offenen Gelände spätere Erweiterungen leicht ausführbar sind, ist hier in Berlin eine solche fast ausgeschlossen und man wird u. E. recht bald in die grösste Verlegenheit kommen, denn ein Erweiterungsbedürfnis dürfte hier weit schneller eintreten als in Köln.

Am 11. Juni wird die H. Geistkirche von der Brandenburgia besichtigt werden.

XXIII. Rolandschau. Vgl. Nr. XVII. „Roland der Ries“ benennt Herr Rob. Mielke“ einen Artikel den er, wie Sie ersehen, in der „Weiten Welt“ vom 22. d. Mts. S. 1188—1194 veröffentlicht hat. Besonders angenehm sind die beigegebenen 14 Abbildungen von wirklichen Rolanden und rolandähnlichen Figuren. No. 1 der Rolandbrunnen an der Siegesallee zu Berlin. No. 2 der Roland zu Potzlow, Uckermark. Derselbe sieht seit kurzem anders aus, indem man — gerade nicht zum Vorteil des Gesamteindrucks — die Füsse und untere Beingegend in einen plumpen Steinwürfel eingelassen hat. — No. 3 angebliches Reiterstandbild Heinrichs des Löwen zu Neuhaldensleben, Roland genannt. — No. 4 Standbild Ottos zu Magdeburg, das einen eigenen, bei der Einnahme der Stadt durch Tilly zerstörten Roland besass. — No. 5 der Roland zu Wedel in Holstein nahe Hamburg, den ich am 1. Ostertag dieses Jahres 3. April wieder einmal besucht habe. — No. 6 der Roland zu Buch bei Tangermünde. — Nr. 7 der Roland zu Belgern. — No. 8 der Roland zu Neustadt am Harz. — No. 9 der Roland zu Calbe a. d. Saale. — No. 10 der Roland zu Zerbst, ähnlich No. 11. — No. 11 „Roland der Ries“ zu Bremen, über den sich u. M. Georg Sello unlängst lichtvoll und fesselnd geäussert. — No. 12 der Roland zu Obermarsberg in Westfalen. — No. 13 sogen. Rolandsäule zu Brakel in Westfalen (ohne Figur). — No. 14 der Roland zu Stendal.

Nicht abgebildet ist unser berühmter Roland zu Brandenburg, von welchem eine Kopie in hartem Kalkstein, rechts vom Eingang zum Neubau des Märkischen Provinzial-Museums, Aufstellung finden wird.

XXIV. Volkstümliche Schauspiele gehören zu den Mitteln, welche die Heimatkunde gern angewendet sieht, um das Interesse für

vaterländische Forschung zu heben. Wir nehmen deshalb an den Aufführungen von Devrients Gustav Adolf, Devrients Luther, Sohnreys Dorfmusikanten aufrichtigen Anteil und begrüssen dieserhalb den Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele.

Aber auch wenn die Volksschauspiele nicht einen speziell protestantischen Charakter tragen, sind sie uns willkommen, sofern sie eine deutsch-patriotische Tendenz vertreten. In diesem Sinne sei auf Herrn Oberlehrer Dr. Oskar Greifelds Tätigkeit aufmerksam gemacht, von der ich Ihnen als wissenschaftliche Beilage der XI. Realschule Ostern 1904 vorlege: „Festspiele für Schule und Bühne. III. Teil. Die Brüder.“ Dies in Versen geschriebene Drama in drei Aufzügen aus der Zeit der Wendenkämpfe behandelt das Jahr 955 und die blutigen Ereignisse, die sich an Markgraf Gero und die Wendenfürsten Stoinef und Naco anknüpfen.

Auch möchte ich auf das Volksdrama „Die drei Linden“ unseres Mitgliedes Fräulein Clara von Förster aufmerksam bei dieser Gelegenheit machen und Herrn Generalsuperintendenten und Probst von Berlin Dr. Faber sowie Herrn Schulrat Stien als Ehrenvorsitzenden bezw. ordentlichen Vorsitzenden des genannten Vereins bitten, in Erwägung zu ziehen, ob sich dies Schauspiel nicht auch zu einer Vereinsaufführung eignet. Die Hauptszenen spielen bei unserer, wie es scheint leider dem Untergang geweihten Heiligen Geistkirche — vgl. Protokoll der Sitzung vom 30. März d. J. und No. XXII dieses Protokolls —, welche wir, wie schon gesagt, am Sonnabend den 11. Juni d. J. gemeinschaftlich besichtigen werden. Ich behalte mir vor, alsdann bezüglich des Schauspiels von Fräul. Clara von Förster, „Die drei Linden“ in der Heiligen Geistkirche noch eingehender zurückzukommen.

XXV. Der Roland, Wochenschrift für Heimatkunde. Die von unserm Mitglied Herrn Curt Kuhns im Verlag von Fr. Zillessen herausgegebene beliebte vaterländische Zeitschrift lege ich Ihnen in der No. 26 vom 26. März d. J. und in der No. 27 vom April d. J. vor. Während No. 26 noch das uns seit vielen Jahren gewohnte Klein-Folio-Format aufweist, erscheint die Zeitschrift von No. 27 ab in bescheidenerem Gross-Oktav-Format, auch in dieser einfacheren Ausgabe bildlich gut ausgestattet. Der Vorstand bittet, das gemeinnützige volkstümliche Unternehmen insbesondere durch Abonnements zu unterstützen.

XXVI. „Der Bär“, den wir schon als eingegangen zu betrachten geneigt sein mochten, feiert eine hoffentlich glückliche Wiederauferstehung als Jahrgang 28. Ich lege die No. 1 vom 2. d. M. vor. Die Zeitschrift betitelt sich als „Illustr. Wochenschrift für Heimatsgeschichte und Städte-Interessen“ (Preuss. Verlagsanstalt Hubert Welter, Kurfürstendamm 239). In der No. 1 finden Sie alte Abbildungen der Festung

Spandow, des Grabes Heinrich von Kleist's, des frühern Schauspielhauses in Berlin u. s. f. Herausgeber ist unser Mitglied Herr Adolf Sommerfeld. Auch dieses Unternehmen bittet der Vorstand besonders durch Abonnements bestens zu unterstützen.

XXVII. Niederlausitzer Mitteilungen. Von den Publikationen der uns befreundeten Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, an deren diesjähriger Hauptversammlung in Cottbus, am Sonntag den 19. Juni d. J., sich auch die Brandenburgia in einem mit Besichtigung von Schloss und Park Branitz verbundenen Ausflug beteiligen wird, liegt Heft 1—4, Bd. VIII (Guben 1904) vor. Von dem sehr reichen, ungemein interessanten Inhalt heben wir nur hervor: Rob. Mielke, Das deutsche Dorf mit besonderer Berücksichtigung der märkisch-lausitzischen Verhältnisse. — Ad. Peterson, Die Schlacht bei Luckau am 4. Juni 1813. — Otto Will, Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Gräberfelde von Hönern, Kr. Trebnitz, Provinz Schlesien, mit 4 Tafeln. — Karl Gander, Neue Funde von Coschen, Kr. Guben. Ältere Gruppe des ostgermanischen (niederlausitzer) Typus, Urnen mit stark ausgeprägten Buckeln usw. — A. Prenzel, Merkwürdige Bäume in der Niederlausitz III. Die Eiche in Posen, Kr. Guben, mit Abbildungen. — Karl Krüger, Eine wendische Urkunde von Lieberose vom Jahre 1550 (Der Burgereid). — Paul Karge, Dialektproben aus dem Kreise Guben.

E. Bildliches.

XXVIII. Die Weite Welt. Nr. 32 vom 1. April 1904. Enthält u. a. von Robert Mielke einen interessanten, trefflich illustrierten Aufsatz „Augsburg und die St. Ulrichskirche."

XXIX. Wandern und Reisen. Illustr. Zeitschrift für Touristik, Landes- und Volkskunde, Kunst und Sport. II. Jahrgang 1904, Heft 6. Hierin u. a. eine treffliche Schilderung „Auf Kletterpfaden in der Sächs. Schweiz" von Hermann Settler, sowie S. 143: „Heimatschutz fordern wir! Tagebuchblätter aus jüngster Zeit."

XXX. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlegen der ältesten Pläne und Ansichten von Berlin aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Das Mark. Museum hat bekanntlich vor einigen Jahren von dem inzwischen verstorbenen Geheimen Kommerzienrat Spindler das 6 qm grosse Borgmannsche Gemälde geschenkt erhalten, zu dem ein für die Berliner Ortsgeschichte und namentlich seiner Zeit für den Aufbau von Alt-Berlin in der Gewerbe-Ausstellung 1896 sehr interessierter Herr, Kaufmann E. Müller, vor etwa 10 Jahren nach den bis dahin bekannten bildlichen und schriftlichen Unterlagen den Entwurf ausgearbeitet und gezeichnet hatte.

Dies Gemälde hat jetzt die Firma Meisenbach, Riffarth & Co. photographisch aufgenommen und als Photogravure vervielfältigt. Da das Bild auf diese Weise eine grössere Verbreitung — wohl auch als Zimmerschmuck — finden dürfte, so erscheint seine Vorlage and Erläuterung angebracht.

Als wichtigste Unterlagen für den Entwurf des Bildes boten sich der Memhardtsche Plan von 1648 aus Merians Topographie und eine von Merian selbst aufgenommene Ansicht Berlins aus dem Jahre 1640. Während Merian nach der Natur von einem kleinen Hügel aus, der etwa auf der Stelle des Finanzministeriums lag, gezeichnet hatte, stellte Müller sein Bild so dar, wie er es sich von der Stelle des Zeughauses aus, aber aus einer Höhe von ungefähr 60—80 Meter, dachte. Dabei hat er Einzelheiten gleichwohl nicht immer nach Merian wiedergegeben, weil dessen Zeichnung wenigstens bezüglich des Hintergrundes erhebliche Mängel zeigt.

Aus dem Memhardt'schen Plan, in den die Stadtmauern, die Mauer- und Tortürme, Kirchen, Rathaus, Schloss und einige andere Gebäude aus der Vogelperspektive von der Stelle des jetzigen Opernplatzes aus eingezeichnet sind, hat Müller im wesentlichen auch seine perspektivischen Zeichnungen dieser Bauwerke entnehmen können. Daneben liessen sich auch spätere Bilder von Bauwerken benutzen von denen man wusste, dass sie von 1648 bis zum Erscheinen der Abbildung keine erhebliche Veränderung erlitten hatten. Und soweit solche Ansichten nicht der im Bilde angenommenen Himmelsrichtung entsprachen, konnten die Beschreibungen von Küster und von Nicolai zur Ergänzung benutzt werden.

Betrachten wir nun Einzelheiten des Bildes, so sehen wir im Vordergrunde den linken Spreearm mit der Hunde- (jetzt Schloss-) Brücke, dahinter den Kurfürstlichen Lustgarten. Dieser nahm beim Regierungsantritt des grossen Kurfürsten nur den vorderen Teil am Schloss ein (ungefähr der heute asphaltierte Platz) wie auch noch die Merian'sche Ansicht zeigt. Das Gebäude, das auf dieser Ansicht den kleinen Lustgarten verdeckt, ist das später beseitigte „Ballhaus". Auf dem Grundriss, wie auf dem Müller'schen Bilde ist der Kurfürstliche Lustgarten bereits in der Vergrösserung zu sehen, die der Kurfürst um 1646 bis zu der Stelle des heutigen Kaiser Friedrich-Museums hatte vornehmen lassen, auch das Lusthaus, später „Grotte" genannt, ist bereits fertig.

An den Lustgarten schliesst sich rechts das Kurfürstliche Schloss, vor demselben der noch freistehende Lynar'sche Mittelbau und die Mauern des Schlosshofes mit der „Wasserkunst", dem hohen schweren Turm, dessen von König Friedrich I. verlangte Erhöhung bekanntlich zu Schlüter's Fall Veranlassung gab. Neben dem Schloss, auf dem Schlossplatz, erscheinen die früheren Dominikaner-Klostergebäude mit der seit der Reformation zum Dom erhobenen ehemaligen Klosterkirche

Rechts von dem Dom, da, wo die Brüderstrasse beginnt, sind die Gärten und an der Wasserseite, dem späteren Mühlengraben, die beiden Probsteien zum Dom und zu St. Petri. Weiter rechts im Vordergrunde auf Inseln des Spreearms eine Mehl- und eine Walkmühle — die Werderschen Mühlen.

Dahinter erscheint die eigentliche Stadt Kölln, deren Mauereinfassung nur bis zu den Probsteigebäuden reicht, von wo aus sie vor der Zeit des Schlossbaus noch das Kloster und den heutigen Schlossplatz umschloss. Man sieht drei doppelte Tortürme (Gertrauden-, Köpnicker- und Mühlendamm-Tor) und drei Mauertürme, von denen zwei bis auf etwa 10 m Höhe abgetragen und unbedeckt sind. (Der Kurfürstliche Minister Schwarzenberg hatte die teilweise Abtragung angeordnet, weil er dort Kanonen aufstellen lassen wollte.) Aus der Häusermasse ragen noch die Petrikirche und der Turm des Köllnischen Rathauses hervor und einige Strassenfluchten sind markiert.

Von der Insel Kölln aus führt ein gemauerter zum besseren Halt mit einigen kleinen Häusern besetzter Damm, der Mühlendamm, nach Alt-Berlin, das hier im Hintergrunde erscheint. Ob die Mauertürme, namentlich die drei doppelten Tortürme, genau diese Form hatten, lässt sich schwer erweisen, so wenig, wie die Echtheit der aus den Strassenfluchten heraustretenden Häuser-Ansichten, die fast durchweg ohne gleichzeitige Unterlage entworfen sind. Zum Teil mag für diese der 1688, also 40 Jahre später erschienene Schultz'sche perspektivische Plan einen Anhalt gegeben haben, den ich hier beigefügt habe.

Eine gewisse Treue kann man dem Bilde der Kirchen und des Rathauses zusprechen, weil für diese Vorbilder vorhanden waren. Man sieht das Rathaus, die Nikolaikirche, die Marienkirche und die Klosterkirche in ihrer damaligen Gestalt, aber einige zeichnerische Fehler verwirren die Orientierung. Die wirkliche Lage der Nikolaikirche zum Rathause ist z. B. eine ganz andere, als sie hier erscheint; ebenso erscheinen die Torturme, die Klosterkirche u. A. viel grösser, als sie in Wirklichkeit waren. Der Heil. Geistkirche ist am Ostgiebel ein Turm aufgemalt, während sie nach der Merian'schen Zeichnung, wie nach dem Schultz'schen Plan, einen kleinen Turm auf dem Westgiebel hatte.

Trotz dieser kleinen Mängel ist doch die grosse Mühe des Verfassers anzuerkennen, mit der er dieses Bild zusammengestellt hat. Und durch diese Art der Vervielfältigung, mit der zugleich ein schöner Zimmerschmuck geboten ist, wird es weiteren Kreisen auf bequeme Weise Anhalt zum Vergleich von einst und jetzt bieten, wenn die Entwickelung unserer Hauptstadt seit mehr als 250 Jahren in Frage kommt.

XXXI. Vortrag des Herrn Dr. Zache: Einige Bilder vom Bau des Teltow-Kanals. Wir werden den Vortrag weiter unten bringen.

XXXII. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Ratskeller.

Einige Bilder vom Bau des Teltow-Kanales.*)

Von **Eduard Zache**

Die Landschaft um Berlin ist ganz besonders rasch den Umformungen unterworfen, welche die fortschreitende Kultur mit sich bringt. In erster Linie ändert die immer weiter um sich greifende Bebauung mit hohen Häusern das ländliche Aussehen in der Nachbarschaft der Hauptstadt. Aber auch dort, wo die Bebauung fehlt, hat die Landschaft neue Züge erhalten. Eine wichtige Rolle im Landschaftsbilde der Berliner Umgegend spielen die Rieselfelder und die Eisenbahnen. Die regelmässigen Vierecke der ersteren mit ihren Wällen,



Figur 1

Gräben und Strassen, die sich an den Böschungen terrassenförmig aufbauen, geben der Landschaft ein ganz anderes Gepräge als in den benachbarten bäuerlichen Strichen. Dazu kommt dann noch der üppige Wuchs der Früchte auf dem stickstoffreichen Boden. Die Eisenbahnen, die von allen Richtungen der Windrose her sich strahlenförmig in Berlin vereinigen, haben ebenfalls besonders eigenartige Umgestaltungen der Landschaft hervorgerufen. Im Tale nämlich liegen die Schienen auf hohen Dämmen, so dass der Verkehr unter den Eisenbahnbrücken hindurchgeht, und auf den beiden Höhen sind tiefe Einschnitte hergestellt worden, und der Verkehr wird darüber hinweggeleitet. In der nächsten Zeit wird die Landschaft südlich von Berlin im Teltow-Kanal

*) Der Bilderschmuck des Aufsatzes ist angefertigt nach Photographien von Joachim Heldt, Primaner des Andreas-Realgymnasiums.

einen neuen Bestandteil erhalten, der ebenfalls eine nicht unerhebliche Umwandlung in ihrem Aussehen bewirken wird. Nach seiner Fertigstellung wird ein Graben von 20 m Breite das Teltow-Plateau zwischen Rixdorf und Steglitz durchschneiden, dessen Böschung an manchen Stellen bis 20 m Höhe erreichen wird, so dass man von einigen Brücken herab einen sehr schönen Blick auf den Wasserzug haben wird. Dieser Zuwachs der Landschaft ist aber durch eine Einbusse mehr als ausgeglichen. Der Teltower und der Schönower See werden verschwunden sein; dafür aber wird sich in der Mitte des jetzt völlig vertorften Beketales eine breite Wasserstrasse in fast gerader Richtung hinziehen. Wegen der bedeutenden Tiefe, welche der Kanal erhalten soll, werden sich natürlich auch die Grundwasserverhältnisse der näheren Umgebung



Figur 2.
Einmündung des Kanals in die Dahme.

ändern und somit auch das Bild der Pflanzenwelt. Die Sumpfwaldvegetation des unteren Beketales, die finsteren Erlenwälder, werden allmählich eingehen und dafür Wiesen und Ackerland entstehen.

In den beigegebenen Bildern sollen ein paar typische Züge festgehalten werden, die mit den Ausführungsarbeiten des Kanals verbunden sind und die nach seiner Fertigstellung verschwunden sein werden.

Der Teltow-Kanal ist das beste Beispiel für die Bedeutung der Bedürfnisfrage. Seiner Projektierung lagen zwei Forderungen zu grunde, einmal die nach einer neuen Wasserstrasse für Berlin und sodann die nach einem Vorflutgraben für einige der westlichen Vororte.

Im ganzen Mittelalter bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Berlin nur eine Wasserstrasse, denn der nördliche Zweig der Spreegabel war durch die Dammühlen gesperrt, und erst in den Jahren 1845—50 wurde der Landwehr-Kanal angelegt und noch durch einen

Zweigkanal mit der Spree verbunden. Erst im Jahre 1893 ist das Hindernis am Mühlendamm beseitigt und hier eine grosse Schleuse gebaut worden, so dass Berlin jetzt drei durchgehende Wasserstrassen besitzt. Eine Vermehrung dieser Wasserstrassen war schon gleich nach der Fertigstellung des Landwehr-Kanals geplant, doch lag bei allen Plänen die Kanalsohle innerhalb des Spreetales.

Erst durch den jetzigen Landrat des Kreises Teltow, Herrn von Stubenrauch, ist die Angelegenheit in Fluss gebracht worden, und zwar geschah dies aus dem zweiten, dem lokalen, Bedürfnis heraus.



Figur 2.

Brücken für die Görlitzer Eisenbahn und die Chaussee Berlin-Königs-Wusterhausen.

Die Dörfer Steglitz und Gross-Lichterfelde haben sich allmählich zu Ortschaften mit dem Aussehen von Städten entwickelt. Dadurch war die Menge der Abwässer in bedrohlicher Weise gestiegen, und es musste für genügende Abflusswege gesorgt werden. Die Beke, die einzige Abflussrinne für die Tagewässer der gesamten Südosthälfte des Teltow-Plateaus, war aber im Laufe der Zeit derartig vertorft, dass ihre Freilegung unumgänglich notwendig war. Hier griff Herr von Stubenrauch ein, indem er beide Aufgaben verschmolz, einen Vorflutgraben zu schaffen und eine neue Wasserstrasse. Vorflut zu schaffen, ist allein die Aufgabe der beteiligten Gemeinden; durch das Kanalprojekt aber wurde der ganze Kreis zur Beteiligung herangezogen. Am 5. März 1900

bewilligte der Kreistag die Mittel zum Bau des Kanals nach den Plänen der Firma Havestadt & Contag.

Der Kanal wird die Dahme oberhalb Cöpenicks mit der Havel oberhalb Potsdams verbinden. Indem er Berlin umgeht, sucht er doch Fühlung mit den industriereichen Ufern der Oberspree und mit Rixdorf; es ist hier sogar noch ein Stichkanal zwischen Treptow und Rixdorf geplant. Der Hauptkanal hat eine Länge von 37 km und der Stichkanal eine solche von 3,5 km, und beide erhalten eine Sohlenbreite von 20 m mit einer Tiefe von 2,5 m. Der Kanal erfordert, da er durch den bebautesten Strich der Provinz geht, eine grosse Anzahl von Brücken. Es sind nämlich zu unterführen, 8 Eisenbahnen, 14 Chausseen, 14 Wege und Landstrassen und 10 städtische Strassen, so dass im ganzen 48 Brücken



Figur 4.
Ein Trockenbagger.

aufgeführt werden müssen. Längs des Kanales sind zahlreiche Verbreiterungen als Ablagen vorgesehen, während nur in Gross-Lichterfelde, Steglitz, Tempelhof und Britz besondere Hafenbecken ausgehoben werden sollen. Anschlüsse an die Eisenbahnen wird der Kanal in Teltow für die Anhalter und Potsdamer Bahn, in Tempelhof für die Rixdorf-Mittenwalder und in Grünau für die Görlitzer Bahn erhalten. Nach der Fertigstellung des Kanales wird eine elektrische Treidelung eingerichtet werden.

Was nun die Rentabilität betrifft, so ist folgendes darüber zu sagen: Es handelt sich um den Durchgangsverkehr von der Elbe nach Schlesien und um den Endverkehr von der Elbe zur Oberspree. Die hierbei in Ansatz gebrachten Einnahmen betragen zusammen 486 500 Mk.; während die jährliche Bedarfssumme 1 150 000 Mk. beträgt, so dass noch 663 500 Mk. fehlen. Solange diese Summe nicht durch die eigenen

Einnahmen des Kanals gedeckt wird, muss der Kreis für ihre Aufbringung sorgen und zwar so, dass die Hälfte durch den gesamten Kreis mittelst Erhebung von Kreisabgaben und die andere Hälfte von den am Kanal beteiligten Gemeinden durch Mehrbelastung aufgebracht wird. Wann eine Rentabilität des Kanals zu erwarten steht, kann natürlich nicht vorausgesagt werden. Bei einem Anfangsverkehr von 1,5—2 Mill. t wird der Kreis noch Zuhusse zu leisten haben, und bei einem Verkehr von rund 3 Mill. t wird ungefähr die Grenze liegen, bei der das Anlagekapital eine angemessene Verzinsung erfährt.

Wenden wir uns nun zu den Kanalbauten selbst, so müssen wir in erster Linie die geologischen Grundlagen in Betracht ziehen. In der Provinz Brandenburg finden wir zwei wichtige Elemente in der



Figur 5.
Kiesgrube zwischen Britz und Rixdorf.

Landschaft: Die Brücher und die Höhen; letztere ragen wie Inseln aus den ersteren heraus. Die Kanäle haben bisher die Höhen vermieden und sind den Brüchern gefolgt, und erst der Teltow-Kanal wird eine Höhe durchschneiden. Diese Höhe ist das Teltow-Plateau. Es bildet zwischen dem Dahme-Spreetal und dem Haveltal eine nach Norden spitz zulaufende Scholle, welche mit ihrer breiten Basis an das Notte-Nuthebruch im Süden stösst. Diese Scholle stellt eine schiefe Ebene vor, welche von Nordost nach Südwest geneigt ist. Man erkennt die Richtung der Böschung am deutlichsten an dem Verlauf der Bäche und Fliesse. Die grösste unter diesen Abflussrinnen, die Beke, entspringt in den Wiesengründen zwischen Steglitz und Lankwitz und fliesst über Teltow und Klein-Machnow in den Griebnitz-See. Mit der Neigung des Geländes hängt auch die Ausbildung des Bodens zusammen. Auf dem Nordostrande der Scholle bildet der Geschiebelehm eine zusammenhängende

Decke, nach der Mitte zu wird diese Decke immer lückenhafter und gegen den Rand hin ist sie gänzlich verschwunden, so dass der darunter liegende Sand den Boden bildet. Wir haben daher in der Linie des Kanales (Fig. 1) drei Abschnitte zu unterscheiden. Der erste umfasst die Strecke zwischen Grünau und Rixdorf und liegt im Spreetal, der zweite reicht von Rixdorf bis Lankwitz und durchschneidet die höchste Erhebung des Plateaus, und der letzte Abschnitt endlich liegt im Beketal. Jeder von ihnen hat seine eigentümlichen geologischen Unterlagen und erfordert daher auch besondere Vorrichtungen für die Herstellung des Kanalbettes.



Figur 6
Ein Pfuhl zwischen Britz und Mariendorf.

Das Spreetal besteht, soweit der Kanal hineinreicht, aus Sand, sog Talsand, der sich leicht bewegen lässt. Der mittlere Abschnitt führt durch die Moräne des Inlandeises, deren Decke aus Oberem Geschiebelehm besteht, während sich darunter der Untere Sand ausbreitet. Das letzte Drittel des Kanales endlich liegt in einer Rinne von wechselnder Breite und Tiefe, die einige Seen beherbergt, sonst aber mit Torf ausgefüllt ist, welcher auf einer Tonschicht ruht

Der Kanal beginnt am Ufer der Dahme zwischen Grünau und Cöpenick. Auf unserem Bilde (Fig. 2) ist der Zugang zum Kanal noch durch einen schmalen Damm gesperrt. Im Hintergrunde ragen auf dem Bilde die Türme und Häuser Cöpenicks empor. Der Kanal

besitzt hier eine niedrige Böschung, welche dicht über dem Wasserspiegel zum Schutz gegen die Spülung mit Betonplatten belegt ist. Das nächste Bild (Fig. 3) zeigt uns zwei Brücken und zwar für die Görlitzer



Figur 7
Einschnitt in den Geschiebelehm.



Figur 8.
Der provisorische Umbau für die Dresdener Eisenbahn.

Eisenbahn und für die Chaussee Berlin-Königs-Wusterhausen. Beide liegen über Terrain und zwar mit 4 m Abstand von dem Kanalspiegel. Vor ihnen sieht man noch die alte Strasse, die in der Höhe

des Geländes lag. Am Ufer erkennt man auch den Treidelweg. Auf dem Bilde (Fig. 4) sieht man einen **Trockenbagger**. Der grosse Wellblechschuppen mit den nötigen Maschinen in seinem Innern bewegt sich langsam auf den Schienen entlang, und dabei schleppen die Eimer, welche von einem Schienenpaar gehalten werden, über die Böschung hin, wobei sie sich mit Sand füllen. Beim Umbiegen der Kette im Schuppen endlich schütten sie den Sand in die darunterstehenden Wagen. Der ausgebaggerte Sand wird von den Arbeitszügen auf die „Kippe" gebracht; eine solche ist z. B. die nähere Umgebung des Bahnhofs Nieder-



Fig. 5.
Der Notdamm für die Anhalter Eisenbahn.

Schöneweide—Johannisthal, die hierdurch über Niveau erhöht worden ist. Eine zweite Gelegenheit zum Unterbringen des ausgebaggerten Sandes bietet die Höherlegung der Görlitzer Eisenbahn.

Mit dem nächsten Bilde (Fig. 5) betreten wir die Böschung des Teltow-Plateaus und gelangen damit in den zweiten Abschnitt der Kanallinie. Das Bild gewährt uns einen Blick in eine der berühmten **Kies- und Sandgruben von Rixdorf**. Diese Sande sind die Absätze der Gletscherbäche, sie bestehen nur aus grobem Mauersand und Kies, ein Zeichen, dass die Wasserströmung eine sehr lebhafte war. Sobald wir das Innere des Plateaus betreten, treffen wir die typische **Moränenlandschaft** an. Das Bild (Fig. 6) stellt eine jener zahlreichen wasserhaltenden Bodensenken dar, die man Pfühle oder Sölle nennt, und die

zwischen Tempelhof und Mariendorf ganz besonders dicht geschart liegen. Die wasserhaltende Schicht, der Obere Geschiebelehm, bildet am Nordrande des Teltow-Plateaus eine zusammenhängende Decke von wechselnder Mächtigkeit. Diese hübschen Bodenvertiefungen, die so viel Leben in die Landschaft bringen, werden auch durch den Kanalbau verschwinden, denn die ausgebaggerten Bodenmassen dienen hier zum Ausfüllen der Unebenheiten. Über die Beschaffenheit des Geschiebelehms belehrt uns das folgende Bild (Fig. 7). Die bindende Kraft des Tones verleiht ihm eine solche Festigkeit, dass er in einem



Figur 10.
Die Kanalsohle oberhalb des Teltower Sees.

Einschnitt senkrechte Wände zu bilden vermag, die mit der Spitzhacke bearbeitet werden müssen. Der Obere Geschiebelehm und der Untere Sand gehören zusammen und sind das Resultat einer Vereisung. Der grosse Unterschied in der Mächtigkeit beider gibt den besten Aufschluss über ihre Entstehung. In Rixdorf ist der Untere Sand etwa 20 m mächtig und der Obere Geschiebelehm 4 m. Der grösste Teil der Eiseinschlüsse ist daher durch die Abschmelzwässer aus dem Eise ausgewaschen, weitergeschleppt und wieder abgesetzt worden. Nach den Beobachtungen am Malespina-Gletscher in Alaska muss man annehmen, dass die Gletscherbäche unter dem Eise in grossen Gewölben entlang strömten, wobei sie den Boden der Gewölbe allmählich aufhöhten und

dem entsprechend die Decke immer mehr ausshöhlen mussten. Die Folge war, dass im Verlauf des Abschmelzprozesses die Eisdecke allmählich immer dünner wurde und daher auch gegen den Schluss hin nur noch



Figur 11.
Südende des Teltower Sees.

wenig Schmelzwasser liefern konnte. Damit hörte dann natürlich auch die auswaschende Kraft der Schmelzwässer auf, und so konnten sich von dem Augenblick ab die Einschlüsse der schon sehr dünn ge-



Fig. 12.
Ein Nassbagger im Schönower See.

wordenen Eisdecke ungesondert absetzen. Natürlich lieferte sie dem entsprechend auch nur noch eine schwache Decke aus Moränenmaterial.

Die nächsten beiden Bilder gehen zwei wichtige Bauwerke des Teltow-Kanals wieder, nämlich zwei provisorische Eisenbahnverlegungen

Auf dem Bilde (Fig 8) sieht man im Vordergrunde auf die Schüttung für die **provisorische Ausbiegung der Dresdener Eisenbahn** dicht hinter der Haltestelle Mariendorf, während sich im Hintergrunde der Damm der Dresdener Eisenbahn entlang zieht. Ihr Damm muss an dieser Stelle eine Strecke lang herausgerissen werden, damit die Kanalbrücke hineingebaut werden kann. Das zugehörige Bild (Fig. 9) bietet den fertigen Notdamm für die **Anhalter Bahn** zwischen den Bahnhöfen Südende und Lankwitz

Wenden wir uns nun dem dritten Abschnitt der Kanallinie, dem Beketal, zu. Die Beke entspringt in den Wiesengründen zwischen



Figur 13.
Die Schleuse bei Klein-Machnow.

Steglitz und Lankwitz, weiter unterhalb fliesst sie in einem Tal, das sich allmählich immer deutlicher ausprägt und oberhalb des Städtchens Teltow vollständig von dem See gleichen Namens ausgefüllt wird. Auf dem Bilde (Fig. 10) breitet sich im Vordergrunde die **Sohle des Kanals** aus, im Mittelgrunde zieht sich eine Böschung quer über das Bild, und dahinter erblickt man den Seespiegel nebst der Badeanstalt.

Aus dem Bilde ist nicht ersichtlich, dass die Kanalsohle tiefer liegt als der Seeboden, so dass man zunächst den See ablassen muss, um alsdann in seinem Grunde die Kanalrinne von 3 m Tiefe auszuheben. Die Buden in der Mitte des Bildes schliessen die Pumpen ein, welche die Kanalsohle trocken halten, damit die Ausschachtung vor sich gehen

kann. Das Bild (Fig. 11) stellt den Teltower See vor; wir stehen vor seinem südlichen Abfluss und übersehen ihn in seiner ganzen Längserstreckung von SW. nach NO., die beinahe 2 km erreicht. Auf dem Bilde (Fig. 12) erblicken wir einen Nassbagger im Schönower See. Er saugt das Wasser ab und drückt es durch eine Rohrleitung auf einen Abfluss ausserhalb der Kanallinie. Ist das Wasser entfernt, so wird mit dem Abkarren des Schlammes und dem Ausheben der Kanalsohle begonnen. Schlamm und Erde werden auf dem ehemaligen Seegrund neben dem Kanal abgelagert. Die Torfschicht im unteren Abschnitt des Beketales erforderte ganz besondere Aufmerksamkeit. Man hat sich hier durch Aufschüttung von Sand auf den Torf innerhalb des Tales eine Böschung für den Kanal herstellen müssen. Der Sand hat den Torf so lange zur Seite gedrückt, bis er fest lag. Es sind so an einigen Stellen grosse Sandmengen in den sumpfigen Boden geschüttet worden.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Bauwerk des Kanals, zu der Schleuse von Klein-Machnow. Auf dem Bilde (Fig. 13) blicken wir in die eine der beiden Schleusenkammern, die eine Länge von 69 m und eine Breite von 10 m haben. In der Mittelwand der Schleuse sind Öffnungen angebracht, durch welche das Wasser aus der einen Kammer in die andere überströmen kann, wodurch beim Füllen und Entleeren der Kammern an Zeit gespart wird, so dass bei zehnstündiger Arbeit 36 000 t Schiffsgut täglich durchgeschleust werden können. Es ist das die einzige Schleuse auf der ganzen Strecke, und sie hat den Ausgleich herzustellen zwischen der Dahme mit 32,3 m und der Havel mit 30 m Höhe über NN., so dass also bei normalen Wasserständen 2 m Unterschied zu überwinden sein werden, welche sich bei Hochwasser allerdings auf 4 m erhöhen.

Kleine Mitteilungen.

Zu Seite 212 des Monatsblattes, Jahrg. XII betreffend „die Trappe (otis tarda)“, erlaube ich mir mitzuteilen, dass die Trappe entschieden Heimatsrechte in der Mark besitzt. Ich habe diesen Vogel bereits vor 25—30 Jahren in den Havelgegenden angetroffen, so z. B. zwischen Potsdam und Brandenburg a. H., insbesondere bei den Dörfern Klein Kreuz, Weseram, Paewesin, ferner havelabwärts zwischen Pritzerbe und Rathenow bezw. Havelberg.

Stets fand ich den Vogel auf Sturzacker und truppweise Nahrung suchend.

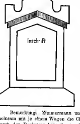
Infolge seines scheuen Wesens ist ihm nur schwer beizukommen; am wenigsten misstrauisch zeigte er sich einem Fuhrwerk gegenüber, jedoch

auf diese Art war er mit Schuss auch nicht erreichbar. Wollte man ihn schiessen, so gehörte eine gänzliche Ausstattung dazu, um sich dem Vogel auf Schussweite nähern zu können. Da er gern Sturzacker besucht, in dessen Nähe sich Weiden- und Heckengestrüpp befindet, so suchte sich der Jäger der Situation dadurch anzupassen, dass er nicht nur möglichst Deckung in einem solchen Gebüsch nahm, sondern auch seine Kleidung, insbesondere den Hut oder die Mütze mit dementsprechendem Reisig besteckte.

Ähnliche Maskeraden nehmen ja auch die Seehundjäger mit sich vor, bevor sie auf die Seehundjagd gehen.

Infolge seines scheuen Wesens hält es auch ungemein schwer die Brutplätze des Vogels auffindig zu machen. Karl Pötters.

Der Mordstein bei Herzfelde unweit Rüdersdorf. An der Chaussee, die über Herzfelde nach Müncheberg führt, steht zwischen den Kilometersteinen 33,2 und 33,3 etwa 2 km östlich von Herzfelde ein Denkstein, welcher folgende Form hat:



INSCHRIFT.

Hier fand seinen Tod
CARL JULIUS BERG
geb d. 8. Juli 1856
z. TSCHENOW b. Sonnenburg
ermordet v. C. Zimmermann
in der Nacht vom 14. zum 15. April 1881.

Gewidmet von seinen Freunden
aus Pribow u. Sonnenburg

Bemerkung: Zimmermann und Berg waren Fuhrleute; sie fuhren gemeinsam mit je einem Wagen die Chaussee nach Herzfelde entlang. An der durch den Denkstein bezeichneten Stelle überfiel Z. seinen Kameraden, um ihn zu berauben, und erschlug ihn. Den Leichnam liess er am Wege liegen, fuhr dann allein weiter und meldete dem Gendarmen in Herzfelde, er habe den Berg erschlagen am Wege gefunden. Der Gendarm sagte ihn aber auf den Kopf zu: „Du hast ihn erschlagen." Zimmermann antwortete verlegen: „Wie werde ich denn so etwas tun." Als aber der G. seine Behauptung wiederholte, wurde Z. verlegen und gestand das Verbrechen ein.

O. Monke

Gedächtnis-Kreuze. a) Im Jagen 64 der Königlich Eberswalder Forst steht am Knilckes Weg eine 150jährige Kiefer, in deren Rinde ein etwa 25 cm hohes Kreuz eingeschnitten ist. Die Stelle liegt in der Nähe der Försterei Malchow, nicht weit von dem Schnittpunkt der Stettiner Bahn und der Eberswalder Chaussee

Hier wurde 1847 der Bahnarbeiter Knilcke, nach dem dann der Weg benannt wurde, durch einen Ast erschlagen. Er war auf den Baum gestiegen, um Zweige herunter zu brechen

b) Am Grossen Wukensee bei Biesenthal steht eine Kiefer, in deren Rinde ein Kreuz eingeschnitten ist. In der Nähe des Baumes ist vor 15 Jahren ein Soldat beim Baden im Wukensee ertrunken. Er wurde auf dem Biesenthaler Kirchhof begraben. Das Kreuz soll ein Offizier in den Baum geschnitten haben

Berlin, den 6 September 1903 Otto Monke

Büchertisch.

Auch an dieser Stelle sei auf das alle Freunde des Volkstums und der Kulturgeschichte interessierende, soeben herausgekommene, grosse Bilderwerk hingewiesen: Emil Sigerus, Aus alter Zeit 50 Bilder siebenbürgisch-sächsischer Städte Hermannstadt, Kunstverlag Jos. Drotleff in Umschlag Kr. 10, in Mappe Kr. 13. Zu jedem Bilde entsprechender Text. — Es ist eine aufrichtige Freude, auch auf diese Weise mit dem schönen, eigenartigen Lande Siebenbürgen bekannt zu werden; wer schon dort sein durfte, wird ganz besonders gefesselt, aber auch hat jedem andern Beschauer muss sich die Belehrung mit Genuss vereinen. Veranlassung zu diesen 50 Bildern gab das vorangegangene, durchweg mit grossem Erfolg aufgenommene Werk von E Sigerus „Siebenbürgisch-sächsische Burgen und Kirchenkastelle". — Hoffentlich entschliessen sich recht viele Reichsdeutsche, das eine oder andere Werk anzukaufen und so den „Brüdern" in Transsylvania näher zu treten. E. Lemke.

Straubes Illustrierter Führer durch Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Potsdam und Umgebungen Praktisches Reisehandbuch mit 68 Abbildungen, 17 Plänen und Karten 8°. 184 S. 23. Aufl. Berlin, Jul Straube, 1904. Brosch. 1,50 M., gebd. 2 M.

Der vorliegende Führer, der in 23 Auflage erschienen ist, enthält alles, was für den Fremden wissenswert und notwendig erscheint, allgemeine Angaben über Verkehrseinrichtungen, Hotels, Behörden, öffentliche Institute und Vergnügungen und eingehende Angaben über die Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt. Er ersetzt den Fremdenführer vollständig und ermöglicht es dem fremden Besucher Berlins, ohne vorhergehende Erkundigungen oder Studien durch die nach Strassen geordnete Einrichtung des

Buches sich über jedes bemerkenswerte Gebäude, jedes Denkmal, jede Kirche sofort zu unterrichten. Die den einzelnen Sehenswürdigkeiten beigefügten Angaben sind lehrreich und genau und ersetzen wie bei Museen, Sammlungen, Schlössern und Bildergallerien die Spezialführer. Die Benutzung des Buches wird durch eine Anzahl guter Karten wesentlich erleichtert, ausserdem ermöglicht eine am Ende beigefügte grosse Karte eine Übersicht über den Stadtbezirk Berlins und seine Umgebung. Über diese und ihre Ausflugsorte unterrichtet den Fremden ein besonderer Teil des Führers, dem gleichfalls mehrere Spezialkarten beigefügt sind. Ausführliche Verzeichnisse und Register vervollständigen den Inhalt des Buches, das auch jedem geborenen Berliner ein guter Ratgeber sein wird.

Straubes Kreiskarte der Provinz Brandenburg für Schulen. 1 : 1 330 000. 9 farbig. Berlin, Jul. Straube. 10 Pfg.

Straubes Taschen-Plan von Berlin. 1 : 26 000. 2 farbig. Mit Verzeichnis der Strassen, Brücken und Plätze Berlins und mit sämtlichen Verkehrslinien der Strassenbahnen. Berlin, Jul. Straube. 25 Pfg.

Straubes Illustrierter Schul-Plan von Berlin. 1 : 22 000. Mit 39 Bildern. Mehrfarbig. Berlin, Jul. Straube. 30 Pfg.

Die seit Jahren als vorzüglich anerkannten Karten des Straubeschen Verlages sind in neuer Auflage erschienen, bei der alle Veränderungen genau berücksichtigt sind. Der kleine Taschen-Plan, der ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden ist, der in Berlin zu tun hat, enthält sämtliche Verkehrslinien — die Stadtbahn schwarz, die Hochbahn punktiert, die Strassenbahnen rot — und einen Lageplan der Bahnhöfe in Berlin und Umgebung. Der Illustrierte Schulplan zeigt in farbiger Darstellung die Stadtteile Berlins und gibt dadurch ein Bild von der geschichtlichen Entwicklung der Reichshauptstadt. Eine kleine Nebenkarte im Masstab des Planes führt Berlin und Köln am Anfange des 15. Jahrhunderts vor. Auf der Rückseite des Plans finden sich ein ausführliches Verzeichnis der Strassen und Plätze Berlins und 39 Ansichten von bemerkenswerten Gebäuden, Kirchen und Denkmälern. Der Preis ist im Verhältnis zu der trefflichen Ausführung der Karten sehr niedrig.

Dr. G. Albrecht.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

2. (1. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

Sonnabend, den 7. Mai 1904, nachmittags 3½ Uhr

im Park der verw. Frau T. Killisch von Horn zu Pankow, Spandauer Strasse.

Das trotz einiger Abzweigungen noch immer 40 Morgen (der Morgen = 25,5 ar) grosse Park- und Gartengrundstück der Frau Killisch von Horn lag in schönstem Frühlingsschmuck da, als es heut von etwa 100 Mitgliedern und Angehörigen von solchen besucht wurde.

Der I. Vorsitzende dankte der Besitzerin für die Verstattung des Besuchs, der um so dringlicher sei, als leider das Grundstück zum Verkauf und zur Aufteilung bereit stehe.

Es befremdet, so führte Herr Geheimrat Friedel aus, auf den ersten Blick, dass die nördlichen und nordöstlichen Vororte im Verhältnis zu den südlichen, südwestlichen und nordwestlichen so wenig aufgesucht werden, es hängt das aber sicherlich damit zusammen, dass es den erstgenannten Vororten zu sehr an zusammenhängendem Gehölz fehlt, an unserm deutschen Walde, der für unser Gemüt den Hauptanziehungspunkt bildet.

Früher war das anders, da ist der hochbelegene Norden und Nordosten von Berlin mit Laubwald bestanden gewesen, woran die Namen der Ortschaften Buch und Französisch Buchholz noch jetzt erinnern; gemeint ist hier unsere stolze Rotbuche, welche auf dem schweren obern Geschiebelehm des Plateaus des Barnim gut gedeiht. Der ertragreiche Boden hat es aber von selbst mit sich gebracht, dass man ihn abgeholzt und der Feld- und Ackerkultur überwiesen hat. In der Brandenburgia III, S. 137 habe ich mitgeteilt, dass sich am linken Pankeufer auf dem Gesundbrunnen, nahe der ehemaligen Papiermühle, subfossile Lager von Landschnecken und zwar von echten Laubwaldtieren befanden, die auf Rotbuche, Esche und Hasel zu leben pflegen.

Bei einem Besuch des Gesundbrunnens auf dem Galuschkischen Grundstücke Ecke der Badstrasse, am 30. v. Mts., fanden wir, Herr Rektor Otto Monke und ich, dass dort die eigentliche Panke ganz zugeschüttet ist und die Ufer des ehemaligen Papiermühlengrabens, der jetzt der Panke als Fluss dient, derartig aufgehöht sind, dass leider diese noch vor 50 Jahren wohl kenntlichen Konchylienschichten unauffindbar erscheinen. Auch hier auf dem Killischschen Grundstück sind, wie Sie ersehen, die linksseitigen Pankeufer so aufgehöht, dass Nachforschungen nach alten Ablagerungen aussichtslos sein würden. Dagegen bemerken Sie, mehr nach der Brücke am Treffpunkt der Schönholzer- und Lindenstrasse zu, auf dem jenseitigen rechten Ufer, einen weisslichen Bodenstrich über dem Wasser der Panke, die heut infolge der Regengüsse in letzter Zeit sehr angeschwollen ist, und Sie würden bei niedrigerem Wasser eine handhohe dergleichen Schicht bemerken, die aus einer Art „Seekreide"*) besteht, gebildet aus zahlreichen kleinen, meist zerdrückten Süsswassermuscheln und Schnecken, welche dem Altalluvium anzugehören scheinen und auf wesentlich andere Niveau- und Uferverhältnisse, auf eine ruhigere Stromausbuchtung und damit auch auf andere biologische Verhältnisse und Vorgänge, als sie jetzt in und an der Panke vorhanden sind, zu deuten scheinen. Ich habe dies früher unbekannte Konchylienlager vor etwa zwei Jahren entdeckt.

Zugleich können Sie auf dem rechten Ufer der Panke die traurigen Abholzungen, welche der Forstfiskus dort wegen baulicher Ausnutzung und wegen Verkaufs von Baustellen höchst bedauerlicher Weise ausführen lässt, bequem überschauen. Allerdings handelt es sich dort nur um vernachlässigten Kiefernwald auf magerm sandigem Boden. Hier auf dem linken Pankeufer ist milderer reicherer Boden mit Mischwald, Kiefern und Rotbuchen, vorhanden gewesen und wenn auch die meisten der schönen auf dem Killischschen Grundstück stehenden Buchen nach Mitteilung des heut unsern Führer abgebenden, seit 37 Jahren hier tätigen Herrn Obergärtners Wolf erst in den 60er Jahren von ihm selbst gepflanzt sind, so sehen Sie doch an dem üppigen Wuchs von Fagus silvatica, dass dieser Lieblingsbaum der Germanen hier wie in dem benachbarten Königl. Schlossgarten zu Nieder-Schönhausen, wo ganz ähnliche Bodenverhältnisse herrschen, freudig gedeiht. Dasselbe gilt von den alten herrschaftlichen Parks im benachbarten Französisch Buchholz, die ich mit Herrn Rektor Monke, am 30. April d. J. ebenfalls besichtigte, wobei wir leider ebenso erfuhren, dass durch dieselben Strassen gezogen werden sollen, um Baustellen zu gewinnen. So wird in wenigen Jahren von der alten Baumpracht in den Parks nördlich von

*) Vgl. meine Mitteilung über „Seekreide in und am Scharmützelsee bei Storkow", Brandenburgia VII, S. 378.

Berlin bedauerlicher Weise nur der gedachte Nieder-Schönhausener Schlossgarten noch übrig bleiben.

Für alten humusreichen Waldboden zeugen auch zwei charakteristische Laubschnecken, die ich Ihnen hiermit vorstelle, die Sie übrigens bereits aus früheren Vorführungen in der Brandenburgia als alte Bekannte kennen. Da ist, wie Sie sehen, besonders häufig hier im Killischschen Park, gleich wie in allen alten grösseren Gartengrundstücken Pankows und Nieder-Schönhausens die grösste deutsche Landschnecke, die essbare Weinbergsschnecke, Helix pomatia, von der man, da sie in allen älteren Ablagerungen bei uns fehlt, mit Recht annimmt, dass sie erst im christlichen Mittelalter, wahrscheinlich als Fastenspeise von der katholischen Geistlichkeit eingeführt ist.*) In Süddeutschland und der Schweiz wird sie noch jetzt vielfach gegessen und auf kleinen von Wasser umflossenen Schneckenbergen gezüchtet. Der sog. Schneckenberg im Killischschen Park hat hiermit aber nichts zu tun, er ist künstlich aufgeschüttet und der Weg führt in schneckenhausartigen Windungen hinauf. Daher der Name Schneckenberg. In Berlin scheinen die zum Teil aus Süd-Frankreich eingewanderten Refugiés die Weinbergsschnecke wie in ihrer gallischen Heimat anfänglich verzehrt zu haben; nach 1770 etwa ist diese Sitte in Berlin verschwunden, die durch Gehäusehaufen in alten Küchenabfällen bezeugt wird.

Daneben finden Sie hier die auf besserem Boden der Mark uralteinheimische Gartenschnecke, Helix hortensis, mit weissem Mundsaum, vorkommend hier an allen Fundorten der Helix pomatia. Diese Schnecke fehlt z. B. im Tiergarten zu Berlin durchaus. Dagegen ist daselbst noch ebenso wie hier in Pankow die nächste Verwandte Helix nemoralis, die Hainschnecke, mit braunem Mundsaum vorhanden, deren östliche Verbreitungsgrenzlinie in Norddeutschland durch Neuvorpommern geht. Weiter östlich, also in Berlin und der ganzen Umgegend, ist diese hübsche Laubschnecke jedenfalls erst durch gärtnerische Kulturen eingeführt und allmählich verbreitet worden.

*) Ein sicherer Beweis dafür, dass Helix pomatia erst von den Christen eingeführt ist, ergibt sich aus den zahlreichen slavischen Burgwällen der Provinz Brandenburg, die etwa von 900 bis 1150 n. Chr. errichtet sind und teilweise auf germanischer vorwendischer Grundlage ruhen. In den Aufschüttungen dieser Burgwälle oder Borchelte, Burgställe usw. kommen ungeheure Mengen von Landkonchylien vor, wie das ausser mir Herr Direktor Dr. Otto Reinhardt, Herr Geheimrat Dr. Eduard von Martens und andere namhaftere Weichtierkenner festgestellt haben. Niemals ist darunter ein Exemplar der wegen ihrer bedeutenden Grösse doch unmöglich zu übersehenden Helix pomatia gefunden worden. Erst kürzlich, am besagten 30. April 1904 untersuchten Herr Monke und ich daraufhin den nahe Pankow an der Panke belegenen wendischen Burgwall von Blankenburg, den früher schon unser Mitglied Herr Hermann Maurer durchforscht, von der Weinbergsschnecke zeigte sich keine Spur.

Helix pomatia habe ich auf dem Tempelhofer Berg in Berlin gefunden, sie kommt auch bei der Kirche in Tempelhof vor und mag von den Tempelherren-Mönchen als Fastenspeise eingeführt worden sein. Fräulein Rönnebeck, Tochter unsers verehrten Schatzmeisters, teilt mir mit, dass Helix pomatia auch noch weiter in Berlin in den Garten der Koloniestrasse nahe der Panke lebend vorkommt. Da diese Gärten stromabwärts von Pankow liegen, so liegt die Vermutung sehr nahe, dass die Tiere, die übrigens wegen ihrer Gefrässigkeit namentlich dem Salat gefährlich sind, von hier aus nach Berlin verbreitet worden sind.

Betreffs der Geschichte des schönen Parks, in dem wir uns bewegen, hitte ich nunmehr Herrn Rektor Otto Monke das Wort zu ergreifen

Herr Monke teilte hierauf folgendes mit:

Wir sind hent in diesem Park gewissermassen Jubiläumsgäste; denn vor genau 50 Jahren, im Jahre 1854 wurde das Terrain, auf welchem bald darauf das Schloss erstand, von dem Begründer und Verleger der Börsenzeitung, dem Baron Killisch von Horn, für den Preis von 20 000 Thaler angekauft. Wie das Gelände damals beschaffen war, zeigt uns ein Blick auf die jenseits der Panke gelegene Schönholzer Heide, ein getreues Abbild des Wüstengebietes am linken Pankeufer, auf welchem — wie einst der Fürst Pückler den Branitzer Park bei Cottbus — Killisch von Horn das Paradies erschuf, welches das Schloss umgibt.

Wo heut der Ostflügel des Schlosses steht, befand sich vor 1854 eine Papiermühle, deren ursprüngliche Anlage bereits 50 Jahre früher vorhanden war. Die erste Papiermühle wurde von dem Engländer Pickern erbaut; sie brannte um 1829 nieder, wurde aber dann von dem Buchbindermeister Kühne, der das Mühlengrundstück erworben hatte und dessen Firma noch heut in der Breiten Strasse in Berlin floriert, neu erbaut.

Die Produktion nahm unter der Leitung Kühnes einen neuen Aufschwung; die Mühle bot damals etwa 60 Arbeitern Beschäftigung und gab also der zu Spechthausen, in welcher nach Bratring anno 1804 71 Werkmeister und Arbeiter tätig waren, nur wenig nach.

Im Frühjahr 1839 aber erlitt die Pankower Papiermühle einen zweiten ernstlichen Unfall. Ein starker Gewitterregen, welcher die noch lagernde Schneedecke schnell zum Schmelzen brachte, rief im Pankegebiet eine Überschwemmung hervor, welche die vom 14. April 1902 noch erheblich übertraf. Es wurde nicht nur die Schönholzer Brücke stark beschädigt, sondern die Fluten rissen auch das Wasserrad der Papiermühle mit fort.

Zwar wurde die Mühle noch einmal wieder hergestellt; doch war ihre Blütezeit dahin; die Papierproduktion ging zurück, und Kühn verlegte sich jetzt mehr auf die Herstellung von Pappe.

1854 ging das Mühlengrundstück in den Besitz des Herrn Killisch von Horn über, der es durch Ankäufe erweiterte und das gesamte Terrain nun zu einem herrlichen Parke umschuf. Die Spandauer Strasse wurde jetzt um den Park herumgeführt, während sie früher in gerader Richtung das Terrain durchschnitt.

Grosse Verdienste um die Anlage und Verschönerung des Parkes erwarben sich der ehemalige Obergärtner Perring und sein Nachfolger, der jetzige Obergärtner Wolff. Perring ist heut Inspektor des Botanischen Gartens.

In den 70er Jahren galt der Pankower Park mit seinen interessanten Treibhausern und Palmenhausern, seiner Fasanerie, seinen prächtigen Rasen- und Blumenbeeten und dem herrlichen Baumbestand als eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges.

Nach dem Jahre 1880 aber ging das Interesse für denselben sowohl bei dem Besitzer als auch beim Publikum zurück, nachdem Herr Killisch von Horn in der Nähe von Spiemberg ein neues Besitztum erworben hatte. Der Park wurde für das Publikum geschlossen und nur selten noch öffnen sich die Pforten einem einsamen Besucher.

Am 23. 11. 86 starb der verdiente Begründer des Parkes; seine irdischen Reste wurden vorläufig in dem ursprünglich als Aussichtsturm errichteten Gebäude in der Nähe des Schlosses beigesetzt. Er hinterliess eine Witwe, 5 Söhne und 2 Töchter, von denen die eine mit dem General von Kracht, die andere mit dem General von der Marwitz vermählt ist. —

Hiernächst besichtigte die Gesellschaft die Pankeufer mit dem Ausblick auf die Schönholzer Heide und die dortigen Abholzungen sowie den Killischschen Park, in welchem zahlreiche Nachtigallen schlugen, im einzelnen.

Zur geselligen Vereinigung fanden sich schliesslich die Teilnehmer in dem alten von hohen Bäumen beschatteten Linderschen Restaurant an der Breiten Strasse in Pankow zusammen.

---

3. (2. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Dienstag, den 10. Mai 1904, nachmittags $4^{1/2}$ Uhr.

Besichtigung der Anlagen der Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen, Trebbinerstrasse 6.

Ein Hauptzweig des Betriebes, die Herstellung von Kristalleis wurde zunächst in Augenschein genommen. Zwei Generatoren sind tätig, von denen jeder täglich 1000 Ztr. liefern kann. Die Gesellschaft legt ein Hauptgewicht darauf, ein völlig reines, keimfreies Eis zu fabrizieren. Deshalb wird destilliertes und aufgekochtes Wasser verwendet. Dieses wird in viereckige, nach unten sich verjüngende Gefässe von verzinktem Eisenblech von 1 m Länge und 18 cm Querschnitt, von denen je 33 an einer Querstange hängen, geleitet. Diese Gefässe rücken langsam automatisch in einem mit Soole gefüllten Bassin von 2 m Höhe vor. Diese Soole ist mittels flüssigen Ammoniaks auf den für den Gerinnungsprozess notwendigen Temperaturgrad gebracht. Innerhalb 24 Stunden ist das in den Gefässen vorhandene Wasser gefroren und bildet kristallhelle Eisblöcke. In einer für den Laien staunenswerten Weise ist es eingerichtet, dass diese Blöcke automatisch herausfallen und auf einer schiefen Ebene unmittelbar in den Aufbewahrungsraum oder in die Transportwagen rutschen.

Aus den Räumen, in denen das Eis hergestellt wird, gelangten wir in die Kühlhallen. Sie bedecken in zwei Gebäuden ein Areal von 9000 qm. In Lattenräumen, die einzeln nach ihrem Rauminhalt vermietet werden, lagern hier zur Konservierung aufbewahrte Gegenstände wie Wild, Geflügel, Fische, Milch, Butter, Käse, Fette, Häute, Pelzwaren, Gemüse, Blumen usw. Es sind hier atmosphärische Verhältnisse, eine Temperatur, ein Feuchtigkeitsverhältnis und eine Reinheit der Luft geschaffen, die den sonst unvermeidlichen Verfall organischer Stoffe aufhalten. Die Erniedrigung der Temperatur wird durch die schon erwähnte Salzsoole bewirkt, die in gruppierten Röhren durch die Räume geleitet wird. Zugleich strömt fortdauernd frische, möglichst staubfreie Luft zu, die aus der oberen Atmosphäre durch einen hohen Schornstein angesogen und vermittelst der Luftreiniger gekühlt eingeführt wird. Natürlich wird je nach der Natur der Produkte die Temperatur geregelt. Durch

Versuche ist festgestellt, dass Fleisch (Wild) nach einjähriger Aufbewahrung in den Kühlhallen noch vollkommen frisch und geniessbar war.

Zuletzt wurde uns die Maschine gezeigt und erklärt, die die Herstellung **flüssiger Luft** bewirkt. Wie das geschieht, das hier auseinanderzusetzen, überschritte den Rahmen unserer doch nicht der Technik gewidmeten Zeitschrift und liegt auch, wie der Referent nicht leugnen will, jenseits seiner Fähigkeiten. Es muss genügen zu bemerken, dass, damit gewöhnliche Luft in flüssige verwandelt werde, sie auf —10° abgekühlt und gleichzeitig einem Drucke von ca. 200 Atmosphären ausgesetzt werden muss. Es werden ständlich 4—5 Liter hergestellt, so dass täglich etwa 50 herauskommen. Es wurden uns die Aufbewahrungs- und Transportgefässe gezeigt, die von besonderer Art sein müssen, um die Verdampfung der flüssigen Luft so lange wie möglich aufzuhalten. Es sind Versuche im Gange, um noch bessere Behälter zu gewinnen als die bis jetzt verwendeten Dewarschen Flaschen. Das Liter flüssiger Luft kostet von der Gesellschaft bezogen ohne Gefäss 1,50 Mk. In den mit Filz umhüllten Dewarschen Flaschen von 2 Liter Inhalt hält sie sich 14 Tage. Der Preis einer solchen für den Versand in Körben verpackten Flasche beträgt 32 Mk.

Wenn die Verwendbarkeit der flüssigen Luft gegenwärtig auch nicht den über sie verbreiteten phantastischen Vorstellungen entspricht, so darf man ihr doch eine grosse Zukunft prophezeien.

---

4. (3. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 14. Mai 1904, nachmittags.

Wanderfahrt nach Cöpenick.

Cöpenick, die alte Inselstadt, war das Ziel des diesjährigen Frühjahrsausfluges. Auf dem Bahnhof begrüsste uns Herr Bürgermeister Bogmann und übernahm die Führung. Unser erstes Ziel war die Dampfwäscherei „Fortuna" des Herrn Loth, Lindenstr. 8. Cöpenick ist die Stadt der Waschanstalten. Täglich kann man auf der Treptower Chaussee die Wagen in langen Kolonnen fahren sehen, welche Wäsche holen bezw. bringen. Die Anstalt nun beherbergt in den Räumen des Erdgeschosses zunächst ein Zimmer, in welchem die eingetroffene Wäsche mit farbigen Fäden gezeichnet wird, sodann den Raum, in welchem die

Waschmaschinen aufgestellt sind. Eine solche stellt eine Trommel aus Eisenblech vor, in welcher eine zweite Trommel steckt. Letztere nimmt die Wäsche auf, und ihre Wände sind durchlöchert, so dass das Wasser eintreten kann. Beide Trommeln werden um ihre Achse gedreht. Nach der Wäsche werden die Sachen geblaut und kommen dann in das obere Stockwerk, wo sie auf grossen Dampfmangeln nicht blos getrocknet sondern auch gleich gerollt werden. Diese Maschinen stellen die Haushaltungswäsche fertig, die feinere Wäsche wird in einem besonderen Raum geplättet. Auf einer grossen heissen Trommel endlich werden die Gardinen zum Trocknen aufgespannt. In einem letzten Raum endlich sitzen die Sortiererinnen, welche mit Hülfe der eingenähten Zeichen die fertige Wäsche wieder für den Rücktransport zusammenstellen. Der Seifengeruch, welcher in dem ganzen Gebäude herrscht, bezeugt auf das deutlichste, dass ganz allein reine Seife verwandt wird. Herr Loth hatte selber überall in liebenswürdigster Weise die Führung übernommen.

Der Weg führte nun weiter über die hohe Spreebrücke in die Alt-Stadt, wo wir im Restaurant zum Dampfschiff einkehrten und unter den schattigen Bäumen Kaffee tranken.

Das nächste Ziel war die **Stadtkirche**, in welcher Herr Maler Kutschmann die Erklärung abgab. Die Emporen sind in halber Höhe der Längswände angebracht, und weil nun dadurch die Decke zu niedrig erscheint, hat man sie mit blauer Farbe gestrichen, und in der That hierdurch die Täuschung erweckt, als ob sie höher über den Emporen emporragte. Der Altar ist mit drei schönen Bildern geschmückt, und über ihm ist die Kanzel angebracht, so dass der Geistliche von allen Plätzen der Kirche zu sehen ist.

Von hier wanderten wir die Schlossstrasse weiter und an dem Neubau des Rathauses vorüber nach dem Schloss. Das Rathaus ist aus roten Ziegeln erbaut, an seiner einen Ecke ragt ein hoher Turm in die Höhe und seine Front ist mit einem breiten Stufengiebel geziert. An passenden Stellen sind grüne Glasurziegeln eingefügt.

Das Schloss endlich liegt auf der südlichen Spitze der Insel, welche die Alt-Stadt trägt, und diese Spitze ist noch durch einen Graben von der Hauptinsel abgetrennt worden. Durch ein hohes Portal betritt man den Schlosshof. Links und rechts neben dem Tor stehen zunächst einige niedrige Häuschen und dann folgen an den beiden Langseiten das Schloss bezw. die Schlosskirche. Der freie Platz hinter dem Tor ist geschmückt mit einer Büste Friedrichs des Grossen und dem Medaillonbild Heckers. Die vierte Seite endlich ist offen und hier liegt der Park, welcher sich bis zum Ufer hin erstreckt.

Auf dem Schlosshof begrüsste Herr Seminardirektor Renisch die Gesellschaft und übernahm die weitere Führung. Es wurde zunächst die Schlosskirche besichtigt, deren Inneres ein einfacher Raum fast

ohne Schmuck ist. Alsdann besuchten wir das Schloss und versammelten uns in dem sog. Wappensaal. Er hat seinen Namen erhalten, weil an der Decke und den Wänden die Wappen der Landesteile angebracht sind, welche unter der Regierung des Grossen Kurfürsten dem preussischen Staat bildeten. Das Glanzstück des Saales sind zwei grosse Wappenschilder, die von den beiden bekannten Männern getragen werden. Die Wappentafeln führen auf rotem Grund noch einmal in verkleinertem Massstab dieselben Wappen.

Nachdem hier Herr Geh. Rat Friedel Herrn Direktor Remisch den Dank ausgesprochen hatte für die Erlaubnis zur Besichtigung, erteilte er Herrn Dr. Albrecht das Wort zu seinem Vortrage über die Geschichte des Schlosses Cöpenick. Wir hoffen diesen Vortrag weiter unten als besonderen Aufsatz bringen zu können.

Nachdem die Gesellschaft noch durch den schönen Park gewandert war, versammelte sie sich etwa um 7 Uhr in dem Saale des Restaurants Kaiserhof zum Abendbrot, nach welchem die Rückfahrt nach Berlin angetreten wurde.

---

5. (2. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 18. Mai 1904, abends 7½ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Ernst Friedel, Geheimer Regierungsrat. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXII her.

A. Allgemeines.

I. Von den Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, bei dessen Konstituierung in Dresden uns Herr Robert Mielke vertrat (vgl. Sitzung vom 30. März und 27. April d. Js.) liegt die No. 1, Jahrg. 1 vor. Herausgeber im Auftrage des Vorstandes ist unser genanntes Mitglied.

II. Verband der Deutschen Vereine für Volkskunde. Auch hier hat uns, in Leipzig, Herr R. Mielke vertreten. Ich bitte von dem gedruckten Bericht der Sitzung zu Leipzig den 6. April 1904, der Satzungen, sowie des Anschreibens der Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde zu Göttingen vom 28. v. Mts. Kenntnis zu nehmen.

B. Persönliches.

III. Unser Ehren-Mitglied Stadt- und Kreis-Schulinspektor Dr. Fischer hat den Charakter als Königlicher Schulrat erhalten.

IV. Ein **Willibald-Alexis-Denkmal** ist dem „märkischen Walter Scott" an seinem langjährigen Wohn- und Sterbeorte **Arnstadt** in Thüringen gewidmet und am 1. d. Mts. enthüllt worden. Wir freuen uns dessen und hoffen, dass auch Berlin, das dem Dichter vieles verdankt, diesem bald ein gebührendes Denkmal setzen werde. In Berlin giebt es bislang nur eine **Willibald Alexis-Strasse**, südliche Begrenzung des Chamisso-Platzes und eine **Gedächtnistafel** am Hause Zimmerstrasse 94.

Beifolgendes kleines stimmungsvolles Gedicht auf den Vorgang bringt der Berliner Lokal Anzeiger vom 1. d. Mts.

Ein Heimatgruss.

Was rauschen die Kiefern im märkischen Wald,
Was flüstert das Schilf an den Seen?
Einen Gruss sie senden dem Willibald,
Dem soll ein Denkmal erstehen.

Dem Willibald, der sich Alexis genannt,
Der ruht im Thüringer Lande,
Ein Dichter, der sie geliebt und gekannt
Die Heimat im märkischen Sande.

Er hat uns Gestalten voll Mark beschert
Aus der Mark antiquarischem Moder,
Er hat mit der Dichtersonne verklärt
Das Land an Spree, Havel und Oder.

Und fährt heut fröhlich der Maienwind
Über märkische Kiefern und Seen,
So soll er als Heimatgruss lieb und lind
Das Denkmal des Dichters umwehen. F. H.

C. Naturgeschichtliches.

V. Die offizielle Einladung zur XXXV. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Greifswald mit Ausflug nach Stralsund am 3. bis 6. August d. J. lege ich Ihnen mit der Bitte um recht rege Beteiligung vor. Meldungen bei dem örtlichen Geschäftsleiter für Greifswald unserm Ehrenmitglied Professor Dr. Credner. Ich selbst werde teilnehmen und, soweit erforderlich die Interessen der Brandenburgia wahrnehmen. Das **Märkische Museum** wird aus seinen Beständen im Mineralogischen Institut der Universität, Langefuhr-Strasse, eine grössere Geologisch-Archäologische Ausstellung: Eolithe, Palaeolithe und ältere Neolithe aus Norddeutschland und Bornholm umfassend, veranstalten und ich werde dieselben zu

bestimmten Stunden denjenigen, die sich für das zeitgemässe Thema interessieren, vorführen und erläutern. Unser Ausschussmitglied Herr Kustos Buchholz wird hierbei assistieren, ebenso hat unser Mitglied Herr Hermann Maurer in seiner Eigenschaft als Pfleger des Märkischen Museums seine Mitwirkung zugesagt. Vom 7. bis 16. August findet eine wissenschaftliche Reise nach Bornholm, Oeland, Gotland (Wisby) Stockholm, Lund, Malmö, Helsingborg, Kopenhagen und Roeskilde statt.

VI. Der Internationale Zoologenkongress findet in Bern vom 14. bis 19. August d. J. statt. Auch hierzu wird bestens eingeladen. Das Programm liegt aus.

VII. Der II. Internationale Kongress für Allgemeine Religionsgeschichte findet in Basel vom 30. August bis 2. September 1904 laut des ausliegenden Programms statt. Auch hierzu wird eingeladen.

VIII. Die 76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte findet in Breslau vom 18. bis 24. September d. J. statt. Sie wollen auch von der grossen Reichhaltigkeit des Programms überzeugen, hoffentlich nehmen, wenigstens an der Abteilung Naturforschung, recht viele Brandenburgia-Mitglieder teil. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Uhthoff ist I. Geschäftsführer.

IX. Irrlichter. Hierzu macht unser korresp. Mitglied Pfarrer E. Handtmann zu Lenzen a. Elbe folgende Mitteilung:

Gestatten Sie, dass ich mit Bezugnahme auf No. 11 Brandenburgia, S. 404—408 mich als Irrlichter-Schauer anführe.

Schon als 9jähriger Knabe lernte ich dieses Phänomen in der Umgebung von Blankensee, nahe Potsdam, insbesondere auf den um die „Brette" — Schäferei zwischen den Dorfern Stucken und Blankensee — gelegenen Sumpfwiesen kennen.

1868 beobachtete ich als pfarrverwaltender Berliner Domcandidat in Gröben, Kreis Teltow, in dortiger Gegend, insbesondere in der Richtung auf Saarmund zu und längs des Saarkanals beim Gröbener Kietz sowie bei Dorf Schiass mit den Lehrern Hoffmann, Vater und Sohn, und dem Wirtschaftsinspektor Knopf an heissen Sommerabenden mehrfach hüpfende Flammchen.

In der Anfangszeit meines Wohnens in Seedorf konnten, z. B. von Herrn Cantor Bansch, Gutsbesitzer Wrath-Bretz und anderen wiederholt in den Monaten August und November Irrlichter auf Riedstellen der Lenzener Unterwische bemerkt werden. Förster Meissel in Eldenburg und Schulze Tiedke in Eldenburg erzählen von Irrlichtern an einer mit viel Farrnkraut bewachsenen Stelle nahe Dorf Moor im Prisiner Walde bei Eldenburg.

Wiederholt habe ich bei Abendwanderungen von hier nach, bezw. von, Lenzen Irrlichter auf dem linken Löcknitzufer nahe Dorf Barken

gesehen. Die deutlichste Wahrnehmung fand in einer Augustnacht (1884 oder 85?) statt. Bei sehr schwüler Temperatur fuhr meine Frau, Tochter und mich der Herrn von Schulenburg wohlbekannte Hofwirt Otto Lansach von Kietz nach Seedorf zurück. Plötzlich bei der „Ochsenkuhle“, einem kleinen Wassertümpel, hielt er erschreckt stille, zeigte mit der Peitsche auf das „Seelenacker“ benannte Feldstück und sagte leise: „Herr Prediger, sehen Sie Sommer?“ („Sommers Geist“ spukt dort wegen Meineids.) Wir sahen in der Tat drei hüpfende Spitzflammen in schmutziger Gelbröte. Als ich Weiterfahren veranlasste, selbst vom Wagen springend, um die Erscheinung zu untersuchen und den sich ängstigenden Rosselenker zu beruhigen, hüpfte eine Flamme dicht vor der Wagendeichselspitze von rechts nach links über den Weg. Ich schlug mit dem Schirm danach, natürlich ohne sie zu erreichen. Die zwei anderen huschten rechts zur Seite.

Meist waren die Flämmchen rotgelber Färbung, flackerten unruhig hin und her; mitunter zeigte sich in der Spitze bläulicher Schimmer. Niemals länger als höchstens fünf (5) Minuten währte solche Lichterscheinung im einzelnen.

In Gröben habe ich mit Lehrer Hoffmann beim Kahnfahren nach Schiass abends manchmal künstliche Entflammung veranlasst. Wir stiessen die Ruderstangen in das Sumpfufer, hielten an das entstandene Loch ein brennendes Streichholz und freuten uns über die hochauf schiessende hastige Stichflamme.

Am Vorhandensein von Irrlichtern kann ich nicht zweifeln, so rätselhaft mir deren „Selbstentzündung“ bleibt. Jetzt mit dem Schwinden von Sumpf und Ried werden Irrlichter naturgemäss seltener.

X. Zum Kapitel der Aussen-Kanzeln (fälschlich Wendenkanzeln) schreibt Herr Pfarrer E. Handtmann nachstehendes:

„II. Zu S 435. Aussenkanzel.“ 1867 oder 68 zeigte mir — ich hatte dort als Berliner Domcandidat Festtags-Predigt während der Vacanzzeit — in Storkow Herr Prediger Ullmann eine Aussenkanzel, und Frau Superintendent Ww. Herzberg erzählte, ihr verstorbener Mann habe in den Anfangsjahren seiner Amtszeit von dieser aus den Landleuten aus den nach Storkow eingepfarrten Dörfern zu predigen gehabt. Er habe als Superintendent diesen Brauch abgeschafft.

1867, August, lernte ich eine Aussenkanzel in Petershagen an der Radaune (Vorort von Danzig) kennen an der „Heiligen Leichnamskirche“, die im Sommer zu Freipredigten benutzt wurde von dem damaligen Herrn Superintendenten Tornwaldt.“

XI. Zu dem Ausdruck „Hullen“ teilt unser Mitglied Architekt Karl Wilke folgendes mit: „In No. 10 — Jahrgang XII, 1904 — fragte A. B., was der Volksausdruck „Hulle“ bedeutet? Nur Hügel, an der

Oder und ihrer Nachbarschaft, und zwar solche Hügel, die etwas „bergen“ — „hehlen“, daher auch „Hel“, die Unterwelt im Berge, der Untersberg besser, wo Kaiser Friedrich schlafen soll nach dem Volksglauben, ebenso Frau Holle. Auch die „Helle“ bei Eberswalde ist darauf zurückzuführen. Alles Anklänge an altgermanische Vorzeit.“

XII. Zu demselben Ausdruck „Hülle“ bemerkt unser Ehrenmitglied Herr Willibald von Schulenburg folgendes:

In der Brandenburgia (1904, 396) wird das Wort Hülle besprochen. Dieses Wort ist gebräuchlich in der Mittelmark, beispielsweise auch im Kreise Teltow, in der Nuthenniederung. Hüllen sind kleine Graskanpen in den Sümpfen und Sumpfwiesen, die niedergehen, wenn man darauf tritt. Deshalb wird die Hülle schlechtweg Schwebhülle genannt (vereinzelt auch gesprochen Schwebhölle), weil sie auf moorigem Sumpf schwebt. Schwebsegge (Carex) heisst das Gras, das solche Schwebhüllen bildet; wird auch Schwebgras genannt. Von den Schwebhüllen werden unterschieden die Werfthüllen, so genannt nach der Werftweide. Die Werfthüllen sind fest. Auf ihnen wachsen auch Faulbaum, Else, Ebresche, Kalineken, Handerschkene. In der Zeit der Dreifelderwirtschaft, als noch das Vieh im Freien gehütet wurde, hatten die Hüllen für die Hirten unter Umständen eine gewisse Bedeutung. In den Modder, der zwischen den Schwebhüllen war, fielen nicht selten die Ochsen hinein. Dann haben sich, wie man mir berichtete, die Hirten Kittel, Hose und Hemde abgezogen und diese am Rande des Sumpfes hingelegt, sind dann in den Sumpf gegangen und von einer Hülle zur anderen gesprungen und haben die Ochsen angetrieben, dass sie sich wieder aus dem Morast herausarbeiteten.

Auf Straubes Karte vom Grunewald ist östlich von Gatow, zwischen Upstall und Papenpfuhl ein Hüllenpfuhl verzeichnet.

XIII. Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten im Jahre 1903 bis 1904. IV. Bericht von Direktor Prof. Dr. Otto Reinhardt. Unser verehrter Obmann-Stellvertreter, bekannt als der eifrige Förderer dieser höchst nutzlichen Veranstaltungen, gibt nicht bloss eine einfache Aufzählung der Ausflüge und Vorträge, sondern referiert mit Herrn Prof. Heyne zusammen derartig eingehend über diese Dinge, dass die Berichterstattung höchst wertvoll und von dauerndem Nutzen erscheint. Es sei mir gestattet, dies an der Hand einiger in unserm Forschungsgebiet liegender Ausflüge zu begründen.

Ausflug nach Motzen.

Am 24. Mai fand ein Ausflug nach Motzen bei Mittenwalde statt zur Besichtigung der dortigen Interglacial-Ablagerungen. Diese waren erst vor kurzem in den nordöstlich vom Dorfe liegenden Tongruben (Glindower

Ton) durch die Herren Dr. Schmierer und Dr. Soenderop aufgefunden worden, welche sich eingehende Mitteilungen darüber vorbehalten haben. Es sei daher hier nur kurz angeführt, dass die schön aufgeschlossenen, ca. 5 m mächtigen, meist tonigen oder kalkigen Schichten zwischen dem unteren und oberen Geschiebemergel liegen und Land- und Süsswasser-Conchylien, Insekten und Pflanzenreste führen. — Nach der Besichtigung dieser Grube wurde der am entgegengesetzten Ufer des Motzener Sees liegenden Ziegeleigrube ein Besuch abgestattet, in der unter dem oberen Geschiebemergel ein Süsswasserkalklager mit zahlreichen Resten von Valvata, Bithynia, Planorben und Pisidien sich findet.

—

Ausflug nach Freienwalde

am 25. Oktober 1903. (Teilnehmerzahl 31.) Der Ausflug galt namentlich den Tertiärgebilden, von denen durch Zusammenstellung der Aufschlüsse in den verschiedenen Gräben am Südrande des Eberswalder Haupttales eine regelmässige Aufeinanderfolge beobachtet werden kann. Es findet sich der mitteloligocäne Septarienton vom oberoligocänen Glimmer- und Quarzsand überlagert, und dieser wieder hat die märkische (miocäne) Braunkohlenformation zur Decke. Zwischen Hohen-Finow und Alt-Ranft auf eine Erstreckung von etwa 10 Kilometern streicht das Tertiär an vielen Punkten am Haupttale aus und ist in den Seitentälern zu beobachten, die die glazialen Schmelzwässer, hier rückwärts unter dem Eise zum Haupttale fliessend, erodiert haben und die in ihrer kurzen, verhältnismässig breiten Form um so mehr auffallen, als sie fast durchgehends jetzt wasserlos sind. Westlich von Freienwalde hebt sich als ein nordsüdlich streichender Sattel der Septarienton bis zu einer Höhe von mehr als 50 m über dem Odertale empor und ist hier wenig vom Diluvium bedeckt, in geringer Entfernung östlich und westlich taucht er jedoch tief unter die Talsohle unter, und gleichzeitig wächst die Mächtigkeit der diluvialen Bedeckung, so dass der untere Geschiebemergel in mächtigen Wänden hinter den Häusern von Alt-Kietz den Steilrand des Talgehänges bildet. Die Teilnehmer besuchten nach einer Besichtigung dieser Geschiebemergelwand, die hier allerdings verhältnismässig wenig Geschiebe liefert, die Ratsziegelei und Kuchenziegelei in und neben dem Hammertal weiter westlich, wo ausser dem Septarienton der überlagernde Glimmersand studiert werden konnte, und wo ihnen die Zusammenstauchung des Sandes und das Hineinpressen des Tons in ihn nach Südsüdwesten durch den diluvialen Eisschub gezeigt werden konnte; leider waren die Aufschlüsse zur Zeit weniger günstig als vor Jahresfrist. Dann führte die Wanderung zum Teufelssee an die alte Halde und Stollenanlage, die an die ehemalige Gewinnung der in der miocänen Braunkohlenformation vorkommenden Alaunerze erinnern, und dann durch die in vollem Schmuck der herbstlichen Farben prangenden Wälder über die Höhen und durch die Schluchten der diluvialen Erosionslandschaft zur „Grünen Tanne“, wo das Mittagessen eingenommen wurde. Der kurze Nachmittag gestattete nur noch einen Besuch der grossen Quarzsandgrube (miocän) in der „Schweinebucht“, sowie das Besteigen des

Aussichtsturmes auf dem Galgenberg, von wo ein Blick auf die Terrassen des Hauptales und die Endmoränenzüge der jenseitigen Talseite und der Neuenhagener Insel geworfen werden konnte.

(Referat des Herrn Oberlehrer Dr. W. Schjerning.)

Verschiedene der Ausflüge und Besichtigungen, z. B. der Berliner Sauerstoff-Fabrik, verdienen von der Brandenburgia nachgeahmt zu werden.

XIV. XXIV. Amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archaeologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1903. Mit 24 Abbildungen. Danzig 1904. Wir begrüssen alle Jahr mit Freuden die interessanten Mitteilungen abseiten des von unserm Mitglied Professor Conwentz geleiteten wichtigen Bildungsinstituts unserer nordwestlichen Nachbarprovinz. Die Sammlungsvermehrungen sind nach dem Bericht des Kustos Herrn Dr. Kumm wiederum reichliche, auch die Berichte und Schilderungen anschaulich und belehrend. Besonders interessant sind die Mitteilungen über die Neuerwerbungen der vorgeschichtlichen Abteilung, darunter zwei Gesichtsurnen von Kölln, Kr. Neustadt und Hoch-Redlau, Kr. Karthaus.

D. Kulturgeschichtliches.

XV. Über alte Stammbücher habe ich Ihnen in der Brandenburgia*) schon früher berichtet. Heut bin ich in der Lage, Ihnen ein altes für einen hohen Preis vom Märkischen Museum angekauftes Berliner Stammbuch aus der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert und 2 auf Stammbücher bezügliche, bemerkenswerte Veröffentlichungen des Oberlehrers Herrn Hubert Freund in Charlottenburg „Aus der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Nach Stammbuchblättern." Teil I. Berlin 1902 (R. Gaertners Verlag) und Teil II. Berlin 1904 (wiss. Beilage des Kgl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg; Weidmannsche Buchhandlung) vorzulegen.

Das Stammbuch, brauner Lederdruck mit den Initialen C. F. F. G., in Goldschnitt, entspricht genau der Zeit. Bemerkenswert ist, dass hier die Bezeichnung „Symbolum" mit irgend einem Spruch, gewöhnlich links unten, unter den eigentlichen Stammbuchversen oder Prosaeintragungen fehlt, während sie bei älteren Stammbüchern die Regel bildet.

Der Vater des jungen Mannes mit den Anfangsbuchstaben C. F. F. G., dem das Stammbuch gehörte, schreibt Blatt 2:

*) Brandenburgia V, 1896, S. 11—24, im Anschluss an ein Stammbuchblatt der Freundin Goethes, Minna Herzlieb, datiert Züllichau den 31. März 1811.

Der Kaiser geht mit Pracht, der Arme schlecht bedeckt,
Der schwache Greis am Stab, der Jüngling froh geweckt;
Der Kranke und sein Arzt, der Thor als auch der Weise,
Der Karge mit dem Schatz, der Schwelger auf die Reise
Nach einem Endpunkt hin — denn Alles ist hier gleiche
Rang, Zeit ohn' Unterschied fällt ab enf (1) einen Streich.
Hier mein Sohn' betrachte die Unsicherheit des Lebens — wandle stets weise, bider und thätig!
Diess sind die heissen Wünsche Deines Vaters
Berlin, den 24 Maj 1794. C F Götzloff

Die ersten Eintragungen sind von 1791, die letzte (Blatt 55) ist vom 16. November 1800.

Den Anfang macht eine Widmung in arabischer Schrift, nämlich die Tughra, d. h. das Handzeichen bezw. Wappen, des Sultans Selim III „Sultân Ahmed Selim Chan telet Ghâzi, Fatih thâni Masr“ (Sultan Achmed Selim Chan III, der siegreiche, zweiter Eroberer von Aegypten)

In der Ecke links unten Unterschrift des turkischen Gesandten in Berlin „Ihr chaméh Ahmed Azmi fi-ssenéh 1206 ll.“ (Eigenhändige Unterschrift Achmed Azmi im Jahre 1206 der Hedschra, d. h August 1791). Herr Maarbes, Magistratssekretar und Lektor am hiesigen orientalischen Institut hat die Freundlichkeit gehabt, die Schriftzüge zu entziffern und zu übersetzen.

Selim III gehörte zu den Orientalen, die wir heut Reformtürken nennen. Geboren 23 Dezember 1761 regierte Selim von 1789—1807 (ermordet 1808) und hatte den besten Willen, gleich Friedrich II. für Preussen und Josef II. für Österreich der Reformator der Hohen Pforte zu sein. Seine Absichten scheiterten an dem beginnenden Verfall des Osmanen-Reichs, welches damals schon vor drohender Aufteilung stand und, gerade wie heute, nur deshalb diesem Schicksal nicht unterlag, weil die Grossmächte sich über die Anteile nicht einigen konnten, zumal Russland, wie gewöhnlich, den Löwenanteil, Konstantinopel, beanspruchte Preussens Stellung bedingte die Aufrechterhaltung des Status quo und es bedrohte im türkischen Sinne deshalb Österreich, als dieses der Türkei wiederum zu Leibe ging. Österreich musste im Jahre 1791 im Frieden zu Szistowo Belgrad wieder an die Türken herausgeben. Vielleicht entsinnen Sie sich des interessanten bedruckten Erinnerungstuches, welches ich in der Brandenburgia am 23. Januar 1895 vorlegte und das diesen Frieden behandelt Seite 306 und 307, Jahrgang III unsers Monatsblattes Brandenburgia (1894/95) finden sich die politischen Vorgänge eingehend von mir erörtert. Friedrich Wilhelm II. — der Nimbus seines grossen Vorgängers wirkte damals noch nach — spielte hier noch einmal die Grossmachtstellung Preussens aus. In den Schwerpunkt

dieser geschichtlichen Vorgänge — 1791 — fällt die Mission des türkischen Gesandten Achmed Azmi in Berlin.

Von sonstigen damals in Berlin bekannten Persönlichkeiten des Stammbuchs seien erwähnt F. A. Angely, J. C. Barth, Daniel Chodowiecki (ein Apollokopf in Sepia mit der Unterschrift: „gezeichnet von D. Chodowiecki in Berlin den 13. Nbr. 1793), P. Fontane, E. A. u. C. F. Gurlitt, L. Iden, C. F. Nagel, A. F. Pallas, C. W. Reinhold, der Kartograph Sotzmann, P. S. A. Schmidt u. A. Alle Verse und Sprüche triefen von Weisheit, von Tugend und Brüderlichkeit; aber vom Christentum ist, entsprechend dem Zeitgeist, natürlich keine Rede. Der Schwerpunkt des Stammbuchs liegt in den vielen z. Th. ausnehmend schönen Handzeichnungen und farbigen Bildern, auch hier wiederum lediglich unter Anwendung der Symbolik des klassischen Heidentums.

Hubert Freunds I. Abhandlung bezieht sich auf ein Danziger Stammbuch um das Jahr 1774flg., von der hiesigen Kgl. Bibliothek aus der Autographensammlung des Generals und Staatsmannes, Freundes Friedrich Wilhelm IV., Joseph Maria v. Radowitz erworben. Auf dem Deckel stehen die Anfangsbuchstaben J. H. S. d. i. Johann Heinrich Soermans. Eine Menge von Gelehrten hat sich verewigt, deren nähere Beziehungen vom Verfasser sorgfältig festgestellt werden.

Die II. Abhandlung schliesst die verdienstliche Arbeit, welche in der Stammbuch-Literatur einen bleibenden Wert beansprucht, ab. Hier erscheinen A. Fr. Büsching 1776, Joh. Joach. Spalding 1776, A. F. W. Sack, W. Abr. Teller, Moses Mendelssohn (hebräisch), K. W. Ramler, die Karschin (sehr unorthographisch) und zuletzt der Oberkonsistorialrat J. J. Silberschlag als in weiteren Kreisen bekannte Berliner Persönlichkeiten in kurzer, aber scharfer Charakteristik.

XVI. Mitteilungen aus dem Museum für Deutsche Volkstrachten etc. Bd. II. Heft 2, Berlin 1904 schildert den Übergang an den Staat, worüber ich Brandenburgia XII 468 berichtet. Ohne sonstige materielle Beiträge.

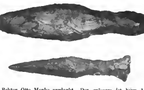
XVII. Ein Urkundeninventar des Klosters Spandau (Jahrb. für brandenb. Kirchengesch. 1904 S. 36—49) überreicht der Verf. Dr. phil. Fritz Curschmann. Sorgfältige kritische Textwiedergabe eines Spandauer Inventariums von 1541, das Verf. im Archiv des Konsistoriums der Provinz Brandenburg bei den Visitationsakten auffand.

XVIII. Die Steinzeitgräber der Uckermark von Hugo Schumann mit 46 Tafeln, 43 Textabbildungen und einer Übersichtskarte. Verlag u. M. Stadtrats Mieck in Prenzlau. Soweit sich aus den heut zirkulierenden Prospekt und einer Illustrations-Probetafel ersehen

lässt, ein schön ausgestattetes Werk, dessen Text in die besten Hände gelegt wurde. Preis 32 Mark.

XIX. Der Uckermärkische Museums- und Geschichts-Verein zu Prenzlau sendet II. Bd. 3. und 4. Heft seiner Veröffentlichungen ein. Aus dem reichen Inhalt mache ich insbesondere aufmerksam auf folgende Mitteilungen. Zwei Bronzenadeln aus der Uckermark, von Hugo Schumann, die bekannte Bronzenadel von Lübbenow (Kreis Prenzlau), Facsimile im Märk Museum und Joach. Otto v. d. Hagen, die Nadel von Greifenberg (Kreis Angermünde) Facsimile ebenfalls im Märkischen Provinzial-Museum. Ferner. Der Roland zu Potzlow, von Pastor Boy in Potzlow. Abbildung S. 154, die Holzfigur ist leider in ungeschicktester Weise jetzt bis über die Knie in einen hohen Steinsockel eingelassen.

XX. Zwei prächtige Steindolche, die das Märkische Museum wiederum dem selbstlosen Eifer seines Pflegers unsers verehrten Mit-



gliedes Rektor Otto Monke verdankt. Der grössere ist beim Ackern auf der Feldmark Demnitz, Kr. Lebus, gefunden. Schwere 125 gr. Länge 19,5 cm. Das andere Stück entstammt wiederum angeblich dem Schlossberg bei Burg im Spreewald als Geschenk des Herrn Gutsbesitzers Pohleux. Schwere 45 gr. Länge 14 cm. 2 Abbildungen stellen diese schön gearbeiteten Stücke dar, die vielleicht aus dem nördlichen Deutschland im Handelswege nach dem Spreewald gelangten. Einen verwandten Feuersteindolch ebendaher, auch freundliche Gabe des Herrn Pohleux, legte ich Ihnen in der Sitzung vom 30 März d. Js vor. Zeitstellung: mittlere Periode der neueren Steinzeit, rügisch-skandinavische Technik.

XXI. Eine interessante Hirschhornhacke im Mergel bei Eichhorst, der westlich vom Werbellinsee auf dem Wege nach Gross-Schönebeck belegenen Kolonie, die ich am 1. Pfingsttag d. J., 22. d. M,

zu besuchen gedenke, ausgegraben. Vielleicht der Steinzeit angehörig, obwohl dergl. durchbohrte Hirschhornhacken auch in wendischen Burgwällen älteren Ursprungs vorkommen. Geschenk des Herrn Lehrers Rehfeldt zu Nieder-Schönhausen, vermittelt durch Herrn Rektor Monke.

XXII. Von der Einweihung der Neubauten des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster am 11. d. M., welches wir unter gütiger Führung des Herrn Direktors Prof. Dr. Bellermann am 7. Oktober 1903 besichtigten, nehmen wir mit Interesse Kenntnis. Ein geschichtlich merkwürdiger Baukomplex aus dem alten Berlin ist nunmehr zum harmonischen Abschluss gelangt Dank dem prächtigen Entwurf d. M. Stadtbaurats Ludwig Hoffmann. Vergl. Brandenb. XII, 350—353.

XXIII. Zum fünfundzwanzigjährigen Gedenktag der ersten elektrischen Bahn 1879 — 31. Mai — 1904 herausgegeben von der weltbekannten Firma Siemens & Halske A.-G.

Für die engere Geschichte Berlins wie für die allgemeine Geschichte des Verkehrswesens von reichem Interesse. Manche unserer Mitglieder sind schon auf der ersten elektrischen Bahn mit der ersten brauchbaren elektrischen Lokomotive während der Gewerbe-Ausstellung hierselbst 1879 gefahren. Die Eröffnung dieser Miniaturbahn, 300 m lang, mit kleinen offenen Bänken, wo man Rücken gegen Rücken sass, erfolgte am 31. Mai 1879. Und jetzt diese weltbewegenden kolossalen elektrischen Betriebskräfte! Das vornehm ausgestattete Werkchen enthält vortreffliche Abbildungen.

XXIV. Herr Rektor Rudolf Schmidt in Eberswalde hat jüngst in der dortigen Zeitung lehrreiche Aufsätze veröffentlicht über Ortschaften der Umgegend: Liepe, Heegermühle und Falkenberg bei Freienwalde a. O. Ich lasse diese Drucksachen zirkulieren und überweise sie den Ortssammelkästen im Archiv des Märkischen Museums.

XXV. U. M. Herr Dr. Friedrich Netto in Potsdam, Ihnen allen als freundlicher Führer bei der Brandenburgia-Fahrt nach dorthin am 29. Juni 1903 (Brandb. XII. 288) bestens in der Erinnerung, übersandte vier selbst verfasste Schriften. 1. Bismarck. Ein Deutsches Festspiel. Potsdam 1900. Teils in gebundener teils ungebundener Sprache spielt der 1. Aufzug am Pfingstsonnabend 1832 während Bismarck's Aufenthalt zu Göttingen in dem Wirtshaus zur Landwehr, dessen Stätte ich mir im Jahre 1902 mit Andacht beschaut. Der 2. Aufzug bei Rezonville am 18. August 1870 betitelt „Der Reichsschmied." Der 3. Aufzug „Der eiserne Kanzler" am 3. Februar 1888 im Reichskanzlergarten in der Wilhelmstrasse zu Berlin. — 2. Das Festbuch für den XXVI. Verbandstag des Deutschen Fleischer-Gewerbes zu Potsdam im Juni 1903 mit allerhand denkwürdigen geschichtlichen Angaben. — 3. Athene. Ein Festspiel, Berlin 1903, für das griechische

Fest der Studierenden des K Kunstgewerbemuseums geschrieben, aufgeführt im Kgl Neuen Operntheater (Kroll) am 30 Januar 1903 (Personen: Stentor, der Griechenherold, Athene, der deutsche Kunstschüler). — 4. Bunzelwitz Ein preussisches Soldaten-Festspiel von 1761. Berlin 1904. Friedrich II und Zieten treten darin auf Wir wünschen dem fleissigen Verfasser noch weitere Aufführungen seines Volksstückes.

XXVI Ein sentimentales Volkslied, welches Herr Rektor Monke mitteilte, kennt die Gattin unseres verehrten Mitgliedes Herrn August Förster in folgender ausführlicheren Lesart:

In des Gartens dunkler Laube
Sassen abends Hand in Hand,
Ritter Ewald jung und mutig
An Minnas Seite festgebannt

Um sie blühte der Hollunder
Rosen dufteten all umher,
Und der Nachtigallen Lieder
Tönten leise wehmutsschwer

Doch sie pflückten keine Rosen,
Hörten nicht der Vögel Sang,
Ach! in ihren Herzen tönte
Nur der Trennung Wehmuts Klang

Traute Minna, lass das Weinen,
Denk an unser künftig Glück,
Wenn die Rosen wieder blühen,
Kehre ich zu Dir zurück

Und ein Jahr war bald verflossen
Und die Rosenknospe brach,
Da trat Ewald in den Garten,
Wo er einst die Holde sprach

Doch was sah er? Frisch und grünend
Hob ein Grab sich am Spalier,
Und die Schrift in Marmor sagte
„Minna ruht in Frieden hier!

Ist das der Dank? ist das der Lohn?
Ist das der treuen Minne Sold?
Dass ich bin zurückgekehret
Und Du liegst im Grabe schon? —

Ewald zog hinab ins Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
In des Klosters düstern Mauern
Gruben Mönche bald sein Grab!

Wie ich höre laufen noch andere Lesarten im einzelnen im Volksmunde um

E. Bildliches.

XXVII. „Alt- und Neu-Berlin" nennt sich eine hochinteressante Bilderausstellung im Künstlerhaus Bellevue Str. 3, welche bis zum 17. Juni dauert und eine Menge interessanter Prospekte, einzelne Gebäude, Genrebilder, Volksszenen u dergl vorführt Das Märkische Museum hat auch bereitwilligst eine grosse Anzahl Ölgemälde und Drucke dargeliehen Ich erlaube mir auf diese echt heimatkundliche Ausstellung hiermit besonders aufmerksam zu machen und zu deren Besichtigung aufzufordern.

XXVIII Rüdersdorf-Altegrund, oder wie es jetzt amtlich aber nicht zweckmässig benannt wird Kalkberge, bietet dem Amateur-Photographen eine unerschöpfliche Fülle ansprechender Aufnahmegelegenheiten. Einer Pflegschaftsfahrt, die ich am 8 d. M dorthin leitete, verdanken wir beikommende vier schöne Aufnahmen unseres geehrten Mitgliedes Herrn Bibliothekar F. Lüdicke. a) Die Hafenstelle

am Ende des Kanals in Kalkberge — b) In der Nachbarschaft der Gipsbrüche und im Aufschluss der Rotformation, welche dort unter dem Muschelkalk ansteht. — c) Die malerischen alten Kalkofenruinen unter dem Glockenberg und d) der jetzige eigentliche Tiefbau. Ich überweise diese wohl gelungenen Bilder dem Märkischen Museum mit bestem Dank.

XXIX. U. M. Herr Chemiker Schenk überreicht fünf Ansichtspostkarten mit Motiven aus Müllrose.

XXX. Aus Lieberose geht uns folgende Notiz zu. Am 21. Januar 1904 waren es gerade 350 Jahre, dass die Stadt durch eine grosse Feuersbrunst bis auf 12 kleine Häuschen zerstört ward. Eine alte Pergamenturkunde und das Stadtbuch von Lieberose meldet in unbeholfener Weise folgendes:

„Im Jahre 1554 den 21. Januarii zwischen 6 und 7 Uhr Abends ist Lieberose in 4 Stunden bis auf 12 Häuser, unter welchen Velten von Katzenburgks Behausung, die da hie zuvor die Pfarre gewesen, Hans Eckstein's, die Mühle, und die ganze Badergasse geblieben, ganz und gar rein ausgebrannt. Dasselbe Feuer ist anfänglich aus Nickel Ludwigs Haus, welcher zur selbigen Zeit in dem Rathstuhl gewesen, durch seine und seines Weibes unachtsamen Gesindes Verwarlosung auskommen. Also, dass benannter Ludwig etzliche Fuder Heu 3 Tage vor geschehenem Brande in sein Haus bringen und auf die Stube breiten liess, da solches auf Befehl der Obrigkeit und des Rats bei hoher Strafe verboten. Er auch selbst solch Verbot für gut erachtet und in seiner Gegenwart die Feuerstellen helfen besehen und Niemanden vergönnt, Stroh, Heu, Reiss, auch keinen Überfluss an Holz in die Wohnungen zu legen. Indem wie das Feuer gar mit grossem Grausen schrecklich angegangen, alsbald über die andern Gassen und Häuser und das ganze Städtlein geflogen und gewütet, davon nicht genugsam zu sagen und zu reden ist und soviel daraus zu schliessen, dass Gott der Allmächtige seinen Zorn Übermasses ausgeschüttet und sehen lassen, dabei die Gemeine auch fromm denkende Nachbarn in einen Schrecken dermassen geraten, dass sie gar nichts haben retten können."

Postkarten sind selbstverständlich anlässlich dieser geschichtlichen Erinnerung angefertigt worden.

XXXI. In der „Weiten Welt", Nr. 38 vom 13. Mai d. J. finden wir einen schön illustrierten Aufsatz u. M. Rob. Mielke: das Schloss zu Schwerin. Recht zeitgemäss, da der Regierungswechsel, die bevorstehende Vermählung des jungen Grossherzogs Friedrich Franz IV. und andere, zum Teil leider recht traurige Ereignisse die mecklenburgischen Verhältnisse unter den deutschen Kleinstaaten gerade jetzt in den Vordergrund rücken.

XXXII. Vom Fricke-Gedenkstein. Am Sonntag den 30. April 1904 nachmittags um 4 Uhr wurde, wie von uns angekündigt, an der Lichtensteinbrücke der Gedenkstein für den bei einer Lebensrettung verunglückten Füsilier Fricke enthüllt und der Tiergartenverwaltung über-

geben. Kurz vor 4 Uhr rückte die 11. Kompagnie des 2. Garderegiments, der der Verstorbene angehört hatte, an und nahm in der Lichtenstein-Allee mit der Front nach dem verhüllten Denkstein, der zwischen dem Tiergarten-Ufer und der Lichtenstein-Allee auf dem Gelände des Tiergartens seinen Platz gefunden hat, Aufstellung. Auf der Tiergartenseite und längs des Tiergarten-Ufers postierten sich die Abordnungen der übrigen Kompagnien. Mit dem gesamten Offizierkorps des Regiments



war auch der Kommandant von Berlin, Generalleutnant von Höpfner, erschienen. Nachdem der Kommandeur des Regiments, Oberst Erbprinz Wilhelm von Hohenzollern, den Befehl zur Enthüllung gegeben hatte, übergab der Prinz den Denkstein mit einer kurzen Ansprache dem Tiergartendirektor Geitner und legte dann einen Kranz des Offizierkorps nieder. Darauf defilierten das Offizierkorps und die Abordnungen am Stein vorbei. Ein unbehauener Granitblock von etwa $1^1/_2$ Meter Höhe, trägt auf seiner vorderen polierten Seite die Worte: „Bei mutiger Rettungstat ertrank unweit dieser Brücke am 21. Februar 1904 der

Füsilier Hermann Fricke 11. Komp 2. Garde-Regiments z. F. Ehre seinem Andenken!“

Auf meine Bitte hat u. M. Herr Ingenieur Paltzow, als kundiger Amateur-Photograph den Stein von mehreren Seiten aufgenommen. Eins dieser Bilder wird hier wiedergegeben.

U. M. Fräulein Clare Henriette von Förster hat Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern, Kommandeur des II. Garde Regiments zu Fuss, die nachfolgende Dichtung übergeben, die gedruckt in der Kaserne angeschlagen worden ist.

Füsilier Fricke

(zum Gedächtnis seiner Heldentat am 21. Februar 1904)

Was treibt dort im schwarzgrünen Wasser der Spree?
Ein Weib ist's „Helft, rettet!“ — In bitterstem Weh
Will's enden Verzweiflung und Klagen

Jetzt will sie versinken, jetzt geht sie's zugrund',
Die Arme, so jung noch, so rot noch ihr Mund!
„Hilft niemand?“ sie jammern und fragen

Vom andern hofft jeder die rettende Tat,
Dem andern dem gäb' er dann gern jeden Rat,
Doch zahlen mit eigenen Tagen, —

Das wäre vermessen, das wäre zu viel,
Das setzte zu tollkühn das Leben auf's Spiel,
Am Ende vielleicht all dem Jagen

Da kommt er, der Siegfried, mit eiligem Schritt,
Im Rock seines Königs frohmutig der Tritt.
„Was giebt's da zu gaffen, zu fragen?“

Doch kaum, dass sein Auge die Ärmste ersieht,
Da packt ihn das Mitleid, mit Macht es ihn zieht,
Da will er hinab ohne Zagen

Jung Siegfried, jetzt schlägt Dir das Herze zu warm,
Zu easig des Wassers grüngleissender Arm! —
Da springt er! — Er muss es ja wagen!

Wo bliebt ihr, ihr Vögle n, Jung Siegfried zur Wehr?
Wo bliebt ihr, Spreetöchter, ihr warnet nicht mehr!
Nun muss wohl sein Mütterlein klagen!

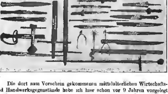
Die Albe, sie reissen ihr Opfer hinab,
Das Weib und den Jüngling ins nasseste Grab!
Von Alben sind beide erschlagen.

Jung Siegfried wohl warst Du ein dienender Mann,
Und dennoch ein Held, als Du solches getan,
Dein Schwert hast Du bestens getragen

Den Drachen der Furcht schlingst Du kräftig auf's Haupt,
Und hat er Dir fauchend das Leben geraubt,
Du fielst, wie auch Helden erlagen!

Jung Siegfried, Du wechselst das Kleid, die Gestalt,
Den Namen, den Stand, Du wirst jung, Du wirst alt,
Doch stirbst nicht, wenn auch erschlagen!

XXXIII. Herr **Kustos Buchholz:** Die Arbeiten im Grunde des jetzigen und ehemaligen Spreebettes beim Mühlendamm sind jetzt, nach Regulierung des Spreelaufs und nach Herstellung der Fundamente zu den Städtischen Gebäuden zwischen Fischerbrücke und Fischerstrasse, gänzlich zu Ende geführt, so dass die Liste der Fundstücke abgeschlossen werden kann.



Die dort zum Vorschein gekommenen mittelalterlichen Wirtschafts- und Handwerksgegenstände habe ich hier schon vor 9 Jahren vorgelegt und in Band V des Monatsblattes besprochen und abgebildet. Einige weitere in diese Gruppen fallenden Fundstücke sind seitdem noch eingegangen, sie unterscheiden sich von jenen aber nicht wesentlich. Heute, nachdem auch die letzten beim Fundamentbau zum neuen Städtischen Untersuchungs-Amt für Nahrungsmittel gewonnenen Fundstücke in das Märkische Museum gelangt sind, lege ich nun auch die im Laufe der letzten 12 Jahre angesammelten **Mittelalterlichen Waffen aus dem Spreegrunde beim Mühlendamm** vor.

Wenn diese Sammlung auch in der langen Zeit von 3 Jahrhunderten — dem 13., 14. und 15. — nach und nach auf die Fundstelle geraten war, so giebt die grosse Zahl der Stücke doch Anlass zu Vorstellungen über die möglichen Gelegenheiten, bei denen dies geschehen sein könnte.

Schwerter, Dolche, Speere, Sporen u. dergl. können zwar vereinzelt auch zufällig in die Spree gefallen oder geworfen sein; es kann aber auch mancher blutige Strauss auf dem Wasser oder auf der Brücke, oder auf dem Ufer ausgefochten sein, bei denen diese Waffen verloren gingen. Ein grosser Teil der Waffen lässt sich nach den Formen in die Zeit der Quitzow-Wirren, ein anderer Teil in die Zeit der Aufstände der Berliner Bürger in den 1440er Jahren schätzen und dürfte bei diesen Gelegenheiten an die Fundstelle gelangt sein. Andere, wie z. B. die Dolche mit den wulstigen Parierstücken aus Maserholz und einige der Speerspitzen, reichen zeitlich zurück bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts, ja bis in das 12. Jahrhundert.

XXXIV. Vortrag des Herrn Bibliothekars Dr. G. Albrecht: Kolonisation des Wendenlandes zur Askanierzeit. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

XXXV. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Ratskeller.

6. (4. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Dienstag, den 7. Juni 1904, nachmittags.

Wanderfahrt nach Spandau, Valentinswerder und Scharfenberg.

Zum Antritt der Wanderfahrt nach Spandau und Tegel hatte sich eine ganz besonders grosse Zahl von Mitgliedern eingefunden. Da die Teilnehmer aus den verschiedensten Gegenden unserer Stadt zusammenströmten und fast alle Stationen der Stadtbahn zum Einsteigen benutzt wurden, so bildete erst der Bahnhof in Spandau den eigentlichen Sammelpunkt. Von hier aus begeben wir uns über die grosse Havelbrücke am Denkmal Kaiser Friedrichs vorbei nach dem gegenüber der Garnisonkirche gelegenen Hafen. Dort lagen zwei grosse Dampfer, die u. M. Herr Paul Haberkern gestellt hatte, vor Anker, um uns nach dem diesem Herrn gehörigen Valentinswerder überzusetzen. Unter den Klängen der Musik fuhren wir über die herrliche Wasserfläche, während wir uns an den schönen Blicken ergötzten, die die abwechselungsreichen Ufer den Augen holen. Im Restaurant der Insel wurde Halt gemacht und an den zwischen prächtigen, alten Linden aufgestellten Tischen der Kaffee eingenommen. Nachdem die Gesellschaft sich gestärkt hatte, gruppierte sie sich um Herrn Haberkern, um aus seinem Munde die hier folgende Darlegung über die Geschichte seines Besitztums zu vernehmen.

„Indem ich die Mitglieder und Gäste der Brandenburgia auf diesem Eiland herzlich willkommen heisse, erfülle ich gern den mir von unserem verehrten Herrn Vorsitzenden, dem Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel erteilten Auftrag, Ihnen über Entstehung und Werdegang der Insel Valentinswerder soweit dies durch Überlieferung, Vermutung und Urkunden möglich ist, Mitteilung zu machen. Ich möchte Sie aber im voraus um Ihre freundliche Nachsicht bitten, wenn Ihre Erwartungen durch das Mitgeteilte nicht befriedigt werden sollten.

Die Inseln im Havelstrom verdanken ihre Entstehung Ablagerungen, welche durch die verschiedenen Strömungen im Flussbette selbst und durch Alluvien sich gebildet. Auch die Insel Valentinswerder soll in dieser Weise in grauer Vorzeit entstanden sein. Durch prähistorische Funde von verschiedenen Werkzeugen von Feuersteinen, als Hammer, Stemmeisen und Messer ist festgestellt, dass auch Menschen darauf gelebt haben müssen. Letzterer Umstand wird auch dadurch bestätigt, dass viele menschliche Gerippe, die vollständig verkieselt, gelegentlich ausgegraben worden sind. — In dieser Beziehung dürfte aber auch das Gutachten eines Sachverständigen, wie es unser verehrter Vorsitzender, Herr Geh. Rat Friedel ist, von Bedeutung sein. Dieser Sachverständige besuchte die Insel vor 25 Jahren und sein Findertalent liess ihn auch einen Scherben entdecken, der in dem Verzeichnis des Märkischen Museums in Berlin als Teil einer Urne, auf Valentinswerder, alter Begräbnisplatz der Wenden, gefunden durch Stadtrat Friedel, aufgeführt worden ist.

Über die Bezeichnung der Insel als Valentinswerder hat sich bestimmtes nicht ermitteln lassen. Der Sage nach soll zu Anfang des 18. Jahrhunderts dort ein Mann dieses Namens gehaust haben, der durch seine Kenntnis der Pflanzen als Wunderdoktor für Menschen und Vieh gewirkt und sich eines grossen Rufes erfreut haben soll.

Die ersten urkundlichen authentischen Nachrichten über die
1746 Insel Valentinswerder stammen aus dem Jahre 1746. In diesem Jahre fanden Verhandlungen zwischen der hochgrundlichen kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer wegen Überlassung der Inseln Eiswerder und Valentinswerder an den steuermärkischen Kolonisten Philipp Schupfer und dem Amte Spandow statt. Das Amt Spandow macht der p. Kammer Vorstellung, dass der betr. Kolonist ein dem Trunke ergebener Mann und es nicht anzuempfehlen sei, demselben die Insel zum Ausroden des Baum- und Strauchwerkes und zur Urbarmachung zu überlassen, da die Insel ja vom Wasser rings umgeben und er das Festland nur mittels eines Kahnes erreichen könne, wobei die Gefahr vorhanden, dass er bei dieser Gelegenheit in seiner Trunkenheit leicht ersaufen könne. Es blieb aber bei der Entscheidung der

1751 pp Kummer. Im Jahre 1751 siedelte dieser Kolonist aber von
Eiswerder nach Valentinswerder über und erbaute sich daselbst
ein Wohnhaus mit Scheune, nachdem er die Inseln Maien- und
Reichswerder in Mitbenutzung genommen. Die Voraussetzung
des Amtes Spandow traf aber ein. Philipp Schupfer ertrank im
1752 Jahre 1752. Ungeachtet wiederholter Vorstellung des Amtes
Spandow, dass dem ebenfalls dem Trunke ergebenen Sohne die
Inseln nicht verpachtet werden sollten, wurde der Joseph Schupfer
1757 gleichwohl am 20. Dezember 1757 Erbpachter der Insel Valentinswerder. Aber auch er ertrank. Seine Witwe, die Schupfrin geb. Lange'schen, wurde unterm 14. 9. 1763 durch den Prinz von Preussen als Erbpächterin konfirmiert. (Bolle.) Es folgen nun mehrere Besitzer, unter anderem auch der Königl Hofschauspieler Blume, der auch von Friedrich Wilhelm IV. das Etablissement Blumenhof in Saatwinkel in Erbpacht erhielt und für Valentinswerder ein Wegerecht über dasselbe konstituierte.

Von meinem Vorgänger im Besitz von Valentinswerder, dem Ackerbauer Bruckmann, der 28 Jahre darauf mit seiner Familie von der Ackerwirtschaft gelebt, erwarb ich die Insel im Jahre 1874 und gab ihr die jetzige Ausstattung. Während jener jeden Baum und Strauch mit Ausnahme die seines Wohngebäudes, welches vor einigen Jahren durch Feuer eingeäschert, als Schattenspender wegen seines Ackers entfernte, fiel mir die Aufgabe zu, die Bepflanzung und Bebauung der Insel, wie Sie sie heute sehen, vorzunehmen.

Der Umstand, dass der Vorbesitzer seine Insel nach Jahr und Tag nicht wieder erkannte, zeugt am besten von den Veränderungen, die vorgenommen worden waren, um hier ein ruhiges Plätzchen zur Erholung zu schaffen."

Nachdem wir den Vortrag gehört hatten, durchwanderten wir, an zahlreichen, prächtig gelegenen Villen vorbeikommend, die Insel mit ihren hübschen, reizende Durchblicke gewährenden schattigen Anlagen.

Dann ging es weiter nordwärts über den See nach der Insel Scharfenberg, deren Besitzer unser Mitglied und Beisitzer Dr. Bolle uns am Ufer empfing, um dann selbst die Führung zu übernehmen.

Die Insel nimmt fast ganz ein Arboretum ein, eine wundersame Vereinigung aller möglichen heimischen und exotischen Bäume, Sträucher und Blumen, wie sie der Natur- und Schönheitssinn eines zugleich von wissenschaftlichen Tendenzen geleiteten Botanikers zu Stande gebracht hat. Auf dem Gange durch die Insel, der uns zu der nördlich gelegenen, eine prächtige Aussicht über den See und seine waldumsäumten Ufer bietenden Anhöhe führte, durften wir uns an der hier ausgebreiteten herrlichen Pflanzenwelt erfreuen. Auf der Anhöhe begrüsste uns der liebenswürdige Gebieter dieser Schönheiten mit freundlichen Worten.

Später war es uns auch vergönnt, den Herrschersitz des Monarchen der Insel zu besichtigen. Es ist eine in edlem und einfachem Renaissancestil erbaute Villa, die im Innern einige alte hübsche Möbel aufweist und im ganzen im Beschauer den erquickenden Eindruck eines behaglichen Ruhesitzes erweckt.

Nach der Besichtigung von Scharfenberg begab man sich nach Tegel, wo man im Restaurant „Strandschloss" in heiterer Geselligkeit zusammenblieb und die Jugend schliesslich ein Tänzchen wagte.

Bei der Rückkehr zerstreuten sich die Teilnehmer nach verschiedenen Richtungen. Die meisten benutzten jedoch wieder die uns von Herrn Haberkern so freundlichst zur Verfügung gestellten Dampfer, und fuhren in einer prächtigen nächtlichen Fahrt über den See nach Spandau.

Wir mussten an die tiefempfundenen Verse denken, die Gottfried Keller, der sich in Preussens Hauptstadt einsam fühlende, von Heimweh erfüllte Schweizer i. J. 1852 dichtete, als er diese Gegend erblickte:

Tritst Du hinaus, den Föhrensaum
Sieh ernst den See umgeben,
In seinen Wipfeln rauscht der Traum
Vom fernblauen Leben.

Fühlst nach der Heimat Du das Weh
O Fremdling Dich durchschauern,
Fahr auf dem nordischen Geistersee,
Hier ist es schön zu trauern!

---

7. (5. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 11. Juni 1904, nachmittags 4½ Uhr,

mit gütiger Genehmigung des Ältesten-Kollegiums der Kaufmannschaft

Besichtigung der Heiligen Geistkirche

Spandauer Strasse, Ecke Heilige Geistgasse

Der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, eröffnete die gutbesuchte Versammlung, welcher der General-Superintendent und Probst von Berlin Dr. Schrader als Gast beiwohnte mit einer kurzen Ansprache ungefähr folgenden Gedankenganges.

In weihevoller Stimmung haben wir dies ehrwürdige Gotteshaus, welches auf eine Vergangenheit von 600 Jahren zurückblickt, betreten

und wir können uns gewiss alle noch nicht mit dem Gedanken befreunden, dass dasselbe dem Abbruch und Untergange geweiht sein soll. (Der Redner wiederholt nunmehr in Kürze dasjenige, was er unter der Überschrift „der Abbruch der Heiligen Geistkirche“ in der Sitzung vom 30 März d. J. unter Nr. XXIII gesagt und macht auf die dem Abdruck des Sitzungsprotokolls beigegebene Abbildung der Kirche aufmerksam *)

Über die Geschichte der Kirche selbst wird Herr Kustos Buchholz nach mir reden, ich will nur die Umgebung und deren Entwicklung besprechen.

Aus dem „Plan des Heil. Geist-Viertels, wie es in Anno 1720 vor Zersprengung des Pulverthurns ausgesehen“ (Joh. Frid. Walther delin. — G. P. Busch sculpsit) ersehen Sie, wie die Heilige Geist-Gasse als „Wursthof“ bis zur Burgstrasse verlief und wie der Pulverturm, dessen Auffliegen auch die Heilige Geistkirche beschädigte, schräg gegenüber derselben und gerade gegenüber der Garnisonkirche an der Ecke der Spandauischen und Wallstrasse (jetzt Spandauer und Neuen Friedrichstrasse) stand. Auf dem Sotzmannschen Plan von 1804 ersehen Sie, dass in der Burgstrasse nach Süden das Joachimsthalsche Gymnasium und die Ritterakademie**) folgte. Bei Gelegenheit des Baus der jetzigen Börse und ihrer Erweiterung, welche die Kassierung des ehemaligen Wursthofs (verlängerte Heil.-Geistgasse) unter Herstellung der Sankt Wolfgangsstrasse***) zur Folge hatte, und beim Neubau der Häuser an der Burgstrasse bis zur Kaiser Wilhelmstrasse sind gelegentlich der Fundierungsarbeiten regelrechte, durch Feuer zu Grunde gegangene Pfahlbauten der ältesten Berliner Bevölkerung bis in die wendische Vorzeit reichend gefunden worden, aber auch noch viel ältere vorslavische Spuren, bearbeitete Feuersteine, Geweihe und Knochen, welche auf die semnonisch-germanische Urbevölkerung zu beziehen sind. Andrerseits liegt über der slavischen Schicht eine Aufhöhung aus dem ältesten christlich-deutschen Mittelalter herrührend, namentlich durch viele Gefässreste und allerhand Eisengerät charakteristisch gekennzeichnet.

Es ist kein Wunder, dass sich bei dieser reichen Vorgeschichte auch die Sage der Örtlichkeit und zwar speziell des Heiligen Geistkirchhofes bemächtigt hat, der anfänglich viel grösser war und sich bis an

*) Vgl. hierzu den interessanten Aufsatz von Professor Peter Wallé im Zentralblatt der Bauverwaltung vom 23. April 1904 „Zur Erhaltung der Heilig. Geistkirche in Berlin“ mit Plänen und Grundrissen, S. 214—216, den ich in unserer Sitzung am 27. April 1904 besprochen. E. Fr.

**) An deren Stelle später die Kriegsakademie.

***) Der Name ist vom Kaiser Friedrich, damals noch Kronprinz, zum Gedächtnis der St. Wolfgangs-Gilde i. J. 1885 in Vorschlag gebracht worden. Brandenb. VI 28.

die Burgstrasse erstreckt hat Bei A. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berliner Vorzeit S. 1 ff. (wiedergegeben bei A. Kuhn, Märk. Sagen und Märchen, 1843, S. 120 flg. und bei W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, seit 1871 vier Auflagen) wird wörtlich erzählt: „Auf dem Kirchhofe des Hospitals zum Heiligen Geiste in Berlin haben vor vielen Jahren, wie das bejahrtere Leute noch immer von ihren Ältern gehört haben, drei gewaltig grosse Linden gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen Raum desselben weithin überdeckten. Das wunderbarste an diesen Bäumen war, dass sie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachstum erreicht hatten, aber dieses Wunder hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten Vor vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugethan waren und mit Leib und Leben für einander einstanden So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine derselben des Meuchelmordes angeklagt, und sollte obgleich er noch kein Geständnis gethan, da alle Umstände die ihm zur Last gelegten That wahrscheinlich machten, den Tod erleiden Noch sass er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen, und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, dass seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde und so statt eines Thäters auf einmal drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, dass er allein jenen Mord begangen Da wagte der Richter nicht den Urtheilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, welcher verordnete, dass hier ein Gottesurtheil entscheiden soll Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so dass die Wurzeln nach oben stünden, wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Thäter bezeichnet. Dies Urtheil wurde auch sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen, und siehe da! nur wenige Wochen vergingen und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe, und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So ward denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und anderen Platz gemacht haben."

Ich darf hieran unmittelbar anknüpfend nicht unterlassen, daran zu erinnern, dass unser verehrtes Mitglied Fräulein Clara Henriette von Förster diese Begebenheit in der Dichtung „Die drei Linden",

Schauspiel in fünf Akten, nach einer märkischen Sage*) mit Wärme und Geschick verherrlicht hat. Die Königl. Hofschauspielerin Frau Nuscha Butze trug uns das Drama am 18. Januar 1897 künstlerisch vollendet im Ständehause vor. Seither sind Aufführungen in Sigmaringen und Potsdam erfolgt, in Berlin noch nicht und doch ist ja gerade hier die eigentliche Stelle für Aufführung der Dichtung, deren natürlichen Boden wir heute betreten. Die vielen volkstümlichen Szenen empfehlen das Drama als ein im grösseren Stile aufzuführendes Volksstück und erlaube ich mir deshalb es vornehmlich dem Herrn Schulrat Dr. Stier, als dem Veranstalter volkstümlicher Schauspielaufführungen, zur Beachtung zu empfehlen.

Das Stück spielt unter Johann Georg (1571—98). Die drei Brüder sind Goldschmiede und heissen Leuthinger. Auch der Name, den der Kurfürst ihnen bei der Erhebung in den Adelstand verleiht, „von der Lande", kommt in der Heiligen Geistkirche selbst vor, nämlich der Landschaftssekretär von der Lande, als Stifter einer der Bildtafeln, die Sie alsbald in Augenschein nehmen werden.**)

Über die Sitte und Sage von den verkehrt gepflanzten Bäumen, den sogen. Gertrudslinden u. dgl., habe ich in der Brandenburgia öfters berichtet,***) so dass ich darauf verweisen kann. Vielleicht haben die zwecks Herstellung schattiger Gänge stark beschnittenen und in Folge dessen mit knorrigen, wurzelartig geformtem Astwerk ausgestatteten Linden, unter denen sowohl für die Heiligen Geist-Hospitaliten wie für die Garnison an schönen Sommertagen Gottesdienst abgehalten wurde, zu der Sage äusserlich Anlass gegeben, zumal sich drei dieser sogen. Verkehrtlinden, wie aus alter Abbildung ersichtlich, sich noch lange erhalten zu haben scheinen, als ihre Genossen bereits vertrocknet waren. In wie fern weiter noch auf die Sage von den drei Brüdern die drei Totenschilder von drei Mitgliedern der Familie Halkan (Holkanne, Helkanne) mit Anlass gegeben haben mögen, bemalte schildförmige Holztafeln, die bis zur Überführung in das Märkische Museum hier an der Wand als uralte Erinnerungszeichen hingen, lasse ich dahingestellt sein.****)

Hierauf folgte der Vortrag des Herrn Kustos **Buchholz** über **das Hospital und die Kirche zum Heil. Geist in Verbindung mit der Entstehung der Stadt Berlin.**

*) Letzte Bearbeitung (Reg. London Stat. Hall) Berlin 1903, Felix Bloch Erben. Dieselbe wurde im Druck leihweise vorgelegt.

**) Vgl. die Beschreibung Borrmanns im Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler Berlins 1893 und meine Nachricht Brandenb. V. S. 403.

***) Vgl. Jahrg. V. 269—284, besonders 400—405, VI. 27 und IX. 90.

****) Zu vergleichen meine ausführlichen Mitteilungen Brandenburgia V. 402 und 403.

Hochgeehrte Versammlung!

Die Entstehung des Hospitals und der Kirche zum Heil. Geist hängt mit der Gründung der Stadt Berlin selbst zusammen und diese wiederum mit den jetzt 700 Jahre zurückliegenden geschichtlichen Vorgängen, die zu ihrer Zeit zwar von geringer Bedeutung erscheinen mochten, die aber das erste Fundament legten, zu dem späteren Aufbau des Preussischen Staats und des neuen deutschen Reichs.

Gehen wir weitere 700 Jahre in der Geschichte zurück, so finden wir das bisher germanische Land diesseits der Elbe von slavischen Volksstämmen erobert, die zurückgebliebene germanische Bevölkerung unterjocht und tributpflichtig gemacht. Im Laufe der Jahrhunderte dieser slavischen Herrschaft waren auch die letzten Spuren des Germanentums verwischt, die Bevölkerung war vollständig slavisch geworden.

Wenn auch in den letzten 300 dieser 700 Jahre seitens des inzwischen erstandenen alten deutschen Reichs Versuche zur Rückgewinnung des Landes mit wechselndem Glück unternommen wurden, so war es doch erst in der 2. Hälfte des 12. und in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts den Askaniern vorbehalten, unsere Mark Brandenburg unter dem Panier von Schwert und Kreuz dem Deutschtum wieder zu gewinnen, das Land zu kultivieren, zu germanisieren und zu christianisieren.

Nachdem der letzte Widerstandsversuch im Havellande unter Jakza von Copnik im Jahre 1157 durch Albrecht den Bär niedergeschlagen war, blieb der letztere wie später seine Nachfolger im unbestrittenen Besitz des Havellandes und der Zauche. Er liess die östliche Grenze seines Landes durch die Templer besetzen, die längs der Nuthe Burgen anlegten und von da aus in den Teltow eindrangen. Dann gingen auch Zinna'er Mönche durch den Teltow über die Spree vor und setzten sich im Barnim fest, wo sie im Anfang des 13. Jahrhunderts das Rüdersdorfer Kalklager entdeckten und nutzbar machten.

Teltow und Barnim gehörten damals den slavischen Herzogen von Pommern. Der Enkel Albrecht des Bären, Markgraf Albrecht II, suchte beide Landschaften von der Verbindung mit Pommern zu trennen, indem er um 1215 längs der Finow einen Streifen Landes von der Havel bis zur Oder eroberte und dort feste Burgen anlegte.

Da inzwischen auch die Lausitz und Lebus von Sachsen und Magdeburg aus christianisiert waren, so war den heidnischen Slaven im Teltow und Barnim jede Verbindung mit ihrer nationalen Herrschaft, wie auch mit ihren heidnischen Genossen abgeschnitten.

Dies Verhältniss benutzten die Söhne Albrechts II, Markgrafen Johann I und Otto III, gegen Ende der 1220er Jahre, um beide Land-

schaften vom Herzog Barnim von Pommern **friedlich durch Kauf zu erwerben.**

So war der Boden gewonnen, der dereinst das Centrum Germaniens werden sollte — der Boden, auf dem die jetzige Reichshauptstadt Berlin gegründet wurde.

Keine gleichzeitige Urkunde giebt vom Jahre dieser Gründung Nachricht. Dass die beiden Markgrafen aber sogleich nach der Besitznahme der neuen Landschaften mit der Gründung von Städten, namentlich auch von Berlin vorgegangen sind, ist aus Urkunden erwiesen, die zwar anderweitige markgräfliche Akte betreffen, in denen aber schon Berliner Persönlichkeiten als Zeugen figurieren. So kommt vor in einer Urkunde von 1238 ein „Symeon Pfarrer zu Cölln, in 2 Urkunden von 1244 und 1247 derselbe Symeon als „Probst zu Berlin“ und in einer anderen Urkunde von 1247: „Marsilius Schulze von Berlin“, ein Mann aus der niederrheinischen Gegend, der als der erste Verwalter der unter seiner Mitwirkung angelegten Stadt Berlin betrachtet wird.

Ferner heisst es in einer die Stadt Prenzlau betreffenden Urkunde des Markgrafen Johann I von 1251: „Auch sollen sie (die Bürger von Prenzlau) dieselbe Zollfreiheit in der Mark geniessen, wie die Bürger von Berlin.“ Endlich wird in einer oft erwähnten Urkunde von 1253 die Stadt Frankfurt a. O. mit „Berlinischem Recht“ bewidmet.

Ist hiernach der Bestand einer weltlichen und geistlichen Organisation der Stadt in den angeführten Jahren erwiesen, so muss die Stadt schon einige Zeit vorher gegründet worden sein. Da aber der Spreegau vor seiner Erwerbung durch die Markgrafen städtelos war, so ist die Annahme berechtigt, dass die Gründung beider Städte, Cölln und Berlin, in der Zeit von 1230 bis 1240 vor sich gegangen ist.

Nach den damaligen Verhältnissen ist ferner anzunehmen, dass die Insel Cölln von Wenden besiedelt war, dass die Markgrafen sie zwischen 1230 und 1232 nach Heranziehung niedersächsischer Kolonisten zur Stadt machten, dass dann aber ein übergrosser Zuzug solcher Kolonisten einen Führer derselben, eben den genannten Marsilius, zur Gründung einer neuen Stadt am jenseitigen Spreeufer veranlasste, wo die Landungsstelle von den Wenden der „Berlin“ oder ähnlich genannt war.

Das war also in der Mitte der 1230er Jahre und da in jener Zeit der Kreuzzüge das Bedürfnis nach Aufnahmestellen für obdachlose Pilger, die oft mit allerlei ansteckenden Krankheiten, namentlich auch dem Aussatz, heimkehrten, ebenso gross war, wie das zur Unterbringung armer Gebrechlicher und Kranker, so wurden gleichzeitig, nach dem Beispiel aller anderen Städte, auch hier in Berlin, einige hundert Schritt ausserhalb der Tore, zwei Hospitaler errichtet: das Hospital zum Heil. Geist und das zu St. Georgen.

Da die Geistlichkeit von vornherein an der Verwaltung dieser Hospitaler Anteil hatte, so wurden sie auch gleich mit einer Kapelle verbunden, deren Baukosten aus milden Gaben bestritten wurden.

Das ist alles, was sich — beim Mangel von Urkunden — über die **Entstehung** des Hospitals zum Heil. Geist und der zugehörigen Kapelle sagen lässt.

Es bleibt noch dabei zu erklären, wie dies Hospital nicht, wie andere, ausserhalb, sondern **innerhalb** der Stadtmauern zu liegen kam. Die ursprüngliche Stadt Berlin nahm nur die Hälfte der späteren Fläche ein. Die Grenze ging, wie auf dieser Skizze rot angedeutet ist, von der Spree aus im Zuge der kleinen Stralauerstrasse und der Südseite der Klosterstrasse und bog dort, noch bevor sie die Königstrasse erreicht hatte, nach der unteren Spree zu ab, so dass sie gerade noch die Königstrasse von der Jüdenstrasse bis zur langen Brücke einschloss. Das Heil. Geist-Hospital lag daher in angemessener Entfernung vom damaligen Spandauertor.

Zwischen 1260 und 1270 wurde aber die Stadt, dem weiteren Andrang von Kolonisten entsprechend, bis zur heutigen neuen Friedrichstrasse erweitert, in deren Zuge ein doppelter Wallgraben angelegt wurde. So blieb das Hospital zwar innerhalb der Walle, aber doch im äussersten Winkel der Stadt liegen.

Wenn wir nun der Frage näher treten, wann diese kleine Kirche erbaut sein kann, so muss daran festgehalten werden, dass im Spreegau vor der Entdeckung und Nutzbarmachung des Rüdersdorfer Kalklagers nur mit Lehm als Bindemittel und nur mit Feldsteinen als Material Mauerwerk errichtet worden ist. Wir können deshalb annehmen, dass die erste Stadtbefestigung Berlins nur aus Wallgraben und Holz-Pallisaden bestand und dass die ersten Bauten also auch die Heil. Geist-Kapelle, nur aus Holz und Lehm, allenfalls auf einem Unterbau von Feldsteinen und Lehm hergestellt wurden.

Als während der Mitte des 13. Jahrhunderts durch die mit den Kolonisten und Mönchen ins Land gekommenen Baumeister das Ziegelbrennen und die gotischen Baukunst-Formen hier eingeführt wurden, auch der Bezug von Kalk aus Rudersdorf durch bessere Verkehrswege erleichtert war, nahm hier der Stadtebau einen gewaltigen Aufschwung. Sämtliche Städte des Spreegaus bis an die Oder hin entstanden in dieser Zeit, weil es nun leichter war, **feste** Sicherheitsmauern, Rathauser, Kirchen und Wohnhäuser zu errichten.

Natürlich kann man nicht annehmen, dass nun gleich die bestehenden hölzernen und Lehmstakwerk-Bauten abgebrochen und durch gemauerte ersetzt wurden. Deshalb wird auch die ursprüngliche Kapelle zum Heil. Geist unberührt weiter bestanden haben, bis der grosse Brand,

der im Jahre 1280 ganz Berlin in Asche legte, auch ihr und dem Hospital ein Ende machte.

Als nach dem Brande der Wiederaufbau geschah, werden die massiven Wände entstanden sein, die uns jetzt hier einschliessen. Aber auch nur den Wänden können wir jenes Alter zusprechen; denn wir entnehmen einer 1720 im Turmknopf gefundenen lateinischen Pergament-Urkunde: „Anno 1476 ist der Heil. Geist-Turm neu gebaut und zum Teil die Kirche, was die Bedeckung anlangt, weil die Mauer noch im guten Stande gewesen." Da die Formen dieses schönen Sterngewölbes mit seinen Schlusssteinen, Gewölbe-Rippen und den figürlichen Konsolen derselben der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts entsprechen, so wird unter dem in der Urkunde gebrauchten Ausdruck „tectum" nicht allein das Dach, sondern auch das den eigentlichen Kirchenraum bedeckende Gewölbe zu verstehen sein. Die Mauern allein sind noch in ihrer Hauptmasse dieselben, die ursprünglich, Ende 13. Jahrhunderts, beim ersten Massivbau dieser Kirche hergestellt wurden, wenn auch ihre äussere Architektur im Jahre 1476 und vielleicht noch nach den Beschädigungen durch die Explosion des Pulverturms von 1720 einige Änderungen erfahren hat.

Das überhaupt nur spärlich vorhandene mittelalterliche Urkunden-Material über Kirche und Hospital ist nur von geringem Interesse.

Im Bäckergildebrief von 1272 wird u. a. bestimmt, dass das in den Bäckerscharren vorgefundene nicht vollwertige Brod den beiden Armenhöfen (Heil. Geist- und St. Georgen-Hospital) zufallen soll.

Der Gewandschneider-Gildebrief von 1288 enthält einen Artikel nach dem die neu aufgenommenen Meister 4 Schilling Pfennige und 2 Pfund Wachs geben sollen, wovon der Rat 2 Schillinge und 1 Pfund Wachs und je ein halb Pfund Wachs das Hospital zum Heil. Geist und das „Aussätzigen-Haus" (womit damals das Georgen Hospital gemeint war) erhalt.

Im Jahre 1313 schenkte ein Ritter, Borchard Grevelhout dem Priester und Verwalter des Hospitals zum Heil. Geist, Arnold, 4 Hufen Land in Weissensee mit der Aufgabe, für ihn und seine Nachkommen zu den Quartalszeiten zu beten und Messe zu lesen.

Dem Hospital waren in jener Zeit so reiche Geschenke zugeflossen, dass es 1319 vom Markgrafen Waldemar das Gut Heinersdorf bei Berlin für 150 Mark Silber kaufen konnte.

Aus dem Jahre 1381 ist eine Urkunde erhalten, nach der der Rat von Berlin dem George Wilke und seinem Sohn Johannes das Amt des Hospital-Verwalters für 22 Schock Groschen überträgt; „damit durch deren Weisheit, Vernunft und Vorsicht die mancherlei Gebrechen der armen Leute, sowohl im Geistlichen wie im Weltlichen, abgestellt würden".

In sehr ausführlichen langen Schriftstücken ist ein Rechtsstreit vom Jahre 1426 zwischen dem Verwalter der beiden Hospitäler, Matthäus Schultke, einerseits und den beiden Priestern Tilemann Iseke und Matthias de Kalo andrerseits, erhalten. Schultke beschuldigte die Priester, dass sie sich unrechtmässiger Weise in den Besitz der Kapellen



Das Kruzifix vom mittelalterlichen Altarschrein

zum Heil. Geist und St. Georgen gesetzt hätten. Der Rat stand auf Seiten Schultkes, aber das geistliche Gericht wies den Schultke mit einer Kostenanlage von 25 Goldgulden ab und als er mit Unterstützung des Rats an den Papst appellierte, wurde das Urteil lediglich bestätigt und Schultke musste weitere 16 Goldgulden Kosten zahlen.

Aus der Zahl der dem Heil. Geist Hospital im Lauf des Mittelalters angefallenen Stiftungen sei hier die von 1484 in abgekürzter Form au-

geführt: Der Berliner Bürger Christoph Kienitz und seine eheliche Hausfrau stifteten um ihrer, ihrer Eltern und Freunde Seelen Seeligkeit willen 21 Schock märkische Groschen, für deren Zinsen für alle Zeiten



Die beiden Flügel des mittelalterlichen Altarschreins.

täglich das „Salve regina“ gebetet oder gesungen werden sollte, wozu sich die Vorsteher mit Genehmigung des Rats verpflichteten.

Von der inneren Ausstattung der Kirche in katholischer Zeit befindet sich nichts mehr in diesem Raum. Einige Reste, die vor 25 Jahren

auf dem Boden der Kirche vorgefunden wurden, bewahrt das Märkische Museum. Es sind Teile des wohl Ende 15. Jahrhunderts gefertigten künstlerischen Altarschreins: die beiden Flügel, das Kruzifix und eine Gruppe klagender Frauen.

Ausserdem befinden sich im Märk. Museum 3 hölzerne Wappentafeln (Rose und 3 Kannen), die im Eingang der Kirche an der Wand gehangen hatten. Über den Wappen dieser Tafeln steht: „O bit vor Peter (bezw. Hans u. Jacob) Halkans". An diese Tafeln, in Verbindung mit den 3 grossen Linden auf dem Kirchhofe deren herabhängende



Eine der 3 Wappentafeln der Brüder Halkan

Zweige im Jahre 1623 mit Aufwendung von Kosten gestützt werden mussten, die aber im Anfang des 18. Jahrhunderts eingegangen sind, knüpft sich die Sage von den 3 für einander das Leben einsetzenden Brüdern, die Fräulein Clara von Förster so schön dramatisch bearbeitet hat.

Einige Zeit nach Einführung der Reformation erfuhr auch das Innere der Kirche eine erhebliche Veränderung. Der alte Altarschrein wurde zwar noch bis 1752 beibehalten, aber im Jahre 1597 wurden, wie eine der beiden Inschrifttafeln im Eingang besagt, die Emporen gebaut, „weil sich viele Leute zum Gehör des Worts Gottes finden". Man hatte damals noch eine zweite Empore über dem Orgelchor erbaut, die aber 1834 abgebrochen werden musste, um den Höhenraum für die

aufzustellende Orgel zu schaffen. Im Laufe der ersten 50 Jahre des Bestehens dieser Emporen sind ihre 36 Brüstungsfelder von den Vorstehern des Hospitals und anderen opferwilligen Bürgern mit Ölbildern auf Holz geschmückt worden, die zwar zum grössten Teil heute noch vorhanden sind, bei späteren Renovierungen der Kirche aber eine andere Reihenfolge erhalten haben. Zwei dieser Bildtafeln waren schon vor der Anlage der Emporen gestiftet und neben dem Altar aufgehängt worden, nemlich die Darstellung, wie der Herr den Knechten gewisse Pfunde zum Wuchern austeilt, im Jahre 1560 von den beiden Vorstehern des Hospitals und die Kreuzigung von einem Burger D. G. M. im Jahre 1584.

In der Gruft vor dem Altar wurde der 1609 verstorbene Prediger Christoph Nagel beigesetzt, dessen steinernes Epitaph an der Südseite der Kirche eingemauert ist.

Weitere Reparaturen der Kirche fanden nach der von 1597 noch statt in den Jahren 1611 und 1661, ferner im Jahre 1720, weil bei der Explosion des schräg gegenüber gelegenen Pulverturms auch der Giebel und die Fenster an der Spandauer Strassenseite beschädigt waren. 1752 wurde sie im Innern erneuert, namentlich der noch jetzt vorhandene Altar nebst der Kanzel aufgestellt.

Der hölzerne Turmaufsatz auf dem westlichen Giebel war 1816 so baufällig geworden, dass ihn der Magistrat abnehmen und den Unterbau mit dem übrigen Dach gleich machen liess.

Die letzte grössere Veränderung in der Kirche fand im Jahre 1844 statt. Sie bestand hauptsächlich in der Aufstellung der Orgel, die vom hiesigen Orgelbauer C. A. Buchholz zu diesem Zweck für 750 Taler erbaut worden war. Ausserdem wurde der Fussboden erneuert und etwas höher gelegt.

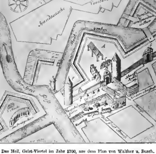
Da bisher der Eingang zu dem Glockengeläute nur von der zweiten Empore aus durch eine Maueröffnung geschah, so wurde diese Öffnung nach Beseitigung der oberen Empore zugemauert und ein Zugang nach dem Boden vom anstossenden Hause aus hergestellt.

Von den Glocken ist die eine ganz schlicht, so dass sich über ihr Alter nichts sagen lässt; die andere ist 1738 von J. P. Meurer in Berlin gegossen und nach ihrer Inschrift von Balzer Scharnow und David Krüger gestiftet.

Zu erwähnen ist noch, dass in dieser Kirche 200 Jahre lang eine Fahne aufbewahrt wurde, die der grosse Kurfürst und seine Gemahlin Dorothea der Stadtkompagnie des Heil. Geistviertels im Jahre 1668 verliehen hatten. Sie war im Laufe der Zeit zerfetzt und zerfallen, so dass 1789 zum Einzuge der Erbstatthalterin der Niederlande ein neues Fahnentuch angefertigt werden musste. Diese Fahne befindet sich seit 1875 im Märkischen Museum (VI 914).

Lagebilder der Kirche mit Hospital und Umgebung sind uns in Stadtplänen von der Mitte des 17. Jahrhunderts an erhalten, indem dort diese einzelnen Bauwerke perspektivisch eingezeichnet sind.

Der in Merian abgedruckte Memhard'sche Plan von 1648 zeigt auf diese Weise die Kirche, wenn auch etwas undeutlich; ihren Turm sieht man auf einer von Merian im Jahre 1640 gezeichneten Ansicht von



Das Heil. Geist-Viertel im Jahr 1700, aus dem Plan von Walther u. Busch.

Berlin. Deutlicher tritt das Bild in dem 1688 gezeichneten Schultze'schen perspektivischen Plan von Berlin hervor und dann haben wir den von Walther 1700 gezeichneten und von Busch gestochenen Plan des Heiligen Geist Viertels, auf dem auch die vielgenannten 3 grossen Linden sichtbar sind. Aus diesem Plan lege ich das hier interessierende Stück zur Ansicht vor.

Als innerhalb der letzten 20 Jahre das fernere Bestehen der Kirche in Frage kam, ist sie von aussen und innen mehrfach photographisch

aufgenommen und so für Erhaltung ihres Aussehens im Bilde gesorgt worden.

Wenn sie nun auch das Schicksal mehrerer anderer alter Berliner Kirchen erleiden und gänzlich verschwinden muss, wenn auch auf ihrer Stelle künftig unter dem Zeichen Merkurs gelehrt und gelernt werden wird — in den Annalen der Berliner Ortsgeschichte wird die Heilige Geistkirche in Schrift und Bild fortleben als die drittälteste Kirchengründung Berlins und bezüglich ihres unteren Mauerwerks als das drittälteste Baudenkmal der Reichshauptstadt, das sich bis auf unsere Tage erhalten hatte.

---

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Sonntag den 19. Juni 1904.

Wanderfahrt nach Cottbus und Branitz in Gemeinschaft mit der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde

Auf dem Fernbahnsteige des Görlitzer Bahnhofes hatten sich einige dreissig Teilnehmer eingefunden und fuhren mit dem Zuge um 7.¹⁵ Uhr ab. Pünktlich, nämlich um 9.⁴⁰ Uhr, trafen sie in Cottbus ein. Auf dem dortigen Bahnhofe wurden sie von zahlreichen Herren und Damen aus Cottbus und den benachbarten Städten empfangen, denn es hatten sich aus der Niederlausitz eine stattliche Anzahl von Damen und Herren zur 20. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde hier zusammengefunden. Nach einer kurzen Begrüssung wurden die Wagen zur Abfahrt nach Schloss und Park von Branitz bestiegen. In der Parkschenke am Eingange des Dorfes konnte eine kurze Rast zur Einnahme des Frühstückes gemacht werden, bevor der Rundgang durch Schloss und Park angetreten wurde. Die Führung hatten Herr Parkinspektor Bleyer, sowie Herr Fabrikbesitzer Geissler und Herr Regierungsbauführer Pattri übernommen.

Branitz ist seit dem Ausgang des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts im Besitz der Grafen Pückler, eines schlesischen Geschlechts. Das Schloss wurde im Jahre 1772 erbaut. Ursprünglich befand sich dicht vor seiner Hinterfront der Gutshof mit den Wirtschaftsgebäuden. Sein Erbauer war der Graf August Heinrich von Pückler. Ihre heutige Gestalt erhielten Schloss und Park aber erst von dem Fürsten Hermann

von Pückler-Muskau. Dieser war 1785 zu Muskau geboren, hatte die Rechte studiert, war Soldat geworden und hatte 1813 am Befreiungskriege teilgenommen. Im Jahre 1817 hatte er sich mit der Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg, vermählt, obwohl die Ehe 1826 wieder geschieden worden war, lebten beide Gatten später, als ein neues Eheprojekt des Fürsten gescheitert war, wieder zusammen. Im Jahre 1826 war er von Friedrich Wilhelm III in den Fürstenstand erhoben worden als Entschädigung für die aufgegebenen mannigfachen Standesvorrechte. Nachdem er seine Leidenschaft für die Gartenbaukunst in Muskau im grössten Stile ausgeübt hatte, musste er Muskau 1845 verkaufen und siedelte nach Branitz über, wo er bis zu seinem 1871 erfolgten Tode die alte Liebhaberei fortsetzte, wenn auch nicht in so grossem Stile. Er liess eine Terrasse um das Schloss anlegen mit einer breiten Freitreppe, beseitigte vor der Rückfront zum Teil die Wirtschaftsgebäude und erzielte durch eine Säulenhalle einen geschmackvollen Abschluss. Im Parke errichtete er u. a. die Pyramide und den Tumulus, die Grabkammer für sich und seine Gemahlin. Das Schloss besteht aus einem Erdgeschoss und einem Stockwerk. An seiner Vorderfront springen zwei Flügel ein kurzes Stück vor, während die Hinterfront gerade abschneidet. In den vielen Zimmern des Schlosses ist ein grosser Teil der Sammlungen des Fürsten untergebracht. Im Erdgeschoss befinden sich die Repräsentationsräume und im ersten Stock die Wohnräume. Die Zimmer des Erdgeschosses sind in verschiedenen Farben gehalten, es befinden sich hier der Musiksaal und die Bibliothek. In diesen Zimmern sind die Kunstwerke hauptsächlich aufgestellt, wie Kunstgläser, Porzellane, Vasen, Holzschnitzereien u. a., die z. T. Geschenke von hohen Gönnern des Fürsten sind. Die Wände der Zimmer sind behängt mit zahlreichen Gemälden, darunter natürlich viele Familienporträts, sodann mehrere Jugendbilder Kaiser Wilhelms des Grossen und auch ein Bild Napoleons I. von David. Unter den Räumen des ersten Stockes ist das Arbeitszimmer und das Schlafzimmer des Fürsten in seinem ursprünglichen Charakter erhalten. In einem Durchgange befindet sich die reichhaltige Waffensammlung mit dem berühmten Straussenfedernhut. Der Besitz gehört gegenwärtig einem Neffen des Fürsten, einem Grafen Pückler.

Die Führung durch das Schloss und den Park hatte in mehreren Abteilungen vorgenommen werden müssen; deshalb war auch die Rückfahrt nach der Stadt eine getrennte, und erst von 2 Uhr ab fand sich die Gesellschaft allmählich wieder in Closes Hotel zusammen. An der Mittagstafel konnte man erst übersehen, wie zahlreich die Gesellschaft war, denn es hatten über 100 Personen Platz genommen. Das Hoch auf Seine Majestät brachte Herr Bürgermeister Dreifert aus, als nächster Redner folgte Herr Professor Jentsch-Guben, welcher die

Stadt Cottbus feierte, die mit ihren Kirchen, Türmen, Wallen und Graben an das Mittelalter erinnere, die aber als Fabrikstadt eine durchaus moderne Stadt sei, sie schliesse sich aber auch auf das engste an die wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit an, denn es habe sich hier soeben ein Verein für die Geschichte der Stadt Cottbus begründet. Hierauf sprach Herr Geheimrat **Friedel** und begrüsste die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, welche für die Brandenburgia nicht bloss eine treue Schwester, sondern immer ein verehrungswürdiges Vorbild gewesen sei. Ihm folgte auf der Rednerliste Herr Direktor **Weineck**-Lübben, der auf die Brandenburgia toastete. Während der Tafel wurden von der Tischgesellschaft zwei heitere Lieder gesungen; das erste war von Herrn Lehrer **Ewald Müller** gedichtet und bezog sich auf die Stadt Cottbus und das zweite war das Hallstadtlied von dem verstorbenen Dr. **Kade**. Während der Tafel überreichte Herr Professor **Jentsch** den Herren der Tafelrunde einen zierlichen Bronzekelt, den die Niederlausitzer Gesellschaft zur Erinnerung an den Tag gestiftet hatte.

Nach der Mittagstafel begann der **Rundgang durch die Stadt**. Der Weg führte zunächst den Spremberger Wall entlang und dann durch die Judenpforte in die Münzstrasse; hier ist noch ein ansehnliches Stück der Stadtmauer erhalten mit den Weichhäusern und dem Münzturm, ausserdem sind mehrere kleine Häuschen förmlich in die Stadtmauer hineingebaut. Die Wallpromenade, mit schattigen Bäumen bepflanzt, umzieht die eine Hälfte der Stadt. Man blickt von einem hohen Wall hinab auf kleine wohlgepflegte Gärten, die in dem alten Stadtgraben angelegt worden sind. Hier steht auch das Kriegerdenkmal, eine hohe Säule mit der Viktoria auf ihrer Spitze und mit vier allegorischen weiblichen Figuren an ihrem Sockel. Auf der Südseite der alten Stadt ziehen sich die Anlagen an den Ufern der Spree entlang und erhalten durch das Wasser einen ganz besonderen Schmuck. Auf der einen Seite erhebt sich aus ihnen das Landgerichtsgebäude. Es steht auf einem 20 m hohen künstlichen Hügel, welcher in älter Zeit eine Burg und in neuer Zeit ein Schloss trug. Von der alten Burg ist noch der untere Teil des Bergfriedes übrig geblieben, welcher einen modernen Aufbau erhalten hat. Von der Brücke hat man einen sehr hübschen Blick auf die Gebäude des Elektrizitäts-Werkes, das mittelst Turbinen getrieben wird.

An den Rundgang durch die Stadt schloss sich der Besuch der **Oberkirche** und der **Klosterkirche**. Über den Bau der ersteren fehlen alle Akten. Sie ist eine lange, schmale, hohe dreischiffige Halle mit sehr schönem Altarraume, dessen Umgang durch ein modernes schmiedeeisernes Gitter abgeschlossen ist. Der Altar selber ist ein hoher Sandsteinbau, der sich nach oben pyramidenartig verjüngt. Auch über den Bau der Kloster- oder Wendischen Kirche fehlen die Akten

Der jetzige Bau stammt aus dem Jahre 1517; offenbar gehörte er zu dem Franziskaner Kloster und da er sehr schmal ist, darf man wohl annehmen, dass er nicht die Kirche des Klosters, sondern eher sein Refektorium war, und erst später zur Kirche hergerichtet worden ist. In der fensterlosen Längswand ist der Grabstein Reinhardt von Chotebuz und seiner Gemahlin eingelassen. In dieser Kirche wird jeden Sonntag vormittags 11 Uhr wendisch gepredigt. Aussen an der Längswand unter dem Dach befindet sich eine Tafel mit der Jahreszahl 1303 und einer Zeichnung; letzere stellt einen Würfel dar, der die Zahlen 1, 4 und 5 erkennen lässt, und auf den drei Blitze zucken.

Von einem Teil der Gesellschaft wurde während dieses Rundganges das Museum besichtigt.

Nachdem auch dieser Teil des Programmes erledigt war, versammelte sich die Gesellschaft von 6 Uhr ab wieder im Garten des Closeschen Restaurants, von wo aus rechtzeitig der Rückweg zum Bahnhof angetreten wurde, so dass die Berliner um 8 Uhr 24 Min. zurückfahren konnten.

Kleine Mitteilungen.

Mitteilungen über Nobiskrug.

Von W. v. Schulenburg.

Aus der Mark scheint bisher nur wenig über Nobiskrug bekannt geworden zu sein. In den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz finden sich einige Mitteilungen darüber, eine davon aus der Altmark. Der Name ist bekanntlich erklärt worden aus dem fremden in abysso, und aus Nobisse, einem mundartlich gesprochenen Nibers, Nachbarn. Kuhn weist ausserdem auf „gotisch naus“ und auf „die eddischen nâir“ hin. Ich hatte noch Gelegenheit bei meinen volkstümlichen Sammlungen im Kreise Teltow, in den letzten zehn Jahren, im Volke Nachrichten über Nobiskrug vorzufinden, doch kannten nur wenige sehr Alte die Redensart. „Der muss nach Nobelskrug.“ Dagegen wusste eine sehr betagte, kluge Frau noch etwas mehr aus Spatendorf zu berichten. In Spatendorf war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Mädchen von 16—19 Jahren, „die“ als Ortsarme Robe herum ging, wie das auf dem Lande Sitte ist, wo deshalb niemand Hungers sterben kann. Da sagten die Leute im Dorfe von ihr: „Die muss nach „Nobelskroch“ Gänse hüten.“ Ebenso war in Spatendorf ein alter Schäfer, der unverheiratet war, und da sagten die Leute: „War wird den zuletzt wollen (d. h. in Dienst nehmen), der muss nach Nobelskrug Gänse hüten.“

Eine weitere Erklärung dieser Redensarten geben Überlieferungen aus Ostpreussen, die ich vor 15—20 Jahren aus Volksmunde niederschrieb. Auch dort, zu Beinuhnen im Kreise Darkehmen, hatten im vorigen Jahrhundert manche die Redensart, die vielleicht noch jetzt alten Leuten da bekannt ist: „Dann gehst Du nach Nobelskrug bei de Höllaugen", oder: „Mit der wird's wohl auch nicht lange mehr dauern, die wird wohl auch bald nach Nobelskrug kommen." Unter Höllaugen verstand man „Hohlaugen", weil die Todtengerippe statt der Augen nur hohle Löcher haben. Ferner wusste man: „Ein alter Junggeselle sagt zu einer alten Jungfer: „Du wirst (oder: musst) ja auch Ziegen hüten auf jener Welt" (d. h. nach dem Tode). Und sie sagt: „Und Du kommst und trägst mir die Knüppels zu." Wenn eine alte Jungfer stirbt, muss sie in der andern Welt Ziegen hüten. Wenn ein Junggeselle stirbt, so hat er Knüppel (Holzstücke) da zu liegen. Sie hütet die Ziegen und schmeisst sie. Er muss die Knüppel zu tragen und immer wieder aufsuchen. So haben sie beide Arbeit." Ehedem war also die Vorstellung, dass alte Jungfern und Junggesellen im Jenseits ein Dasein führten, das in eintöniger Weise einer untergeordneten ländlichen Tätigkeit hier auf Erden entsprach. Diese wenig zusagende Tätigkeit wurde den Unverheirateten gewissermassen als Strafe im Jenseits zu Teil, denn das Landvolk hat immer die Verheirateten höher gestellt als die Unverheirateten, die Ledigen, und in der Ehelosigkeit einen verfehlten Beruf gesehen. Die alte Frau aus Beinuhnen, die mir die obigen Mitteilungen machte, hat mir wiederholentlich auch folgendes erzählt: „Mein Bruder hatte einen Freund. Die beiden hatten sich verabredet, wer am ersten in Nobelskrug kommt, soll dem andern berichten, wie das da zugeht. Der Freund ging nach Russland. Er ist später da gehängt worden, weil er mit einem andern ein Mädchen dazu gebracht hatte, ihr Kind umzubringen. Mein Bruder starb 36 Jahre alt als Altgeselle (Junggeselle) unverheiratet. Da träumte dem andern: er sah ihn sitzen in einem Garten unter einem Rosenstrauch, auf jeder Seite ein Mädchen. „So", schrieb er, „habe ich den Karl gesehen in Nobelskrug". Die Angabe vom Rosenstrauch war jedenfalls nicht Erfindung dieses Einzelnen, sondern auch anderweitig eine alte Vorstellung. Was übrigens solche Mitteilungen aus der andern Welt betrifft, so vermerkt Kestner in seinem Tagebuch (1772) über Göthes letzten Besuch in Wetzlar bei Lotte und Kestner: „Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, . . welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben (Philipp Stein, Goethe-Briefe, Berlin).

Nach den von mir aufgefundenen Überlieferungen ist also Nobelskrug das Jenseits, die Welt der Toten, der Abgeschiedenen, die andere Welt, das andere Leben, wie jene alte Frau aus Beinuhnen, Namens Polzin, die sehr sagenkundig war, hinsichtlich der Redensart „zu den Hohlaugen kommen," erklärte: „Das heisst zu den Toten, ist unter die Erde gemeint." Nach Überlieferungen aus anderen Gegenden Deutschlands ist die Bestimmung von Nobelskrug allerdings eine andere. Da die Erinnerung an Nobelskrug offenbar noch immer bei einzelnen alten Leuten erhalten ist, wäre es sehr

zu wünschen, wenn von den unzähligen Sommergästen, die alljährlich die Dörfer in der Mark aufsuchen, der eine oder andere sich solchen Nachforschungen widmen wollte. Namentlich auch die Neumark dürfte ins Auge zu fassen sein.

Weitere Mitteilungen über Noblskrug finden sie bei Grimm, Deutsche Mythologie 1876, II, 672, 837; III, 296, bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, 1848, 85, 131, 132, 484; bei Simrock, Deutsche Mythologie, 1887, 147, 444; bei R. Andree, braunschweigische Volkskunde, 1896, 65, 66.

Der „Tote Mann" bei Beutnitz, 12 km von Krossen, 2 km von Beutnitz liegt im Walde ein Reisighaufen, auf welchen Vorübergehende Zweige werfen (Kiefernzweige). hier wurde vor ca. 50 Jahren der Schweinehändler Zilm erschlagen, als er einst früh morgens nach Karge bei Schwiebus gehen wollte, um dort auf dem Markte Schweine einzukaufen.

Als er daheim seine Geldkatze umschnallte und mit Geld füllte, sagte seine Frau zu ihm: Mir ist heut so unheimlich; lass doch den Hund hier, damit ich nicht ganz allein bin.

Der Mörder hatte schon lange die Absicht gehabt, den Zilm zu erschlagen und zu berauben. Heut hatte er sich an das Fenster der Zilmschen Wohnung geschlichen, um zu erspähen, wieviel Geld und was für Geldsorten Zilm mitnehmen würde. Er lief dann voraus und verbarg sich hinter einem Busch. Ahnungslos kam Zilm seines Weges daher; hätte er seinen Hund heut bei sich gehabt, so würde dieser wahrscheinlich den Bösewicht aufgespürt haben. So aber konnte dieser sein Gewehr unbemerkt anlegen. Der Schuss krachte, und getroffen brach Zilm zusammen. Doch hatte der Mörder nicht richtig getroffen, Zilm lebte noch. Der Mörder sprang nun auf ihn zu und würgte ihn. Zilm schrie: Mensch, Du wirst mich doch nicht erschlagen? Dann brach er ohnmächtig zusammen. Nun beraubte ihn der andere seines Geldes und floh.

Aber Zilm kam trotz der schweren Verletzungen wieder zu sich; er konnte sich noch bis Krossen schleppen und dort den Räuber namhaft machen. Dann starb er infolge des ausgestandenen Schrecks.

So erzählte mir heut am Mordstein bei Herzfelde (Rüdersdorf) ein Verwandter des Zilm, der Hauseigentümer Borchert aus Herzfelde bei Berlin. Es ist also diesmal sicher verbürgt, dass der Ermordete ein Schweinehändler war. Monke 8. 6. 02.

Der „alte Hof" bei Schönwalde (Niederbarnim) liegt in der Nähe der Station Schönwalde (Gr. Schönebecker Bahn). Früher soll die Stelle mit Buchen bestanden gewesen sein. Man erzählt, dass dort zuweilen das Läuten versunkener Glocken gehört worden sei. Ferner wird behauptet, ein unterirdischer Gang habe von hier nach der Mönchsmühle geführt. Vermutlich war der „alte Hof" eine Ansiedlung der Lehniner Mönche, die ja in dieser Gegend eine ganze Anzahl von Besitzungen hatten (Schöner-

liade, Basdorf, Klosterfelde, Zehlendorf), und die Sage von dem unterirdischen Gang scheint die Beziehungen ausdrücken zu wollen, welche zwischen diesem alten Hof und einer anderen Niederlassung der Cistercienser bestand.

Berlin 17. 1. 1904. Otto Monke.

Das Annoncen-Taschentuch ist die letzte Pariser Neuheit. Es ist, wie sein genialer Erfinder sagt, „niedlich, reizend und äusserst praktisch!“ Dieses patentamtlich geschützte Taschentuch ist besät mit Annoncen aller Art und in allen Farben. Es soll an allen öffentlichen Orten, in Hotels, Restaurants, Pensionen, Theatern, auf Bahnhöfen u. s. w. gratis verteilt werden. „Seine Originalität, seine ungeheure und unentgeltliche Verbreitung,“ sagt der Erfinder, „bieten sichere Garantie für einen noch nicht dagewesenen Erfolg. Es wird überall gut angenommen werden; man wird es nicht, wie eine banale papierne Reklame, fortwerfen, nachdem man es gelesen, man wird es behalten, man wird den passenden Gebrauch davon machen und schon deshalb genötigt sein, es immer und immer wieder zu lesen.“ Der Erfinder scheint zu vergessen, dass es nicht zum guten Ton gehört, ins Taschentuch hineinzusehen, nachdem man es benutzt hat. „Alle,“ führt er fort, „werden es mit Vergnügen in die Hand nehmen, der Reiche wie der Arme.“ Man kann hieraus auf den Optimismus des Erfinders schliessen. Ohne ihn kränken zu wollen, müssen wir doch gestehen, dass wir uns die elegantes jungen Herren nicht gut mit einem aus der Brusttasche hervorschauenden Taschentuchzipfel denken können, auf welchem das beste Mundwasser oder die allerneueste Suppenwürze angepriesen wäre. Und man stelle sich einmal eine hübsche junge Dame vor, die sich auf einem Balle mit einem Taschentuche Luft zufächelte, auf welchem der allein echte Reispuder des Herrn X oder das unübertroffene Haarfärbemittel des Herrn Z empfohlen wäre! Was aber die Armen und Besitzlosen betrifft, so werden sie allerdings sehr zufrieden sein, dass sie endlich einmal zu einem Taschentuche kommen, und sei es selbst ein Taschentuch mit Annoncen und Reklamen, ein Erinnerungs- oder Gedächtnistüchlein. Frankfurter Oderzeitung. Dezember 1902.

Auf der Lapkeschen Auktion am 16. März 1898 kamen zur Versteigerung u. a. vier bedruckte und teilweise kolorierte weisse französische Seidcurlpebänder an einer Blechrolle befestigt. XVIII. Jahrh. Nach Art der sogenannten Vivatbänder mit diversen Darstellungen von 68 Standarten- und 104 Fahnenträgern, Fähndrichen etc. diverser Regimenter, welche unter jeder Figur nebst Nummer genannt sind. Das oberste Band zeigt Kavallerie mit einer Kavallerie-Kriegstrophäe nebst Fahnen und Standarten am Kopf sowie dem Königlichen französischen Lilienwappen, darunter die Aufschrift: „Etat de la Cavalerie Française et étrangère.“ Das zweite Band ebenfalls Kavallerie. Das dritte Band zeigt Infanterie, ebenfalls eine Kriegstrophäe mit dem gleichen Wappen, Kanonen etc. und darunter die Aufschrift „Etat Militaire de France, Infanterie Française et étrangère.“ Das vierte ebenfalls

Infanterie. Länge der vier gleich grossen Bänder 39, Breite 4,3 cm. Dieselben sind oben an der Rolle befestigt und unten zusammengenäht. Seltenes und interessantes Stück, welches wegen zu hohen Preises leider vom Märk. Prov. Museum nicht erworben werden konnte.

Wegen der Erinnerungs-Tücher und Bänder sei im übrigen verwiesen auf Brandenburgia III. 305 flg.; IV. 11 flg., 257 flg., 332; V. 445 und IX. 592.

Fragekasten.

Hammel-Auskreiden. Von Mitte Februar ab bewaffnet sich die Erste Abteilung der Konfirmanden, Knaben wie Mädchen, mit gewaltigen Kreidestücken und harrt in sehnsüchtiger Unruhe des Augenblicks, in dem angekündigt wird: „Die zweite Abteilung braucht von nun ab nicht weiter zu kommen.“ Kaum ist solches Wort verlautet, so erscheinen im Nu und verschwinden eben so schnell in den Händen von Abteilung I die dräuenden Kreidewaffen. Im Unterrichtslokal noch nicht, aber alsbald vor der Schulhaustür beginnt zwischen I. und II. ein wildes Katzbalgen. Abt. I müht sich, der anderen drei bis fünf Kreuze auf den Rücken zu zeichnen. Die teils zu Lande, teils zu Wasser in drei Richtungen Fliehenden werden mit unglaublichem Raffinement verfolgt und abgeschnitten. Und die Alten, in Seedorf wie in Eldenburg (das dritte Dorf Breetz liegt zu fern), betrachten mit frohem Erinnerungslachen dieses listige Übermunteringen, während die gestrengen Herren Lehrer mühsam das missbilligende Zwischenschelten zurückhalten.

Der eigenartige Name ist wohl Analogie der Bezeichnung für „Merzschafe“, die gewöhnlich aus den grossen Herden mit Rotstift ausgesondert werden.

Woher aber mag der Brauch stammen, was mag er bedeuten?

E. Handtmann.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Eingemauerte Segenssprüche in mittelalterlichen Bauwerken

von Oberlehrer Dr. Muchau-Brandenburg.

In den hohlen Turmknöpfen, welche dem Kreuz auf unseren Kirchen Halt und Stütze geben, pflegen wir seit Jahrhunderten allerlei schriftliche Andenken an die Erbauung des Gotteshauses oder an seine Krönung durch das Kreuzessymbol zu verschließen, damit spätere Geschlechter bei einer Reparatur hierdurch von ihren Altvorderen Kunde erhalten. Nicht nur die Abschrift der betr. Urkunde, auch Zeitungen und gleichzeitige Broschüren, auch selbst Geldstücke werden zu diesem Zwecke verwendet. War dies auch schon im Mittelalter der Fall? Wohl kaum. Die Gründungsurkunde — oder eine Abschrift derselben — wurde wohl niemals, in einer Kapsel verschlossen, dem Gebäude durch Einmauerung einverleibt, sondern eine Tafel von gebrannten Ziegeln gab — gewöhnlich neben dem Portale — den späteren Enkeln Kunde von der vollzogenen Erbauung. Fand nun im Mittelalter überhaupt keine Einmauerung irgendwelcher Urkunde statt? Diese Frage sollen die folgenden Zeilen ergründen helfen, indem die in der alten Chur- und Hauptstadt Brandenburg vorhandenen Inschriften daraufhin geprüft werden sollen*). Selbstverständlich wird mir jede Meinungsäußerung aus dem Leserkreise, die zur Lösung dieser ebenso interessanten als schwierigen Frage beitragen kann, willkommen sein.

Überblicken wir die hier in Brandenburg an mittelalterlichen Gebäuden vorgefundenen Urkunden und Inschriften, so lassen sich dieselben in folgende 3 Klassen teilen.

I. Gründungsurkunden an den Wandflächen
   1. Katharinenkirche 1401.
   2. Mühlentorturm 1411.
   3. Bischofshof 1465.

*) Vergleiche hierüber meinen Artikel im „Roland" 1904 No 19 und 20

4. Saldersche Schule (aus dem Bischofshof entstanden) 1589.
5. Die leider nicht gleichzeitige, sondern aus der Reformationszeit stammende Urkunde (1574) über die Gründung des Paulilosters (1286) an der Südwand des Chors.

II. Wandinschriften, welche in Form eines Spruches den Eintretenden über die Bedeutung des Gebäudes und seiner Bewohner aufklären.

1. Wandspruch im Hauptflur (?) des Pauliklosters (Worte des hl. Hieronymus).
2. Säuleninschrift in der Nikolaikirche.
3. Psalmeninschriften im Chor der Paulikirche.

III. Eingemauerte Segenssprüche, welche dem Gebäude dauernden Bestand sichern sollen.

1. Inschrift auf einem Ziegelstein des Steintorturmes.

Daß zwischen diesen Klassen I bis III ein innerer Zusammenhang und gedanklicher Fortschritt besteht, ist — so hoffe ich — jedem Leser leicht verständlich. Neben der von außen lesbaren rein schematischen Urkunde an der Frontseite (I) erscheint zuweilen ein das Wesen des Gebäudes erläuternder Spruch an einer Innenwand (II), doch geht der Zweck derartiger Sprüche über die bloße Belehrung des Beschauers und die Aufmunterung Gott zu loben (Psalmeninschriften der Paulikirche (II, 3), die auch bei neueren Kirchenbauten oft verwendet wird (Bibelsprüche der Friedenskirche zu Potsdam), oft weit hinaus; die ernste Inschrift an der Flurwand des Pauliklosters (II, 1), die jedem ins Gewissen rief, daß er nur lebe, um zum Gericht zu kommen, übte mit ihrer herzerschütternden Wucht gewissermaßen eine zauberische Wirkung aus, sodaß jeder, der aus- und einging, im Bannkreis dieser Worte, dank der religiösen Lebensauffassung des Mittelalters nur für das Wohlergehen des Klosters und des Ordens lebte und webte. — So kommt die Wirkung eines solchen Spruches sehr nahe an den vermeintlichen Einfluß gewisser Segenssprüche heran, mit denen man den Gebäuden im Mittelalter und noch später in katholischen Gegenden Bestand zu verleihen suchte.

. . . . . Sankt Florian!
Verschon' dies Haus, zünd' andre an[1]

so liest man noch heut zuweilen an einzelnen Häusern in Tirol und Oberbayern; daß dieser anscheinend katholische Brauch, die Gebäude durch Segenssprüche zu weihen, bis auf das heidnisch-germanische Altertum zurückgeht, bezweifelt niemand. „Die älteste Form des Besegnens oder Besprechens ist die Rune oder das Lied“; so heißt es in Götzingers Reallexicon der deutschen Altertümer, „diese können töten und vom Tode wecken wie gegen den Tod sichern; heilen und krank machen, Wunden binden, Blut stillen, Schmerzen mildern, Schlaf erregen, Feuer löschen, Meerstürme sänftigen, Regen und Hagel schicken,

Bande sprengen (Merseburger Zaubersprüche), Riegel abstossen, Berge öffnen und schließen, Schätze auftun, Geburten verzögern, Waffen fest und weich, Schwerter taub machen; Knoten schürzen, die Rinde vom Baum lösen, Saat verderben, böse Geister rufen und bannen, Diebe binden." (Vgl. auch Wuttke, Aberglauben § 221—242). „Oft sind in christlich geformten Segen die heidnischen Grundlagen noch unverkennbar; an Stelle Wodans, Donars, der Frigg traten Christus, Petrus und Maria, zuweilen auch die heilige Lucia mit den 3 Töchtern (Nornen)." Für den Gewittergott Donar ist St. Florian eingetreten, der gewöhnlich als Krieger und mit einem Gefäß Flammen ausgießend dargestellt wird. Angesichts dieser Tatsachen halte ich es für durchaus wahrscheinlich, daß sich bei den Erbauern wichtiger Gebäude, welche von Stürmen, Feuersbrünsten und Kriegsnot bedroht wurden, der Wunsch geregt habe, dem Bauwerk einen Segensspruch mitzugeben, der dasselbe gegen alle Gefahren feite und festigte. Eine Anrufung jenes Feuer-Heiligen war wohl für Norddeutschland ausgeschlossen, besonders da St. Florian seit 1183 Schutzpatron Polens geworden war. Er konnte dann wohl an die Stelle eines solchen Feuersegens bei Profanbauten, die nicht wie die Kirchen schon durch die Umschrift der Glocken (vgl. Bergau Inventar S. 98, z. B. „Dem Haus hilf aus Not, Maria gieb Brod", Schwanebeck bei Belzig) und deren Geläut (fulgura frango) gegen Feuer- und Blitzgefahr gesichert schienen,*) einfach ein Vers aus der heiligen Messe treten, der durch seinen Wortlaut den Schutz Gottes herabflehte. War aber die offene Anbringung an der Außen- oder Innenwand solcher Bauwerke aus irgendwelchen Gründen untunlich, so mauerte man den Stein mit dem Segensspruch einfach in die Mauer hinein, und die Bauleute waren jetzt dessen sicher, daß dem Gebäude nun nichts Schlimmes widerfahren könne.

Ein solcher Fall liegt nun m. E. vor bei der Inschrift des Brandenburger Steintorturmes, der — nach Adler um 1380 erbaut — am Ufer des Schleusenkanals an der Südwestseite den Feinden den Eintritt in die Stadt wehrte. Dieselbe befindet sich auf einem Ziegelstein, welcher 1886 bei der Renovierung des Turmes von den Maurern herausgebrochen wurde und bis dahin nur mit der schmalen Kopfseite (als sogenannter Strecker) von außen sichtbar gewesen war, sodaß man die Schrift nicht sah.

Eine Reihe von Worten dieser 3zeiligen Inschrift, welche lange jeder Erklärung widerstand, vermochte ich nach Herstellung einer Photographie zu lesen, vollständig ist sie von Herrn Universitäts-Professor Dr. M. Tangl zu Berlin entziffert worden. Sie lautet nach Einfügung der durch Abkürzung und durch die Verstümmelung des Steines ausgefallenen Buchstaben:

*) Über die magische Wirksamkeit einzelner zauberkräftiger Spruchformeln siehe den Artikel „Glocke" in Götzingers Reallexicon S. 210.

> Adiutor(i)um n(ost)r(u)m in (nomine) d(o)m(ini) qui fecit celu(m) et terram, adintro (ibo ad a)ltare d(ei) ad (deum q) ui letificat iuventutem me(am).

und enthält den Anfang des Introitus der römisch-katholischen Messe, zu deutsch: Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat (Psalm 124,8). Ich werde eingehen zum Altare Gottes, zum Gott, der meine Jugend erfreut (Ps 43,4)

Daß diese Worte von der Hand eines Klerikers in den noch feuchten Ziegelstein eingeritzt worden sind, ist zweifellos, ob der Schreiber aber dies rein zufällig oder mit einer bestimmten Absicht getan habe, darüber hat in der Sitzung unseres Historischen Vereins (Winter 1901) bei der auf meinen Vortrag folgenden Besprechung niemand eine bestimmte Ansicht laut werden lassen. Wenn man also nicht eine rein zwecklose Spielerei eines Unberufenen annehmen will, so dürfte wohl die von mir gegebene Vermutung, daß wir in diesem Spruch einen Bausegen vor uns haben, eine annehmbare Erklärung dieses sonderbaren Tatbestandes enthalten. Ich lege dabei, wie ich ausdrücklich betone, kein Gewicht darauf, ob die Erbauer sich bei der Einfügung dieses Spruches mehr von ihrer abergläubischen Lebensanschauung leiten ließen (noch 1619 verkaufte die vom Brandenburger Schöppenstuhl verurteilte Tangermünderin Grete Minde als Landstreicherin „Allraunmännchen“ vgl. Lnd Parisius „Bilder aus der Altmark“, Seite 74), oder ob sich hierin eine von wahrer Religiosität und unerschütterlichem Gottvertrauen zeugende Gesinnung kund tut, die unseren Vorfahren Ehre macht. — Als ich Herrn Geheimrat Friedel bei seinem Besuche unserer Stadt am 11. Oktober 1903 im Steintorturm die Inschrift zeigte und wir den Zweck derselben besprachen, führte er als Beispiel die Tatsache an, daß sich in katholischen Gegenden oft die Worte Ave Maria so vorfinden, derselbe bemerkte auch, daß beim Abbruch der Fundamente der nach Babelsberg versetzten berlinischen Gerichtslaube ein Mauerstein mit denselben eingeritzten Worten aus dem 13. Jahrhundert ausgegraben worden sei. Dieser Stein wird unter B. X. 6 im Märkischen Museum verwahrt, 28 cm lang, 15 cm breit, 10 cm hoch. Beschrieben bei Buchholz: Verz. der im M. Prov.-Museum befindlichen Altertümer. Berlin 1880. S. 20.

Nun haben wir aber über der Betrachtung des Zusammenhanges zwischen den Klassen I bis II und III ganz den wichtigen Unterschied vergessen, der zwischen ihnen obwaltet; dieser Unterschied ist sogar zweifacher Art. Denn 1) ist die Steintorinschrift nicht (wie $I,_1$ und $I,_2$) von einem geschickten Bauhandwerker in eine Backsteintafel eingemeißelt oder (wie II, 1—3) von einem Tüncher auf die Wand gemalt, sondern die Buchstaben sind von dem Ziegelstreicher vor dem Brand in den noch feuchten Backstein mit Kursivschrift eingeschrieben. 2) Die Her-

stellung der Inschrift ist nicht (wie I, 1—II, 3) offiziell durch einen Willensakt des Erbauers vollzogen, sondern der Stein ist vielleicht ganz ohne Wissen desselben mit den Psalmworten versehen worden. Mit anderen Worten. Die Steintorinschrift gehört unter die Einkritzelungen, die man als Graffiti zu bezeichnen pflegt, allerdings ist bei dem hier in Frage kommenden Begriff diejenige Art von Graffiti, welche erst später in die schon Jahrhunderte alte Mauer eingeritzt sind (z. B. Peter Wannemachers Wandinschrift a. 1622, vgl. Jork, Führer durch Brandenburg 1903, Seite 139) ganz auszuschließen; solche heißen genauer Sgraffiti. Kein Geringerer, als Oberpfarrer D. Wernecke, der namhafte, hochverdiente Kenner der kirchlichen Altertümer der Mark, hat diese Graffito-Natur unserer Inschrift mit denkbar größter Schärfe betont. Dennoch ist auch er wohl der Meinung, daß nicht alle Graffiti einander gleichwertig sind. Schreibt er doch in seinem hierüber an mich gerichteten Briefe: „Mir selbst ist auf diesem Gebiete, in dem, was ich früher persönlich besichtigt oder Berichte darüber gelesen habe, ein Beispiel von solcher Länge des Graffito noch nicht vorgekommen." Dieses Zugeständnis des kenntnisreichen Forschers ist von einschneidender Wichtigkeit. Denn wie so oft ein Ding durch äußerliche Vergrößerung auch seine Natur ändert — navis longa heißt nicht langes Schiff, sondern Kriegsschiff —, so muß auch ein dreizeiliges Graffito mit 20 Worten eben ganz anders beurteilt werden, als eins, das nur 1—3 Worte umfaßt. Und dies umsomehr, als ja sicherlich neben diesem Inschriftenstein noch ein zweiter (vielleicht auch ein dritter oder vierter) gesessen hat, von dem bei der Renovierung des Turms nur ein Bruchstück mit dem Worte . . . tis gerettet worden ist, das, wie Herr Prof. Tangl ausdrücklich erklärt, in einen anderen Zusammenhang gehört. Zwischen den Ziegelstreichern, die nach recht alter Sitte — wie Oberpf. W. schreibt — „teils ihren Namen, teils Jahreszahlen, teils kleinere Bilder, teils wirkliche Inschriften meist spaßhaften, aber auch ernsthaften und Gebets-Inhalts in die feuchten Steine vor dem Brande einzukratzen liebten, und dem Verfertiger des uns vorliegenden Steines ist doch ein gewaltiger Unterschied. Denn da die Ziegelstreicher, die in jener Zeit meist der Schreibkunst unkundig waren, sich — wie es in dem Briefe weiter heißt — „der Hilfe von Schreibkundigen bedienten", diese aber meist Geistliche waren, so ist, meine ich, bei dieser lateinischen Inschrift der religiös-kirchliche Nebenzweck, den diese scheinbar unabsichtliche Kritzelei hat, unschwer zu erkennen. Um 1450 (in diese Zeit nämlich setzt auch Prof. Adler nach einer brieflichen Mitteilung jetzt die Erbauung [statt 1380], sodaß seine Ansicht mit der Prof. Tangl's übereinstimmt), wo die Weissagung des Hus von dem „kommenden Schwan" schon manchem die Augen geöffnet, waren die Machthaber der röm.-katholischen Kirche natürlich mehr denn je bemüht, dem

Einfluß der Geistlichkeit das gesamte Leben der Laienwelt zu unterstellen, und machten krampfhafte Anstrengungen für die Unzahl von messelesenden Klerikern auf Kosten reicher Bürger immer neue Altäre zu stiften (vgl. die Inschrift aus St Gotthard Fig. 10.) Unter solchen Umständen ist es denn wohl nicht zu verwundern, daß sie sich auch die harmlose Spielerei der Ziegelbrenner und ihre Sucht, die Steine zu bekritzeln, für ihre Zwecke dienstbar zu machen suchten und ihnen die besagten Schreiberdienste nur leisteten, wenn wichtige Psalmenworte aus der fast täglich gelesenen Messe als Inschrift gewählt werden sollten. Dadurch war ja gewissermaßen dreien geholfen: 1) der Kirche, denn sie hatte das Bewußtsein, alle und jede Tätigkeit der Bürger, selbst die nebensächlichste, unter ihrer Obhut zu haben und die weltliche Lust an Späßen durch kirchliche Frömmigkeit zu verdrängen; 2) den Ziegelbrennern, denn sicherlich waren sie noch besonders stolz, wenn statt ihrer Krähenfüße und ungeschickten Kritzeleien der geistliche Herr die ihnen unverständlichen, aber doch vielgehörten Worte der Messe auf ihre Ziegel schrieb; 3) dem Bauwerk selbst, welches ja, da es als Bollwerk gegen das fehdelustige Magdeburg dienen sollte, es sehr nötig hatte, daß ihm die besten Glück- und Segenswünsche für seine Erbauung mitgegeben wurden. Was konnte es aber besseres und heilkräftigeres geben, als das auch in unserer deutschen Liturgie wuchtig anhebende Psalmwort: „Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn." — Daß bei dieser heimlichen Zuwendung eines segenbringenden Spruches nicht an eine offizielle Weihung des Turmes, wie dies bei Kirchen durch den Bischof oder Weihbischof geschah und noch geschieht, zu denken ist, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken. Wenn man bei Kirchen — wie Oberpf. W. schreibt — mehrfach Reliquienteilchen (Altarplatte der hiesigen Dom-Krypta) oder gar kleine Lebewesen mit einmauerte, um dem Bauwerk Bestand zu verleihen, so wird es wohl mit unserem eingemauerten Segensspruch eine ähnliche Bewandtnis gehabt haben. In jenem Zeitalter, wo geweihte Kerzen, geweihte Rosenkränze, geweihte Heiligenbilder die größte Rolle spielten, ist es nicht undenkbar, daß die Ziegelstreicher unter tausenden von Steinen einen besonders weihen ließen. Jedenfalls ist der Stein überaus merkwürdig und jeder wird Herrn Prof. Adler Recht geben, wenn er schreibt: „Besonders interessant war mir die neue Inschrift wegen ihres Inhalts."

Figur 1.

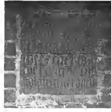
I, 1. Inschrift der Katharinenkirche 1401



Anno domini 1401 constructa est haec ecclesia in die assumptionis mariae virginis per magistrum hinricum brunsberg de stettin

Fig 2

I, 2 Inschrift des Mühlentorturms 1411



Anno domini 1411 edificata est haec turris per magistrum nicolaum craft de stettin

Fig 3

I, 3. Inschrift des Bischofshofes 1465

Zu Fig 3.

Anno domini MCCCCLXI Reverendus in Christo pater et dominus dominus Theodoricus de stechow brandeburgensis ecclesiae episcopus hunc locum comparavit et in eodem hanc aulam episcopalem primo fundando construxit orate pro eo

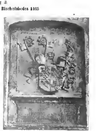


Fig. 8a (Inschrift vergrößert) zu I 8



Anno dm m°cccc°LXI RvenD°) IX p̄r et dās dns theodoric°) de Stechow bradbge eccle ep̄s hnc locū comparuit et in eodem hanc av lam ep̄alem p̄mo fudādo construxit orate p eo

Anno domini MCCCLXI Reverendus in Christo pater et dominus, dompnus Theodoricus de Stechow Brandenburgensis ecclesiae episcopus hunc locum comparavit et in eodem hanc aulam episcopalem primo fundando construxit, orate pro eo

Fig. 4.

I, 4 Inschrift der Salderischen Schule 1589.

SALDERISCHE SCHVLE.
NOBILITATE GENERIS, PIETATE AC VIRTVTE
PRÆSTANTISSIMA DOMINA, GERTRVDIS
HAKEN EX CASTRO STVLPEN ORIVNDA
MATTHIÆ A SALDERN QVONDAM ILLVSTR
ISSIMORVM ELECTORVM MARCHIONVM
BRANDEBVRGENSIVM ET c CONSILIARII
INTIMI, VIDVA, HVIVS SCHOLÆ FVNDATRIX.
ANNO DOMINI 1589.

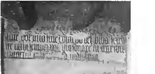
Die edele undt viel tugentsame fraw Gertrut geborne Haken uff Stulpe, Matthias von Saldern Churfürstlichen Brandenburgischen Kammerers unndt geheimbten Ratt Sehgen, nachgelassene Widfraw, dieser Schulen Stifterin (Eigene Übertragung d. Stifterin).

Fig. 5.

I, 5 Inschrift im Chor der Paulikirche 1574.

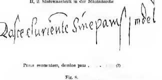


Fig 6
II, 1 Wandspruch im Paulikloster.



[Sive vigilo] sive dormio sive comedo vel bibo seu a [liud]
[Facio vide]tur mihi semper vox ista sonare in auribus [meis]
[Surgite omne]s mortui et venite ad iudicium

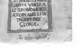
Fig 7
II, 2 Säuleninschrift in der Nikolaikirche

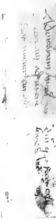


Pasce esurientem, domine pani . . . (?)

Fig. 8.
II, 3. Psalm im Chor der Paulikirche

Zu Fig. 8.
Deutsch: Erhebet, ihr Tore, eure Häupter und erhöht euch, ihr ewigen Pforten, daß der König der Ehren einziehe.





Figur 9

III, 1 Inschrift auf einem Steine des Steinturmes

Figur 10



Consecratum est hoc altare ip(s)o die amalb(er)gae v(ir)g(in)is per Reverendum in Chr(ist)o patrem et d(o)m(in)u(m), d(o)m(in)u(m) Arnoldum Ep(iscopu)m Brand(enburgensem) In hono(r)e(m) S(anc)t(a)e et individu(a)e Trinitatis (e)t loc(a)e ew(a)ngelist(a)e d..., Rustici et Eleuteri....

Zwei Luckauer Urkunden.

I.

Wir Wladislaw von gottes gnaden Zu Ungern, Behmen, Dalmacien, Croacien etc. Kunig, Marggraw zu Merhern, Hertzog Zu Luxemburg und /*) in Slezien und Marggraw Zu Lansiz etc. Bekennen, daz wir angesehen haben dye duemutigen Bethe, mannichfeldigen unsern vorfarn und / uns gethonen dinst der Ersamen unser Lieben getreuen Burgemaister, Rathmann und gaunzer gemeyne unser Stat Lukaw und worans / daz uns aus Freundlicher mildigkeit sy als ein Hawbtstat unsers Marggrafentumb Nider Lansiz fne aundern Ze Zieren und mit gnaden zebe / dennken zimet . . . . . . ,**) daz sy nun und ze ewige Zeiten In aller gemeiner Stat Sachen gegen uns und allermeniglich fürsten, geistlich und welthch, / und sonst jedenn manes, welches Ambt wer oder wesen, der sey geistlich oder weltlich, Landes und Steten mit Rotem Wachs gleich aundern Steten, / von unsern Vorfarn oder uns damit begnadet, Siglen sollen und megen, gnediglich Zuegegeben vergunnst und des gefreyt, Zuegeben vergönnen / und freyen sy und Nachkomben des hiemit in crafft unsers brive aus Behmischer Künglicher macht wissenntlich unwiderruflich und wellen, daz sy sich solcher unser Freyhait als oben stet genunmeigklich In gemeiner stat Sachen, wie die sein mogen an unser, unser Nachkomben, / unser und derer unterthanen onwed nachred oder verkleinung gebrauchen sollen und mögen. Gebieten darauf allenn unsern Kunigreich und Firstentumber, Lannden, Steten / Inwonern und allen unsern Ambtslewtn sy solcher unser Freyhayt bewilich gebrauchen ze lassen, dabey Haunt haben, Truzen und schyrmen, als lieb einem jedern sey / Unser swere ungnad ze vermeyden. Des zu Urkunt haben wir unser Kunglich Insigl an den briw lassen henngen, Der geben ist zu Ofenn an Mitwoch nach Concepciones marie Virginis nach Cri / geburd Vierzehennhundert darnach in dem Zway und neunzigisten Unser Reichs des und im dritten und des Behmischen im zwayundzwaunzigisten Jarenn.

*) Die Striche bezeichnen die Zeilenlängen im Original.

**) Die Punkte unleserliche Worte.

II

Wir Wenzlaw von gotis gnaden Romischer Kunig zu allen zeiten merer des Reichs und Kunig zu Beheim Bekennen und tun kund / offenlichen mit diesen briewe allen den, die in sehen oder horent lesen, daz wir durch manigwalde dienste und trewe, die uns und der crone / zu Beheim und ouch seliger gedechtnisse dem Allerdurchleuchtigsten ———[1] ———unsern liebe hrn und vater keiser Karl die burger und ge / meyne unsr Stat zu Luckaw von lange zeiten bis her offt williclichen und nutzlichen erzeigt habn, teglichen tun und noch tun sulln / und meynen, in kunftige zeiten zu nuze und besserung, dselbn stat mit wolbedachtem mute und gutem Rate unsr und der Cronen zu / Beheim fursten, Edlen und getreuen denselbn Burgern und Inwonern derselben Stat zu Luckaw und allen iren nachkome von stund / en gnaden erlaubt und gunnet haben erlauben und gunnen alz mit crafft dis briewes rechter Wissen und kuniclicher macht zu Behm / eyn rechte munze kleynes geldes und doruf eyn gebrechte und zeichen von eynen halben lewen und uf das Korn do das gelt das / [1] —— [2] [3] geslagen wirt finden und slahen sulln und mogen mit name achtzehen fur eynen Beheymschen grossen / daz wir in gelouben zu uen treuwen zu setzen das sie die nicht ergern und darumb so gebieten wir allen fursten, geistlichen und / werltlichen Grafen herren dinstluten Rittern Knechten Amptluten Gemeynschefttn der Stete Merkte und Dorffer und allen / andern unsen leyde des Reichs und der Cronen zu Beheim undertane und getrewen ernstlichen und befelichen, bey unsn hulden / das sie alle, noch iglicher die egenen Burger und Stat zu Luckaw an sulcher munze nicht hindern noch irren sullen in dheineweis noch jemand gestalten, das er es tue [1] [2] munze noch neu werden achtzehn fur eynen Beheymschen grossn als vorgeschribn stet neme und geben sullen und sie duzu hanthabn, schutzen und schirmen, als lange, bis das wir dieselbn munze widerruffen / wollen. wenn wer do wider tete, der were in unsr schwere ungenad vorwalln. mit Urkund dis briewes vorsigelt mit unsr kunic / licher maiestet Insigel Geben zu Nuremberg nach Christs geburt dreytzenhunder Jar und dornach in dem Czwey und Achtzigist / Jaren an Sand Veytestage Unsr Reiche, des Beheymschen in dem Neuen zehnd und des Romischen in dem Sechst Jaren.

Diese beiden Urkunden befinden sich im Archiv des Magistrats zu Luckau, Lausitz. Bei beiden fehlen die Siegel, doch sind die Schnitte für die Siegelstreifen vorhanden. Die erste Urkunde trägt auf der Rückseite den Vermerk Urkund K. Wladislai daz sigln mit Roth wachs bet und Johanns von Schellenberg cammer d Kunigr. Behmen (der Ausfertiger des Schriftstücks), die zweite die Bezeichnung Ad man tu regis p m Jawren, ђ Withe kortelangen

Scharnweber

Was sind Ringhen?

Eine Studie zu einer Eberswalder Urkunde von Wilhelm Anton Wegener

Die in Eberswalde Mühlenstrasse 2 und 26 gelegenen Stolzeschen Mühlenwerke sind zuerst am 8. Mai 1307 urkundlich genannt. Markgraf Hermann bestimmte damals, daß die Dörfer Karntz, Gersdorf und Sommerfelde hier ihr Getreide und ihr Malz mahlen lassen sollten und hierzu den damaligen Besitzern der Mühle, Konrad von Finow und einem Meister Konrad, verpflichtet seien. Karutz lag in der gleichnamigen Heide in der Nähe von Gersdorf. Am 25. Juli 1353 verkaufte der Markgraf Ludwig der Römer zugleich im Namen seines Bruders Otto die Mühle für 90 Pfund Brandenburger Pfennige an die Stadt Eberswalde und die Stadt gab die Mühle zeitweise auf Wiederkauf hin an Mühlenmeister ab. Als der Rat von Eberswalde 1467 mit dem Mühlenmeister Appel einen Kontrakt wegen der Erbauung einer neuen Schneidemühle abschloss, setzte er auch die von dem Getreidemüller innezuhaltenden Bestimmungen über Kauf und Verkauf und über den Betrieb der Mühle in einer deutschen Urkunde schriftlich fest. Diese Urkunde steht im Original in einem alten Eberswalder Kopialbuch, welches im Stadtarchiv aufbewahrt wird, und gedruckt wurde dieselbe in Fischbachs Beschreibung von Neustadt-Eberswalde, S. 240 und 241, 1786, dann in Kungers Chronik von Neustadt-Eberswalde, S. 138—140, 1841, und in dem Codex diplomaticus Brandenburgensis von Riedel, A, XII, 329 und 330, 1857.

In dieser Urkunde nun kommt eine Stelle vor, welche in einem Ausdruck zuerst nicht recht verständlich ist, aber bei einiger Kenntnis der Verhältnisse im Mittelalter klar wird. Die Stelle hat nach Riedel folgenden Wortlaut: „Item em behorst eynen wagen uppe der Straten to hebben mit ringhen, den riken und armen ere mold unde rogge yn to furen unde or mell weder to huß, unde von XVI schepeln molt schall he nemen eynen penningk.“ Diese Stelle in die jetzige Sprachform übertragen: „Ferner hat er (der Getreidemüller) einen Wagen mit leichten Pferden auf der Straße zu halten, um den Reichen und den Armen ihr Malz und ihren Roggen hinein (in die Mühle) und ihr Mehl wieder nachhaus zu fahren, und von 16 Scheffeln Malz soll er einen Pfennig nehmen.“

In dieser Urkundenstelle ist der Ausdruck „mit ringhen“ zuerst unverständlich. Was sind „ringhen“? Hierauf giebt uns Pierers Universal-Konversationslexikon, 6. Auflage, Band 15, 1878, unter „Ringe Pferde“ eine Antwort. Es ist dort folgendes gesagt: „Ringe Pferde (Schwarze Reiter, von der Farbe ihrer Waffen) waren im Mittelalter die geringen leichten Pferde im Gegensatz zu den schweren (Spießern) und dienten den Reisigen. Diese als Schützen mit Armbrust, später mit Pistol oder Stutzen mit Radschloß, Schwert, Stahlkragen, Küraß, Panzerärmeln, Blechhandschuhen und Pickelhauben bewehrt, bildeten ein zweites Glied hinter den Spießern und dienten als leichte Reiterei zum Verfolgen und Umschwärmen des Feindes auf dem Marsch, im Gefecht waren sie in besondere Schwadronen von großer Tiefe formiert. Kaiser Karl V. trennte die Ringe Pferde ganz von den Spießern und gab ihnen eigene Fahnen und Offiziere. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts verwandelte sich die Benennung Ringen in die der Karabiniers, Arquebusiere und anderer.“

Aus dieser Darlegung geht hervor, daß Ringen, Ringhen oder Ringe Pferde im Mittelalter Kavalleriepferde zweiter Klasse waren. Weshalb aber nannte man diese Pferde „geringe Pferde“? Sie waren allerdings von geringerem Wert als die ganz schweren Kavalleriepferde, aber doch keineswegs geringe oder geringwertige Pferde. Die richtige Erklärung ist in der angeführten Stelle des Lexikons schon mit „leicht“ gegeben. Gering war im Mittelalter auch oft soviel wie leicht. Folgende Stellen aus mittelhochdeutschen Schriften mögen dies darlegen.

In der von Hartmann von der Aue um 1200 verfaßten bekannten Dichtung „Der arme Heinrich“ ist von der Meierstochter, der Geliebten des armen Heinrich, gesagt:

Von dem gedanke wart si do
vil ringes muotes unde fro
und hete deheine sorge me.

Neuhochdeutsch: „Von dem Gedanken wurde sie da gar leichten Mutes und froh und hatte keine Sorge weiter mehr.“ Und in einer Predigt des 1271 verstorbenen Franziskaners Davids von Augsburg, des Lehrers und Freundes von dem berühmtesten Kanzelredner im Mittelalter, dem Franziskaner Berthold von Regensburg, ist Evangelium Matthäi 11, 30 übersetzt durch die Worte: „Min joch ist senftsüeze und min bürde ist ringe.“ Derselbe Geistliche aber erklärt in einer anderen Predigt, in welcher er das Leben von Christus als unser Vorbild hinstellt, das Wort „gering“ inbezug auf seine Verwandtschaft mit „leicht“ im gewissen Sinn in folgender Stelle: „Wir sin uf dem wege des himelriches unde warten alle zit, wenne des weges ein ende si. Swer sich aber uf kurzen wec mit vil getreides ladet, der wirt e müede, e er den wec vol ge, unde muoz vil lihte under wegen

beliben. Also wil du, daz din volgaere rineverte sin uf dem wege und mit irdischen dingen niht überladen sin. Habent sie iht ze tragen, daz teilen mir ir geverten, die niht haben, so ist ir bürde ringer und sint sie selbe sneller unde koment deste vroelicher ze abende an die himelischen herberge.“ Neuhochdeutsch: „Wir sind auf dem Weg zum Himmelreich und warten allezeit, wann der Weg ein Ende hat. Wer sich aber auf einem kurzen Weg mit vielem Getreide beladet, der wird eher müde, als er den Weg vollständig macht, und er muß vielleicht unterwegs liegen bleiben. Du willst nun also, daß deine Nachfolger leicht zur Fahrt auf dem Weg und mit irdischen Dingen nicht überladen sind. Haben sie etwas zu tragen, so teilen sie das mit ihren Gefährten, welche nichts haben, dann ist ihre Bürde leichter und sie sind schneller und kommen um so fröhlicher am Abend in die himmlische Herberge.“ In diesen Worten Davids von Augsburg sind also die Worte „rinevertig“ und „ringer“ durch „leicht zur Fahrt“ oder auch „leichtfertig“, wenn man dieses Wort im guten Sinn fassen will, und durch „leichter“ wiederzugeben. Interessant ist auch, daß in dieser Predigt das Bild eines mit Getreide beladenen Menschen vorkommt, was also auch in diesem Sinn zu unseren Mühlenwagen und Pferden paßt.

Wie hat man nun aber den Ausdruck „ringhen“, wenn man denselben durch „leichte Pferde“ übersetzt, richtig zu verstehen? Sollten die von dem Eberswalder Magistrat für die Stadtmühle geforderten Pferde etwa leichtgebaute elegante Kutschpferde sein? Schwerlich, denn solche paßten nicht vor einem beladenen schweren Mühlenwagen. Dann waren doch vielleicht geringerwertige Pferde gemeint, noch gut zum Ziehen, aber nicht allzu kraftvoll, etwa wie die in der Nähe der Stelzeschen Mühlenwerke so oft an der Zugbrücke vorbeitrabenden Treidelpferde des Finowkanals? Solche Pferde hätten damals bei den bedeutend schlechteren Wegen und Wagen wohl nicht immer das gut vollbringen können, was der Magistrat mit der Forderung von „ringhen“ ausgeführt haben wollte, nämlich möglichst schnelle und pünktliche Abholung des Getreides und ebensolche Ablieferung des Mehles und Malzes an die Mahlgäste, welche kein Fuhrwerk hatten. So sicher also mit dem Ausdruck „ringhen“ oder „leichten Pferden“ gesagt ist, daß hier nicht schwere Ackerpferde, welche vor dem Pflug herzugehen gewohnt waren, oder Kavalleriepferde erster Klasse, welche mit einem starkgepanzerten Ritter im vordersten Glied standen, zu nehmen seien, so ist doch auch bald ersichtlich, daß die Pferde weniger in ihrer Bauart als in ihrer Fähigkeit, Lasten zu ziehen, und in ihrer Gangart und Schulung „ringe“ oder „leichte“ genannt sind. Solche forderte der damalige Eberswalder Magistrat für seine Mühle und seine Mahlgäste und solche sollte der Getreidemüller offiziell halten, kräftige, gewandte Pferde, welche im übrigen mittelgut sein konnten. Und für solche

Pferde hatte man im Mittelalter den Ausdruck „ringhen“ aus den hier angegebenen Gründen. Will man nun noch weiter wissen und sich überzeugen, wie denn eigentlich solche „ringhen“ aussehen, dann beobachte man gelegentlich bei den Mühlenwerken selbst oder an anderen Orten auf der Fahrt die jetzigen Mühlenpferde, welche die vielen stattlichen Wagen der Mühlenwerke ziehen, und man weiss genau, was „ringhen“ sind, wie sie der Eberswalder Magistrat früher forderte. Die jetzigen Pferde sind nicht schlechter, sondern eher wohl noch etwas besser als die Eberswalder Mühlen-Ringhen im Mittelalter. Und somit sind es zuletzt die jetzigen Eberswalder Mühlenpferde selbst, welche uns hier aus unserer wissenschaftlichen Verlegenheit helfen, denn wir schauen mit historischem Verständnis auf sie und nun wissen wir, was „Ringhen“ sind.

Kleine Mitteilungen.

Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkasten des Märkischen Provinzial Museums)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—200, VII, 105—109, X, 98—104 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren (Krebsen, Seehunden etc.) gebraucht.)

Fischvergiftung. In der Nacht von Donnerstag zu Freitag herrschte lebendiges Treiben am Kottbuser Ufer. Gegen 1 Uhr Nachts hatte plötzlich eine unabsehbare Fülle todter Fische das Wasser bedeckt, im Nu hatte die Kunde davon sich verbreitet und von allen Seiten wurden von Booten und von den lagernden Schiffen aus die Fische ans Land gebracht. Heute früh lagen an manchen Stellen, z. B. an der Potsdamer Brücke die Fische 1½ Fuß aufgeschichtet. — Über die Ursache dieser auffallenden Erscheinung hat unser Referent folgendes ermittelt. In der am Kottbuser Ufer No. 1 befindlichen Dachpappen- und Theerproduktenfabrik der Frau Marie Stuhr war ein Arbeiter Nachts beschäftigt, aus einem Bottich, dessen Boden eine Theermasse — Naphtalin — bedeckt, das Wasser auszupumpen. Vielleicht etwas vom Schlafe übermannt, setzte er das Pumpwerk in Bewegung, ohne darauf zu achten, daß das Wasser endlich ausgepumpt war und nun die Theermasse direkt in den Kanal geleitet wurde. So wurden in kurzer Zeit sämmtliche Fische mit der gesammten Brut vergiftet und die Fischerei auf der Strecke vom Kottbuser Ufer 1 bis über die Hallesche Thorbrücke hinaus für Jahre vernichtet. Der Hauptvorwurf trifft die Leitung der Fabrik, die einen so wenig zuverlässigen, dazu notorisch kurzsichtigen Arbeiter mit einer so wichtigen Arbeit betraut hat. Den größten Schaden hat Herr Restaurateur Gebell in der Cuvrystraße, der für mehrere Jahre die Fischerei

dieser Strecke gepachtet hat und natürlich eine Entschädigungsklage anstrengen wird. — Als Referent heute Mittag nochmals die Unglücksstätte besichtigte, war das Wasser von den großen Fischen — Aalen, Hechten — schon vollständig gereinigt; am Ufer entlang trieben zur Freude der Straßenjugend einige leicht erreichbare Barsche und dergl.

Berl. Tagebl. 30. 6. 1879.

Über die Fischvergiftung im Landwehrkanal haben wir bereits im Abendblatte berichtet. Die Aufregung darüber war auf der weiten Strecke vom Cottbuser Damm bis nach Charlottenburg hin eine ganz außerordentliche. In den frühen Morgenstunden zwischen 4 und 5 Uhr, war das Wasser mit einer förmlichen Decke von todten Fischen überspannt, deren Zahl sich nur nach Millionen bemessen ließ, denn Alles ist zu Grunde gegangen, von der jungen Brut bis zu den stattlichsten Prachtexemplaren von Aalen und Hechten. Die nach dem Wasser abfallenden Ufer sind von tausenden von Füßen zertreten. Alt und Jung machen sich, ausgerüstet mit allen erdenklichen Bergungsapparaten — Kesseln, Hüten, Schüsseln, Tüchern — daran, so viel wie möglich für den heimischen Heerd zu retten. Im Nu waren immer die verfügbaren Behältnisse gefüllt. Gegen 7 Uhr ließ die Massenströmung der getödteten Fische nach, aber immer neue Tausende wurden angeschwemmt. Man berichtet uns, daß es Fischern, welche die aus dem Kanal gezogenen Fische sofort in frisches Wasser setzten, gelang, dieselben zu neuem Leben zu erwecken. Immerhin aber möchten wir an alle Diejenigen, welche sich in den Besitz so billiger Fische gesetzt haben, die dringende Mahnung aussprechen, sich des Genusses derselben zu enthalten, denn der Qualität derselben ist durch die Vergiftung in jedem Falle starker Abbruch geschehen. Die Strompolizei hat gestern zunächst in thunlichster Weise für die Reinigung des Flußbettes gesorgt und beschäftigt sich bereits eifrig mit der genauen Feststellung über die Ursache des seltsamen Vorfalls.

Berl. Tagebl. vom 21. Juni 1879.

Strausberg. (Großes Fischsterben.) Die Oberfläche unseres schönen Straußsees ist seit Montag Morgen von tausenden und abertausenden todter und halbtodter Fische aller Größen und Gattungen bedeckt! Das ist ein Ereigniß, wie es in dieser Großartigkeit an unserem See noch nie beobachtet worden ist. Der Fischereipächter wird einen großen Verlust für jetzt und die nächstfolgenden Jahre zu beklagen haben, weil gerade die junge Brut unter den zahllos auf dem Wasser umhertreibenden Fischen am meisten vertreten ist. Es wäre wohl zu wünschen, daß sich Naturkundige die Mühe nähmen, die Ursachen dieses Phänomens zu erforschen. Die am meisten verbreitete Meinung über diese Erscheinung ist die, daß die anhaltende, gewitterschwangere Luft den Fischen verderblich geworden und dieses Massensterben veranlaßt hat. Merkwürdigerweise haben sich weder in dem mit dem Straußsee durch ein Fließ in Verbindung stehenden Herrensee, noch in den unweit entlegenen Seen Bötzow und Fänger todte Fische gezeigt. Dem Märkischen Boten wird hierüber ferner geschrieben: Herr Fischerei-

pächter Otto hat diese Erscheinung in seiner Praxis schon einige Male beobachtet und stets gefunden, daß dieses Massensterben der Fische bei stark mit Gewittern geschwängerter Luft eintrat, wobei sich allemal das Wasser dunkelgrün färbte. Bei kurz darauf eingetretenem hellen Wetter bekam das Wasser seine gewöhnliche helle Farbe wieder und hörte auch hiermit das Hinsterben der Fische auf. Dieser Umstand ist auch diesmal wieder eingetreten und haben sich neue todte oder sterbende Fische nicht mehr vorgefunden. Herrn Otto ist durch diese Kalamität ein Schaden von mindestens 1000 Mark erwachsen, indem insbesondere ihm viele seiner vor zwei Jahren mit bedeutenden Kosten und Mühen eingesetzten Zander, die schon fast durchschnittlich ein Gewicht von 3 bis 4 Pfund erreicht hatten, gestorben sind, da dieser Fisch besonders zart und empfindlich ist.

Berl. Tagebl. 24. Juli 1880.

Über die Ursache des Fischsterbens, wie es zum öfteren in der Havel und deren Seen, neuerdings wieder im Straußsee, zur Erscheinung gekommen ist, schreibt uns ein Naturkundiger, Herr Professor Dr. Kützing in Nordhausen: „Der Grund davon ist wahrscheinlich eine Alge, die ich in meinem großen Algenwerke Tabulae phycologicae“ Bd. I Tab. 8 als Microcystis ichthyoblabe (Fischverderber, Fischtödter) abgebildet habe. Die erste Kunde dieser Alge erhielt ich im Jahre 1832 von Leipzig, von wo sie mir mitgeteilt wurde. Sie war hier auf einem Teiche erschienen, den sie weit hin überzogen hatte, indem sie eine grüne, schleimige, zusammenhängende Haut bildete. Die Fische waren auch hier massenhaft abgestorben. Auch in der Havel waren infolge des Auftretens derselben Alge im Jahre 1873, wenn ich nicht irre, die Fische massenhaft gestorben. Diese Alge ist wohl an sich nicht giftig, aber sie wirkt wahrscheinlich insofern schädlich auf die Fische, als sie durch ihre Bedeckung der Wasserfläche den Fischen das Athmen erschwert und zuletzt, wenn diese an die Oberfläche kommen, die Mund- und Kiemenöffnungen verklebt und sie dadurch erstickt.

Berl. Tagebl. 29. 7. 1889.

Über das Absterben der Fische wird uns mit Bezugnahme auf unseren neulichen Artikel von einem Freunde unseres Blattes geschrieben: Im Sommer bei großer Hitze, besonders an gewitterschwülen windstillen Tagen, erlangen flache oder langsam fließende Gewässer eine Temperatur, welche die schnelle Zersetzung aller in denselben enthaltenen organischen Stoffe bedingt. Der zur Zersetzung erforderliche Sauerstoff wird nicht aus der Athmosphäre entnommen, sondern aus dem Wasser selbst absorbiert, dadurch wird viel Wasserstoffgas frei, welches als Kohlenwasserstoffgas für Fische absolut tödlich wirkt. Sobald die Luft kühler oder das Wasser durch Winde bewegt wird, ist die Zersetzung eine weniger schnelle, es wird das Wasser durch Zutritt der athmosphärischen Luft wieder regenerirt und das etwa sich bildende Wasserstoffgas entweicht leichter. Nicht die Algen, Wasserblüthen genannt, sind die Ursache des Fischsterbens, solche sind nur der Beweis für eine außerordentlich starke Zersetzung der dem Wasser

beigemischten organischen Stoffe und verhindern allenfalls den Austritt der Wasserstoffgase, oder erzeugen durch ihre Zersetzung aufs neue Wasserstoffgas. Sobald das Wasser wieder durch Winde bewegt oder es kühler wird, hört demnach das Absterben der Fische auf, weil die Ursache desselben damit aufhört. Am meisten leiden die Fische in Gewässern, die modrigen schlammigen Untergrund haben und daher sehr krautwüchsig sind. Die Erscheinung des Absterbens der Fische hat man aber nicht allein im Sommer, sondern auch im Winter, wenn flache, niedrige Gewässer mit dickem Eise belegt sind und wenn danach mildes Winterwetter eintritt. Die Ursache ist ganz dieselbe, Mangel an sauerstoffhaltigem Wasser, aber besonders die Behinderung, daß das sich bildende Wasserstoffgas nicht entweichen kann. Man kann dann dem Übel dadurch vorbeugen, daß man große Löcher in das Eis haut und dieselben offen hält. Man sieht dann wie sich die Fische an diese Löcher drängen und ebenso ängstlich nach Luft schnappen, wie dies im Sommer geschieht, wenn das Wasser sehr faulicht ist. Recht auffällig ist das Sterben der Fische, wenn in kleinen Gewässern bei warmen windstillen Tagen Schafe gewaschen werden, infolge der dadurch bedingten schnellen Zersetzung findet man gewöhnlich Tags darauf sehr viele Fische gestorben, oder im Absterben begriffen. In diesen Ausführungen findet das Sterben der Fische im Stranßbergsee seinen Grund. Auch das Sterben und Erkranken der Goldfische in den Teichen des Thiergartens ist hierauf zurückzuführen.

Berl. Tagebl. 1. 8. 1880.

Aus der Altmark. In den von den Elbdeichen umschlossenen, mit der Elbe nicht in direkter Verbindung stehenden Gewässern, den sogenannten Bracks, wird der Ertrag des Fischfangs, der sonst recht ergiebig war, in diesem Jahre nur gering sein. Eine große Zahl von Fischen, Aale, Hechte, Schleie u. s. w., ist im Eise erstickt. Man sieht die toten Fische in großer Menge auf dem Wasser schwimmen. Man hat durch Hauen von Löchern in das Eis den Fischen das Wasser offen zu halten versucht, bei dem ungewöhnlich strengen Frost aber wurde dies Verfahren eingestellt.

Berl. Tagebl. 18. 2. 1893.

Ein Massensterben von Fischen ist in den letzten Tagen im Lauf der unteren Havel beobachtet worden. Tausende von kleineren und größeren toten Hechten, Barsche u. s. w. treiben auf der Oberfläche des Stromes. Allem Anscheine nach ist dieses Massensterben durch die letzten großen Gewitter hervorgerufen worden, indem durch die wolkenbruchartigen Regenfälle unreines Wasser in die Havel getrieben worden ist.

Deutsche Tagesztg. 26. 7. 1901.

Tierschädel als Krebsfallen. Der Rektor Bartels teilt in einem Aufsatz „Geschichtliches und Sprachliches aus der Neu-Ruppiner Feldmark" (Märk. Zeitung 1902) mit, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Kinder

Roß und Rindsschädel aus den Abdeckereigruben am großen Rappinschen See in das Wasser gelegt und damit Krebse, welche sich gern im Innern der Schädel ansiedelten, zahlreich gefangen hätten. E. Fr.

Versuch die Maränen zu marinieren. Über einen Versuch, die Maränen zu marinieren, enthalten die Akten der Wriezener Hechtreißer Innung folgendes Reskript des Königs Friedrichs II. v. 1. Juli 1783:

An
den Krieges und Steuer Rath
Schwieger.

Bey Unseren General Directorio hat der hiesige Doctor medicinae Bloch [Brandenburgia VIII 49] in Vorschlag gebracht, daß die in verschiedenen Seen in hiesiger Provintz und Pommern in merklicher Anzahl befindliche so genannte kleine Maränen zu desto beßern Absatz, als Nennaugen marinlert werden mögen. Da nun die nach der von ihm eingereichten Probe marinierte Fische noch nicht im Geschmacke die erforderliche Güte gehabt haben, so bleibt Euch hiermit überlaßen damit fernere Versuche anstellen, und dadurch den Absatz dieser Fische befördern zu laßen.

Der Kriegsrat Schwieger gab am 26. Juli 1783 dieses Reskript weiter an den Magistrat zu Wriezen:

Vorstehendes Notificatorium wird E. E. Magistrat zu Wrietzen mit der Aufgabe zugefertigt, solches dem respec. Publico bekannt zu machen, und es aufzumuntern, mit dem mariniren derer Maränen anderweits fernere Versuche zu machen, weil bekanter Maaßen diese Art Fische außerhalb Landes sehr beliebt und gut abzusetzen sind. Von dem Erfolg erwarte ich seiner Zeit Bericht.

Ein Bericht über den Erfolg ist bei den Akten nicht zu finden. Markus Elieser Bloch (1723—1799), Arzt in Berlin, war der größte Ichthyologe seiner Zeit. Seine „Allgemeine Naturgeschichte der Fische“, die 1782—1785 in 12 Bänden erschien, ist jetzt noch wertvoll. Seine Fischsammlung wurde dem Berliner Zoologischen Museum einverleibt.

Dr. Boettiger, Wriezen.

Barben im Müggelsee. Von den Kleinfischern in Kietz-Coepenick wurde im Frühjahr 1895 eine im Müggelsee gefangene 25 cm lange Flußbarbe (Barbus fluviatilis Ag.) an die Biologische Station Müggelsee in Friedrichshagen als angeblich ausländischer, ihnen unbekannter Fisch abgeliefert. Es illustriert dies Vorkommnis am besten die Seltenheit des sonst so gewöhnlichen Cypriniden in unserm See. Von H. Knauthe in der Allgemeinen Fischerei Zeitung vom 27. März 1895 mitgeteilt. Hierzu bemerke ich, daß Schulz, Fauna Marchica, Berlin 1845, die Barbe bereits aus der Oder und Warthe als nicht gar selten anführt und daß sie auch im brandenburgischen Anteil der Elbe bei Wittenberge vorkommt. Der Fisch liebt schnellfließendes, helles Wasser mit kiesigem Grunde. Rogen und Leber gelten als giftig.

E. Friedel.

Bastardfischs. K. Knanthe teilt a. a. O. mit: „Durch die Güte des Herrn E. Mahnkopf in Spandau erhielt ich neulich zwei äußerst interessante Fische, Bastarde zwischen Blei und Güster und Blei und Rapfen. Beide Bastarde sind noch unbeschrieben." 1895. E. Fr.

Forellen bei Eberswalde. „Der Schwärze-Fluß (Melas), welcher von dem schwarzen Ansehen des Wassers den Namen hat, entspringet in der Biesenthalschen Heide aus verschiedenen Quellen, verstärkt sich durch das nicht weit davon entstehende Rieß Pforten Fließ, nimmt bei Spechtshausen das von Tuchen kommende Nonnen Fließ auf, treibt daselbst die Papier Mühle, demnächst die Werke beim neuen Zain-Hammer, tritt hernach in das Eberswaldische Revier, wo das hinterste Forellenfliess in denselben fließet, und treibt eine Schleif-Mühle." v. d. Hagen, Beschr. der Kalkbrüche bei Rüdersdorf, der Stadt Neustadt Eberswalde pp. Berlin, 1785, S. 52.

Vgl. Schriften des Brandenb. Fischerei Vereins von 1899. E. Fr.

Ein eigenartiges Schauspiel bietet sich jetzt auf den immer noch unter Wasser stehenden Spreewiesen zwischen Westend und Spandau dar. Als das Wasser vor einigen Wochen stellenweise über die Ufer getreten war, haben die Hechte in großen Mengen den Fluß verlassen, um an den seichten Stellen zu laichen. Die Fischer aus Tiefwerder und Pichelsdorf, welche die Berechtigung dazu haben, machen sich nun den erwähnten Umstand zu nutze und stellen den Hechten nach; in ihren Kähnen fahren sie auf den Wiesen einher und betreiben die Hechtfischerei ohne besondere Schwierigkeit, da das Wasser doch immerhin flach ist, so wenden sie keine Netze, sondern einfach einen Handkescher an. Die Flußufer sind infolge stetigen Fallens des Wasserspiegels schon an allen Stellen wieder frei vom Wasser, auf den niedriger belegenen Wiesen werden die großen Hechte jetzt daher eine leichte Beute der Fischer; die junge Brut aber ist leider dem Verderben geweiht, da sie auf den nun bald trockener werdenden Wiesen eingehen oder dem Raubzeug der Lüfte zum Opfer fallen. Millionen von Hechten gehen dadurch verloren. Berl. Lok. Anz. 27. 4. 1900.

(Fortsetzung folgt).

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die Herzogin Dorothea von Preussen.

Vortrag von **Georg Schuster.**

Das Jahrhundert der Reformation war eine sturmbewegte Zeit. Während die wilde Unruhe des Lebens den Fürsten auf die Bühne der Welt hinaustrieb, sei es zu blutigem Waffengange, sei es zum zornigen Streit um Lehrmeinungen und Glaubenssatzungen, während Reichstage und Fürstenkongresse ihn häufig vom Hoflager fernhielten — sah sich die Fürstin von der Öffentlichkeit zurückgedrängt in die ruhigen Gemächer ihres Palastes, in den stillen Kreis ihrer häuslichen Umgebung. Die Tätigkeit, die sie hier entfaltete, die Beschäftigung, mit der sie die einsamen Stunden des Tages auszufüllen pflegte, gewährt ein zwar nach unserer Anschauung spießbürgerliches, aber doch anziehendes Gemälde friedlichen Stillebens, das nur in den verschiedenen Neigungen der fürstlichen Damen oder bei äußeren Anlassen ein wechselndes Aussehen gewinnend, von dem höfischen Treiben unserer Tage himmelweit verschieden ist. Mit anregender Lektüre sich die Zeit zu vertreiben, war damals ein unbekannter Luxus. Mangelhafte Bildung auf der einen, außerordentliche Seltenheit geeigneter Bücher auf der anderen Seite boten dieser Richtung des Unterhaltungstriebes unüberwindliche Hindernisse. Von einem umfassenden Unterricht und einer gründlichen wissenschaftlichen Belehrung der fürstlichen Fräulein war damals keine Rede. Tüchtige Lehrer und Bildner der weiblichen Jugend waren gewissermaßen weiße Raben. Nur sehr wohlhabende Eltern konnten sich so ungewöhnlichen Luxus leisten. So beschränkte sich der Unterricht der Prinzessinnen auf Lesen und Schreiben, auf Religion und eine höchst oberflächliche Übersicht in der Geographie. Ihre eigentliche Erziehung und Ausbildung für das Leben und den weiblichen Beruf erfolgte teils durch die Mutter, teils durch den Umgang und den Unterricht der Hofmeisterin. Doch war es nicht leicht, Personen zu finden, die alle Tugenden und Vorzüge, die dieses verantwortliche Amt erforderte, in sich vereinigten. — Noch weniger gehörten die „edle Kunst der Musika“ und Malerei,

die heute von zahlreichen fürstlichen Damen mit größerer oder geringerer Virtuosität gepflegt werden, zum höfischen Zeitvertreib. In der fürstlichen Korrespondenz jener Tage wird der Künste mit keinem Worte gedacht.

Die Malerei war noch ein benedeites Privilegium weniger erwählter Künstler. Die Musik bewegte sich in dem kindlichen Alter beschrankter Einfachheit. Das Ohr, an höhere Ansprüche nicht gewöhnt, begnügte sich mit einfachen, schmucklosen Kompositionen. Wohl unterhielten zahlreiche Fürsten, unter ihnen auch der Herzog Albrecht von Preußen, eine eigene Hof-Kapelle und einen Sangerchor, die teils beim Gottesdienst, teils an heiteren Festen die Anwesenden durch Musik und Gesang erheben und ergötzen mußten. Doch wäre es völlig verkehrt, diese Vertreter einer primitiven Kunstfertigkeit und eines gering ausgebildeten Geschmackes mit dem Maßstab unserer Tage messen zu wollen.

Den politischen Welteraignissen oder den fortwährenden Kriegshändeln mit lebendigem Interesse zu folgen oder in die theologischen Zankereien, die nach dem Ableben des großen Reformators ausbrachen, sich hineinzustürzen, dazu fühlten nur wenige Fürstinnen sich berufen. So blieb ihnen denn nur übrig, in geschäftiger Sorge des Hofhalts zu walten und in rastloser Tätigkeit in Küche, Keller und Vorratskammer eine Summe häuslicher Tugenden zu entfalten, die manche unserer heutigen Modedamen mit gemischten Empfindungen betrachten werden, vielleicht sogar mit gelindem Schauer über so unziemliche Verirrung. Dafür war aber auch jenem Zeitalter und seinen Frauen die Nervosität ein unbekannter Begriff.

Die Zahl hochgestellter Frauen, die im 16. Jahrhundert nach guter alter deutscher Weise in Wahrheit Hausfrauen ihres Hofes waren, ist nicht gering. Wir nennen hier nur die Gräfin Elisabeth von Henneberg, eine Tochter des Kurfürsten Joachim I., die Gräfin von Mansfeld, die Herzogin Sophie von Liegnitz, die Kurfürstin von Sachsen, Mutter Anna, und die Herzogin Dorothea von Preußen. Die unermüdliche Sorge und treue Hingebung, mit der besonders diese Frau dem herzoglichen Hauswesen zu Königsberg vorgestanden, hat die Geschichte der deutschen Fürstenhöfe mit unvergänglichen Strichen aufgezeichnet.

Dorothea,*) geboren am 1. August 1504, war das älteste Kind des Dänenkönigs Friedrich I. und seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Kurfürsten Johann von Brandenburg. Sie war also eine Nichte des Kurfürsten Joachim I. und eine Cousine seiner Gemahlin, der Kurfürstin Elisabeth, die durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Martin Luther berühmt geworden.

*) Siehe Seite 227.

Über die Jugendzeit und die Erziehung der jungen Fürstin sind keinerlei Nachrichten auf uns gekommen. Schon frühzeitig der Mutter (1514) beraubt, wird Dorothea die Jugendjahre meist in ihrer meerumschlungenen Heimat verbracht haben. Ihre wissenschaftliche Bildung ragte keineswegs über das Durchschnittsmaß ihrer Zeit empor.

Eine standesgemäße, oder wie es heißt, „ehrliche und christliche Versorgung herzliebster Töchter" war in jenen Tagen — genau so wie heute — ein Gegenstand unablässiger elterlicher und verwandtschaftlicher Fürsorge, häufig sogar die Ursache schwerster Kümmernisse

---

Anmerkung zu S. 226

Kurfürst Albrecht von Brandenburg,
geb. 24. November 1414, † 11. März 1486. —
Verm. I. 1446 mit Markgräfin Margarete von Baden,
† 24. Oktober 1457,
II. 1458 mit der Herzogin Anna von Sachsen,
geb. 7. März 1437, † 31. Oktober 1512.

Kurfürst Johann von Brandenburg,
geb. 2. August 1455, † 9. Januar 1499. —
Verm. 1476 mit Herzogin Margareta von Sachsen,
geb. 1449, † 13. Juli 1501.

Markgraf Friedrich (der Ältere) von Ansbach u. Bayreuth,
geb. 8. Mai 1460, † 4. April 1536. —
Verm. 14. Februar 1479 mit
Prinzessin Sophie von Polen,
geb. 6. Mai 1464,
† 5. Oktober 1512.

Kurfürst Joachim I. von Brandenburg,
geb. 21. Februar 1484, † 11. Juli 1535. —
Verm. 10. April 1502 mit Prinzessin
Elisabeth von Dänemark, geb. 1485,
† 10. Juni 1555.

Markgräfin Anna von Brandenburg,
geb. 1487,
† 3. Mai 1514. —
Verm. 10. April 1502
mit Friedrich,
Herzog v. Schleswig-Holstein-Gottorp,
König v. Dänemark,
† 1533.

Herzog Albrecht in Preußen,
geb. 17. Mai 1490,
† 20. Mai 1568. —
Verm. I. 1. Juli 1526
mit

Kurfürst Joachim II. von Brandenburg,
geb. 9. Januar 1505,
† 3. Januar 1571.

Markgräfin Elisabeth von Brandenburg,
geb. 24. August 1510,
† 25. Mai 1558. —
Verm. 12. März 1525
mit Herzog Erich I.
von Braunschweig-Lüneburg, † 1540.

Prinzessin Dorothea von Dänemark,
geb. 1. August 1504,
† 11. April 1547. —
Verm. mit

II. 16. Februar 1550
mit

Herzogin Anna Maria von Braunschweig,
geb. (1532?),
† 20. März 1568. —
Verm. mit

Außerdem spielten Brautschatz und Mitgift eine hervorragende Rolle. Oft erforderte die befriedigende Lösung dieser Frage langwierige, diplomatische Verhandlungen.

So werden denn die Anverwandten unserer Dorothea es mit freudiger Genugtuung begrüßt haben, als sich mehrfach deutsche Fürsten, u. a. der Herzog Erich von Braunschweig und der Herzog Albrecht von Preußen, um die Hand der Prinzessin bewarben. Aus dem Wettbewerb ging der Herzog Albrecht als Sieger hervor. Der stattliche Herr, der seit dem 10. April 1525 als Herzog im alten Ordenslande waltete, erhielt die Zusage des Vaters. Der Zustimmung des „Frauchens Dorotheen“ scheint man wohl sicher gewesen zu sein. Wenigstens konnte Albrecht bereits am 13. Oktober 1525 von Preußisch-Holland aus der Erkorenen seines Herzens den ersten Liebesbrief senden. In der Regel wurde aber auf die Einwilligung der Braut wenig Gewicht gelegt. Die Stimme des Herzens fand bei so rein politischen und praktischen Erwägungen, wie sie eine fürstliche Heirat zur Voraussetzung hatte, kein Gehör. Das wußten die Heirats-Kandidatinnen. Darum fügten sie sich auch meist willig in das Schicksal, das die hohe Politik ihnen unabänderlich bereitete.

Nach Verlauf eines halben Jahres war das Geschäft der „Ehebeteidigung“ so weit gediehen, daß am 18. Februar 1526 auf dem Schlosse zu Flensburg der Ehevertrag durch Bevollmächtigte beider Höfe abgeschlossen werden konnte. In ihm ward dem „Fräulein von Dänemark“, wie Dorothea hier genannt wird, ein Heiratsgut von 20 000 Gulden in guter Silbermünze zugesichert. Außerdem sollte die Prinzessin mit königlicher und fürstlicher Kleidung, Kleinodien und silbernem Geschirr ausgestattet werden, „wie es bei Königen, Fürsten und Herren gebräuchlich und Gewohnheit sei.“ Der Herzog Albrecht erklärte, „mit solcher Ausstattung gesättigt zu sein,“ und verschrieb seiner künftigen „Eheliebsten“ ein jährliches Leibgeding von 40 000 Gulden und eines der Schlösser Tapiau oder Labiau als etwaigen Witwensitz. So standen denn der Vermählung, die auf nächsten „Johannis Baptista,“ also auf den 24. Juni 1526, festgesetzt wurde, keine Hindernisse mehr entgegen.

Unsere Verlobten haben während der kurzen Brautzeit keine Gelegenheit gehabt, sich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Um so lebhafter war ihr Briefwechsel. Einst überraschte der Herzog „seine allerliebste Fürstin, Muhme und Buhle,“ wie er Dorothea scherzhaft nennt, mit etlichen „Pumberanzen,“ um sich daran zu erfrischen. Dorothea dagegen ließ ihm als Gegengabe einen Dornenkranz überreichen, worüber der Herzog seltsamerweise so erfreut war, daß er seiner Verlobten schrieb: „wiewohl der Kranz, den E. Lbd. mir sendet, von Dornen ist, so ist er mir doch lieber und soll mir auch lieber sein, als alle Rosen- und Veilchenkränze und wenn sie auch mit den

hesten Cypressen vermengt wären." Dorothea aber erwiderte ihm: er möge den Dornenkranz doch nicht gar so hoch anschlagen, denn es sei ja nur „ein ganz nichtswürdiges Ding."

Endlich kam die für die Feier der Vermählung festgesetzte Zeit heran. Ein stattliches dänisches Geschwader geleitete das holde Königskind nach seiner künftigen Heimat. Vor den Toren der alten Ordensfeste begrüßte der herzogliche Bräutigam die Prinzessin und führte sie in feierlicher Prozession durch die festlich geschmückten Straßen nach dem Schlosse, wo alles aufs Beste zum Empfange der künftigen Gebieterin hergerichtet war. Die Vermählung ward am 1. Juli und den folgenden Tagen mit nie geschontem Gepränge und unter dem Zulauf einer gewaltigen Volksmenge gefeiert.

Diese so festlich begonnene Ehe gestaltete sich zu einem wahren Muster gegenseitiger Hingebung und Treue. Eingedenk der ewigen Gesetze edler Weiblichkeit, suchte die junge Herzogin nicht zu glänzen durch großes und erhabenes Tun, wohl aber durch schönes Sein. Und indem die liebenswürdige, heitere Frau mit unermüdlicher Geduld und zartsinniger Sorge ihren Gatten befähigte, ein rechter Mann zu sein, so weit eben davon bei seinem nicht gerade großangelegten Wesen die Rede sein kann, hat sie in ihrer Sphäre förderlich mitgewirkt an dem Gewebe der Geschichte ihres Landes. Und das wird ihr nimmer vergessen werden. Leider reicht das überlieferte Material nicht aus, um das treue Wirken der edlen Frau voll zu würdigen. Immerhin weist der zum Teil erhaltene Briefwechsel der Fürstin eine solche Fülle schöner Züge auf, daß wir uns an deren Hand ein einigermaßen zuverlässiges Bild von ihrem Wesen entwerfen können.

Befand sich der Gemahl der edlen Frau auf der Reise, so empfahl er ihr wohl, ein wachsames Auge auf die Haushaltung und den Hofgarten zu haben. Sie antwortete ihm dann: „Ich erkenne mich zu allem dem schuldig, wie Ew. Lbd. eigen und getreue Dienerin, Eurem Gefallen allewege nachzukommen. Aber ich kann E. Lbd. nicht verbergen, daß, weil E. L. weggewesen ist, man nicht wohl Hausgehalten hat, wie ich selbst gesehen und mein Hofmeister mich berichtet hat." Die Trennung von ihr suchte sie dem Gatten, dem sie mit schwärmerischer Liebe zugetan war, so wenig wie möglich fühlbar zu machen, indem sie in rührender Weise für seine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen pflegte. Sie sandte ihm frische Butter, wohlschmeckenden Käse, Obst, Pfefferkuchen und andere Leckereien nach und bekundete herzliche Freude, wenn sie erfuhr, daß die übersandten Gaben dem Herzog gemundet hatten. Ein anderes Mal schickte sie ihm Leibwäsche, darunter eine vergessene „Nachthaube", aus Besorgnis, er möchte sich den Kopf erkälten.

Stellte sich im Hofhalte Mangel an einzelnen Bedürfnissen heraus, so sorgte die emsige Fürstin für die Ergänzung der Bestände. Wir

erfahren z. B., wie sie einer Frau Schürstab in Nürnberg aufträgt, ihr ein Säcklein guter Linsen zu verschaffen, „da", fügte sie hinzu, „solche bei uns allhie fast seltsam sind und wir sie hiesigen Landes nicht wohl bekommen können". Die Linsen gingen pünktlich ein, worauf Dorothea der freundlichen Vermittlerin unter dem Ausdruck herzlichen Dankes eine abermalige Bestellung übertrug auf etwa 300 Ellen von den allerbesten Überzügen zu Unterbetten, entweder aus Nördlingen oder sonst woher, wo man solche am besten und dicksten mache." Als die Herzogin in Erfahrung brachte, daß eine Königsberger Dame im Begriff sei, eine Reise nach Deutschland anzutreten, beeilte sie sich, ihr den Auftrag mit auf den Weg zu geben, „draußen 104 Ellen guten und kleinen allerbesten gestreiften Zwillich zu sechs großen Fürstenbetten und sechs Pfühlen anzukaufen."

Es macht einen verständigen Eindruck, wenn die umsichtige Hausfrau mit der ihr empfohlenen Marienburger Seife in der fürstlichen Wirtschaft sorgfältige Versuche anstellt und, als diese nicht zur völligen Zufriedenheit ausfielen, dem Fabrikanten dankend mitteilt, die ihr übersandte Seife sei zwar nicht schlecht, habe aber einen allzustarken Geruch, so daß sie für die Reinigung ihrer und des Herzogs Kleider keine Verwendung finden könne. Das nötige Quantum „venetianischer" Seife wurde dann von ihr aus Nürnberg verschrieben, dem süddeutschen Stapelplatz aller fremdländischen Erzeugnisse.

Die größte Aufmerksamkeit widmete die Herzogin der Leibwäsche des Gemahls. Nachdem sich deren Ergänzung als durchaus notwendig herausgestellt, ließ sie sich eine tüchtige Näherin empfehlen, schickte ihr Leinwand und Zwirn nebst den erforderlichen Maßen und ermahnte sie, die Arbeit nach Möglichkeit zu beschleunigen, da es mit den alten Hemden des Herzogs sehr auf die Neige ginge. Die Näherin, auf die Gunst der Fürstin bedacht, erbot sich, die alten Wäschestücke einstweilen auszubessern. „Sie habe ja," fügte sie hinzu, „auch der Frau Herzogin Kleider, wenn sie zerrissen gewesen, wieder mit allem Fleiße so zu Wege gebracht, daß sie diese noch jetzt trage; wenn sie das nicht getan hätte, so würde die Herzogin sie haben ablegen und wohl 30 Gulden mehr für Neue geben müssen." — An geschickten Näherinnen schien damals überhaupt ein fühlbarer Mangel zu herrschen. Wenigstens gründete die Herzogin, um beständig die nötigen Kräfte für die Bedürfnisse ihres Hofes zur Verfügung zu haben, eine Nähschule, worin eine Anzahl junger Bürgertöchter und Landmädchen in der schwierigen Kunst des Nadelführens unterrichtet wurden. Für die Unterhaltung jeder Schülerin zahlte sie jährlich 25 Gulden.

Auch die Angelegenheiten der herrschaftlichen Küche waren der Herzogin ein Gegenstand eifriger Fürsorge. Einst gebrach es an einer tüchtigen Köchin. Im ganzen Preußenlande war kein einziges würdiges Exemplar dieser unentbehrlichen Hausgeister aufzutreiben. In der Not wandte sich Dorothea an die bewährte Vermittlerin in Nürnberg. „Nach-

dem wir," so schreibt sie ihr, „gerne eine gute Köchin, die uns für unsern Leib kochen und uns in unserem Gemache aufwarten täte, haben wollten, so bitten wir mit allen Gnaden, Ihr wollet Euch befleißigen, ob Ihr uns eine gute Köchin überkommen konntet. Denn wir einer solchen im Jahre gerne zehn Gulden geben wollen, und ob es sich schon um ein paar Gulden höher laufen täte, ließ uns auch nicht viel daran, zudem auch ein gutes Kleid, so gut wirs unsern Jungfrauen in unserm Frauenzimmer zu geben pflegen. Aber das müßtet Ihr von unsertwegen ihr hinwieder melden, daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würde, sondern sie mußte fein still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserm Gemache sein und auf unsern eigenen Leib warten Hätte sie dann Lust, bei uns hierin zu bleiben und sich alsdann etwa mit der Zeit in andere Wege zu versorgen, so sollte sie dazu von uns mit allerlei Gnaden gefördert werden. Was Ihr also von unsertwegen ihr versprechen und zusagen werdet, das soll ihr allhier durch uns überreicht und gehalten werden." Man sieht, die erfahrene Menschenkennerin verstand die Saiten anzuschlagen, die in einem weiblichen Herzen erfolgreich wiederhallen Die Aussicht, unter die Haube zu kommen, ist ein Zauber, dessen bestrickendem Reiz sich kein weibliches Wesen auf die Dauer zu entziehen vermag.

So blieb denn auch der Herzogin Schreiben nicht ohne den erwarteten Erfolg Die diensthefliessene Felicitas Schurstabin kam dem ehrenvollen Auftrage gern nach Und nach Verlauf weniger Wochen hielt die fränkische Köchin ihren Einzug in die weltentlegene herzogliche Kuche Zum Dank dafür spendete die Herzogin der Nürnbergerin einen goldenen „Schaupfennig" d. i. eine Denkmünze mit dem „Conterfei" der Herzogin.

Für die bevorstehende Fastnacht verschrieb Dorothea „12 gute Lachse und etliche Schock Neunaugen". Bei einer anderen Gelegenheit bestellte sie in Schleswig für „20 Gulden Lachs und Neunaugen". Aale, die sie von einem Königsberger Händler bezogen, erschienen ihr zu frisch und nicht genügend geräuchert Sie gab ihm daher eingehende Vorschriften in dieser Beziehung „Wenn Ihr," schrieb sie ihm, „wieder Aale, besonders große, erhaltet, so wollet sie alsbald ausnehmen, ihnen ganz die Haut abstreifen, sie dann mit Nägelin bestecken, die Haut wieder überziehen und also vollends räuchern lassen"

Da sie die Vorliebe ihres Gemahls für Kabeljau kannte, ließ sie sich keine Mühe verdrießen, der seltenen Delikatesse habhaft zu werden. Den Vogt Jasper Kaphengst in Helsingör ersuchte sie, „da die Zeit nahe, wo man in Dänemark Makrelen fange", solche einzukaufen und ihr in einem Fäßchen wohlgesalzen zuzusenden, auch einige Schock räuchern zu lassen"

Im Begriff nach Memel zu reisen, erinnerte sie sich, daß im herzoglichen Garten zu Fischhausen noch Weintrauben hingen. Sie wies daher flugs ihre Jungfer Roslein an, die Früchte abzunehmen und eine Latwerge daraus zu bereiten, jedoch keinen Zucker hierzu zu verwenden

Den Amtleuten zu Tapiau und Neidenburg trug sie auf, die herrschaftliche Küche mit Wildpret und Rindfleisch zu versorgen.

Etwaige Mängel an Tischgerät war sie sofort zu beseitigen beflissen. So ließ sie z. B. aus Nürnberg silberne Trinkgefäße kommen, schickte Bestellungen auf Tischmesser auf Grund eingesandter Muster nach Liegnitz und Memel. Die angefertigten erschienen ihr zu schwach und auch sonst nicht recht geeignet. Sie gab sie daher dem Messerschmied zurück unter umständlicher Darlegung ihrer bei der Neuanfertigung zu berücksichtigenden Wünsche. Es ist anzunehmen, daß der ehrbare Meister den Anordnungen der hohen Dame gerecht geworden ist, die, wenn sie nach Wunsch bedient wurde, stets prompt und „ohne vieles Feilschen“ den geforderten Preis zu zahlen pflegte.

Einen großen Teil ihrer Zeit verwendete die Fürstin auf die Anfertigung allerlei weiblicher Handarbeiten. Eine geschickte Näherin und Stickerin, finden wir die Unermüdliche gar häufig mit ihrer feinen Leibwäsche beschäftigt. Nicht selten beschenkte sie Verwandte und Freunde mit eigenhändigen Näharbeiten. Namentlich wurde der Schwager, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, Erzbischof von Riga, von ihr wiederholt zum neuen Jahr „mit etzlichen schlechten Hemden“ beehrt, die ihre kunstgeübte Hand verfertigt. Auch der Herzog Johann von Holstein, ihr Oheim, und der Graf Ernst von Henneberg werden mit Hemden und Baretten erfreut, die sie selbst genäht und gestickt hatte.

Unter den Stickereien der Fürstin spielten Hauben, Barette, Halstücher, Hals- und Armbänder und Kissen eine hervorragende Rolle. Die „welschen Muster“ dazu waren ihr aus Nürnberg oder Leipzig von dem dortigen italienischen Kaufmann Villani auf dem Wege über Liegnitz zugegangen, wo sie erst von der Herzogin Sophie benutzt wurden. Von Königsberg wanderten die Vorlagen schließlich nach Kopenhagen. Die kunstvollen Arbeiten, bei denen Gold und Silber reichliche Verwendung fanden, dienten ebenfalls zu Geschenken an fürstliche Bekannte. So erhielt ihr Vater, der dänische König, einmal ein von der Herzogin gesticktes „schlechtes Paar Handschuhe“, damit er daraus ersehe, „daß sie ihn noch nicht sogar vergessen habe“.

Dem Geschmack der Zeit entsprechend, pflegte die Fürstin auch die Perlenarbeit, bei der ihr ein sogenannter Perlenarbeiter, der als fürstlicher Diener mit einem jährlichen Gehalt von 40 Gulden angestellt war, hülfreiche Hand leistete. Die Anfertigung einer Haube von Gold- und Silberstoffen, deren Schlingen und Binden reich mit den kostbarsten Perlen besetzt waren, galt als ein Meisterstück weiblicher Handfertigkeit — ein Gebiet, auf dem die Herzogin unerreichte Geschicklichkeit und vollendeten Kunstgeschmack entwickelte.

Der Wert der Perlen, der Gold- und Silberstickereien, mit denen die Fürstin ihre Kleider glänzend zu schmücken liebte, war ziemlich

bedeutend Wir lernen ihn ermessen, wenn wir einen Blick werfen auf das von ihr im Jahre 1537 angelegte Garderobe-Inventar Da finden wir zunächst eine große Zahl „weiter Röcke“, darunter das prachtvolle Staatskleid der Herzogin, einen leberfarbigen Atlasrock mit Hermelin gefuttert und reich mit goldenen und silbernen Schnüren besetzt. Wir begegnen dann den gestickten „engen Kleidern“. Unter ihnen sind bemerkenswert: „ein gestickter Rock mit Goldstoff, aufs welsche Muster gemacht“, mit einem, eine halbe Elle breiten perlengestickten Strich; 2 Kleider von grauem und braunem Taffet, daran ein Strich mit goldenen und silbernen Schnuren“, die Ärmel mit Perlen und Goldstickereien versehen u s w

Die Instandhaltung und Vervollstandigung der eigenen Garderobe, sowie der der weiblichen Dienerschaft verursachte der Fürstin mannigfache Arbeit. Sorgfältig achtete sie darauf, daß die erforderlichen Kleiderstoffe stets in ausreichendem Maße vorhanden waren Aufgebrauchte Kleidungsstucke wurden alsbald wieder erganzt Zu diesem Zwecke stand sie bestandig mit Danziger, Leipziger und Nürnberger Kaufleuten und Krakauer Perlenhändlern in geschaftlicher Verbindung So verschrieb sie einmal aus Nürnberg „vom besten seidenen Gewand 20 Ellen Leibfarbe, 20 Ellen goldgelben Damast, einen schwarzen, ganz guten Sammet, 25 Ellen roten Damast, 20 Ellen leibfarbigen, 28 Ellen braunen und 8 Ellen aschfarbigen Damast, 3 Ellen aschfarbigen Tobin (Tafft), 8 Ellen braunen Sammet“ — außerdem einen bedeutenden Vorrat venetianischer Seide und venetianischer Borten, aus Krakau „ein Gestick um des Herzogs Kappe“, aus Leipzig für sich und ihre Jungfern große und kleine Hüte, aus Warschau Schleier, seidene Gurtel und schöne Kamme Um der neusten italienischen Mode huldigen zu können, wandte sie sich an den herzoglichen Geschäftsträger in Rom mit folgender Bitte „Da Ihr Euch uns zu dienen mit allem Fleiße angeboten, so ist unser gnadiges Begehren, Ihr wollet uns etliche säuberliche Formen und Modelle, auf die welsche Art mit weißer Seide ausgenäht, sonderlich auf die neue Art, da die Leinwand ausgestochen und durch sonderliche Kunst mit Rosen und Blumenwerk wieder mit weißem Zwirn eingezogen wird, bestellen und mitbringen Sonderlich aber geschähe uns zu Gefallen, wenn Ihr uns irgend ein feines tugendsames Weib oder Jungfrau, die nicht leichtfertiger Art wäre, mit Euch brächtet, oder aber, wo diese nicht zu erlangen wäre, eine Mannsperson, die solche Modelle und Formen, desgleichen auch goldene Borten, so man itzo aus Welschland bringt, machen könne“

Neben der Kleidung gab die Erneuerung und Instandhaltung des Schmuckes der Herzogin vielfältige Beschäftigung Keine Furstin kummerte sich mehr um solche Dinge, keine war in ihren Bestellungen sorgsamer und genauer als sie Einst sandte sie dem Goldarbeiter

Arnold Wenk in Nürnberg 20 ungarische Gulden und eine Anzahl Ringe, um sie zur Anfertigung eines Halsschmuckes zu verwenden. Dabei ordnete sie in einem langen Briefe an, wie alles „aufs subtilste und mit Versetzung der Steine so künstlich als möglich verfertigt werden solle, oben in der Mitte solle ein Blümlein, nebenan Blätter und ein Stiel sein, die Spitzen aber so, daß man sich nicht daran reiße oder kratze“ u. s. w. Ihr Pretiosenschatz war mit kostbaren Edelsteinen, Gold- und Silberarbeiten angefüllt. Erschien sie bei hohen Festen im vollen fürstlichen „Staate und Apparate“, so boten dieser Schatz und ihre Garderobe alles dar, was nach den Begriffen der Zeit zum äußeren Schmuck und Glanze einer Fürstin gehörte. Auf ihrem Haupte glänzten dann bald Papageien- oder schneeweiße Kranichfedern, bald Gold und Seidenstoff mit Perlensternen und goldenen Schlingen. Den Hals schmückte ein kostbares Geschmeide von Smaragden, Saphiren, Rubinen und Perlen.

Die Schultern bedeckte ein Koller bald von Goldstoff, bald von Sammet, mit silbernen oder goldenen Borten verbrämt, zuweilen mit Hermelin oder Marderpelz gefüttert. Auf der Brust wurde es von einem goldenen Heftlein zusammengehalten, das, reich mit Saphieren, Rubinen und Amethysten besetzt, mit irgend einer Figur verziert war, wie dem „Ritter St. Georg“, einem „schweizer Weiblein“, einem „Schwan“, einem „Marienbilde mit dem Jesukindlein“ u. s. w. Zur Sommerszeit umschlang die Brust ein seidenes Tuch mit Perlenborten und Laubgewinden. Über dem Tuch hingen dann die goldenen Halsketten. Die Hände waren gegen die Einflüsse der Witterung durch „hispaniolische“ Handschuhe geschützt. Den Leib umschloß ein Gürtel. Aus schwarzem Sammet verfertigt, mit Goldstoff und Perlen reich versehen, trug er zuweilen die Initialen des Fürstenpaares neben zwei gekrönten Herzen. Den Fuß endlich bedeckte der gestickte, oben mit Perlen und einigen Edelsteinen geschmückte Schuh.

Bei dem praktischen und hausmütterlichen Sinne, der der Herzogin so vorzüglich steht, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Gesundheitspflege manche Stunde ihres Stillebens in Anspruch nahm. Ein tüchtiger Arzt an einem Fürstenhofe war damals eine große Seltenheit, und die Apothekerkunst lag noch sehr im Argen. Die Apotheken nahmen zum größten Teil etwa die Stelle unserer Konditoreien ein. Ihren größten Absatz erzielten sie in eingemachten Früchten und allerhand Konfitüren. Die Arzneikunde, die sich auf die Kenntnis einzelner Heilkräuter und Heilstoffe beschränkte, war fast ausschließlich Sache der Laien. Zu den geschätztesten Medikamenten gehörten vornehmlich Klauen von Elendstieren, Einhorn, Bibergeil und Bernstein, zumal der von weißer Farbe. Da Preußen das gelobte Land war, aus dem man diese Stoffe erhalten konnte, und der Glaube allgemein ver-

breitet war, daß ihnen nicht nur heilende, sondern auch prophylaktische Wirkung innewohne, so gelangten alljährlich ungezählte Gesuche von deutschen Fürstinnen an die Herzogin um freundliche Gewährung von Bernstein und „rechtschaffenen“ Elendsklauen.

Der König von Dänemark, der Erzbischof Wilhelm von Riga, die Landgräfin von Leuchtenberg wurden von ihr wiederholt mit Arm- und Halsbändern von Elendsklauen beschenkt, während die Herzogin Sibylle, Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, sich als Stärkungsmittel acht große weiße Bernsteinstücke, ausbat, um sie in den Händen zu tragen, „weil sie oft von großer Schwäche befallen werde, wogegen Bernstein ein wirksames Mittel sei“. Ähnliche Bitten äußerten die Fürstin Katharina von Schwarzburg und die Herzogin Margarete von Stettin, „weil sie,“ wie sie klagt, „mit vielen Kindlein befallen und deshalb sehr schwach sei“.

Statt der „Bernsteinpaternoster“ und Elendsklauenringe wandten viele das von dem berühmten Wunderdoktor Johann Meckebach erfundene und von ihm mit ruhmrediger Selbstgefälligkeit in Gebrauch gebrachte Bernsteinöl und ein aus Bernstein und Elendsklauen präpariertes Pulver an, Medikamente, die von der Herzogin höchsteigenhändig „gebrannt“ wurden und die zu den kostbarsten Geschenken — ein Lot von diesen Mitteln wurde mit 5 Talern bezahlt — gehörten, mit denen sie ihre Freunde in Deutschland erfreute.

Der Herzog von Liegnitz und die Herzogin Anna Maria von Württemberg erhielten Bernsteinöl zur Vertreibung des „viertägigen Fiebers“. Der Erzbischof Wilhelm und die Pfalzgräfin Maria begehrten und empfingen das Pulver als erprobtes Mittel gegen den „Schlag und die fallende Krankheit“, jener zugleich mit einer Reihe diätischer Vorschriften und der freundlichen Warnung vor dem beliebten „guten Trunk.“ Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die meisten der damaligen Fürsten, weltliche sowohl wie geistliche, ihre Zeit redlich zwischen der Bibel, dem Bierkruge und der Jagd zu teilen pflegten. Auch Erzbischof Wilhelm machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Daher die liebevolle Warnung der Herzogin.

Außer diesen Medikamenten verstand die Herzogin aus Wurzeln, Kräutern und anderen Ingredienzien allerhand stärkende Wasser herzustellen. Die damit gefüllten Gläser versah sie kunstgerecht mit Gebrauchsanweisungen, auf denen die eigenhändige Aufschrift zu lesen war: „Meiner gnädigsten Frauen Wasser, das aber nicht in Leib zu gebrauchen, denn es allein darum, daß es die Hände, Angesicht und das Haupt damit zu frischen gemacht ist.“ Daß auch diese Arzneipräparate an den deutschen Fürstenhöfen hochgeschätzt und eifrig begehrt waren, bedarf kaum der Erwähnung.

Was die Herzogin an Heilmitteln nicht selbst zu präparieren vermochte, verschrieb sie sich von außerhalb. So bezog sie aus Regensburg Pulver und Rezepte zu Rosen- und Cordo-Benediktenwasser, „das für allerlei Krankheiten, sonderlich aber für Vergiftung sehr gute sein solle,“ aus Nürnberg Birkenwasser, Veilchen- und Rosensaft.

Trotz dieser vielseitigen Beschäftigung fand die treffliche Frau noch Zeit zu einer ausgedehnten Korrespondenz, sowohl mit dem häufig abwesenden Gemahl als mit ihren zahllosen Freunden und Verehrern in Deutschland. Mochten vielleicht auch manche ihrer fürstlichen Zeitgenossen bei der Abfassung schriftlicher Mitteilungen über eine gewandtere und geübtere Feder verfügen — die Herzogin nannte selbst ihre Schreibart eine „ungeschickte und närrische“ und bezeichnete sich selbst als „eine schlechte, gar dumme, armselige Dichterin“ — so offenbarten doch ihre Briefe neben ursprünglicher Frische und köstlichster Naivität einen so hochherzigen und zugleich freimütigen Sinn, ein so reines Gemüt, ein so fühlendes Herz, daß der Leser voll Bewunderung, ja nicht ohne tiefe Bewegung zu dieser fürstlichen Schreiberin emporschaut.

Allzu früh ward dem irdischen Wirken der hausmütterlichen Herzogin*) ein Ziel gesetzt. Noch nicht 43 Jahre alt, schloß sie am Ostermontag (11. April) 1547 die „großen sanften blauen Augen“ zum ewigen Schlummer. „Wie ein Kind Gottes entschlief sie sanft im Herrn.“ Zehn Tage später, am 21. April, ward ihr Leichnam feierlich zu Grabe getragen und in der Domkirche beigesetzt.

Ihre einundzwanzigjährige Ehe war mit sechs Kindern gesegnet. Aber nur die älteste Tochter Anna Sophie[1]) überlebte die Mutter. Drei Schwestern, Katharina,[2]) Lucia Dorothea[3]) und Lucia[4]) und zwei Brüder Friedrich Albrecht[5]) und Albrecht[6]) sanken schon meist bald nach der Geburt ins Grab.

*) Als schon die düsteren Todesschatten das Lager der Leidvollen umfingen, gedachte sie der „rechtschaffenen hausarmen Leute“ und bat den Herzog, „Gott zu Ehren und der Armut zu Trost um ihrer Liebden willen“ als Geschenke verteilen zu lassen: „in jedem Amt ein zwei Stück Gewands oder in Ermangelung desselben ein XIV Mark, desgleichen XV Scheffel Korn.“ Schon am 17. April ordnete Albrecht die Ausführung dieses Vermächtnisses an.

[1]) Geb. 11. Juni 1527 auf dem Schlosse zu Fischhausen, verm. zu Wismar am 24. Februar 1551 mit dem Herzog Hans Albrecht zu Mecklenburg, † 16. Februar 1591 in Lübz, beigesetzt 27. März 1591 im Dom zu Schwerin.

[2]) Geb. „etwas zu frühe“ 25. Februar auf dem Schlosse zu Ortelsburg, † vor 1. März 1528.

[3]) Geb. 8. April 1531, † 1. Januar 1532.

[4]) Geb. im (vor d. 23.) Februar 1537, † Anfang Mai 1539.

[5]) Geb. 5. Dezember 1529 auf dem Schlosse zu Königsberg, † 1. Januar, beigesetzt 2. Januar 1530 im Dom zu Königsberg.

[6]) Geb. und † im März 1530.

Herzog Albrecht war nahezu 60 Jahre alt, als er sich am 16. Februar 1550 zu einer neuen Ehe mit der achtzehnjährigen Herzogin Anna Maria von Braunschweig entschloß. Sie war eine Tochter der Markgräfin Elisabeth von Brandenburg, die, eine Tochter des Kurfürsten Joachim I., in erster Ehe mit dem Herzog Erich I. von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt war. An der Seite dieser zweiten Gemahlin bezahlte Herzog Albrecht das ungetrübte Glück seiner ersten Ehe mit einer harten Schule voll Mißgeschicke.

9. (7. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 7. September 1904.

Mit Genehmigung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes werden dessen Versuchsfelder zu Dahlem bei Steglitz besichtigt.

Vor dem Neubau der biologischen Abteilung des Kaiserlichen Reichs-Gesundheitsamtes hatten sich ungefähr 50 Mitglieder mit ihren Gästen eingefunden. Hier wurden sie von dem Direktor Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Aderhold begrüßt und in einen Saal geleitet, der für einen kurzen Aufenthalt hergerichtet worden war.

Hier ergriff Herr Geheimrat Friedel zunächst das Wort und erinnerte daran, daß die Gesellschaft schon vor zwei Jahren die Ehre hatte, die Einrichtungen des Amtes in der Klopstockstraße besichtigen zu dürfen. Darauf nahm Herr Direktor Aderhold das Wort zu einer erläuternden Übersicht vor der Führung. Die biologische Abteilung soll die Landwirtschaft fördern und zwar in einer ganz eigenartigen Weise, indem sie sich ein Gebiet neben den landwirtschaftlichen Hochschulen und den Versuchsanstalten für ihre Arbeiten sucht. Sie will die Kulturpflanzen studieren, wie sie von ihren Feinden gehemmt und von ihren Freunden gefördert werden, deshalb sollen hier gerade die kranken Kulturen gepflegt werden, um Mittel zu finden, die Feinde unschädlich zu machen. Eine solche wichtige Frage ist z. B. die der Knöllchen bei den Hülsenfrüchten. Bei diesem Thema zeigte der Herr Redner ein Präparat von Erbsenwurzeln. Diese Knöllchen enthalten Bakterien, welche dafür sorgen, daß der Pflanze der Stickstoff der Luft zugänglich gemacht wird. Pflanzen mit möglichst vielen Knöllchen sind daher besonders erwünscht, denn sie erlangen einen üppigeren Wuchs als die übrigen. Man pflügt alsdann ein Ackerstück mit den grünen Pflanzen um und spricht von Gründüngung. Die Bakterien bleiben im Boden und wandern in die neue

Saat Man hat nun diese Bakterien künstlich gezüchtet und den Boden mit solchen Kulturen geimpft. Es sind aber diese Versuche sehr verschieden ausgefallen, sodaß man noch keine sichere Methode gefunden hat.

Gehören diese Knöllchenbakterien zu den Freunden der Pflanzen, so gibt es indessen noch mehr Feinde Es gibt Böden, auf denen Pflanzen schlecht aufgehen, weil die Feinde im Boden die Samen oder die Keimlinge zerstören Es ist die Aufgabe der Abteilung, diese Feinde aufzusuchen und sie unschädlich zu machen; man hat schon eine große Anzahl von chemischen Mitteln gefunden, wie Schwefelkohlenstoff, Kupfervitriol, Terpentinöl u. a. Diese Feinde im Boden sind es, welche die Bodenmüdigkeit der Pflanzen hervorrufen Sobald eine Kulturpflanze mehrere Jahre hintereinander an derselben Stelle gebaut wird, häufen sich ihre Feinde derartig im Boden an, daß ihr Gedeihen gehemmt wird. Diese Feinde kennen zu lernen, ist eine neue Aufgabe der Abteilung.

Wie der Boden, so beherbergt auch die Luft eine große Anzahl von Pflanzenfeinden. Einer der gefährlichsten Feinde des Getreides ist z. B. der Brand. Die Sporen dieses Pilzes werden durch den Wind verbreitet Sie finden sich in den reifen Ähren und bilden an Stelle der Körner ein schwarzes Pulver. Für Versuchszwecke werden nun z. B. von mehreren Weizensorten 2000 Körner ausgesät, denen ein brandiges Korn beigemengt worden war. Nach der Reife werden die gesunden und die kranken Ähren sorgfältig herausgezählt Dabei hat sich z B ergeben, daß eine Sommerweizensorte sehr viel widerstandsfähiger war als alle übrigen. Man hat auch beobachtet, daß kranke Pflanzen durch passenden Dünger wesentlich gefördert worden sind Dabei spielen aber eine große Reihe von Zufälligkeiten nicht unwesentlich mit

Um nun die Pflanzenkrankheiten studieren zu können, sind Pflanzen künstlich krank gemacht worden Dieses künstliche Erzeugen von Krankheiten ist allerdings sehr schwierig Eine kranke Pflanze hat oft mehrere Parasiten, und es muß nun festgestellt werden, welcher in erster Linie der Krankheitserreger ist Zu diesem Zweck muß die gesunde Pflanze geimpft werden, erkrankt sie darauf, so hat man den richtigen Erreger gefunden.

Als wichtigstes Schutzmittel für die Erkrankung durch Luftparasiten gilt die Bordelaiser Brühe, ein Gemisch von 4prozentigem Kupfervitriol und 4prozentigem gelöschten Kalk Diese Mischung wird auf die Pflanzen gespritzt und wirkt um so besser je feiner sie verteilt ist. Besonders wichtig ist sie für die Rebe geworden.

Nachdem Herr Direktor Aderhold noch eine Übersicht über den Plan der Biologischen Abteilung gegeben hatte, wurde der Rundgang angetreten Es wurden zwei Abteilungen gebildet, die eine übernahm der Herr Direktor selbst und die andere Herr Regierungsrat Appel.

Das umfangreiche Gebäude enthält 108 Zimmer, von denen die meisten zu Laboratorien eingerichtet werden, so daß die Räumlichkeiten in der Klopstockstraße frei werden.

Hinter dem Gebäude beginnt sogleich das Versuchsfeld, es ist 10 ha groß Dicht neben dem Hause ist das **Arboretum**, ein Platz, der mit Waldbäumen und Sträuchern bepflanzt ist, eingerichtet. Dahinter folgt ein wunderhübscher **Obstgarten**, mit jungen Bäumen und Strauchobst; es sollen hier Erfahrungen gesammelt werden über Krankheiten, Aufzucht, Sorten, Behandlung der Bäume, Ertrag, Kosten etc Es gehören natürlich hier Jahre zu, um ein sicheres Bild zu erhalten. Um aber im Zusammenhang zu bleiben, wird über jeden Baum und über jedes Ackerstück Buch geführt. Neben dem Obstgarten ist eine **Baumschule** angelegt

Nun folgt das **Feld** Hier sind Parzellen von einem Ar Größe abgeteilt. Auf ihnen waren nun wegen der vorgerückten Jahreszeit meistens nur noch die Stoppeln vorhanden, und allein die Kartoffeln waren noch nicht geerntet. Auf einem Stück z. B. standen Kartoffeln, die an der sogenannten Schwarzbeinigkeit erkrankt waren. Auf einem andern Felde stand der junge Raps schon grün Bestimmte Flächen dienen dazu, das **Garwerden** des Bodens zu prüfen, ob es z. B vorteilhafter ist, die Stoppeln liegen zu lassen oder gleich umzupflügen. Unter einem Schuppen endlich werden Versuche angestellt über die **Behandlung des Stalldüngers**. Den Schluß der Feldstücke bilden eine Anzahl größerer Parzellen, auf denen man die Wirkung der **Fruchtfolge** studieren will, man hat zu dem Zwecke einen sechsjährigen und einen dreijährigen Turnus eingerichtet. Man will hier den Einfluß des Fruchtwechsels auf das Gedeihen der Bodenparasiten erforschen. Als Ergänzung hierzu dienen die sogenannten **ewigen Felder**, auf denen ununterbrochen dieselbe Frucht gebaut wird. Es handelt sich hier darum, die Ursachen für die Bodenmüdigkeit einer Pflanze zu finden

An der Grenze des Grundstückes zieht sich ein Streifen mit Lupinen entlang, welche den Boden für die Aufnahme von Weinreben vorbereiten sollen. Auf der anderen Längsseite sind Versuche mit amerikanischen Reben im Gange Man hat auf die amerikanischen Reben einheimische gepfropft, weil die Wurzeln der amerikanischen Reben gegen Schmarotzer unempfindlicher sind als die einheimischen, und man hofft, daß es unseren Reben nichts schaden und der Wein seinen guten Geschmack behalten wird

Aber nicht nur den mikroskopischen Bewohnern des Bodens und der Luft widmet man seine Aufmerksamkeit, sondern auch den größeren Man hat z. B. ein geräumiges Gehege aus Blech hergestellt, in welchem die wühlenden Säugetiere, wie Ratten und Mäuse, beobachtet werden

Für die Beobachtung der Vögel ist ein Vogelhort eingerichtet, ein Häuschen mit offenen Hallen von Sträuchern umgeben und das alles von einem Drahtgitter gegen die Umgebung abgesperrt. Hier sind auch eine Anzahl praktischer Nistkästchen angebracht, die sich dadurch auszeichnen, daß sie den natürlichen Brutstätten möglichst nahe kommen. In der Nachbarschaft sind einige Bienenstöcke aufgestellt, um die Krankheiten der Bienen, vor allem die Faulbrut, untersuchen zu können.

Ein besonderes Feld ist den Unkräutern reserviert, um auch hier den Einfluß zu erforschen, denn es gibt eine Anzahl Pilze, welche zu ihrer Entwickelung zwei Pflanzen brauchen. Es gehören z. B. zusammen der Blasenrost der Waymutskiefer und die Stachelbeere sowie der Rost des Getreides und der Sauerdorn.

In einem überdachten Raume sind Versuche im Gange, um die Folgen der Überdüngung auf die pilzkranken Kulturpflanzen zu studieren. Es stehen hier mit Rost befallener Weizen und mit der sogenannten Schütte behaftete Kiefern, ferner kranke Kartoffeln u. a. Am Rande eines Weges sind verschiedene Sorten Johannisbeersträucher angepflanzt und es ist sehr lehrreich zu sehen, wie sich die einzelnen Sträucher gegen Pilzkrankheiten verhalten, denn einige sind schon ganz kahl, andere haben noch einige Blätter und die dritten endlich sind noch grün.

An einer Stelle ist noch ein besonders interessanter Versuch im Gange. Der schwedische Forscher Erickson hat die Behauptung aufgestellt, daß rostkranke Pflanzen wieder rostkranke Nachkommen hervorbringen. In hohen Glaszylindern hat man nun Samen von mit Rost befallenem Weizen ausgestreut. Die Zylinder erhalten filtrierte Luft und werden auch derartig begossen, daß keine Pilzkeime eindringen können. Es hat sich aber bisher auf den Pflanzen noch kein Rost gezeigt.

Es muß noch ein interessanter Vegetationssaal beschrieben werden. Ein Glashaus ist an der einen Schmalwand offen und auf seinem Boden sind Schienen gelegt, die noch über die Schmalseite hinausgehen. Auf den Schienen können niedrige Wagen bewegt werden, welche die Versuchstöpfe tragen. Bei schönem Wetter werden die Pflanzen aus dem Hause herausgeschoben und bei schlechtem Wetter und zur Nacht stehen sie im Schutz.

Endlich besuchten wir noch das Infektionshaus. Es ist ebenfalls ein Glashaus, durch dessen Längsachse ein Flur geht. Von diesem gehen Türen rechts und links in kleine Zellen, welche die Kulturen enthalten. In den Zellen sind eine große Anzahl von Versuchen im Gange. In der einen Zelle wird z. B. ein künstlicher Regen unterhalten, um die Wirkung der Feuchtigkeit auf die Pilze kennen zu lernen, und

in einer anderen wird eine angezogene Krebskrankheit verfolgt. Das Haus enthält auch einen Schwammkeller, in welchem Kulturen mit dem Hausschwamm eingerichtet sind.

Am Schluß der Besichtigung sprach Herr Geh. R. Friedel dem Herrn Direktor Aderhold und Herrn Regierungsrat Appel den Dank der Gesellschaft aus für die lehrreiche Führung.

Nach der Besichtigung freie Vereinigung im Restaurant „Schloßpark Steglitz."

10. (8. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. September 1904.

Besichtigung der Kunstwerkstätten und Ausstellung in dem Neubau der deutschen Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner zu Treptow-Rixdorf, Kiefholzstr. 72/75.

In der Säulenhalle, welche die beiden Flügel des stattlichen Neubaues verbindet, ergriff Herr Geheimrat Friedel das Wort und führte aus, daß in Berlin zwei alte Kunstgewerbe wieder zu neuem Leben erweckt worden seien, die Gobelinmalerei und die Glasmosaikkunst, und daß es gerade Mitglieder unserer Gesellschaft wären, nämlich die Herrn Ziesch sowie die Herren Puhl und Wagner, welche diese Zweige wieder zu neuem Glanz gebracht hätten. Beide Künste arbeiten für die Architektur, indem sie die großen Flächen, welche ihnen hier zur Verfügung gestellt werden, mit farbigen Bildern bedecken.

Darauf begann der Rundgang unter der Führung der Herren Puhl und Wagner. Bevor wir an die Beschreibung gehen, verweisen wir auf die ausführlichen Berichte in unserem Monatsblatt; der erste, VII Jahrgang No. 6, September 1898, S. 211, behandelt einen Besuch der Rixdorfer Fabrik und gibt eine eingehende Beschreibung des Verfahrens und der zweite, ebenda S. 387 stammt aus der Feder des Herrn Direktors Wagner selbst und schildert die geschichtliche Entwickelung der Mosaikkunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Indem wir auf diese Berichte verweisen, können wir uns diesmal kurz fassen. Wir wurden zuerst in das Atelier geführt; hier sind zu beiden Seiten eines Gerüstes, das auf der Längsachse des Saales steht und die farbigen Kartons trägt, Tische aufgestellt. An jedem Tische sitzt ein Mosaikist, der damit beschäftigt ist, auf ein Stück Kartonpapier die farbigen Würfel mit einem Kitt so zu befestigen, wie die Farbenskizze angibt. Auf dem Tische stehen Schalen mit den farbigen Würfeln, und neben sich hat jeder einen



Die Deutsche Glasmosaikgesellschaft Puhl & Wagner-Rixdorf.

Anbos, auf dem er mit einem Hammer die Steinchen welche nicht passen, zurecht schlägt. Jeder der Mosaikisten besitzt nur einen Ausschnitt aus dem Karton. Diese zerschnittene Arbeitszeichnung ist eine Pause, von dem Original mit den wichtigsten Linien. Die Originale stammen fast ausschließlich von unseren hervorragendsten Künstlern, von denen wir Prof. Schaper, Hannover, Maler Pfannschmidt in Rom, den Direktor der Kgl Akademischen Hochschule, Prof Anton v Werner, Prof Seliger, Leipzig, Maler August Oetken, Berlin nennen. Der Arbeitskarton ist das Spiegelbild des Originals, denn diese mit den Mosaiksteinchen belegten Kartonplatten werden später so an die Wand in eine Zementschicht hineingedrückt, daß die Papierfläche nach außen zeigt. Nachdem der Zement fest geworden ist, wird das Papier entfernt und das Bild steht nun richtig an der Wand. Auf dem Rahmen in der Mitte des Saales waren die Originalgemälde zu den Mosaiken in der Wartburg, wo selbst im Auftrage des Kaisers die gesamten Wandgewölbeflächen der Elisabet-Kemenate mit kostbarem Mosaikschmuck in mittelalterlichem Charakter bedeckt werden, aufgespannt und daneben noch solche für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. An der Wand war der farbige Karton zu einem heiligen Michael befestigt, welcher den Rathausturm in Frankfurt a. M. zusammen mit der Darstellung des Heiligen Florian schmückt

Eine Treppe tiefer befindet sich der Zeichensaal Auf großen Tischen werden hier die Pausen und die Arbeitszeichnungen fertiggestellt Hier hing z. B das Bild Kaiser Ottos des Großen, das für die Gedächtnishalle der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bestimmt ist. Auch der Karton zu einem Gewölbe war hier auf einem in natürlicher Größe aus Holz ausgeführten Gewölbemodell aufgespannt.

Der nächste Raum, den wir aufsuchten, war der Lagerraum. Hier befinden sich die Repositorien mit den Kästen für die farbigen Würfel Der Guß liefert runde Platten von 10 mm Stärke und 25 cm Durchmesser Diese Platten werden zerschnitten und zu Würfeln zerschlagen, denn für die Bilder werden nur die Mosaiken verwendet. Es sind im ganzen 5—6000 Farbennuancen vorrätig und doch reicht diese Zahl gelegentlich nicht, so daß immer wieder neue Farben hergestellt werden müssen.

Im Erdgeschoß befinden sich die Schmelzöfen, die eben erst in Gang gesetzt worden sind; bisher waren noch die Öfen in der alten Werkstatt im Gebrauch

Der interessanteste Saal des ganzen Gebäudes ist wohl der Ausstellungsraum Auf seinem Boden sind Teile von Mosaikflächen ausgebreitet und an den Wänden sind zahlreiche größere und kleinere fertige Mosaikbilder aufgestellt bez aufgehängt Unter anderen befindet sich hier ein in Mosaik ausgeführtes Bild Seiner Majestät und ein solches der Königin Luise. Neben den bereits aufgeführten Mosaiken waren an

den Wänden auch eine Anzahl Original-Kartons aufgehängt, von denen ein dreiteiliges Abendmahlbild von Prof. Schaper für den Dom zu Bremen sowie eine allegorische Darstellung „der deutsche Adler seine Fittige über Helgoland breitend“ vom Maler August Oetken und für das biologische Institut auf Helgoland bestimmt besonderes Interesse erweckten.

Zum Schluß der Führung gab Herr Direktor Wagner noch einige Auskunft über die Preise der Bilder.

Nachdem wir auch noch einen Blick in die Nebenräume, wie Erfrischungshalle, Garderobe usw. geworfen hatten, verabschiedete sich die Gesellschaft; Herr Geheimrat Friedel sprach den Herren Wagner und Puhl den Dank aus für die Führung und wünschte ihnen auch in dem neuen Heim viel weiteres glückliches Gedeihen.

Nach der Besichtigung zwangloses Zusammensein im Restaurant Zenner in Treptow.

Kleine Mitteilungen.

Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206, VII, 193—199, X, 98—104 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren [Krebsen, Seehunden etc.] gebraucht.)

(Fortsetzung von No. 6).

Der Steinbeißer (Cobitis taenia L.) wird aus der Provinz Brandenburg angeführt, dennoch sind bestimmte Fundorte nicht gerade häufig zu ermitteln. — a) Vor einigen Jahren griff ich beim Übersetzen des Dahme-Flusses zwischen Königswusterhausen und Nieder-Löhme ein Exemplar mit einem Bündel Wasserpest (Elodea canadensis), in deren Zweige das Fischchen sich verstrickt hatte. — b) Im Eschergraben und in der benachbarten Panke, wo ersterer aus tief eingeschnittenem Gelände strömend in das genannte Flüßchen mündet, mehre Exemplare seit 1864. — c) In der Jungfernheide fingen Knaben am 18. August 1895 Steinbeißer in dem von Unkraut geräumten klar fließenden Entwässerungsgraben der Maeckernitz-Wiesen, welcher unweit Königsdamm in die Spree rechtsseitig einfließt. E. Friedel.

Madui-Maränen. In dem Delikatessengeschäft von Lindstedt & Säuberlich, Leipzigerstr. 84, fand ich heut die Madui-Maräne (Coregonus maraena) auf Eis das Pfund zu 1 M. angeboten.

Aus meiner Jugendzeit 1850—1865 etwa entsinne ich mich, daß die Madui-Maränen auf der Straße von Fischweibern ausgerufen wurden mit einem eigentümlichen „Cri de Berlin“: „Kauft Madui-Marän, Marän“! Seitdem ist

der Fisch immer seltener geworden. In den 70er Jahren als der Gastwirt Frieske Pächter des Berliner Ratskellers war, erschienen dort regelmäßig die großen Maränen des Pommerschen bei Stargard belegenen Madu-Sees, da Frieske einen Anteil an der Madu-Fischerei besaß

Berlin, 9. Mai 1901 E. Friedel.

Brehm Tierleben. Bd V S 614 M'Culloch berichtet von Seezungen, welche man mehrere Jahre lang in einem Gartenteich gehalten hatte und behauptet daß sie hier noch einmal so groß und fett wurden als in der See Ein anderer Fischer hat, nach Yarrell, über ein Jahrzehnt Zungen ins Süßwasser übergeführt; sie blieben in den Flüssen, gediehen vorzüglich, nahmen bedeutend zu an Gewicht und pflanzten sich fort *)

Es sollten auch in unseren Binnengewässern Versuche mit der mindestens heitweiligen Eingewöhnung von Plattfischen z B Flundern gemacht werden Flundern sind z B. im Rhein bei Straßburg und in der Elbe bei unserm märkischen Wittenberge gelegentlich gefangen worden

E. Friedel

Fischotterjagden im Müggelsee haben in der letzten Zeit mehrfach stattgefunden, da sich der gefährliche Fischräuber dort sehr bemerkbar macht, und allem Anschein nach eine größere Zahl jener Tiere sich in dem See aufhalten Besonders oft sind sie auf der Friedrichshagener und auf der Neu-Rahnsdorfer Seite wahrgenommen, and hier ist es denn auch gelungen, mehrere der Räuber abzuschießen Bei der außerordentlichen Geschicklichkeit, welche die Otter entwickelt, dürfte es jedoch schwer halten, die Tiere gänzlich auszurotten, umsoweniger, als sie fast nur Nachts auf den Fluten des Sees bemerkt werden Leider ist auch die biologische Station am Müggelsee schon mehrfach durch die Fischottern beunruhigt worden

Berl Tagebl 24 II 1901

Sprichwörtliches über die **Quappe (Lota vulgaris).** De lottes en bien, pêchées dans le lac (Genfer See) C'est le poisson favori des indigènes Il y a un dicton local qui traduit très énergiquement la passion des riverains pour ce gade d'eau douce. „Pour une lotte, femme vend sa cotte“.

André Theuriet Le Manuscript du Chanoine
Revue des Deux mondes
Bd 50. 1. Okt. 1901, S 499

In der Mark Brandenburg ist man prosaischer und sagt im Oderbruch von einer dicken Frau „sie ist fett wie eine Quappenleber“ E Friedel

---

Über Raubfischer an der Oberspree hört man aus den beteiligten Kreisen wieder lebhafte Klagen. Die Fischpiraten haben es trotz der größten Wachsamkeit seitens der zum Fange berechtigten Fischer bisher verstanden,

*) C U Eckström Die Fische in den Scheeren von Mökö Deutsch von Creplin Berlin 1835 S X Weit oben im Süßwasser des Mälar ist eine Scholle (vermutlich Platessa flesus L.) gefangen worden

ihre Räubereien ungehindert auszuführen, und zwar geschieht dies besonders zur Nachtzeit. Die Fischer finden oft genug ihre am Rummelsburger See und anderen fischreichen Stellen angelegten Netze und Reusen am Morgen geleert, aber sonst in ordnungsmäßigem Zustande vor. Gerade in der Weihnachts- und Neujahrszeit, der lohnendsten Fischverkaufszeit des Jahres, macht sich die Dieberei für die Fischer recht empfindlich bemerkbar, da die Räuber die vielen gestohlenen Fische unmöglich selbst verzehren können, so werden sie jedenfalls verschwiegene Abnehmer finden. Berl. Tagebl. 3. 1. 1901.

Die Spreeherren (Fischer) von Berlin.

„Alhie endet sich der
„Sprew Hern zv Berlin
„Grentz v. Fischerei
„Anno 1623."

So lautet die Inschrift auf einer Kalksteinplatte, welche sich bis 1875 nahe der Kreuzung der Straße 10 mit Straße 12, Abt. V, Sektion III des Bebauungsplans von Charlottenburg auf einer Wiese aufgestellt befand und früher die Grenze der Berliner Unterspreefischerei bezeichnete. Inzwischen ist der Bebauungsplan dort geändert, auch der Lauf des Spreestroms ist anders geworden und entspricht etwa die nördliche Ausmündung der Straße 14c in die Uferstraße 10 der Fundstelle. Der Stein ist trotz des heftigen Widerspruchs der Fischer i. J. 1875 an das Märkische Museum abgeliefert worden und war auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 ausgestellt.

E. Friedel.

Die National-Zeitung vom Sonntag den 21. Oktober 1883 enthält einen interessanten Aufsatz über Berliner Fische.

Über eine Untersuchung der Tiergartengewässer machte Herr Dr. Marsson in der letzten Sitzung des Fischereivereins einige interessante Angaben. Er hat nicht weniger als 213 Arten von Organismen in den Gewässern gefunden. Bis 1873 war in den Gewässern von Fischzucht kaum die Rede, jetzt sind sie verpachtet, und die Pächter haben die Verpflichtung, die Fischzucht darin zu pflegen, was auch mit wachsendem Erfolg geschieht. Da die Gewässer meist einen beständigen Zufluß von dem Landwehrkanal aus erhalten, ist es selbstverständlich, daß die in ihnen vorkommenden Organismen Spree-Organismen sind, besonders was die Diatomaceen anlangt. Sie bilden für niedere Algen, besonders für die Wasserblüte und manche Flagellaten geradezu Riesenkulturbecken. Das Plankton ist in ihnen besonders stark entwickelt, weil einerseits durch die vielen Wasservögel (wilde Enten und Schwäne) und die Fische viel Dungstoffe zugeführt werden, und andererseits ganz systematisch alle höheren Wasserpflanzen daraus entfernt werden, so daß nun alle Dungstoffe den niederen Pflanzen (blaue, blaugrüne Algen, Kieselalgen) zu gute kommen. Dies giebt einer reichen Mikrofauna die Entstehung, und so kommt es, daß die Tiergartengewässer besonders reich an Fischnahrung sind. Außer den üblichen Würmern, Insektenlarven und hinein-

fallenden Insekten ist besonders der Bachflohkrebs zu erwähnen, welcher sich zwischen dem beständig hineinfallenden Laube in großen Mengen aufhält und dessen Vorkommen für reines, sauerstoffreiches Wasser spricht. In den solcher Art rein gehaltenen Seen ergab der Fang reichlich Karpfen von $\frac{1}{2}$–4 Kilogramm Schwere, Plötzen bis $\frac{1}{2}$ Kilogramm, wenig Hechte bis $1\frac{1}{2}$ Kilogramm, Bleie, Schleie, Quappen und Stichlinge. Karpfenbrut war nicht aufgekommen. In dem sogenannten „Loch“, wo höhere Wasserpflanzen geduldet werden, wurden hauptsächlich Schleie gefangen, die sich hier augenscheinlich gut vermehren, daneben Karauschen, kleine Hechte und Barsche. Außer diesen Fischen kommen noch verschiedene Weißfische vor, welche hier laichen. Von den ausgesetzten Higols und Regenbogenforellen wurde nichts bemerkt. In den Gräben finden sich wegen des Mangels an Licht und Sonnenschein weniger Fische. Die ausgesetzten Aale waren wohl alle ausgewandert. Besonders ertragreich war der Neue See; hier wurden an einer Stelle auf einem Zug 65 Karpfen, an einer andern Stelle 50 Kilogramm Plötzen gefangen. Berl. Ztg. 5. 8. 1900.

Dem Fischbestande der Gewässer des Tiergartens wird in diesem Frühjahre bedeutend mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als es in den Vorjahren der Fall war. Es hat sich herausgestellt, daß der Fischreichtum dieser Gewässer von Jahr zu Jahr zunimmt. Auch die Schmackhaftigkeit der Tiergartenfische übertrifft die der Spreefische bei weitem. Leider wird den Wächtern ihre Arbeit nicht immer entlohnt. Aale und Forellen, die im Laufe der letzten beiden Jahre in den „fließenden“ Tiergartenwassern ausgesetzt wurden, hatten sich, wie beobachtet wurde, wohl vermehrt, schließlich suchten aber fast alle der genannten Fische die Spree auf. Für die Zukunft soll durch geeignete Vorkehrungen dieser Flucht gesteuert werden. Besonders fischreich ist der Neue See. Es ist vorgekommen, das auf einen Zug 50 bis 60 Karpfen und ein ander Mal gegen 80 Pfund Plötzen gefangen wurden. Plötzen im Gewicht von einem Pfunde sind hier keine Seltenheit. Der Neue See beherbergt auch ziemlich viele und recht ansehnliche Hechte. Schleien sieht man in großer Zahl im „Loch“ im Nordwesten des Parkes. Die sich hier auch vorfindenden Barsche erreichen dagegen selten die Mittelgröße. Recht fischreich ist auch der „Faule See“. Karpfen erreichen dort eine Schwere bis zu nahe 8 Pfund. Während man in diesem See aber Hechte nur wenig und in kleinen Exemplaren vorfindet, zeigen sich solche in den Gewässern der Rousseau Insel zahlreich. Bei einem der letzten Fischzüge wurden dort mehrere Hechte von 1 Meter Länge und 8 Pfund Schwere gefangen. Auch Plötzen sind hier vorhanden. Bleien, Barsche und verschiedenartige Weißfische sowie Karauschen kommen in mehr oder minder großer Zahl in fast allen Tiergartengewässern fort. Nur im Neuen See wollen Karauschen scheint nicht fortkommen. Berl. Tagebl. v. 5. 5. 1901.

Verschwundene Goldfische. Die 2000 Goldfische, die im Vorjahre aus Anlaß der Goldfisch Erkrankungen in den neu eingerichteten Goldfischteich im Tiergarten beim Denkmal König Friedrich Wilhelms III. übersiedelt wurden, sind bis auf den letzten — verschwunden. Der Grund dieser eigentümlichen

Tatsache ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Man hatte im Vorjahre bekanntlich einen künstlichen Teich dadurch herzustellen gesucht, daß man den Teil des Tiergarten-Gewässers beim genannten Denkmal abgedämmt hatte. Ehe man die Goldfische hineinließ, war nicht nur das Gewässer wiederholt und aufs Sorgfältigste gereinigt worden, man hatte auch den neuen Teich aufmerksam abgefischt, um alle die Tiere wegzufangen, die den neuen Bewohnern sich schädlich erweisen könnten. Außerdem hatte man täglich den Teich zweimal abgezogen, um jede Verunreinigung des Wassers zu vermeiden. Die Fische selbst schienen sich in ihrem neuen Element wohl zu fühlen, von den beiden Brücken aus, die zugleich den Teich begrenzen, waren die munteren Tiere durch die Besucher des Tiergartens gern und reichlich gefüttert, und namentlich, wenn die Sonne jene Flächen beschien, konnte man hier Hunderte der goldglitzenden beweglichen Tiere sich tummeln sehen. Schon vor einiger Zeit war den Beamten der Tiergartenverwaltung der Umstand aufgefallen, daß im neuen Teich fast nie tote Goldfische konstatiert werden konnten, obgleich naturgemäß hier die Sterblichkeit noch größer sein mußte als im alten Teich, da die Fische durch die Übersiedelung immerhin etwas gelitten haben mochten. Die Erkenntnis dieser auffallenden Erscheinung veranlaßte die Tiergartenverwaltung, vier Unterbeamten die spezielle Aufsicht und Beobachtung des Teiches zu übertragen. Zunächst konnte durch diese nichts weiter festgestellt werden, als daß die Zahl der Goldfische sich ganz rapide im Abnehmen befand. Fortgesetzte Beobachtungen förderten sodann die Tatsache zu Tage, daß sich im Teich außer Barschen auch einige Hechte befinden, scheinbar jedoch in keineswegs bedenklicher Menge. Man würde ihnen an sich wenig Bedeutung beigelegt haben, da man weiß, daß sich auch im alten Goldfischteich Hechte befinden, deren Nachkommenschaft jedoch sich bei den alljährlich im Frühjahr stattfindenden Fischzügen leicht wegfangen läßt, so daß irgend welche Gefahr für die Goldfische durch sie noch nicht entstanden ist. Inzwischen verringerte sich im neuen Teich die Zahl der Goldfische in wahrhaft erschrecklicher Weise, und Ende voriger Woche konnten die dort stationierten Beamten konstatieren, daß sie keinen Goldfisch mehr im Teich zu entdecken vermöchten, eine Tatsache, die von den zur Stelle gerufenen Oberbeamten nur bestätigt werden konnte. Infolgedessen sind bereits die außerhalb der beiden Brücken angebrachten Abdämmungen wieder entfernt und der künstliche Teich mit dem fließenden Tiergartengewässer in freie Verbindung gebracht worden. Der „neue Goldfischteich“, der mit so vielen Erwartungen ins Leben gerufen, hat somit nur 11 Monate existieren können. Gegenwärtig tummeln sich bereits da, wo sonst die Goldfische gehaust, weißgefiederte Schwäne, denen jetzt die reichlichen Bissen zufallen, die von den Besuchern in das Gewässer geworfen werden.

B. T. Bl. 23. 6. 1880.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

11. (3. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. September 1904, abends 7½ Uhr
im großen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses
Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis LV her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt namens des Vorstandes die Mitglieder zum Beginn des Winterhalbjahres und entwickelt das Programm für das letztere.

II. Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hielt ihre XXXV. allgemeine Versammlung in Greifswald vom 4.—6. August 1904 ab (vgl. Brandenburgia XIII. 162), an welcher erfreulicher Weise viele Brandenburgia-Mitglieder teilnahmen. Das Märkische Provinzial-Museum hatte eine ansehnliche Ausstellung von natur- und kulturgeschichtlichen Gegenständen veranstaltet, von der hier nur einiges aufgeführt werden kann. Zwei höchst seltene, von mir auf Sylt bezw. bei Klein Ladebo nahe Greifswald gefundene Puddingstein-Geschiebe, Feuersteine stark abgerieben aber nicht gekritzelt, kieselig verkittet, nach Professor Gottsche Eocän-Tertiär, jenes von England, dieses von Schweden herrührend, nach Professor Deecke aus schwedischem Silur stammend. Daneben waren zum Vergleich viele von den in der Brandenburgia oftmals vorgelegten kleinen Feuersteinen der Rügenschen d. h. obersenonischen Kreideformation ausgestellt, die ihrer zeitlichen Herkunft*) nach noch immer unsicheren, verschieden gefärbten, meist grauschwarzen, meist ei- oder nierenförmig gestalteten, mit zahllosen „krikelkrakelartig" aussehenden Narben bedeckt sind. Es handelt sich um die meist kleinen

*) Das soll heißen in dem uns jetzt vorliegenden von der Natur hergestellten Bearbeitungszustande.

Steine, welche das Volk bei uns gewöhnlich **Schwalbensteine**, lokal auch **Kitzelsteine** oder **Krähenaugen** (im Havelland) benennt und die Prof Dr Meyn-Uetersen sehr überflüssiger Weise mit einem willkürlich von ihm erfundenen Wort „Wallsteine" benamset hat Die Feuersteine der erst gedachten Pudding-Gesteine haben, wie schon angedeutet, diese narbige Krikelkrakel-Musterung nicht Meyn wollte erst in den Schwalbensteinen Schwammversteinerungen sehen, er hat diese Vorstellung später aufgegeben; gelegentlich finden sich in den Schwalbensteinen Kreideversteinerungen, Brachiopoden, Muscheln und dgl, hiermit hat aber jenes charakteristische Krikelkrakel nichts zu tun Herr Professor Jentzsch bringt diese Steinbildungen mit Brandungserscheinungen eines heftig bewegten Tertiärmeeres in Verbindung, worin ihm Prof Gottsche-Hamburg beipflichtet

Diese Schwalbensteine sind aus dem oberen und unteren Diluvium Norddeutschlands jedermann bekannt Einzelne tragen Gletscherschliffe Unsere deutsche Ostsee fabriziert dergleichen nicht, weil eine Steilküste mit heftigen Brandungserscheinungen uns fehlt Während mehrwöchigen Aufenthalts an der oldenburgischen Ostseeküste im Juli d J habe ich pro Stück 10 Pfennig geboten, niemand hat mir aber aus den zahllosen Tausenden von Meeresgeröllen auch nur einen Schwalbenstein liefern können; auf dem hohen Ufer bei Brolhen und landeinwärts sind sie dagegen nicht selten, und bei Uferabbrüchen gelangt auch einmal ein Schwalbenstein in die Ostsee, aber das ist ja selbstredend kein Erzeugnis der heutigen Ostsee

Am rechten Mündungsufer des Ryck-Flusses bei Greifswald habe ich viele Jahre hindurch eine anscheinend diluviale Scholle eines harten ledergelben Tones bemerkt, deren letzte Reste die Sturmflut vom 19 April 1903 zerstört hat Die Tonscholle war puddinggesteinartig von unzähligen Schwalbensteinen durchsetzt, von denen manche durch den Ton ihrer Einbettung gelblich gefärbt aussahen, das Gros hatte dagegen die charakteristische schwarzgraue Färbung, wenige waren fuchsrot gefärbt, einzelne vermutlich durch Eisschliff geglättet Von dieser durch Wasserflut allmählich aufgelösten grossen Scholle rühren m E. die zahlreichen Schwalbensteine her, die ich noch vor einigen Wochen rechts von der Mole an der rechten Ryck-Mündung bemerkt habe, wenn ihre Zahl gegen früher auch geringer erscheint

Das Interessanteste ist, daß diese Scholle eine Menge leider meist zertrümmerter **Seekonchylien** enthielt, die ich im Nachrichtsblatte der Deutschen Malakozoologischen Gesellschaft vor Jahren beschrieben habe Große Stücke dieses Tons und einzelne daraus gewonnene Konchylien, die den Charakter einer **verkümmerten Nordseefauna**, ähnlich der von Jentzsch in Ostpreußen beobachteten, tragen, hatte ich ausgestellt

Desgl sehr gut vertreten war die seit vielen Jahren von mir in

der Litorina-Schicht bei Greifswald und am Saaler Bodden bis ins Mecklenburgische hinein festgestellte altalluviale Konchylien-Fauna. Dieselbe wird an diesen Stellen fast ausschließlich durch eine Muschel, Scrobicularia piperata, repräsentiert, während die Schneckengattung Litorina zwar in 2 Species L. litorea und rudis vorkommt aber unendlich viel seltener als jene Muschel, so daß ich immer noch vorschlage, wenigstens die Greifswalder Ablagerung gewissermaßen als eine besondere lokale Abart und Ausbildung der viel größeren Litorina-Schicht, Scrobicularien-Schicht, zu nennen. Vgl. E. Friedel. Scrobicularia piperata und Balanus improvisus (Nachrichtsblatt der Deutschen Malakozoologischen Ges. IX. S. 82); E. Friedel. Erläuterungen zu einer Sammlung urgeschichtlicher Gegenstände aus der Umgegend von Greifswald. Im Katalog der Ausstellung des balt. Vereins für Tierzucht und Tierschutz zu Greifswald 1881 S. 1-6 u. derselbe in Zeitschrift für Ethnologie Bd. XIV. Berlin 1882 S. 214, sowie Dr. H. Klose in seiner hochverdienstlichen Abhandlung „Die alten Stromtäler Vorpommerns" Greifsw. 1904 S. 72—75, auf welche Schrift ich in einer anderen Sitzung ausführlicher zurückkommen werde. Noch sei hierzu auf meine Mitteilungen Brandenburgia XII. 327 u. XIII. 53 verwiesen. In dieser Schicht kommen gelegentlich roh geschlagene Feuersteine von früh-neolithischem Typ, bearbeitete Knochen, aber keine eigentlichen Palaeolithe oder Eolithe vor.

Es waren, was die letzterwähnten Zeugen des diluvialen Menschen anlangt, die Originale zu unserer Brandenburgia-Festschrift ausgestellt, sowie viele andere lediglich von mir selbst gesammelte Palaeolithe und Eolithe aus der Provinz Brandenburg, ferner zumeist aus versunkenem Vorland stammend von Helgoland Düne und Hauptinsel, von der ostholsteinischen, oldenburgischen, lübeckischen und neuvorpommerschen Ostseeküste, Ergebnisse meiner diesjährigen See- und Küstenreisen.

Alles aus dem Diluvium, auch die Eolithe, welche zwar eolithische Bearbeitung (industrie im französischen Sinne) also tertiäre Kultur aufweisen, aber der Facies von Mesvin (Mesvinien) oder der weitaltrigen Facies von Reutel (Reutelien) oder der Übergangs-Facies (Reutelo-Mesvinien oder Malfien) angehören. Um allen Mißdeutungen vorzubeugen wiederhole ich nochmals, daß ich eigentliche Tertiär-Kulturerzeugnisse d. h. solche, die aus dem Pliocän, Miocän, Oligocän herstammen, bis jetzt aus Nord-Deutschlands Flachland nicht kenne. In der Braunkohle des Miocän, namentlich in den wohlerhaltenen Sumpf-Cypressenwäldern von Groß-Raschen bei Senftenberg, in dem brandenburgischen Marine-Miocän (Priegnitz), in dem Marine-Oligocän von Joachimstal, Buckow, Freienwalde a. O. u. s. f. sind Spuren des Tertiär-Menschen bisher nicht nachgewiesen, obwohl dergl. aus dem Ober-Oligocän von Thenay in Frankreich, aus dem Ober-Miocän von Puy-

Conrny (Cantal), aus dem Mittel-Miocän von Kent (England) und aus dem Ober-Phocaen von Saint-Prest (Frankreich) und den Forest Cromer Beds (England) inzwischen bekannt geworden sind Es hat freilich bis jetzt im brandenburgischen Tertiär niemand nach Kulturspuren ernstlich gesucht

Den Stand der Palaeolithe- und Eolithe-Forschung, wie er sich gegenwärtig verhält, versuchte ich an der Hand der ausgestellten Kulturreste, zu denen des Vergleichs halber eine reiche Folge von Eolithen und Palaeolithen hinzukam die Dr. Jagor, insbesondere aber Professor Dr Schweinfurth auf dem linken Nilufer über Theben in Ober-Ägypten gesammelt und die der vergleichenden Abteilung des Märk. Museums angehören, in einem längeren Vortrage an den sich eine kurze Diskussion anschloß, auseinanderzusetzen.

Ich nahm dabei Bezug auf das mir kürzlich zugegangene Werk A. Rutot's „Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre à l'exclusion du néolithique en 1903 (Namur, 1904), das geradezu epochemachend zu nennen ist und dem ich außerordentlich viel verdanke Wäre dasselbe schon 1903 oder gar 1902 erschienen gewesen, so hätte ich bereits eine bessere Würdigung und Erklärung unserer norddeutschen, insbesondere brandenburgischen Palaeolithe und Neolithe geben können, als es bei dem damaligen Stande unserer hiesigen Kenntnis der heimatlichen Verhältnisse möglich war. Auch heut möchte ich auf diese ausgezeichnete Arbeit unseres verehrten Mitgliedes Rutot, ohne deren Kenntnis das Studium der Eolithe und Palaeolithe Norddeutschland vollkommen unfruchtbar bleibt sowohl vom palaeo-archäologischen wie palaeontologischen Standpunkte aus, aufmerksam, näheres Eingehen vorbehaltend

Außerdem hatte das Märkische Museum namentlich eine reiche Folge von Fundstücken von Klein-Ladebo bei Greifswald ausgestellt, von einer dem obern Diluvium angehörigen oder Sandfläche, welche Funde von der jüngeren Steinzeit bis in die wendische Zeit geliefert hat Ich habe seit 1874 fast alljährlich die Stelle abgesucht und hunderte von bearbeiteten Flinten der neolithischen Zeit teils der älteren, teils der neueren Zeit gefunden, darunter eine ganze Serie von aufs zierlichste bearbeiteten Pfeilspitzchen, eine Urne mit Leichenbrand, Bronze- und Eisensachen, zahllose Urnenscherben von der Steinzeit bis in die wendische Periode, eben so die frühmittelalterliche Poterie (graue schwarzer glasurloser Hartbrand) vom 13. Jahrhundert aufwärts Trapezförmige Pfeilspitzen von dort, ebenso Spitzkugeln, alle aus Flint, habe ich bereits auf der erwähnten landwirtschaftlichen und Fischerei-Ausstellung in Greifswald (E Friedel Erläuterungen zu einer Sammlung urgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Gegenstände aus der Umgegend von Greifswald 1881 und Katalog B. II. Nr. 6623 des Märk Museums) ausgestellt

auch Verhandl der Berliner Anthrop. Ges XV. 1883 S 361 flg beschrieben Freih von Ramberg hat daselbst S 127 — 129 eine Menge Funde von ebendaher „prähistorische Funde von Kl Ledebow*) bei Greifswald“ besprochen und abgebildet Die Museen zu Stralsund, Stettin und Greifswald, auch das Gymnasial-Museum letzterer Stadt, besitzen ebenfalls Sammlungsstücke von Klein-Ledebo

Von den mancherlei literarischen Festgaben zu der D Anthropologen-Versammlung erwähne ich und lege ich Ihnen heute vor. 1 **Die Entwicklung des Bodenreliefs von Vorpommern und Rügen** I Teil Die Åsar und Kames Mit 10 Tafeln Von Dr **Johannes Elbert** Von mir, namentlich wegen der angrenzenden Gebiete der Uckermark bereits Ihnen als eine hochverdienstliche gekrönte Preisschrift am 30 März d. J (Brandenb XIII 85) empfohlen — 2 Eine sehr dankenswerte osteologische Fundzusammenstellung von Herrn Professor Dr. W Deecke Säugetiere aus dem Diluvium und Alluvium der Provinz Pommern, worin abgebildet sind die von mir in der Brandenburgia bereits erwähnten Knochenreste vom Riesenhirsch, zum Teil bearbeitet, Diluvialtorf von Endingen, Kreis Franzburg, unter 2 m starkem jungdiluvialen Sande gefunden. — 3. **Der Scaphocephalus synostoticus des Stettiner Webers** von Prof Dr **Robert Bonnet** (Wiesbaden 1904), mit diesem unglaublich verbildeten Schädel ist der leidlich verständige Mann 38 Jahre alt geworden — 4 **Vorgeschichtliche Gräber auf Rügen und in Neuvorpommern Aufzeichnungen Friedrich von Hagenows aus dessen hinterlassenen Papieren, herausgegeben** von Dr **Rudolf Baier** Mit 6 Tafeln und 2 Abbildungen im Text Obwohl diese Mitteilungen nicht alle Grabtypen schildern und auf teilweise veralteten Anschauungen aus dem Jahre 1827 beruhen so sind sie doch, weil manche der besprochenen megalithischen Gräber inzwischen verschwunden sind, von Wert — 5 **Die Maasssche prähistorische Sammlung im Altertumsmuseum in Stettin** Beschrieben von **Adolf Stubenrauch, Konservator in Stettin** Stettin 1904 Der Oekonomierat Daniel Friedrich Maass in Alt-Kenzlin, Kreis Demmin, hat die interessante Altertumssammlung in den Jahren 1820 - 1864 zusammengebracht ausser vielen germanischen Stücken einige wenige wendische, dagegen von den auch bei uns in alten Kellern so häufig gefundenen mittelalterlichen glasurlosen grauschwarzen, klingend hartgebrannten Töpfen Kruken, Kannen u dgl eine hübsche Auswahl 6 **Bilder aus dem Pommerschen Weizacker Trachten, Dorfanlagen, Bauernhäuser, Erzeugnisse des Hausgewerbes** Dar-

*) Prof Pyl und Prof Krause in Greifswald haben sich dahin ausgesprochen, dass der Name nicht wendisch, sondern skandinavisch sei, also ohne „w“ Ladebo geschrieben werden müsse

gebracht von der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde zu Stettin. Stettin 1904.

An den Sonderfahrten nach Stralsund und der Insel Rügen beteiligten sich ebenfalls mehre Brandenburgia-Mitglieder, dgl. an den weiteren Fahrten nach Bornholm, Wisby auf Gotland und nach Stockholm. Vgl. im übrigen auch Nr. XXXIII dieses Protokolls.

III. Der Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. Denkschrift der Kommission der deutschen anthrop. Ges. Vorgelegt der 35. allgem. Vers. in Greifswald 1904. Wir entnehmen der dankenswerten von Dr. H. Seger verfaßten Schrift folgende Bemerkungen (Vorbemerkung und Schluss).

„Bei der 34. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Worms 1903 wurde auf Antrag des Dr. Hans Seger eine Kommission gewählt zur Prüfung der Frage, welche Maßnahmen zum Schutze der vorgeschichtlichen Denkmäler geeignet seien. Der Kommission gehören an: Prof. Dr. J. Ranke, Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in München, Ministerialrat a. D. Soldan in Darmstadt, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. A. Voß, Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin, Dr. H. Seger, II. Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau. Die Vorschläge der Kommission sind am Schluß dieser Arbeit abgedruckt. Zu ihrer Begründung dient die vorliegende Denkschrift.

Fassen wir zum Schluß unsere Wünsche kurz zusammen, so seien für den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler folgende Maßnahmen empfohlen:

1. Der Erlaß von eigenen Denkmalschutzgesetzen in allen Bundesstaaten.

Als Vorbild können im allgemeinen die einschlägigen Bestimmungen des Denkmalschutzgesetzes für das Großherzogtum Hessen vom 16. Juli 1902 bezeichnet werden.

2. Die Einsetzung besonderer Konservatoren (Denkmalpfleger) für die vorgeschichtlichen Denkmäler.

Zu solchen sind in erster Linie die Vorstände der betreffenden Landes- oder Provinzialmuseen zu berufen.

3. Die Stärkung und reichlichere Ausstattung der prähistorischen Museen mit Geldmitteln und Arbeitskräften, womöglich Schaffung besonderer Fonds zu dem Zwecke, gefährdete Denkmäler oder Fundstellen zu sichern, größere wissenschaftliche Untersuchungen auszuführen und eine Denkmälerstatistik vorzubereiten."

Unzweckmäßig finde ich auch hier wieder die Verzettelung der Schutzinteressen; es sollte überhaupt und ungeteilt nur vom Schutz der nationalen Natur- und Kultur-Denkmäler des deutschen Volks die Rede sein. Statt dessen bilden sich Gruppen für den Schutz der deutschen Burgen, der Volkstrachten, der Bäume, der landschaftlichen Prospekte, der geschichtlichen Denkmäler, der vorgeschichtlichen Denkmäler, gewisser Tierarten u. s. f. Jede Gruppe steuert ohne Rücksicht auf Gleich-

berechtigung, auf ihr engeres Ziel los und vergißt dabei das Beste, das große Ganze. Echt deutsch, aber leider recht unwirksam und unpraktisch.

IV. **Landschaftsschutz durch Polizei-Verbot unstatthaft.** Das Kammergericht hat über die Grenzen des polizeilichen Verordnungsrechts kürzlich eine wichtige Entscheidung gefällt. Ein Steinbruchsbesitzer L. war auf Grund einer Polizeiverordnung vom 27. Mai 1903 in Strafe genommen worden, weil er eine für Lastfuhrwerk gesperrte Straße befahren habe. Obschon L. die fragliche Verordnung für ungültig erklärte, da sie seinen Betrieb lahm lege, wurde L. sowohl vom Schöffengericht als auch vom Landgericht verurteilt und die Polizeiverordnung für rechtsverbindlich erachtet. L. griff das Urteil des Landgerichts durch Revision beim Kammergericht an und betonte, sein Betrieb solle auf Betreiben des Verschönerungs-Vereins unmöglich gemacht werden, weil durch die Steinbruchsarbeiten und die Abfuhr des Materials die landwirtschaftlichen Reize der Gegend beeinträchtigt würden. Das Kammergericht hob auch die Vorentscheidung auf und sprach den Angeklagten frei, weil nach Ansicht des Kammergerichts die fragliche Polizeiverordnung ungültig ist. Die Polizeibehörde hat zwar ein Recht, für Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs auf öffentlichen Straßen gemäß § 6 des Polizeiverwaltungsgesetzes Sorge zu tragen, die Polizeibehörde ist aber nicht befugt, wie es nach Auffassung des Kammergegerichts vorliegend beabsichtigt ist, ästhetische Interessen wahrzunehmen. In Übereinstimmung mit dem Oberverwaltungsgericht nimmt das Kammergericht an, daß die Aufgaben der Polizei in § 10, II. 17 des Allgemeinen Landrechts in dem Sinne umschrieben sind, daß darüber hinaus zur Pflege der Wohltahrtsinteressen, insbesondere auch ästhetischer Rücksichten eine Zuständigkeit der Polizei nur auf Grundlage besonderer gesetzlicher Bestimmungen besteht.

V. **Verbot der Ausfuhr von Altertümern in Norwegen.** Nach einem sofort in Kraft getretenen Gesetz vom 17. Mai d. J. dürfen Altertümer aus der Vorzeit Norwegens oder aus dem Mittelalter, wie Münzen, Waffen, Gerätschaften, Einrichtungsgegenstände, Schmucksachen, Schiffrümpfe oder Teile davon, Steine mit Inschriften oder Bilder ohne Erlaubnis des zuständigen Regierungs-Departements nicht aus dem Lande ausgeführt werden. Wer dieses Gesetz übertritt oder dazu mitwirkt, wird mit Geldstrafe von 2 bis zu 5000 Kronen bestraft. Außerdem können die betreffenden Gegenstände zu gunsten der Staatskasse von dem Schuldigen eingezogen werden. Von Gegenständen, die im gemeinsamen Eigentum mehrerer stehen, ist nur derjenige Anteil einzuziehen, der dem Schuldigen gehört.

Diese Bestimmungen überbieten alles, was in dieser Beziehung aus anderen Staaten bekannt ist, übertreffen an Härte insbesondere die sehr scharfen italienischen Bestimmungen. Man soll also z. B. nicht mehr

ein Steinbeil, ein Bronzemesser aus N. mitnehmen dürfen, obwohl dergl. z. B. in Christiania verkäuflich sind, wie ich selbst gesehen. Das geht viel, viel zu weit und wird mehr schaden wie nützen. Es kann darnach z. B. die Herkunft der kleinsten Feuersteingeräte, der unbedeutendsten Münzen etc. gefordert und die Konfiskation derselben sowie Bestrafung der Beteiligten veranlaßt werden. Für jeden Altertumsforscher eine ans Lächerliche grenzende Beschränkung, richtiger Beschränktheit, die für die Landeserforschung und die Altertumskunde vielfach höchst nachteilig sein muß. Auch der Handel erscheint dadurch sehr geschädigt. Zum Glück wird nicht so heiß gegessen wie gekocht wird.

VI. **Mitteilungen des Bundes Heimatschutz.** Herausg. im Auftrage des Vorstandes von der Geschäftsstelle Charlottenburg 5, Rünnestraße 18. — U. M. Robert Mielke, der Geschäftsführer, teilt uns Nr. 2, Juni 1904 und Nr. 3, August 1904 (Jahrgang 1) mit. Die Ziele sind von vornherein, wie ich vorhin zu Nr. III vorschlug, weiter gesteckt und auf Natur wie Kultur gleichmäßig ausgedehnt, was sicherlich unser aller vollste Billigung hat. In Nr. 2 S. 24 flg. interessiert uns besonders Mielkes Mitteilung über die Bedrohung der von Schlüter erbauten — freilich inzwischen auch schon stark umgebauten Loge Royal York in Berlin, Dorotheenstraße. — Ich lege nochmals den „Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz vor," bitte, Exemplare davon zu entnehmen und lade zum Beitritt (Jahresbeitrag 3 Mk.) hierdurch ein. Unser Mitglied Herr Direktor **Franz Goerke** ist Schatzmeister.

VII. **Merkbüchlein deutscher Ortsnamen.** Unter diesem oder ähnlichem Titel wird demnächst ein Verzeichnis sämtlicher Orts-, Berg-, Fluß- und See-Namen aufgestellt werden, welche im deutschen Sprachgebiet von Mitteleuropa neben fremden sprachlichen Benennungen vorkommen. Es soll dabei gleichgültig sein, ob der deutsche Name der örtlich häufigere oder ein nur noch selten genannter ist. Nur ganz erloschene, lediglich aus der Literatur oder Archiven zu ermittelnde deutsche Ortsnamen sollen fortbleiben. Wahre Fundgruben werden liefern z. B. Istrien und das österreichische Küstenland, Siebenbürgen, die Sette Communi bei Vicenza, die Tredeci Communi bei Verona, die deutschen Gemeinden Italiens am Fuß des Monte Rosa. Der durch seine landeskundlichen Arbeiten bekannte Professor Paul Langhans in Gotha, Herausgeber der „Deutschen Erde" Zeitschrift für Deutschkunde, hat die Sammlung des sehr weitschichtigen Materials in die Hände genommen. Wünschenswert ist es, daß die gesamte Presse deutscher Zunge und die Deutschen in den betreffenden nicht zu Deutschland gehörigen Ländern sich die Förderung dieses gemeinnützigen vaterländischen Unternehmens recht sehr angelegen sein lassen. Unseren Mitgliedern sei es bestens empfohlen.

VIII. Bei der 76. Versammlung der **Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte**, die vom 18. bis 24. d. Mts. in Breslau

stattfand, sind verschiedene unserer Mitglieder beteiligt gewesen. Es wird namentlich auf die Berichte der Gruppen 7 bis 11 (Geographie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anthropologie, Ethnologie, Prähistorie) verwiesen.

IX. **Der VIII. Internationale kunsthistorische Kongress** tagte fast um dieselbe Zeit — 22. bis 24. d. Mts. — zu **Straßburg** i. E., besucht ebenfalls von mehreren Brandenburgia-Mitgliedern. Das in Folge der Kongresse begründete **Repertorium für Kunstwissenschaft**, die **Gesellschaft für photographische Publikationen**, die **Gesellschaft für ikonographische Studien** und dergl. nützliche und gleichzeitig wissenschaftliche Unternehmungen heissen wir willkommen, indem wir gern anerkennen, daß auch für die Heimatkunde hieraus mancherlei Ersprießliches gedeihen kann.

X. Herr Redakteur **Joseph Mendel**, Charlottenburg, Uhlandstraße 30, beabsichtigt die Herausgabe einer periodisch erscheinenden Zeitschrift, etwa unter dem Titel „**Das wissenschaftliche und künstlerische Berlin**". Es sollen alle einschläglichen Anstalten und Einrichtungen besprochen, über die Quellen und Mittel zur Förderung von Kunst und Wissenschaft in Berlin Übersichten gegeben werden, ebenso werden allgemein verständliche Darstellungen und Mitteilungen beabsichtigt. Sie wollen das Nähere aus der an mich vom 24. d. Mts. gerichteten Zuschrift ersehen. Sobald das Unternehmen durch Drucklegungen tatsächlich ins Leben tritt, können wir uns des Näheren darüber unterrichten und schlüssig machen.

XI. **Die Vereinigung der Theaterfreunde** (Berlin C., Wallstraße 1) versendet die Ihnen hiermit vorgelegte Zuschrift zweck Verbilligung der guten Plätze in den besseren Theatern.

XII. **Eine Ausstellung von Lehr- und Anschauungsmitteln zum Unterricht in der Heimatkunde** von Charlottenburg und seiner heimatlichen Gegend (Groß-Berlin) sowie der Mark Brandenburg fand vom 11. bis 16. Juni d. Js. in der Aula der Charlottenburger Gemeindeschule VII, Joachimsthalerstr. 32, statt. Wir danken Herrn Rektor Radicke für die große Mühe, die er hier aufgewendet hat. Es waren sämtliche Zweige des heimatlichen Unterrichts vertreten. Hoffentlich finden dergleichen heimatliche Ausstellungen auch in Berlin und seinen anderen Vororten recht bald Nachahmung.

B. Persönliches.

XIII. Unser Ehrenmitglied **Professor Dr. Nehring** und der Gemahl unseres Mitgliedes der Frau Professor Dr. med. **Krause** haben den Charakter als Geheime Regierungsräte erhalten. Wir gratulieren herzlichst.

XIV. Unser Ehrenmitglied **Professor Dr. Paul Ascherson**, hat für unseren Glückwunsch zum 70. Geburtstag (4. Juni 1904) freund-

lichst gedankt. Das im Hause Bülowstraße 51 belegene Heim des Jubilars war reich mit Blumen geschmückt. Die Feier wurde eröffnet durch eine Ansprache des Geheimrats Engeler, der namens des Professoren-Kollegiums Glückwünsche darbrachte. Ihm folgte Geheimrat Schwendener, der im Auftrage der Deutschen Botanischen Gesellschaft gekommen war. Für den Botanischen Verein der Provinz Brandenburg, dessen Ehrenvorsitzender Ascherson ist, nahm Professor Volkers das Wort. Die Gesellschaft naturforschender Freunde hatte den Geheimrat von Martens entsandt, und die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig sowie die dortige Botanisch-Zoologische Gesellschaft der Provinz Westpreußen ließen den Jubilar durch die Professoren Conventz und Beil beglückwünschen. Professor Magnus überreichte ein Album, das fast 560 Photographien der über alle Länder und Zonen zerstreuten Schüler des Jubilars enthielt. Am Abend fand im Englischen Hause ein Festmahl statt. — Professor Ascherson, am 4. Juni 1834 geboren, gehört mit seiner ganzen Entwicklung und Lebensarbeit seiner Vaterstadt Berlin an. Erst praktizierte er als Arzt und widmete sich dann ganz der Botanik, insbesondere der Pflanzengeographie. Als erstes großes Werk schuf er, 1859—1864, „Die Flora der Provinz Brandenburg". Von 1860—1876 wirkte der Gelehrte unter Alexander Braun als Assistent am Botanischen Garten. Seit 35 Jahren gehört Ascherson dem Lehrkörper der Universität an, bei der er seit 1873 eine außerordentliche Professur innehat. Als Forscher tat er sich vielfach hervor. Seine Tätigkeit galt vorzugsweise den europäischen und den nordafrikanischen Pflanzen. Seit Jahren arbeitet er mit Dr. Graebner zusammen an dem Riesenwerk einer mitteleuropäischen Flora. Unserer Brandenburgia ist der Gefeierte stets treu, hold und gewärtig gewesen. Wir wünschen ihm noch einen langen gesegneten, von wissenschaftlichen Erfolgen reichgekrönten Lebensabend.

XV. Leider ist unsere Totenliste eine recht große. Frau Stadtrat Dr. Weigert, Mathilde geb. Meyer, versimb tief betrauert, eine liebenswürdige, fein gebildete Dame, am 17. Juli 1904 nach langer Krankheit. Der Gemahl Herr Stadtrat Dr. Max Weigert hat die Freundlichkeit gehabt, an Stelle seiner verewigten Gattin in die Brandenburgia einzutreten.

XVI. Der Hauptmann d. L. Hermann Voigt auf Guschter Holländer, Neu-Mark, langjähriges für die Heimatkunde stets interessiertes Mitglied, Förderer des Märkischen Museums, ist in Guscht am 17. d. Mts. nach langem schweren Leiden noch nicht ganz 50 Jahre alt verstorben. Wir trauern um ihn aufrichtig.

XVII. U. M. Herr Wilhelm Pütz, Techniker an der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie, der uns so viele Jahre als Sachverständiger in mancherlei bodenkundlichen Fragen, als vortrefflicher wissen-

schaftlicher und künstlerischer Zeichner und Photograph gedient, Vorträge gehalten, Vorlagen verschiedenster Art gemacht, ist uns durch den unerbittlichen Tod entrissen worden. Wir werden des kenntnisreichen, persönlich so liebenswürdigen und gefälligen Mannes immerdar gedenken. Er verstarb am 27. Juni 1904. Seine Gemahlin Frau Olga Pütz geb. Berg tritt der Brandenburgia bei.

XVIII. Lehrer emer. Heinrich Lange-Oderberg i. M. ist am 7. Sept. d. J. nach langem Leiden, im 78. Lebensjahr verstorben. Der Verlust dieses Ehrenmannes, mit dem reichen Schatz seines Wissens, mit seiner großen Erfahrung und der Geschicklichkeit, unermüdlich für die Interessen des Märkischen Provinzial-Museums und der Brandenburgia tätig zu sein, ist vorab gar nicht zu ersetzen. Er hat als einen Ableger unserer Gesellschaft den Verein für Heimatkunde von Oderberg i. M. und Umgegend ins Leben gerufen und blieb dessen 1. Vorsitzender bis zu seinem Tode. Bei patriotischen, bei gemeinnützigen und populär wissenschaftlichen Unternehmungen und Veranstaltungen diente der aus der Alt-Mark gebürtige „Vater Lange“ seinem zweiten Vaterland Oderberg nach seinem besten Können und Wissen. Man wird ihn dort noch viele Jahre vermissen und betrauern, wie wir dies hier tun.

Wer in wissenschaftlichen Dingen, Volks- und Altertumskunde, Palaeontologie, Pflanzen- und Tierkunde etwas in und bei Oderberg zu suchen hatte, der wandte sich an unsern treuen Freund Lange und niemals vergeblich, niemals ohne günstiges Ergebnis. Am meisten freute es ihn, wenn er Mitgliedern der Brandenburgia behilflich sein konnte, denn an unserer Gesellschaft hielt er mit voller Liebe fest.

Ehre seinem Andenken!

XIX. U. M. Rudolph Lepke, Königlicher und Städtischer Kunstauktionskommissar, ist uns im 60. Lebensjahr am 6. d. Mts. entrissen und am 9. d. M. auf dem St. Petrikirchhof, Friedenstraße, beerdigt worden. Wir verlieren in ihm eins unserer geschätztesten und ältesten Mitglieder, welches das Hohenzollern-Museum und das Märkische-Museum mit dem reichen Schatze seines kunstgeschichtlichen Wissens ohne persönliche Vorteile viele Jahre hindurch treulich unterstützt hat. Der Brandenburgia hat er stets große Teilnahme bewiesen. Er war ein feiner und gewiegter Kenner altertümlicher Kunst.

XX. Der 2. Direktor des Kgl. Zoologischen Museums, mein langjähriger Freund, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Eduard von Martens ist am 17. August d. Js. hierselbst verstorben. Geboren am 18. April 1831 zu Stuttgart beschäftigte er sich von jeher mit der Naturgeschichte, insbesondere der Zoologie, und hierin wieder vornehmlich mit der Weichtierkunde, so daß er nach dem Ausspruche Dr. W. Kobelts in Schwanheim, des Vorsitzenden der deutschen Malakozoologischen Gesellschaft als der zur Zeit vorhanden gewesene beste Konchylienkenner gelten konnte.

Auch sonst verfügte er über ein reiches allgemeines Wissen und diente mit seinen Kenntnissen in uneigennütziger und liebenswürdiger Weise jedem, der sich an ihn wendete. Über Weichtiere der Provinz Brandenburg hat er wiederholt geschrieben.*) Die auf unser Heimatsgebiet bezüglichen handschriftlichen Kollektionen über Kriechtiere und Lurche, Fische und mehre Ordnungen der Wirbellosen hat seine Gattin Frau Camilla von Martens mir als ein liebes und wertes Andenken übergeben. Für die Brandenburgia hatte v. Martens, obwohl nicht Mitglied, stets förderisames Interesse.

XXI. Professor Peter Walle, bekannter Berliner Architekt und Kunstgeschichtsschreiber, ist am 8. d. Mts. hier verstorben. Er war am 3. Dezember 1845 zu Cöln geboren und machte seine praktische Lehrzeit im Atelier von Julius Raschdorff, dem jetzigen Berliner Dombaumeister, als Eleve durch, dann bezog er die Berliner Bauakademie, bei der er von 1866 bis 1869 studierte. Sein Studium schloß er mit der Regierungsbauführerprüfung ab und arbeitete in der Folge bei verschiedenen Behörden und Regierungen. Später gab er die staatliche Laufbahn auf, um sich ganz der kunstgeschichtlichen Forschung zu widmen, in der er eine fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit entwickelte; insbesondere hatte die Berlinische Geschichtsforschung an ihm einen ihrer eifrigsten und sachkundigsten Pfleger. Er war Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Märkischen Provinzialmuseums sowie seit ihrer Begründung der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind die wichtigsten die Lebensbeschreibung Viollet le Ducs, „Der Stiftungsaltar des Grafen Lynar in Spandau", „Schlüters Aufenthalt in St. Petersburg", „Die Entwicklung des russischen Kirchenbaus", „Leben und Wirken Karl von Gontards", „Das Wirken Andreas Schlüters", „Beiträge zur Geschichte der Technischen Hochschule in Berlin", „Studien über Kaspar Theiß, W. von Erdmannsdorff, Nehring, Knobelsdorff" u. a. Eine Reihe von Jahren hindurch war Walle an der Redaktion des „Wochenbl. f. Archit. und Ingen." beteiligt. Längere Zeit leitete er die Berliner Wochenschrift „Der Bär". Im Jahre 1899 wurde er durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet.

Walle war ein sehr tätiges Mitglied des uns befreundeten Vereins für die Geschichte Berlins. Der Brandenburgia gehörte er nicht an, doch berührte sein Forschungskreis sich mehrfach mit dem unserigen.

[Auf Anregung des Vorsitzenden ehrt die Versammlung durch Erheben von den Sitzen das Andenken der gedachten Verstorbenen.]

*) v. Martens. Zur Literatur der Mollusken Deutschlands. III. Norddeutschland. Nachrichtsbl. der D. Malakozool. Gesellschaft II. 105, 137, 154. — Ist Helix pomatia in Norddeutschland einheimisch? XX. 169. — Die Priorität zwischen den Namen Helix obvia und candicans. — Nachruf von Kobelt. XXXVI. 130.

XXII. Die Satzungen des Vereins zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte werden Ihnen auf Wunsch vorgelegt, ich verweise dabei auf die mancherlei ähnlichen familiengeschichtlichen Vorlagen, welche ich Ihnen in diesem und im vergangenen Jahre gemacht.*)

XXIII. Der erste Vorsitzende E. Friedel ist unter dem 31. Mai d. J. zum Diplom-Mitglied der Comenius-Gesellschaft ernannt worden. Vergl. bezüglich der letzteren die No. XI.

C. Naturkundliches.

XXIV. Wanderungen und Schädlichkeit der Krähen. Die ostpreußische Vogelwarte Rossitten wird im Herbst mit einer Reihe von praktischen Versuchen beginnen, die voraussichtlich bemerkenswerte Aufschlüsse über einige noch dunkle Vogelzugfragen, wie Richtung und Schnelligkeit des Zuges, geben können. In jeder Zugzeit, Herbst und Frühjahr, werden auf der Kurischen Nehrung Hunderte, unter Umständen Tausende von Krähen zu Speisezwecken mit Netzen gefangen. Von diesen Vögeln soll nun eine große Anzahl durch einen um einen Fuß gelegten und mit Nummer und Jahreszahl versehenen Metallring gezeichnet und dann sofort wieder in Freiheit gesetzt werden. Die Erbeutung solcher gezeichneten Tiere wird stets interessante Schlüsse zulassen. Der Versuch soll mehrere Jahre hindurch und, wenn möglich, im größten Maßstabe fortgesetzt werden. Wenn wir dann erst Hunderte, ja — falls die Mittel der Station es erlauben — Tausende von gezeichneten Krähen in Deutschland und den angrenzenden Ländern haben, dann kann der Versuch ganz neue Gesichtspunkte über die Verbreitung einer Vogelart eröffnen und auch über die vielbesprochene Frage nach dem Alter der Vögel Aufschluß geben. Ohne Unterstützung der weitesten Kreise ist der Versuch unfähig. Darum ergeht an alle Jäger, Forstbeamte, Landwirte, Vogelliebhaber, Gärtner, auch an alle Brandenburgia-Mitglieder die Bitte, beim Erbeuten von Krähen auf die Füße der Tiere zu achten, den etwa mit einem Ringe versehenen Fuß im Fersengelenk abzutrennen und in einem geschlossenen Briefumschlag an die Vogelwarte Rossitten, Kurische Nehrung, Ostpreußen, zu schicken. Auf einem beiliegenden Zettel ist genau Tag, und wenn möglich, auch Stunde der Erbeutung zu vermerken. Alle Auslagen werden zurückerstattet, auf Wunsch wird auch die Krähe bezahlt. Besonders gilt die Bitte den Landwirten, die auf ihren Gütern durch Gift zuweilen große Mengen von Krähen erbeuten. Sie mögen sich der verhältnismäßig geringen Mühe unterziehen, die umherliegenden Kadaver untersuchen zu lassen. Über die Ergebnisse wird seinerzeit berichtet werden. Die gezeichneten Krähen werden namentlich Nebelkrähen und auch Saatkrähen sein.

*) Brandenburgia XI. 289. XII. 165, 166. 305.

Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach der Insel Neuenhagen, zwischen Oderberg i. M. und Freienwalde a. O., unter Führung unseres verewigten Freundes Heinrich Lange aus Oderberg wurden wir auf die schier zahllosen Krähenhorste bei Neuenhagen aufmerksam gemacht. Obwohl mehrere tausende Krähen bereits abgeschossen waren, blieben noch, wie wir bemerkten, ungeheure Scharen zurück, welche die frischen Saatfelder schwer schädigten.

Auch die Kolonie Grunewald weiß — neben der Rattenplage — von dem Krähenschaden zu berichten. Nach einer im Juni erschienenen Aufforderung sieht die Gemeinde sich veranlaßt, um dem Überhandnehmen der Ratten und Krähen zu steuern, für jedes Paar Krähenständer (Füße) und für jeden Rattenschwanz, welche abgeliefert werden, 10 Pf. Prämie auszuzahlen. Die Ratten unterminieren alle Grundstücke und die Krähen vernichten alle Saaten und Pflanzungen.

Unsere Mitglieder ersuchen wir nun bezüglich der Krähen-Zugstraßen, ihre Betrachtungen mitzuteilen. Seltsam — ich möchte sagen „altsteinzeitlich" — mutet es an, wenn wir hören, daß die Krähenfänger auf der Kurischen Nehrung die gefangenen Krähen noch heut durch Bisse in den Schädel töten.

XXV. Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten überreicht von H. Conwentz. (Berlin 1904, Gebr. Bornträger.) Auf Veranlassung des Herrn Ministers, der die Güte hat, ein Exemplar dieser hochverdienstlichen Veröffentlichung unseres Ehrenmitgliedes der Brandenburgia für ihre Bücherei mitzuteilen, ist die seit lange erwartete Schrift verfaßt. Sie wollen sich persönlich von dem reichen Inhalt überzeugen, der in 3 Teile zerfällt: Erläuterung des Begriffs Naturdenkmal, Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zur Erhaltung, wobei auch die Vereine, also auch die Brandenburgia, zur ernstlichen Mitwirkung ersucht werden.

XXVI. Dr. H. Klose: Die Stromtäler Vorpommerns, ihre Entstehung, ursprüngliche Gestalt und hydrographische Entwickelung im Zusammenhange mit der Litorinasenkung. Mit 3 Tafeln und 1 Karte. Greifsw. 1904. Diese wichtige Schrift, welche ich heut bereits unter No. II. gestreift, lasse ich zirkulieren; die große Bedeutung, welche dieselbe auch für die angrenzenden Teile der Provinz Brandenburg hat, wird Ihnen alsbald einleuchten.

XXVII. Zur Frage der Irrlichter enthält die zu XXVI gedachte Klosesche Schrift S. 19 einen bemerkenswerten Beitrag. „Im Moore sammeln sich mitunter Gase an (Kohlensäure und Sumpfgas), die fast immer, ganz besonders aber bei feuchtem Wetter, sich durch intensiven Geruch bemerkbar machen, sobald man ein Loch in die Moordecke ge-

bohrt hat. Ein Auftreten von Irrlichtern, die eine Folge von Gasentwickelung — Sumpfgas mit vielleicht geringer Beimengung von Phosphorwasserstoff — sind, ist in unserem Gebiete mitunter beobachtet worden Über zwei Fälle berichtet E. Boll (2 Beiträge zur Geognosie Mecklenburgs, Arch. d. V. d. Fr. d. Naturgeschichte 21, Neubrandenburg 1868. Nach Angabe anwohnender Besitzer sollen Irrlichterscheinungen im Tribsees Sülzer Moore nicht selten sein) ausführlich. Das eine Mal wurde eine größere Anzahl von Irrlichtflämmchen am 26. September 1848 gegen 7½ Uhr abends von dem Salinenbeamten F. Koch auf der städtischen Viehweide von Sülze im Grenztale gesehen. Sein Bericht wurde durch einen anderen Augenzeugen, den Notarius Krüger amtlich beglaubigt, ferner wurde am 12. April 1863 zu Pruchten bei Barth eine Feuererscheinung erblickt, die, obwohl von dem gewöhnlichen Auftreten der Irrlichter verschieden, in dieselbe Kategorie zugehören scheint. Es bildete sich eine große Flamme, die unter Aufschießen blasser Strahlen sich langsam in die Luft erhob und vom Winde fortbewegt wurde. Ganz in der Nähe der Stadt Greifswald wurden an einem äußerst warmen und schwülen Juliabend 1901 gegen ½11 Uhr auf einer Moorstelle am rechten Ryckufer etwa 30—40 blasse und hüpfende Flämmchen beobachtet, von denen nur 3—4 größer als anscheinend 2—3 cm waren. Diese Erscheinung wurde mehr als 30 Minuten lang gesehen, und es unterliegt — nach der genauen Beschreibung der Beobachter zu urteilen — keinem Zweifel, daß es sich in diesem Falle um wirkliche Irrlichter handelte."

Ich verweise bezüglich der noch immer strittigen und dunklen Irrlichterfrage auf Brandenburgia IV. 132, V. 462—479; VI. 156, XII. 274 u. 404—408. Man muß vor allem unterscheiden selbsttätiges Leuchten von Pflanzen (Holzmulm, Pilze etc.) und von Tieren (Fleisch, tote Fische, leuchtende Regenwürmer, Glühwürmchen u. dgl.) und das eigentliche Brennen. Dies Brennen, also die Selbstentzündung, wird gerade von naturwissenschaftlicher Seite noch mehrfach angezweifelt. Ich habe bei dem „brennenden Brunnen" in Berlin (Brandenburgia XII. 404) darauf hingewiesen, daß man angesammeltes Sumpfgas künstlich anzünden kann. Bei den Kloseschen Beispielen muß man aber auch an die Möglichkeit der Selbstentzündung denken.

XXVIII. Die Wasserversorgung Berlins, namentlich hinsichtlich der neuen Bezugsquellen aus Tiefbrunnen hat uns wiederholt (Brandenb. XII. 317 u. 402) beschäftigt. Ich lege dazu zwei neue wichtige Schriften vor:

a) Gutachten des Prof. Dr. Beyschlag vom 19. Mai 1904 zur Prüfung, ob die dem Projekte zum Umbau des Wasserwerks am Müggelsee zu Grunde liegende Wassermenge aus dem in Aussicht genommenen Gelände dauernd gewonnen werden kann, was entschieden bejaht wird, und

b) Die Versorgung der Stadt Berlin mit Grundwasser von der Direktion der Statistischen Wasserwerke (April 1904) I Teil Denkschrift II Teil Zeichnungen

Sie ersehen, um welch' riesiges Millionenwerk es sich handelt. In den siebziger Jahren des v. J. hatte man bereits versucht, Berlin von Tegel aus durch natürliches Tiefbrunnenwasser zu versorgen, wofür namentlich der Stadtverordnete und Direktor des Aquariums Dr. Otto Hermes sowie der damalige Subdirektor der Wasserwerke u M. Oesten eintrat, im Gegensatz zu dem eigentlichen Direktor derselben, dem Engländer Henry Gill. Eine eisenholde Alge (Crenothrix polyspora) verdarb damals das Brunnenwasser derartig, daß diese Bezugsquelle verlassen werden mußte. Erst das nachmals entdeckte Verfahren, das Brunnenwasser seines Eisengehaltes zu berauben, das **Enteisenungsverfahren** ermöglichte es, die bedenkliche Entnahme des Wassers aus den öffentlichen Flußläufen und Seen zu verlassen. Auch hierbei hat sich u M Herr Oesten durch glückliche Versuche hoch verdient gemacht, so auf der Fischereiausstellung zu Treptow 1896.

XXIX. **Das letzterschienene Jahrbuch der K. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin**, einiges für uns Interessante enthaltend, setze ich in Umlauf, desgleichen

XXX. **Das Rundschreiben 1 des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg** vom Sept. 1904, worin u. a. das Erscheinen eines regelmäßigen Vereinsorgans in Aussicht gestellt wird. Ich benutze, wie schon öfters, die Gelegenheit, auf diesen uns nahe befreundeten, unter der vortrefflichen Leitung unseres II. Vorsitzenden Geheimrat Uhles blühenden Vereins hinzuweisen und zur Mitgliedschaft (Geschäftsstelle Berlin W. 62, Lutherstr. 47) einzuladen.

XXXI. **Fischzucht auf Rieselfeldern.** Von Ingenieur **G. Oesten, Berlin.** Ich lege Ihnen diesen für die Verwaltung von Rieselgütern Berlins wichtigen Vortrag unseres Mitgliedes vom 9. April 1904 zur gef. Beachtung vor.

D. Kulturgeschichtliches

XXXII. **Die Steinzeitgräber der Uckermark.** Von **Hugo Schumann.** Dies von uns bereits angekündigte Prachtwerk mit 46 Tafeln, 43 Textabbildungen und einer Übersichtskarte ist nunmehr erschienen im Verlag unseres für die Altertumskunde begeisterten Mitgliedes **A. Mieck** in Prenzlau. Herr Mieck, dessen großartigem Eifer und Wagemut das schöne Museum der Hauptstadt unserer Uckermark in der Hauptsache das Entstehen verdankt, hat weder Mühe noch Kosten bei diesem Werk gescheut, das seinen Verfasser und Veranstalter in jeder Hinsicht lobt. Außer einer übersichtlichen Einleitung finden sie Gräber aus 46 Fundstellen aufgezählt. Es folgen die

Gräberformen, die Bestattungsform, die Keramik, die Ornamente, die Beigaben und chronologischen Ermittelungen in gesonderten Kapiteln. Die frühere Literatur ist berücksichtigt, ebenso der Sammlungsschatz des Königlichen und des Märkischen Museums. Die Uckermark und besonders die Stadt Prenzlau darf auf dieses Standard-work mit vollem Recht stolz sein. Hoffentlich wird der Brandenburgia i. J. 1905 Gelegenheit gegeben, die Schätze des Uckermärkischen Museums in seinen neuen Räumen gebührend zu würdigen.

XXXIII. Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald, deren rühriger Vorsitzende unser Ehrenmitglied, Herr Professor Dr. Credner ist, hat in höchst dankenswerter Weise sowohl interessante nordische Findlingsblöcke als auch die hauptsächlichen Formen der aus der Steinzeit herrührenden megalithischen Gräber (in kleineren Modellen) in den Anlagen bei der Naugangswiese, sowie in dem anstoßenden in der Entstehung begriffenen neuen Stadtpark zur öffentlichen Belehrung aufgestellt. Gelegentlich der Versammlung deutscher Anthropologen (vergl. Nr. II dieses Protokolls) konnte ich mich von der Wohlgelungenheit dieser Veranstaltungen überzeugen; ich empfehle die Nachahmung derselben allen kleineren wie größeren Städten hiermit auf das Angelegentlichste und bitte unsere Mitglieder, falls sie die alte Universitätsstadt am Ryck besuchen, diese Aufstellungen zu besichtigen. — Im Greifswalder Tageblatt vom 26. August 1904 befindet sich folgende Angabe: „Greifswald, 25. August. Die Steinsetzungen in unserm Stadtparke finden Beifall. So schreibt vor wenigen Tagen der Berliner Lokalanzeiger: Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald hat kürzlich auf einer kleinen Insel im neuen Stadtpark eine große Reihe von Geschiebeblöcken aufstellen lassen, welche sowohl zur Verschönerung, als auch zur Volksbelehrung dienen, denn neben jedem Stein steht eine Erklärungstafel, z. B. vom Eis geschrammter nordischer Geschiebeblock, Rapakivigranit von den Alandsinseln, Halleflinta von Smaland, Crinoidenkalk von Gotland und so fort. Neben dem Hügel an der Naugangswiese hat die Geographische Gesellschaft Greifswald die Nachbildung eines Kromlechs, Steinrings, Original bei Netzeband unweit Wolgast, zu gleichen Zwecken aufstellen lassen. Es wäre wünschenswert, dergleichen in unseren öffentl. Anlagen, insbesondere im Viktoriapark und Humboldthain, nachzuahmen."

XXXIV. Der Tempel zu Rethra und seine Zeit von Wigalois. Verlag von P. Wendland, Berlin (1904). Unter dem Pseudonym Wigalois versteht sich Herr E. A. Müller (Berlin, Müllerstr. 160), den wir als alten Westfalen und Vertreter der Theorie, daß der Roland mit der „Roten Erde" Westfalens zusammenhänge, in der Brandenburgia bereits kennen gelernt haben. Wir werden ihn als fleißigen Zeichner des Geschichtsbildes „Berlin und Kölln im Jahre 1648", welches Ihnen Herr Kustos Buchholz vorzeigen und erläutern wird, nachher noch

weiter kennen lernen Das Büchlein enthält vieles über die alten Deutschen, die Bekehrung der Deutschen in Engern, West- und Ostfalen, über die Wenden, aber über Rethra nur S 129—131 einiges, desgl auf S 136—138 S 139—144 wird die Frage untersucht: Wo lag Rethra? Müller hält die ehemalige Insel Steinhorn im Müritz-See für die Tempelstätte, die Stelle des jetzigen Städtchens Röbel für die Schutzveste Rethras, die „der Große Schwerin“ genannte Halbinsel als die Stelle des heiligen Pferdegestüts von Rethra

XXXV. Unser korrespondierendes hochgeschätztes Mitglied Herr Archivrat Dr. Gustav von Buchwald, hat, nach dem sogen Gesetz der Duplizität der Fälle, zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Rethra in der Neustrelitzer Zeitung veröffentlicht, den ich Ihnen ebenfalls vorlege Er ist mehr sprachlich und vindiciert den Namen für das Germanische Vorf sucht den Tempel in der Nähe des Tollensees.

XXXVI. Herr Lehrer Otto Mislke, u M. und Begründer des mit der Brandenburgia eng verbundenen Vereins für Heimatkunde von Nowawes — Neuendorf und Umgegend überreicht einen silbernen defekten Fingerring etwa von 1400 stammend, dessen Abbildung hier eingeschaltet wird. Der Ring ist bei einem sehr verwitterten, regelrecht bestatteten christlichen Leichnam, wahrscheinlich eines Deutschen, gefunden worden in der Nähe der Albrecht dem Bären zugeschriebenen Nuthe-Burg bei der Burgfischerei unweit der Station Rehbrück der Berlin—Wetzlaer Bahn, also südöstlich von Potsdam Ich habe vor, die Stelle, an welcher ich schon früher gegraben, am Sonntag den 30. Oktober 1904 mit der Museums-Pflegschaft zu untersuchen



Die Reste der Burg liegen östlich In der Nähe, aber getrennt von jenen deutschen Leichnamen findet sich, zum Teil bis westlich in die anstoßende Kiefernheide hinein, ein slavisch christlicher Friedhof der wendischen Kietzfischergemeinde angehörig, welche zur Zeit der Burg hier bereits existierte Wir gruben damals fünf Skelettgräber auf, an einem Schädel lag in der Nähe der Schläfe ein einzelner der bekannten slavischen Schläfenringe aus Messing Die Funde liegen im Märkischen Museum

XXXVII U M Herr Oberlehrer Dr Wilhelm Spatz überreicht als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Hohenzollernschule in Schöneberg Ostern 1904 die Programm-Abhandlung (Nr 94 von 1904) Quellenstellen zur älteren märkischen Geschichte als Hülfsmittel für den Geschichtsunterricht, gegliedert, nach Voranschickung einer Einleitung, in 4 Perioden: 8—10. Jahrhundert, Askanier, Wittelsbacher und Luxemburger, Hohenzollern. Die Urkunden sind im Urtext mitgeteilt, die lateinischen mit gegenüberstehender

Übersetzung, die wegen des oft krausen mittelalterlichen Lateins recht notwendig ist. Die in jeder Weise zuverlässige kleine Schrift wird weit über den engeren Schulkreis hinaus mit großem Nutzen gelesen werden.

Ich benutze die Gelegenheit, um gerade hier an eine erheblich größere, aber nicht unähnliche frühere Veröffentlichung, die im Verlage d. M. Frau Clara Stricker 1889 erschienen, sich mit Recht noch vieler Freunde erfreut, zu erinnern: **Dr. Fr. Zurbonsen's Quellenbuch zur brandenburgisch-preußischen Geschichte.** Die Quellenberichte und Urkunden reichen von König Heinrichs I. Einnahme Brandenburgs i. J. 928 bis zu den Privataufzeichnungen Wilhelms I. über den Krieg von 1870/71. Die Urkunden sind, soweit die Originale lateinisch oder mitteldeutsch, lediglich in deutscher Übersetzung gegeben; eine Menge Anmerkungen und Erläuterungen verdeutlichen den Text in wünschenswerter Weise.

XXXVIII. **Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte.** Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte von D. Dr. **Nikolaus Müller**, Professor der Theol. an der Univ. zu Berlin. 1. Jahrgang. Berlin, Komm.-Verlag von Martin Warneck 1904. — Herr Superintendent A. **Niemann** zu Kyritz hat das Verdienst, den genannten Verein ins Leben gerufen zu haben. In der Brandenburgia XI. 342—346 und XII. 370 habe ich auf diese löblichen Bestrebungen ausführlich hingewiesen und wir heißen als erste reife und reichliche Frucht diesen ersten Jahrgang gern willkommen. Über die in demselben enthaltenen 9 Artikel wird u. M. Pfarrer Alexander Giertz ausführlicher berichten. Wir laden gleichzeitig zum Beitritt zum Verein hierdurch ein, Jahresbeitrag 4 M. Der Vorstand besteht aus Dryander, Oberhofprediger, Vorsitzendem, Niemann-Kyritz, Stellvertreter, Nikolaus Müller, Redakteur des Jahrbuchs, Deutsch, Prof. der Theologie in Berlin, Kessler, Konsistorialrat in Berlin, Kohler, Generalsuperintendent in Berlin, Parisius, Pfarrer in Großbeeren und Tschirch, Prof. u. Stadtarchivar in Brandenburg a. H.

XXXIX. Der **Fragebogen 1902 des Kreises Nieder-Barnim, Berlin-Kölln und einiges andere.** Sonderabdruck aus „Bausteine zu einer Geschichte des Barnim, sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf, Chronik nach den Quellen.“ Auf Veranlassung und im Verlage des Vereins für Heimatkunde zu Petershagen und Eggersdorf, herausgegeben von **Alexander Giertz**, Pfarrer. Nicht im Handel. Petershagen bei Fredersdorf 1904. Druck von F. Köhler, Güstrow i. M. Aus der Ihnen vorgelegten, die S. 142 bis 247 des I. Teils (Geschichte) umfassenden Probe des umfangreichen auf 3 Teile und Bände berechneten Gesamtwerks wollen Sie ersehen, mit welcher Sorgfalt unser geschätztes Mitglied verfährt. Außer den gedruckten Quellen und denen der Archive

hat er dasjenige brauchbare Material herangezogen, welches ihm auf hunderten von ausgesandten Fragebogen zugeflossen ist. Auch für die Geschichte Berlins, Köllns a. Spr. und Potsdams wird der I. Teil, den wir zu unserer Sitzung am 30. November hoffentlich vorgelegt erhalten, von Bedeutung sein.

XL. Comenius-Ehrung in Berlin. Seitens des Magistrats von Berlin ist der Antrag gestellt worden, die Straße 3a, Abteilung XIII[1] vom Friedrichshain nördlich bis zur Straße 9 derselben Abteilung des Bebauungsplans Comenius-Straße zu nennen, welche mit der Greifswalder-Straße gleichlaufend verläuft. Herr Geh. Reg.-Rat Dr. Ludwig Keller, der Vorsitzende der Comenius-Gesellschaft von 1892, deren Devise „absit violentia — omnia sponte fluant" der altbekannte Wahlspruch des Amos Comenius ist, sagt in einem an den Magistrat gerichteten Denkschreiben vom 9. Dezember 1902 folgendes:

„Die Stadt Berlin war zu diesem Entschlusse noch mehr als andere deutsche Hauptstädte, die wie München, Dresden u. s. w. bereits den gleichen Schritt getan haben, berechtigt. Denn die unmittelbaren Beziehungen, durch welche die Stadt Berlin mit der Geschichte des großen Mannes verknüpft ist, sind weit enger als die der meisten anderen deutschen Städte. Es ist heute wohl allgemein bekannt, daß der Große Kurfürst den Comenius gekannt und geschätzt und mehrere von dessen verdientesten Gesinnungsgenossen und Schülern zu wichtigen Staatsämtern nach Berlin berufen hat, daß Comenius selbst und seine Familie hier wiederholt längeren Aufenthalt genommen hat und daß sein berühmter Enkel, Daniel Ernst Jablonski, länger als 40 Jahre hindurch unter drei Königen eine höchst einflußreiche Vertrauensstellung besessen und sich gerade auch um die Entwickelung der Hauptstadt und ihres wissenschaftlichen Lebens große Verdienste erworben hat."

Wegen des Comenius verweise ich auf das von mir bezw. Herrn Lehrer und Kaiserlich Österreichischem Rat Palma in der Brandenburgia XI. 79 bei Gelegenheit der Vorlegung und Besprechung verschiedener Ausgaben des Orbis Pictus Mitgeteilte.

Hinsichtlich Jablonski's sei u. a. auf die Jubiläumsfeier der hiesigen Kgl. Akademie der Wissenschaften 1901 Bezug genommen.

Durch Königliche Verordnung ist inzwischen der von mir vorgeschlagene Name Comenius-Straße genehmigt worden.

XLI. U. M. Dr. Spatz legt aus den in der Weidmannschen Buchhandlung erscheinenden „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft" 1904 im Sonderdruck vor: „§ 33 Brandenburg", enthaltend Bibliographisches, — Vorgeschichte und Altertümer, — Landes- und Volkskunde, — Mittelalter, — Zeit der Reformation und Gegenreformation; — 30 jähriger Krieg und Großer Kurfürst, — Neuzeit, — 1848, — Berlin, — Mittelmark; — Havelland und Prignitz, — Nieder-Lausitz, — Neumark. — Ein dankenswertes literarisches Quellenunternehmen mit kurzen Inhaltsangaben, dem unser geschätztes Mitglied seine Kräfte hoffentlich dauernd widmen wird.

XLII G Schuster, **Zur Jugend- und Erziehungs-Geschichte Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I.** I. Teil (Berlin 1904). Enthält die Denkwürdigkeiten Friedrich Delbrücks, des Erziehers der beiden Fürsten vom 3 August 1800 bis 9 Dezember 1801 reichend. Unserm Mitgliede sind wir für diese Quellen um so mehr dankbar, als bisher aus dem Vorleben der beiden Monarchen um die Jahrhundertswende wenig bekannt ist Als Archivar am Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg waren jene Aufzeichnungen dem Herausgeber zugänglich. Die Jugend- und Erziehungsgeschichte beider Herrscher wird vom Verf noch eingehender dargestellt werden in dem umfangreichen, innerhalb der Monumenta Germaniae Paedagogica erscheinenden Werke „Erziehungsgeschichte des Hauses Hohenzollern“ Das Werk ist in den 80er Jahren des v. Jh. von Herrn Geh. Archivrat Dr. Großmann in Gemeinschaft mit unserm inzwischen verstorbenen unvergeßlichen Mitgliede Prof Dr. Friedrich Wagner in Angriff genommen worden und wird nunmehr von n M Schuster herausgegeben werden

Die obige Arbeit befindet sich in den Beiheften der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 3 Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge Im Auftrag der Gesellschaft herausgegeben von Prof Dr. Karl Kehrbach

XLIII Dr Hans Brendicke Königin Luise Leben und Wirken einer deutschen Frau Herausgegeben und dem deutschen Volke erzählt von unserm geehrten genannten Mitgliede Druck und Verlag von E Bartels (Berlin 1904) Mit einer Photolithographie nach einem Ölgemälde im Schlosse zu Paretz, das mir von der Hand des in der ersten Hälfte des 19 Jahrhunderts sehr geschätzten Hofmalers Ternite herzurühren scheint In ansprechender Form und mit einer fließenden angenehmen Sprache trägt der Verfasser in volkstümlicher Weise das Leben der unvergeßlichen Fürstin vor und fügt noch Erinnerungen an die Verklärte aus späterer Zeit hinzu Ein Volksbuch im besten Sinne für Alt und Jung, insbesondere für den Weihnachts- und Geburtstagstisch geeignet Die Brandenburgia dankt dem Herrn Verf für die Stiftung des herumgereichten Exemplars verbindlichst

XLIV **Straube's Märkisches Wanderbuch, Ausflüge in die Mark Brandenburg** Mit 38 mehrfarbigen Karten 21 Auflage der „200 Ausflüge in die Umgegend von Berlin von Aloys Hennes“ Neubearbeitet und vermehrt von Dr Gustav Albrecht, Berlin 1904

Unser sehr geschätztes Mitglied, Dr G Albrecht, der mich seit Jahren auf den zahlreichen Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums treulichst begleitet und über dieselben in den angesehensten Berliner Zeitungen (auch in der Frankfurter Oderzeitung) berichtet hat, hat aus

dem braven veralteten Aloys Hennes ein ganz neues vortreffliches Taschen-Vademecum geschaffen, das sich neben dem bekannten Kießlingschen Wanderbuch ebenbürtig sehen lassen darf und die Fontaneschen „Führer durch die Umgegend Berlins“ vollends in den Schatten stellt.

Das Werk ist in zweckentsprechender Weise nach den von Berlin ausgehenden Bahnstrecken geordnet. Hierdurch ist eine in jeder Hinsicht vorzügliche Übersicht geschaffen, die jedem, selbst einem weniger geübten Wanderer ein leichtes Zurechtfinden im Buche und dadurch im Gelände selbst ermöglicht. Gerade diese Einteilung und die Zusammenstellung bestimmter Ausflüge unter Angabe der Entfernungen in Kilometern ist praktisch; sie ermöglicht es dem Wanderer, nicht nur die vorgezeichneten, sondern auch andere ihm zusagende Ausflüge durch Verbindung oder Trennung der vorgeschlagenen sich selbst zusammenzustellen. Ein ausführliches Ortsverzeichnis erleichtert die Benutzung in hohem Grade.

Das in den Bereich des Werkes einbezogene Gebiet umfaßt, mit Berlin als Ausgangspunkt, alle Richtungen der Windrose und reicht z. T. weit über den schon großen Kreis des Vorortverkehrs hinaus. So erstreckt sich das beschriebene und durch vorzügliche Straubesche Karten veranschaulichte Gebiet in der Richtung der Potsdamer Bahn über Potsdam, Werder etc. bis nach Lehnin und Brandenburg a. H., der Wetzlarer Bahn bis Belzig, der Anhalter Bahn bis Trebbin, der Dresdener Bahn bis Zossen und Sperenberg, der Görlitzer Bahn über Königswusterhausen bis Lübbenau und nach dem Spreewaldgebiet, der Schlesischen Bahn über Erkner bis Fürstenwalde, der Ostbahn über Strausberg mit dem Blumental bis Buckow und der Märkischen Schweiz, der Wriezener Bahn über Tiefensee bis Wriezen, der Stettiner Bahn über Bernau, Biesental (Liepnitz-See) bis Eberswalde, Joachimstal, Chorin, Freienwalde und Oderberg, der Nordbahn bis Oranienburg, der Kremmener Bahn über Tegel und Kremmen bis Neu-Ruppin und Rheinsberg, der Hamburger Bahn über Spandau und Finkenkrug bis Nauen und Ketzin, der Lehrter-Bahn über Doberitz bis Parelz und Groß-Behnitz.

Lediglich zur bequemen Benutzung des Straubeschen Wanderbuches ist das Werk in 3 Bände gebunden, doch werden dieselben nur zusammen zum Gesamt-Preise von 2,50 Mark abgegeben — ein Preis, der für das Gebotene (432 Seiten Text, 38 farbige Karten) als gering bezeichnet werden muß. —

Unsern Mitgliedern und Freunden, welche das Verlangen haben, das märkische Land in der näheren und weiteren Umgebung Berlins kennen zu lernen, sei aus diesen Gründen Straubes Märkisches Wanderbuch aufs beste empfohlen. Es bietet ihnen Gelegenheit, sich über die bemerkenswerten Punkte der einzelnen Gegenden, über Sehenswürdigkeiten in Stadt und Land und über manche interessante Einzelheiten in

geschichtlicher und volkskundlicher Beziehung zu unterrichten, und gibt dadurch Anregung zu Wanderungen und Streifzügen durch unsere schöne Heimat. Eine wesentliche Unterstützung werden dem Wanderer hierbei die Straubeschen Karten gewähren, die durch ihre schöne und genaue Ausführung eine gute Übersicht über die beschriebenen Wege und das ganze Gelände bieten.

Auf verschiedenen Pflegschaftsfahrten hat die Verwaltung des Märkischen Provinzial-Museums dies Wanderbuch bereits erprobt und überall als verläßlich befunden.

Hoffen wir, daß bei einer neuen Ausgabe auch noch die weitere Umgebung Berlin, die jetzt durch Schienenwege von Jahr zu Jahr mehr, auch in Eintagstouren besuchbar wird, Berücksichtigung finde.

XLV. **Berliner Kalender 1905.** Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Eine freundschaftliche Auseinandersetzung hat mit dem von mir wiederholt erwähnten, mit Recht gerühmten Roten-Adler-Kalender stattgefunden. Der B. K. sagt darüber: Die Märkischen Interessen, welche bisher im „Roten Adler" so wirkungsvoll vertreten wurden, kommen auch in diesem Jahrbuch durch den Herausgeber des „Roten Adlers" (der nicht weiter erscheint) Herrn Robert Mielke zum Ausdruck. Herausgeber ist u. M. Herr Konservator Prof. Dr. Georg Voss. — Reinhold Koser hat einen Artikel „Niedriger hänger" (das bekannte Ereignis aus dem Leben des Alten Fritz), Wolfgang von Oettingen. „Chodowiecki und die Berliner", Béringuier „Madame Dufitre", Paul Seidel „Friedrichs des Großen Krückstöcke im Hohenzollern-Museum", Ernst Friedel „Die heilige Geistkirche" (mit den drei Verkehrtlinden)), Max J. Friedländer „Lucas Cranachs Porträts des Kurfürsten Joachim von Brandenburg", Robert Mielke „Der Marienpsalter von Zinna"; Paul Clauswitz „Aus dem Frauenleben in alter Zeit in der Mark Brandenburg"; Ernst Frensdorff „Die Begründung der Berliner Voigtländer vor 150 Jahren", Georg Voss „Das Opernhaus Friedrichs des Großen" behandelt. Die bunte Illustration ist heraldisch genau, auch sonst vorzüglich. Nur bezüglich eines Bildes „Hans Kohlhase wird auf der Richtstätte vor dem Georgentor aufs Rad geflochten", 1540, ist mir von verschiedenen Seiten geäußert worden, daß man die grausige Darstellung lieber vermissen würde. In der Tat gibt es in dem Leben des berühmten Berliner Rosskamms Züge ansprechenderer Art, die sich zur bildlichen Darstellung besser eignen.

Die Anschaffung dieses, ein wahres kleines bibliographisches Kunstwerk darstellenden Kalenders wird unseren Mitgliedern und Freunden warm empfohlen, auch als billiges und dabei ansprechendes Weihnachtsgeschenk.

XLVI. Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga auf das Jahr 1905. Was wir von diesem Kalender bezüglich früherer, der Brandenburgia vorgelegenen Ausgaben sagten, trifft vollinhaltlich rühmlichst für 1905 ebenfalls zu. Der im Interesse unserer heimatskundlichen Bestrebungen unermüdliche Herr Superintendent L. Naumann in Eckartsberga hat mehrere interessante Beiträge geliefert: „Die Wüste Lasan“, „Die Landwirtschaft und der 30jährige Krieg“ und „Aus der Thüßdorfer Ortschronik“. Herr P. Böhme bringt „Denkwürdiges aus der Zeit des siebenjährigen Krieges“.

XLVII. Einen richtig streng wissenschaftlichen Charakter tragen die „Skizzen und Bilder zu einer Heimatskunde des Kreises Eckartsberga.“ 5. Heft 1904, herausgegeben von dem zu XLVI genannten Herrn L. Naumann. Die Veröffentlichung behandelt die Zeit während und zunächst nach dem 30jährigen Kriege und ist anschaulich und belehrend nach örtlichen Geschichtsquellen verfaßt.

XLVIII. Zwei alte gemalte gläserne Wappenscheiben, welche sich seit mehreren Jahrhunderten in der Kirche zu Blankenburg, Kreis Nieder-Barnim befanden, lege ich Ihnen aus dem Bestande des Märkischen Museums vor, da dergleichen die Stürme der Zeiten bei uns selten überstanden haben. Die Apsis der alten feldsteinernen Kirche enthält ebenfalls dergleichen bunte und runde gläserne Scheiben mit den Emblemen alter märkischer Adelsfamilien.

XLIX. Desgleichen lege ich Ihnen eine alte zinnerne Küchenlampe, wie sie etwa bei uns zur Zeit der Königin Luise gebraucht wurde, vor. U. M. Fräulein Hedwig Matthiae, eine eifrige und freundliche Förderin des Märkischen Museums, hat dieselbe für unser vaterländisches Institut von Fräulein Agnes Hauber, Pankow, Schloßstr. 8 erhalten. Beiden Damen sei verbindlichst gedankt. —

Auch die heimatkundliche „schöne“ Literatur hat inzwischen zwei hiermit vorgelegte Bereicherungen erfahren.

L. Herr Ph. Ohler zu Landsberg a. W., der Brandenburgia bereits wohl bekannt, teilt uns mit: „Markgraf Hans. Historisches Schauspiel in 4 Akten und 5 Bildern.“ Mit großem Erfolg zum 1. Male in Küstrin am 26. April 1903 aufgeführt, stellt es uns in markigen Zügen den merkwürdigen volkstümlichen Küstriner Markgrafen dar, neben dem Kaiser Karl V., Kurfürst Joachim II. und andere zeitgenossische Personen auftreten. Als Volksstück im rechten Sinne zu popularen Aufführungen wohl zu empfehlen.

LI. Schulmeister Wackerath. Roman von Wilhelm Kotzde (Berlin 1904, Verlag von Johannes Rade). Wir kennen Herrn Lehrer K. bereits als fleißigen Arbeiter im Gebiete der Volkskunde in unserer Brandenburgia, der u. a. der heimischen Pflanzenwelt ihre Beziehungen zum Volk und zum Einzelnen abgelauscht und ansprechend wiederge-

geben hat. Volles Verständnis für Seelenkämpfe spricht aus dem tief angelegten Buch, dessen Schlußzeilen den Ausgang der ganzen Entwickelung des Romans kennzeichnen: „Georg Wackerath saß am Tisch und sann. Dann erhob er sich und sagte: Sie haben recht, Kampf bis zum Sieg! Das ist der Sinn des Lebens. Ich will hingehen und streben und schaffen, niemand soll sagen, dass ich meinem Geschick erlag.“ Wer von uns in den Wechselfällen des Daseinskampfes zu ringen hat, möchte sich nicht diese Devise vorhalten? — Hinzugefügt sei noch, dass der Roman in einem gesegneten Winkel des Havellandes spielt, dem landschaftliche Schönheiten nicht fehlen. Uhlenhagen, der Name des Dorfes, ist dichterische Erfindung.

E. Bildliches.

LII. Vom Anthropologen-Kongreß zu Greifswald vom 3.—6. August d. J. lege ich Ihnen die zu seiner Ergötzlichkeit erschienenen Ansichts-Scherz-Postkarten vor, die sämtlich unsere vierhändigen Vettern feiern.

LIII. U. M. Herr Schack sendet verschiedene hübsche Ansichtspostkarten von Driesen und Guscht (Neumark) ein, wofür freundlichst gedankt sei.

LIV. U. M. Herr Photograph Bartels hat von unserer Versammlung, die unter Leitung unseres verehrten Mitgliedes Herrn Paul Haberkern im Sommer d. J. auf Valentinswerder stattfand, zwei Gruppenaufnahmen gemacht: eine kleinere Gesamtaufnahme aller Beteiligten und drei größere Aufnahmen immer je ein Drittel der zahlreichen Beteiligten darstellend. Die wohl gelungenen Bilder kosten: die erst gedachte Gesamtaufnahme 2 Mark und jede der Eindrittelaufnahmen 1 Mark. Probeexemplare liegen Ihnen heute vor.

LV. U. M. Herr Robert Mielke hat gütigst zwei Hefte der schön illustrierten Zeitschrift „Die weite Welt“ (Vom Fels zum Meer) mitgeteilt. Herr M. schildert in der Nr. vom 10. Juni 1904 S. 1430 die alte Residenz Karls IV. in einem Aufsatz „Vom kaiserlichen Tangermünde“, die neuerlich uns wieder ins Gedächtnis gerufen wird durch die hocherfreuliche Renovierung der alten Kaiser-Burg (mit 8 Abbildungen). — In Nr. 45 vom 1. Juli d. J. S. 1547 flg. gibt R. M. uns unter der Überschrift „Im glücklichen Winkel“ Bilder aus der holsteinischen Schweiz, ebenfalls mit 8 Abbildungen. Da ich diese Gegend mehrmals zu Fuß durchwandert, so kann ich die Auswahl der Bilder und den Text nur rühmend erwähnen, auch diesmal — im Juli — gewährte mir ein glückliches Reisegeschick die Gelegenheit, wenigstens einen Teil des malerischen, romantischen und gesegneten östlichen Holsteins zu besuchen, welches noch lange nicht genugsam von den Berlinern gewürdigt wird, wie ich aus den Kurlisten und Fremdenbüchern ersehen habe.

LVI. Kustos Buchholz legt aus dem Märkischen Museum zur Ansicht vor:

a. Die vom Kultusminister dem Magistrat überwiesene Plakette auf die 200 Jahrfeier der Königl. Akademie der Wissenschaften, über deren Stiftung Herr Geh. Rat Friedel schon vor 4 Jahren berichtet hat. (Monatsschrift der Brandenburgia, Band IX, S. 43.) Der Künstler, Bildhauer August Vogel, hat als Verkörperung der Haupt-Disciplinen der Akademie 4 weibliche Figuren: Philosophie, Mathematik, Physik und Geschichte, um den Quell der Natur sitzend, dargestellt, über ihnen tronend die sich enthüllende Wahrheit. Auf der Rückseite als Mittelstück das Signum der Akademie, der zu den Geistesverwandten aufsteigende Aar, darunter das stürmende Meer, dem der Aar soeben entronnen ist, um bei den ewigen Sternen Ruhe zu finden. (Versinnbildlichung des Lebenskampfes.) Zu beiden Seiten die Namen der Geistesheroen aus der Zahl der Mitglieder der Akademie: Leibniz, Friedrich der Große, Maupertuis, Euler, Le Grange, A. und W. v. Humboldt, Schleiermacher, Niebuhr, v. Buch, Gebr. Grimm, v. Savigny, Boeckh, Joh. Müller, v. Helmholtz, Virchow, Mommsen, sowie die Jahreszahlen 1700 und 1900.

b. Wendische Gefäßscherben vom „Bosselberge" bei Vehlefanz, mit den bekannten charakteristischen Ornamenten, gesammelt von der Familie des Herrn Amtsvorstehers Wörmann in Vehlefanz.

c. 10 Photographien Märkischer Wälder-Typen, wie sie in vergrößertem Maßstabe von der Forst-Akademie Eberswalde auf der Weltausstellung St. Louis ausgestellt worden sind.

Ferner wird eine Reihe von 12 Bild-Postkarten zur Ansicht ausgelegt mit den von Herrn Reichhelm in Treuenbrietzen nach der Natur aufgenommenen Fläming-Volkstrachten. Solche Reihen von 12 Bildern werden zum Preise von 50 Pf. zur Verfügung gestellt.

LVII. Vortrag des Herrn Dr. Leopold Hirschberg: Das deutsche Kinderlied mit gesanglichen Erläuterungen. Der Herr Vortragende schilderte zunächst die Entstehung des Kinderliedes. Es ist ähnlich wie das Volkslied in uralter Zeit aus den Bedürfnissen des Volkes heraus entstanden, das seinen Gefühlen Ausdruck geben mußte, z. B. über den Einzug des Frühlings oder des Sommers, über die Ankunft des Christkindes zur Weihnachtszeit oder über die Bedeutung der Osterzeit. Wie beim Volksliede, so sind auch beim Kinderliede Dichter und Komponist unbekannt. Es ist die Volksphantasie in ihrer Gesamtheit, die ununterbrochen weiter arbeitet. Es kommt hier noch hinzu, daß das Kind seiner ganzen Natur nach Dichter ist, seine Phantasie ist noch lebendiger als die der Erwachsenen. Das Kind schafft sich neue Worte, indem es die der Mutter umformt; daher finden sich

so unzählige Varianten der Kindslieder. Alle aber zeichnen sich durch Ursprünglichkeit, Frische und Unschuld des Ausdrucks aus. Für das hohe Alter des Kinderliedes spricht in erster Linie seine weite Verbreitung und die große Übereinstimmung in den einzelnen Landesstrichen. Alle Kinderreime aber sind im Dialekt gedichtet, in der Form nachlässig dese es findet sich neben dem Reim oft genug die Assonanze; es begnügt sich mit dem ungefähren Klang. Noch viel unsicherer ist der Inhalt, sein Sinn ist oft dunkel und verschleiert. Das hohe Alter aber macht den Kinderreim zu einer Fundgrube für den Gelehrten. Ein Kreis von Liedern geht zurück auf die Holda, die Frau Holle, der die Linde, der Rosmarin und der Storch heilig waren. Wie der Storch, so wird auch der Maikäfer besungen in dem bekannten: „Maikäfer fliege“; hier ist Pommerland das Holdaland und das Abbrennen deutet auf den Weltbrand. An die Stelle der Götter treten die Heiligen, wie der heilige Martin an die Stelle des Wodan, und es heißt „Martin, Martin war ein frommer Mann“. Auch der Ausdruck spielt in den Reimen des Volkes eine große Rolle. Besser aber ist der heidnische Ursprung an den Riegelreimen zu erkennen „Ringel, Ringel Rosenkranz“. Auch der Vers über die Aufgaben der Finger hat heidnische Unterlagen. Andere Verse sind die Segenssprüche wie „Heile Kätzchen, heile“, wo wiederum ein Lieblingstier der Holda erscheint. Der „schwarze Mann“ in dem Kinderspiel ist auf das Auftreten der Pest zurückzuführen. Die Lieder begleiten das Kind in den einzelnen Abschnitten seiner Entwicklung. Das Wiegenlied ist das erste, es ist eine Erfindung der Mutter. „Schlaf Kindchen schlaf, der Vater hütet Schaf“. Nach dem dummen Vierteljahr kommen die Koselieder und die Unterhaltungslieder „Backe, backe Kuchen“ und „der Mond der scheint, das Kindlein weint“. Noch später folgen die Schaukelreime und die Zuchtreime, die gesprochen werden, wie: Abc, die Katze lief im Schnee“ und die Tanzreime wie „Lott ist tot, Lott ist tot, Julchen liegt im Sterben“ und „Putt, Putt, Putt, mein Hühnchen, was tust auf unserm Hof“. Zu den Kinderspielen gehören die Lieder zum Auszählen, wie Ringelringelrosenkranz und die Kettenlieder, wie „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“ und „Sieben Söhne hat Adam“. In der neusten Zeit begann sich die Dichtkunst und die Pädagogik der Kinderlieder zu bemächtigen. Dahin gehört z. B. Weißes Kinderfreund mit seiner gezierten Sprache und seiner gesuchten Musik. Es ist der gekünstelte Geschmack des Roccoco. Leicht verständliche und sangbare Verse bzw. Melodien prägen sich dem Kinde schnell ein, wie das Haydnsche „Alles schläft in süßer Ruh“. Erst Brentano und Grimm brachten die Kinderreime wieder zu Ehren. Rückert mit dem „Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“, sowie Hoffmann von Fallersleben, Löwenstein und Fröbel sind hier zu nennen. Der Preis gebührt aber Karl Maria von Webers Wiegenlied: „Schlaf, Herzenssöhnchen,

mein Liebling bist du" Auch Karl Lowe hat Kinderlieder geschmiedet, die Kinder singen können Matthias Claudius und Brahms sind weiter zu nennen. Auch Robert Schumann hat Kinderlieder komponiert, wie „So sei gegrüßt viel tausend Mal" und das goldene Marienwürmchen „Marienwürmchen setze dich auf meine Hand, auf meine Hand, ich tu' dir nichts zu leide". Wilhelm Taubert hat in seinen Klangen aus der Kinderwelt den naivkindlichen Ton sehr gut getroffen, wie in dem „Schneckenlied" und in dem „Schlaf in guter Ruh, tu die Äuglein zu", mit dem Jenny Lind einst ihre größten Triumphe gefeiert hat

Diese literarischen Erklarungen waren das Band, das die Gesänge zusammenhielt, denn all die aufgeführten Lieder und eine große Zahl anderer wurden von dem Vortragenden, der sich selber zum Flügel begleitete, gesungen Das klangvolle Organ und die große Kunstfertigkeit verschafften den Zuhörern einen hohen Genuss

LVIII. Nach der Sitzung zwanglose Vereinigung im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamer Straße 10/11.

12. (9. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Dienstag, den 11 Oktober 1904, nachmittags 6 Uhr

Besichtigung der
Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt, Charlottenburg, Fraunhoferstr 11-12 (in der Nähe des Knies)

Herr Professor Albrecht begrußte die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gaste in dem im ersten Stockwerk gelegenen großen Horsaal In einer kurzen Ansprache gab er zunachst eine Übersicht über die Bestrebungen, auf diesem Gebiete Ausstellungen zu veranstalten. Aus diesen Ausstellungen für Hygiene und Unfallverhütungen heraus entstand der Gedanke, eine bleibende Sammlung fur Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen zu eröffnen Im Juni 1903 wurde der Bau der Gebäude beendet Grundstück und Gebäude haben 1 Mill. Mk gekostet Die Baulichkeiten setzen sich zusammen aus dem Verwaltungsgebaude und der Ausstellungshalle. Beide sind durch einen Zwischenraum verbunden, über welchem sich der Horsaal befindet, welcher uns aufgenommen hatte In der Höhe dieses Hörsaales läuft eine Galerie rings um die Wände der Ausstellungshalle Die Ausstellungsobjekte nun sind sehr eigenartig Sie sind so modern als möglich, es fehlt alles Historische, auch Zeich-

nungen und Modelle sollen nach Möglichkeit vermieden werden. Besucher sollen die Maschine in Tätigkeit sehen mit ihren Schutzvorrichtungen, deshalb sind nahe an zweihundert Maschinen aufgestellt. Sie sind durch Treibriemen an eine Transmissionswelle angeschlossen, welche vier größere Elektromotoren treiben. Die Maschinen sind von den deutschen Maschinenfabriken ausgestellt, welche somit bedeutende Opfer gebracht haben. In dieser Ausstellung sollen Arbeitgeber, Fabrikanten und Erfinder die neuesten Vorrichtungen für Unfallverhütungen kennen lernen und studieren. Allein an Maschinen geschehen alljährlich 170—180000 Unfälle, von denen 2000 zum Tode führen. Neben den Unfällen, die dem Arbeiter von den Maschinen drohen, gibt es in den Betrieben noch zahlreiche Gefahren, die sonst seine Gesundheit schädigen, dahin gehören die zahlreichen Gifte, die auf den verschiedensten Wegen in seinen Körper eindringen. Es sei nur an die Bleivergiftungen erinnert, wie sie sich in dem Buchdruckerei- und in dem Anstreichergewerbe finden. Die gefährlichste Arbeiterkrankheit aber ist die Lungenschwindsucht. An ihr gehen jährlich 700 bis 800000 Arbeiter zu Grunde und in gewissen Berufsarten sterben 80 % an Tuberkulose.

Nach dieser Übersicht führte uns Herr Professor **Albrecht** auf die Galerie und erklärte uns vor einer Sammlung, die durch Professor Dr. Sommerfeld aufgestellt worden ist, die Bedeutung des **Staubes**. Die Sammlung besteht aus Gläsern, die mit den betreffenden Staubarten gefüllt sind, und aus photographischen Vergrößerungen dieser Staubarten. Der gefährliche Staub ist der spitze und scharfkantige, welcher die Atmungsorgane zerreißt. Diese Wunden werden dann die Herde für den Schwindsuchtsbazillus. Im Steinhauergewerbe finden sich 83 % Todesursache durch Tuberkulose. In einem Glase befindet sich in Spiritus ein Stück von der Lunge eines Kohlenarbeiters, das ganz schwarz ist, und in einem anderen Glase ein solches von einem Eisenarbeiter, das ganz rot ist, weil der Eisenstaub sich an der Luft in Rost umgewandelt hat. Gegen die Gefahren der Staubeinatmung sucht man den Arbeiter durch **Respiratoren** zu schützen. Das Tragen solcher ist aber mit so großen Unbequemlichkeiten verbunden, daß man auf andere Mittel sinnen mußte; das einfachste ist nun den Staub **abzusaugen** durch einen künstlichen Luftstrom. Wie das z. B. in einem Bleifarbenbetriebe ausgeführt wird, zeigt ein Modell, das in Tätigkeit gesetzt werden kann. Es sind hier alle Arbeitsgelegenheiten von einer Schutzhülle dicht umschlossen, die mit einem Ventilator in Verbindung steht. Wo der Staub wertvoll ist, wie z. B. in Cementfabriken, wird er in Schläuchen aufgefangen, so daß die Anlage sich durch die Ersparnis verzinst.

Aber nicht bloß durch die Lunge, sondern auch durch den Mund und durch die **Haut** gelangen gesundheitschädliche Stoffe in den Körper; deshalb müssen auch nach dieser Richtung Vorkehrungen aller Art

getroffen werden. Es ist durch Gesetz angeordnet, daß in solchen Betrieben Schränke vorhanden sind, welche in getrennten Abteilungen die Arbeitsanzüge und die Hausanzüge des Mannes beherbergen. Damit die Speisen nicht in den Arbeiträumen eingenommen werden, sind besondere Eßräume eingerichtet worden, die erst betreten werden dürfen, wenn eine Reinigung der Hände voraufgegangen war. Es ist daher auch eine große Anzahl von Wasch-, Dusche- und Badeeinrichtungen ausgestellt, bei einigen mit besonderen Vorrichtungen für die Zufuhr des heißen Wassers, um das Verbrühen zu verhindern.

Wie für die Abwehr des Feindlichen, so muß aber auch für die **Stärkung und Pflege** des Nützlichen gesorgt werden, und dies geschieht hauptsächlich durch eine zweckmäßige Ernährung. Und um den Gehalt der wichtigsten Nahrungsmittel an Nährwert vor Augen zu führen, ist eine sehr hübsche Ausstellung hergerichtet. Die Flaschen enthalten die Mengen an Eiweiß, Kohlenhydraten und Wasser, die man in einzelnen Nahrungsmitteln wie Kartoffeln, Hering usw. für 50 Pfennige erhält. Auch die Verpflegung der Marine, der Armen und der Volksküchen ist durch solche Flaschen dargestellt. Hierher gehören ferner die mannigfachen Vorrichtungen zum Warmhalten der Speisen, wie Kochkasten, Kochkörbe und Wagen zum Transport der Töpfe. Den Schluß der Galerie bildet eine Sammlung von Modellen und Zeichnungen von **Arbeiterwohnungen** und Arbeiterhäusern, mit allen Einzelheiten in der Konstruktion und in der Ausführung.

Nachdem wir die Ausstellung auf der Galerie besichtigt hatten, stiegen wir in die eigentliche Ausstellungshalle hinab. Das Glanzstück der Halle ist der **Pavillon für soziale Wohlfahrtspflege**, welcher im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung dem deutschen Hause angegliedert war. Dieser Pavillon, welcher 80 000 Mk. gekostet hat, ist aus den Beiträgen der deutschen Großindustrie errichtet worden. Die Fenster sind mit Glasmalerei versehen und die Wände mit Gobelins behangen. Als Hauptstücke sind fünf von Professor Herwarth gemalte Dioramen angebracht, welche folgende Wohlfahrtseinrichtungen darstellen: die Arbeiteransiedelung der Kaiserlichen Torpedowerkstatt in Friedrichsort, das Erholungsheim der Steingut- und Mosaikfabrik von Villeroy und Boch in Mettlach, das Kinderheim der Schultheiß-Brauerei-Aktiengesellschaft in Dessau, das Mädchenheim bei der Königlichen Munitionsfabrik in Spandau und einen Teil der Invaliden-Kolonie „Altenhof" von Friedrich Krupp in Essen. An den Wänden hängen noch zahlreiche Aquarellen und Federzeichnungen von anderen Wohlfahrtseinrichtungen.

Nachdem wir den Pavillon besichtigt hatten, wandten wir uns den **Maschinen** zu. An einem Transmissionswellenstrange sind eine Reihe von Schleifmaschinen befestigt, an denen die bewährtesten Schutzbügel und Schutzhauben zu sehen sind, welche beim Zerspringen der Schmirgel-

scheibe das Abfliegen der Stücke verhindern sollen. Sämtliche ausgestellten Schmirgelmaschinen sind außerdem mit einer durch Ventilatoren bewirkten Absaugung des schädlichen Staubes versehen. Diese Maschinen wurden uns in Betrieb vorgeführt und ebenso einige Metallpressen z. B., eine Seifenpresse und eine Tiegeldruckpresse sowie eine Buchdruckerpresse; bei ihnen sind verschiedene sinnreiche Vorrichtungen getroffen, welche es verhindern, daß die Hand in den Bereich des Krempels kommen kann, indem die Hände entweder anderweitig festgelegt oder weggeschoben werden. Weiter wurden uns Kreissägen und Hobelmaschinen in Tätigkeit vorgeführt, mit ihren Schutzvorrichtungen und der Absaugung des Staubes.

Eine besondere Abteilung bilden die für die Sicherheit der Seeschiffahrt bestimmten Vorrichtungen. So hat der Norddeutsche Lloyd die von ihm auf seinen Schiffen eingerichteten Schottverschlüsse ausgestellt, die dazu dienen, die in den Trennungswänden der wasserdicht abgeschlossenen Abteilungen eines Schiffes notwendigen Öffnungen im Falle der Gefahr zu schließen. Auch diese Vorrichtungen wurden in Betrieb gesetzt. Das Schließen der betreffenden Türen wird durch den Kapitän von der Kommandobrücke aus bewirkt, der erst ein Läutewerk in Bewegung setzt, das zum Verlassen der abzuschließenden Abteilungen auffordert. Ein zweites Modell veranschaulicht einen automatischen Verschluß, welcher durch das in die betreffende Abteilung eindringende Wasser ausgelöst wird. Neben diesen Apparaten steht noch eine große Rettungsboje für 6 Menschen und ein großes Rettungsboot.

An Stelle des amtlich in Anspruch genommenen I. Vorsitzenden, sprach der Schriftwart Herrn Prof. Albrecht den Dank der Gesellschaft aus für die lehrreichen Erklärungen.

Nach dem Schluß der Besichtigung fand ein zwangloses Beisammensein im Restaurant Hippodrom statt.

Kleine Mitteilungen.

Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—208, VII, 193—198, X, 98—104 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch" und „Fischerei" werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren (Krebsen, Schnecken etc.) gebraucht.)

(Fortsetzung von No. 7)

Die Krebspest, die vor einer Reihe von Jahren in der Provinz Brandenburg wütete, brach im September 1901 wieder im Gamensee im „Blumental" bei Station Tiefensee der Bahnlinie Berlin-Wriezen aus. Jetzt beginnt auch in dem Mittelsee, der dem Gamensee benachbart ist, ein großes Krebssterben. Mit der Untersuchung der Ursachen ist Professor Dr. Eckstein-Eberswalde betraut worden. Tägl. Rundschau 26. 2. 1902. E. Friedel.

Aalfischerei. Wir erhalten folgende Zuschrift: In ihrer Zeitung beklagten Sie kürzlich, daß jetzt in der Spree so wenig Aale gefangen werden. Man sollte nur denjenigen Herren Anglern mehr auf die Finger sehen, die schon morgens, wenn kaum der Tag graut, mit ihren Booten auf dem Wasser sind und Aalschnüre mit hunderten von Haken auslegen. Ganze Bündel 20—25 Centimeter langer Aale, natürlich auch größere, fallen ihnen bei ihrer Ausdauer zur Beute. Auf dem Wasser selbst ist diesen Aalvertilgern wohl kaum beizukommen, da sie, wenn sie Unrat merken, einfach alles ersäufen; aber wenn sie ihre heimischen Gestade des Morgens aufsuchen oder erreicht haben, sollte man sich ihre Beute genauer ansehen und wird die vielen hundert Haken mit den Regenwürmern finden. In der Ober- und Unterspree und der Havel ist ganz dieselbe Geschichte. Berl. Tagebl. 11. 6. 1899.

Wie tiefgehend das Interesse ist, welches selbst in den niederen Volksschichten den Naturwissenschaften entgegengebracht wird, dafür spricht in erhebender Weise der folgende Fall: Neulich abends ging in Stettin ein Fischhändler durch die nach dem Bollwerk führende Mittwochstraße. Dort sah er, wie zwei Schiffsarbeiter sich im Kampfe auf der Erde wälzten. Sie erhoben sich, setzten aber das Gefecht weiter fort. Der Fischhändler riß sie auseinander und machte dem Ringen ein Ende, worauf der eine davonlief. Der andere, noch ganz erschöpft und erhitzt, sah seinem Gegner wütend nach und rief aus: „Und so ein Kerl will mir vorreden, daß die Quappe lebendige Junge kriegt!" Berl. Tagebl. 2. 5. 1889.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Veranlassung der Verleger werden die Mitglieder, welche an Verwandte und Freunde Weihnachts-Geschenke von ortsgeschichtlichem Inhalt machen möchten, darauf aufmerksam gemacht, daß die folgenden Gelegenheiten, Altberliner Ansichten zu ermäßigten Preisen zu erwerben, vorliegen:

a) Die große Photogravüre: Ansicht von Berlin und Kölln im Jahre 1650, besprochen in der „Brandenburgia", Heft 4 des laufenden Jahrgangs, Seite 135, ist für 15 Mark beim Kaufmann E. A. Müller, Müllerstraße 160, zu beziehen.

b) Die mehrfach besprochenen Spiroschen Reproduktionen einer Auswahl seltener Altberliner Ansichten sind in 2 Mappen zu 12 Tafeln zum Preise von 18 Mark, die Mappe 1, enthaltend die Plätze Alt-Berlins, zum Ausnahmspreise von 6,50 Mark unsern Mitgliedern angeboten. Mappe 3 enthaltend ortsgeschichtliche Denkwürdigkeiten nach Gemälden, 12 Tafeln, mit Einleitung von Prof. Dr. Voss wird Ende November erscheinen und wird für 9 Mark angeboten vom Verleger, J. Spiro, W., Schellingstr. 13.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

14. (4. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Oktober 1904, abends 7½ Uhr im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXVI her.

A. Allgemeines.

I. Der Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-museum für das Geschäftsjahr 1903 wird vorgelegt und freigestellt, Druckexemplare zu entnehmen. Wir entnehmen demselben folgende Einzelheiten.

e. Vermehrung der Sammlungen.

Während des Verwaltungsjahres sind die in der nachfolgenden Zusammenstellung auf die einzelnen Kataloge verteilten 2299 Nummern in Zugang gekommen und die Gesamtzahl aller Museumsgegenstände hat sich dadurch von 91 395 auf 93 694 vermehrt.

Nummer des Katalogs	Bezeichnung des Katalogs		Bestand am 1. April 1903	Zugang im Etatsjahr 1903	Bestand am 31. März 1904
	A. Naturgeschichtliche Abteilung				
I.	Mineralogie, Paläontologie etc.		7 153	322	7 475
II.	Botanik		2 478	29	2 505
III.	Zoologie		2 091	45	2 136
	B. Kulturgeschichtliche Abteilung				
II.	Vorgeschichtliche Zeit	Inland	23 284	257	23 541
III.	do.	Ausland	1 144	34	1 178
IV.	Mittelalter	Inland	3 398	28	3 426
V.	do.	Ausland	12	—	12
VI.	Neuzeit	Inland	14 761	345	15 106
VII.	do.	Ausland	270	3	273
VIII.	Varia		1 245	18	1 263
IX¹.	Münzen		3 978	4	3 982
IX².	Medaillen		3 631	12	3 643
IX³.	Siegel, Wappen		193	4	197
X.	Architektonisches		767	12	779
XI.	Bilder		11 757	809	12 566
XII.	Urkunden		1 123	14	1 137
XIII.	Bibliothek		7 569	309	7 878
XIV.	Karten, Pläne		300	28	328
XV.	Autographe		243	26	269
	Noch nicht katalogisierte Objekte		6 000	—	6 000
		Summa	91 395	2299	93 694

b Wissenschaftliche und gemeinnützige Tätigkeit

Die dem Museum nach der wissenschaftlichen Seite und in Bezug auf die Propaganda obliegenden Aufgaben sind in der üblichen Weise erfüllt worden. Die wissenschaftliche Registratur (Archiv und Sammelkasten) erhielt wiederum erheblichen Zuwachs. Die vorhandenen Übersichten wurden entsprechend der neu erschienenen Literatur ergänzt, unvermeidliche Lücken durch erneute Ausnutzung der älteren ausgefüllt. Diese Übersichten dienen dem Zwecke, uns in den Stand zu setzen, Anfragen, die aus dem Publikum heraus an das Museum gerichtet werden, zu beantworten, und gewähren bei den eigenen Forschungen die erste Orientierung. Für jenen Zweck wurde das Museum auch im vergangenen Jahre oft in Anspruch genommen. Ebenso sind unsere Sammlungen von vielen Schriftstellern, Dozenten und Gelehrten für ihre Bestrebungen benutzt worden, wie auch Verleger, Handwerker, Künstler, Fabrikanten von ihnen öfters Gebrauch gemacht haben.

Auch unsere Bibliothek wurde von Forschern mannigfach in Anspruch genommen, wie überhaupt unser Institut in der wissenschaftlichen Welt mehr und mehr Geltung gewinnt.

Neue Erwerbungen und ältere wertvolle Gegenstände, die sich dazu besonders eigneten, wurden in der mit dem Museum eng verbundenen „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, vorgelegt und besprochen. Auch dieser Verein dient dem Museum wie das Pflegschaftswesen zur Propaganda seiner Bestrebungen und zur Gewinnung von Interessenten und Gönnern.

Von Veröffentlichungen, die aus dem Institut in dem Berichtsjahre hervorgingen, nennen wir folgende in dem Monatsblatt der Gesellschaft zum Druck gelangten Abhandlungen: eine naturwissenschaftlich-anthropologische „Der eolithische Mensch“, zwei kulturhistorische: „Fesselungsgeräte im Märkischen Museum“ und „Bildnisse Brandenburgischer Kurfürsten“, sowie eine literarhistorische Heinrich v. Kleists „Prinz von Homburg.“

c Pflegschaftsfahrten in die Provinz

Wie stets wurden auch in diesem Jahr zahlreiche Pflegschaftsfahrten in das äußere Weichbild von Berlin und in die Provinz unternommen zu dem Zwecke, um durch persönliche Tätigkeit an Ort und Stelle die Bereicherung der Museumssammlungen zu fördern und durch wissenschaftliche Aufnahmen das für uns notwendige landeskundliche Material zu vermehren. Zugleich wurden diese Fahrten zur Einwirkung auf die Bewohner benutzt, um deren Interesse für die Heimatkunde anzuregen und Zuwendungen an das Museum zu veranlassen.

Die Ausflüge, die teils vom Direktionsvorsitzenden unter Zuziehung einzelner Pflegschaftsmitglieder und Freunde des Museums, teils im Anschluß an Exkursionen der „Brandenburgia", meistens an Sonn- und Feiertagen veranstaltet wurden, waren gerichtet nach: Altenhof am Werbellinsee, Brandenburg, Kaulsdorf und Mahlsdorf, Prenden, Klosterfelde, Rüdersdorf, Alte Grund, Schönermark, Gransee, Tellowkanal, Ostgrünau, Rixdorf, Trebbin, Blankensee, Stücken, Stangenhagen, Wachow, Tremmen, Schönholz, Paulsborn, Baumgartenbrück, Werder, Belzig, Oderberg, Nauen, Pessin, Vehlefanz, Treuenbrietzen.

d. Öffentliche Gedenktafeln für verdiente Männer an ihren Wohnstätten.

Zwei neue Gedenktafeln wurden im Berichtsjahr auf städtische Kosten durch die Museumsverwaltung errichtet:

1. für den berühmten Arzt Christoph Wilh. Hufeland am Hause Dorotheenstraße 3;
2. für den Geologen und Historiker, den um die Geschichte der Mark Brandenburg besonders verdienten Realschuldirektor H. F. v. Klöden im Hause Niederwallstraße 12.

Es sind im ganzen bis jetzt 37 solcher Gedenktafeln seitens der Stadtgemeinde an den entsprechenden Wohnstellen angebracht worden, außer diesen bestehen noch 36 andere, die vom Könige, von Staatsbehörden, Vereinen oder Privatpersonen errichtet sind. Eine Übersicht aller Gedenktafeln hatten wir unserm Verwaltungsbericht für 1899 beigefügt.

e. Die Räume.

Die Museumssammlungen sind immer noch — wie seit 1899 — provisorisch in den Räumlichkeiten des der städtischen Sparkasse gehörigen Hauses Zimmerstraße 90 untergebracht.

Der weitere Ausbau des neuen Gebäudes hat im Laufe des Berichtsjahres Fortgang genommen. Es steht zur Zeit des Drucks dieses Berichts noch nicht fest, wann der innere Ausbau soweit gediehen sein wird, daß der Umzug vor sich gehen kann.

Auf ungezählte Anfragen bemerke ich heut zusätzlich, daß die Rüstungen vom ganzen Museums-Rohbau abgenommen sind, und daß derselbe nunmehr in seiner ernsten Stattlichkeit frei dasteht.

Um das Mauerwerk, namentlich der im Feldsteinbau gehaltenen Teile, freundlicher zu gestalten, ist eine Bepflanzung und Berankung desselben mit Efeu und wildem Wein im Gange. In den Winkeln ist hie und da ein Baum gepflanzt und die Plattform hergestellt, auf welcher sich die Nachbildung des Brandenburger Rolands erheben wird. Nach reiflichen Überlegungen ist von einer Bemalung desselben, wie sie

das Vorbild im 15. Jahrhundert aufwies und wie sie an den Bruchstücken des Prenzlauer Rolands noch frei und da erkennbar, Abstand genommen. Dagegen hat Georg Sello vorgeschlagen, bei Aufbesserung des Bremer Rolands denselben mit seinem alten Farbenkleid wieder auszustaffieren. Ob der Senat der Freien und Hansestadt Bremen hierauf eingehen wird, steht dahin. u. M. Herr Stadtbaurat Ludwig Hoffmann teilte mir mit, daß er persönlich in Bremen dagegen Bedenken erhoben habe.

II. Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 28. Jahrgang, enthaltend die Statistik des Jahres 1903 (zum Teil auch 1904). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben von Prof. Dr. E. Hirschberg, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Berlin. Vergl. das von mir gelegentlich der Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts am 22. September 1903 im Berliner Rathaus, bei welcher ich die Stadt Berlin vertrat, Brandenburgia XII. 408—410, Gesagte. Dieser neue Band schließt sich dem früheren, dank der unermüdlichen Sorgfalt des Direktors, in jeder Beziehung würdigst an.

III. Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte, nebst einem Anhange über öffentliche Armenpflege, Arbeiterversicherung und andere für die Wohlfahrtspflege wichtige Rechtsgebiete. Ein Auskunftsbuch, herausgegeben von der Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Dritte neubearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1904. — Vom Standpunkt aktueller Heimatkunde ein höchst nützliches, für manchen unter uns geradezu unentbehrliches Nachschlage- und Nachweisungsbuch, für dessen gründliche Darlegung wir dem genannten Verein zu Dank verpflichtet sind. Um Einsichtnahme wird gebeten.

IV. Die Ersten 25 Jahre des Elektrotechnischen Vereins. Herausgegeben von Emil Naglo, zeitigem Vorsitzenden des Vereins. Berlin. Druck von H. S. Hermann. 1904. Mit Abbildung der silbernen Siemens-Stephan-Gedenkplatte, die alle fünf Jahre verteilt werden soll und zunächst am Jubelfeste am 22. November d. J. im Reichstagsgebäude unter Vorsitz des Herrn Staatsministers von Podbielski verteilt wurde, zu welcher Feier mir eine freundliche Einladung zugegangen war.

Unser berühmtes Mitglied Dr. Werner von Siemens war es, der als Mitbegründer des hochangesehenen Vereins das Wort „Elektrotechnik" prägte und zum Gebrauch für die Bezeichnung des durch die modernen Errungenschaften erweiterten Gebietes der angewandten Elektrizität vorschlug. Wir wünschen dem Verein zu seinem Jubiläum alles Gute, stete und freudige Entwickelung. Die Brandenburgia hat zum öfteren von den Fortschritten der Elektrotechnik zwecks Belehrung ihrer Mitglieder Kenntnis genommen und verfolgt alle neuen Verbesserungen und Entdeckungen, soweit sie in den Rahmen aktueller Heimatkunde usw.

einfügen, mit großer Anteilnahme. Die Ihnen vorgelegte Gedenk- und Festschrift ist vornehm ausgestattet, wie es sich für eine so große und hochansehnliche Vereinigung nicht anders gehört.

V. **Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals und Einweihung des Kaiser Friedrich-Museums am 18. Oktober 1904.**

An beiden für Berlin und unsere Heimatkunde so hochwichtigen Ereignissen nimmt die Brandenburgia besonderen Anteil. Viele von unseren Mitgliedern haben auf Einladung seitens des Deutschen Reichs hinsichtlich der Denkmalsenthüllung und seitens der Krone Preußen hinsichtlich der Museumseinweihung dem feierlichen Doppelakt in bewegter festlicher Stimmung beigewohnt. Bemerkenswert ist es, daß wohl noch niemals bei ähnlichen Fällen in Berlin die ästhetischen und fachmännischen Urteile sowohl in der Tages- wie in der zuständigen Berufspresse der Art auseinander gegangen sind, wie bei dieser Gelegenheit. Die schnell verrauschende Zeit wird auch hier eine ruhigere, mehr gegenständliche Würdigung zeitigen.

Der Vorsitzende unsers Ausschusses, Professor Dr. **Georg Galland**, Dozent für Kunstgeschichte an der technischen Hochschule, hat die Gefälligkeit gehabt, uns aus seiner kritischen Beleuchtung in der Zeitschrift „Die Kunst-Halle, Zeitschrift für Kunst und Kunstgewerbe, Organ für die Interessen aller bildenden Künstler" (Nr. 3, Jahrgang X. 1904) einen Auszug zur Wiedergabe zu überlassen. In ästhetischen Fragen sind bekanntlich die Ansichten überaus verschieden und so wird vielleicht dieser oder jener unter uns im einzelnen abweichender Meinung sein mögen, auch liegt dem Vorstand nichts ferner, als unseren Mitgliedern irgend eine bestimmte kritische Stellungnahme im vorliegenden Falle zu empfehlen. In keiner Weise beabsichtigen wir dies, möge jeder von uns sich in Muße durch eingehendes Studium ein eigenes Urteil nach seinem freien ästhetischen Empfinden bilden; immerhin aber glauben wir auf das Urteil eines berufenen und erfahrenen Sach- und Fachkenners im Interesse der Brandenburgia-Mitglieder hinweisen zu dürfen. Herr Galland schreibt:

Am 18. Oktober gab es für Berlin eine Doppelfeier: die Enthüllung des ehernen **Reiterstandbildes** Kaiser Friedrichs und die Eröffnung des nach diesem Kaiser benannten Museumgebäudes, dessen Bestände mit dem gern gewählten Namen „**Renaissancemuseum**" nur unvollkommen angedeutet sind. Was das Denkmal des verstorbenen Münchener Bildhauers Prof. R. Maison betrifft, so gehört es — trotz des Vorzugs eines ganz schlichten Postaments „ohne Allegorie und Zoologie" — zu den mißlungensten statuarischen Arbeiten dieses zwar manchmal schöpferisch glücklichen, doch neuerdings etwas über Gebühr geschätzten Plastikers, ja, zu den häßlichsten Reiterbildern unserer Zeit überhaupt; und das will nicht wenig besagen. Im Gegensatz zu dem prachtvollen Rosse Schlüters, das absichtlich verkürzt ist, um die Gestalt des Reiters dominieren zu lassen, hat Maison einen zu

lang geratenen, langweilig dahintrottenden Gaul vorgeführt, auf dem, an Stelle des in Wirklichkeit elastischen und majestätischen Kaisers, ein uniformiertes Modell leblos dasitzt und eher einen müden Feldgendarm als die „Siegfriedsfigur“ des gepanzerten Siegers von Wörth veranschaulicht.

Der Standort des Denkmals markiert die nördliche Spitze der sogenannten Museumsinsel und der Kaiser reitet fürbaß gleich Dürers Ritter, doch ohne Tod und Teufel, der Eingangshalle des Museums zu, was sich hier vielleicht nicht leicht anders machen ließ, aber keineswegs auf den Beschauer einleuchtend wirkt, ebensowenig wie die Einsperrung des Schlüterschen Großen Kurfürsten — natürlich einer Kopie des Brückenmonumentes — in der vordern Kuppelhalle des Gebäudes. Hier, auf diesem dreieckigen Stück Erde, das südwärts durch das Gemäuer der Stadtbahn, seitlich durch Spree und Kupfergraben begrenzt wird, erhebt sich in monumentalen Spätrenaissanceformen der zweistöckige Bau, den eine kraftvolle Attika ringsum und je eine halbrunde Kuppel am Eingang und Ausgang der Mittelaxe krönen. Welche bösen Vorwürfe hat man in den Spalten der Tageblätter auf das zwischen 1898 und 1904 entstandene Werk Ihnes gehäuft, mit absichtlicher Betonung des Hoftitels dieses ernsten Baukünstlers! Welche großen und unverzeihlichen Fehler haben einzelne besonders kundige Kritiker in jenem Brustton verkündet, der auf eigene tiefgründige Anschauung schließen lassen sollte! Und dennoch merkte alle Welt genau, daß die klugen Herren zuvor heimlich hingehorcht hatten auf das entsprechende Signal einer gefeierten Autorität, noch dazu einer, die an der Spitze der Sammlungen dieses Museums steht und daher vor anderen berechtigt erschien, zu beurteilen und zu wissen, wie mannigfach der kaiserliche Architekt in der räumlichen und formalen Ausgestaltung der Anlage gesündigt habe.

Nun, wir sind doch etwas abweichender Meinung über die beiden Punkte. Wir urteilen zunächst, daß Oberbaurat Ihne, der die Ungunst dieses dreieckigen gedrängten Bauplatzes am Wasser freilich nicht verschuldete — wie einige zu glauben sich den Anschein geben — jedenfalls seine besonders erschwerte Aufgabe in relativ vollendeter Weise zu lösen verstand. Er hat für die verschiedenen, teilweise hochbedeutsamen Sammlungen, deren Schwerpunkt die künstlerischen Erzeugnisse des 16. und des 17. Jahrhunderts bilden, äußerlich einen wuchtigen, angemessenen und diskreten Rahmen und im Innern eine Reihe von Hallen, Sälen und Kabinetten gestaltet, deren Anlage, Verteilung und räumliche Ausbildung durchgehend als leitenden Gedanken die Zweckmäßigkeit für die Anordnung und Beleuchtung der Sammlungen erkennen läßt. Wenn das schon in nicht wenigen Räumen glänzend zu Tage tritt, so läßt es keinen Unparteiischen im Zweifel, auf welcher Seite das tatsächliche Verdienst liegt. Wo jene Tendenz indes noch nicht deutlich genug hervortritt, wird man den Grund vor allem in dem begreiflichen Umstand zu suchen haben, daß die etwas schnell betriebene Aufstellung der Objekte stellenweise noch zu sehr den Charakter einer Improvisation zeigt. Es wird sich da gewiß vieles im Laufe der Zeiten erheblich bessern, wenn die Anordnung erst ein definitives Gepräge erhalten hat und zugleich die jetzt sichtlicher gewordenen Lücken der Sammlungen mehr ergänzt sein werden.

Sehen wir zu, wie Ihne seine sonderbare Aufgabe gelöst hat. Jene nördliche Spitze des rechtwinkligen Dreiecks seiner Anlage rundete er segmentförmig ab, um hier unterhalb eine siebenjochige geschweifte Halle als monumentalen Bestandteil einer Nordfront mit korinthischen Säulen und statuengeschmückter Attika zu gestalten. Von der Frontmitte legte er eine Achse zur Mitte der geraden Stadtbahnfassade und bemühte sich, diese Zentrale in ihrer ganzen Länge als eine Flucht von abwechslungsvollen imposanten Hallenräumen auszubilden, vorn und hinten durch je ein überkuppeltes Treppenhaus betont, die zwischen sich eine Wandelhalle und jene durch Nischen flankierte grandiose Basilika lassen. Außen freilich bieten beide Kuppeln keinen schönen Anblick. Wie hätte er aber äußerlich verstecken können, was er für die Absichten seiner Innengestaltung unbedingt brauchte? Um die Teilungsaxe der Anlage sind unterhalb wie oberhalb die im ganzen ca. 70 zählenden Ausstellungssäle, die an Größe sehr variieren, gruppiert. Dieser Grundriß, welcher die Zahl der Räume in beiden Stockwerken in zwei gesonderte, nur vorn und hinten durch die Treppenhäuser verknüpfte Hälften zerlegt, entspricht durchaus der eigenartigen Zusammensetzung der Sammlungen. Wir wiederholen hier nur die Worte des offiziellen „Führers", wo es heißt: Im linken Trakt des Gebäudes, an der Spreeseite, sind im Erdgeschoß die altchristlichen und byzantinischen, sowie die Werke der sassanidischen und älteren islamischen Kunst aufgestellt. Im rechten Trakt, am Kupfergraben, haben die deutsche Plastik des Mittelalters und der Renaissance und die farbige italienische Plastik der Renaissance, in den beiden Sälen neben der Stadtbahn die Münzen und Medaillen ihren Platz erhalten. Im oberen Stock sind in dem Flügel an der Spree bis an das hintere Treppenhaus die Gemälde der italienischen Schulen nebst den kleineren italienischen Bildwerken, in dem Flügel am Kupfergraben die der deutschen, niederländischen, französischen und spanischen Schulen aufgestellt.

Aber auch in einer Fülle von Einzelheiten wird man die geschickte Erwägung und die vornehme Gestaltungsweise Ihnes anerkennen müssen. Ein Vertreter der sog. sezessionistischen Architektur hätte hier zweifellos selbstherrlich geschaffen, vielleicht mit van de Veldeschen Kurven u. dgl. operiert und sich, um dem „Dokument der Zeit" nichts schuldig zu bleiben, nur wenig um die für die Mehrzahl der Räume von vornherein fest bestimmten Sammlungen der altchristlichen, mittelalterlichen und neueren Epochen gekümmert. Der Meister dieses Museums verleugnet zwar nirgends den Mann, den Künstler und Techniker seiner Zeit, aber er bestrebt sich sichtlich, überall die Sache und den Zweck, nicht die Persönlichkeit herrschen zu lassen; hier verdient dieser Gesichtspunkt, eben weil er bei andern baukünstlerischen Aufgaben nicht mehr gebräuchlich und anerkannt ist, unbedingt Zustimmung. Man verfolge nur Raum für Raum u. a. die Bildungen der geraden Holzdecken, die den verschiedenen Kunstepochen der Sammlungen überall eigentümlich angepaßt sind.

Selbstverständlich muß man sich hüten, an eine aus so aparten Bedingungen hervorgegangene Bauschöpfung den von anderen Museen gewonnenen Masstab ohne weiteres anzulegen. Eine weihevolle Stimmung bereitet der imposante Zentralraum des Haupttreppenhauses auch hier beim

Eintritt vor, diese Halle mit ihrer ragenden Kuppel und den ringsum angeschlossenen Halbkuppeln und Tonnengewölben. Bis auf die aus graublauem geädertem Marmor bestehenden unteren Wandfüllungen, Säulen- und Pilasterschäfte sind hier alle Flächen, auch die der andern Hallen und der Räume des Erdgeschosses schlicht weiß gestrichen. Das gleichfalls runde hintere Treppenhaus enthält einigen farbigen Wechsel und an der Oberwand Nischen u. a. mit den gemeißelten Schadowschen Statuen der Friderizianischen Zeit. Was die Gemäldegalerie betrifft, so ist natürlich überall Stofftapete gewählt und zwar für die außen herumgehenden Kabinette mit Seitenlicht fast durchweg ein olivgrüner Velours, während innenwärts in den größeren Bildersälen, welche zumeist mit Oberlicht versehen sind, die Farben der teilweise nur bemalten gröberen Wandstoffe wechseln. Die obere Halle in der Axe, zwischen Treppenhaus und Basilika, hat eine vorzüglich geeignete Verwendung für die berühmten Raffaelschen Teppiche erhalten, die von ringsherum angeordneten Wandsitzen aus jetzt erst bequem und genau betrachtet werden können und so gleichsam zu neuem künstlerischem Leben erweckt worden sind.

Ein trefflicher Gedanke Bodes scheint mir die Vereinigung italienischer Gemälde mit kleinen farbigen Plastiken zu wahrhaft köstlichen Interieurs zu sein. Zu Dank verpflichtet ferner der schöne Rubenssaal, der freilich auch ein paar Bilder anderer vlämischer Meister vorläufig noch enthält. Im übrigen soll über die Sammlungen selbst und über ihre Aufstellung dieses Mal nicht gesprochen werden. Nur etwas will ich heute nicht unterdrücken, nämlich daß über die auffällig verschwenderische Unterbringung einzelner neuer Bestände, wie des vielgenannten, vom Sultan geschenkten Fragments (6×24 m) der Palastfassade von M'schetta, der Bruchstücke von meist rohen Tongefäßen aus kleinasiatischen Fundplätzen, vorderasiatischer und persischer Teppiche, vielartiger alter Stoffproben, arabischer lederner Buchdeckel und dgl. mehr, die wohl richtiger ins Kunstgewerbemuseum gehören, an dieser Stätte lediglich hoher künstlerischer Schöpfungen sich füglich streiten läßt.

Wir laden nunmehr unsere Mitglieder ein, das Äußere und Innere des neuen Kunsttempels, dessen schnellere Vollendung wir der unermüdlichen Fürsorge unsers erhabenen Landesherrn für Wissenschaften und Künste vorzugsweise verdanken, recht fleißig in Augenschein zu nehmen.

Über Kaiser Friedrichs III. Denkmal wird man sich, frei und zugänglich wie es dasteht, am leichtesten ein vorurteilsfreies Urteil bilden können. Wir aber in der Brandenburgia wollen heut und immerdar uns daran erinnern, daß wir keinen Herrscher auf preußischem Thron gehabt haben, der sich so wie er für berlinische und brandenburgische Art, für unser märkisches Volkstum, für unsere heimatlichen Altertümer und Naturschönheiten begeistert hat. Das wird die Brandenburgia „unserm Fritz“ niemals vergessen.

B. Persönliches.

Alfred Nehring als Erforscher unserer Heimat

Seinem Gedächtnis gewidmet

VI. Alfred Nehring † am 29 September 1904 Tagszuvor konnten wir in der Brandenburgia noch unserm hochverdienten Ehrenmitgliede zu seiner Rangerhöhung als Geheimer Regierungsrat von ganzem Herzen Glück wünschen, ohne Ahnung, daß ihm innerhalb der folgenden vierundzwanzig Stunden sein Sterbeglöcklein läutete Professor der Zoologie an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule war er im braunschweigischen Gandersheim, dem Wohnsitz der gelehrten Nonne Roswitha von Gandersheim, am 29 Januar 1845 geboren, erhielt seine Vorbildung auf den Universitäten Göttingen und Halle und wirkte bis 1881 an den Gymnasien zu Wesel und Wolfenbüttel als Oberlehrer, worauf er einem Rufe als Professor der Zoologie an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin folgte Zahlreiche Publikationen über lebende und fossile Wirbeltiere, insbesondere über Zoologie und Geschichte der Haustiere und ihrer wilden Verwandten, sowie über jagdwirtschaftliche Zoologie, legen Zeugnis ab von seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung und Schaffenskraft. Insbesondere war Nehring eine Autorität in der Untersuchung vorgeschichtlicher Tierreste

Die Beziehungen Nehrings zur Heimatkunde Berlins und unserer Provinz Brandenburg sind sehr alte Auf der Ausstellung Prähistorischer und Anthropologischer Funde Deutschlands, welche unter Protektorat des Deutschen Kronprinzen in Verbindung mit der XI allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthrop -Ges zu Berlin vom 5 bis 21 Aug 1880 im Geschäftsgebäude des Abgeordnetenhauses stattfand, hat sich Nehring, damals noch Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Wolfenbüttel, mit sehr interessanten Funden beteiligt (Katalog S 129 und Supplement S 555, LVII sowie S 12 Vertreten waren vor allem die Ausgrabungen von Thiede und Westeregeln, welche durch Nehring weltkundig wurden und auch für unsere Forschungsgebiete von großer Bedeutung erscheinen

Die Gipsbrüche von Westeregeln zwischen Magdeburg und Halberstadt belegen (Archiv f Anthrop X, S 364 flg) sind sehr zerklüftet und von 30—40 Fuß mächtigen Diluvialmassen umhüllt, welche in ihren unteren Partien eine regelmäßige, dünne Schichtung und eine sandig-mergelige Beschaffenheit zeigen, in ihren mittleren und oberen Lagen aber ungeschichtet und entschieden lößartig sind und da, wo dieser Lößcharakter am reinsten ausgebildet ist, von dem typischen Rheinlöß kaum unterschieden werden können. Die meisten Fundsachen stammten aus den mittleren lößartigen Ablagerungen, u. a bearbeitete

Renntier-Stangen und -Knochen, zerschlagene Reste von Wildpferd, Metatarsus von Felis leo foss., Backzahn von Rhinoceros tichorhinus, Eisfuchs, Steppenmurmeltier, Steppen-Ziesel aber auch messerartige Feuersteinabsplisse

Beim Dorf Thiede, eine Stunde nordwestlich Wolfenbüttel, hat der Röversche Gipsbruch Ähnliches geliefert. Auch hier handelt es sich um lößartige Schichtungen, welche zwischen und über zerklüfteten Gipsfelsen abgelagert sind; am massenhaftesten treten sie im östlichen Teile des Gipsbruchs auf, wo sie große Lager von diluvialen Tierknochen nebst reichlichen Spuren menschlichen Daseins enthalten: zerschlagene Renntier-Reste, Lemming, Moor-Schneehuhn etc. und ca. 28 Fuß tief gefunden ein schön erhaltener, weißlich patinierter löffelförmiger, gezahnelter Feuersteinschaber

Vom heutigen Standpunkt der Urgeschichte sind diese Kulturspuren mit Mammut und Rhinoceros tichorhinus palaeolithisch, die unteren Funde, zur „Groupe éburnéen“ gehörig, die oberen vielleicht schon zur mesolithischen Gruppe (Tarandien) gehörig Nicht zu verwechseln — wie es häufig geschieht — mit den Schichten von Taubach nahe Weimar, in denen lediglich der ältere Elephas antiquus (unter Ausschluss des Elephas primigenius) vorkommt, während nach meinen Beobachtungen sich beide Elefanten in Rixdorf und Neu-Britz vorfinden, Elephas antiquus aber viel seltener und mehr abgerieben und sonstig deformiert als El primigenius Es ist also die ältere Antiquus-Stufe hier auf jüngerer Lagerung mit der Primigenius-Facies vermengt H Klaatsch und A. Rutot sind gleicher Meinung, wie aus Rutot (Industrie de la pierre à l'exclusion du néolithique Namur 1904, S 89) wie folgt erhellt: Enfin, d'Allemagne, une découverte du plus haut intérêt nous a été annoncée par le Dr H Klaatsch Ce savant, après s'être initié à l'étude de l'industrie éolithique, a effectué des recherches à Rüdersdorf et à Britz, deux localités voisines de Berlin, fournissant une coupe analogue à celle bien connue de Rixdorf. Dans ces localités on peut constater, dans des exploitations, la moraine du premier Glaciaire quaternaire surmontée d'un gravier, puis de sables fluviaux, le tout étant recouvert par la moraine du deuxième Glaciaire Or, depuis longtemps, on a recueilli, dans le cailloutis reposant sur la moraine inférieure, des ossements rapportables à la faune du Mammouth, avec mélange de débris d'Elephas antiquus, ce qui est l'indice d'un brassage Le Dr. Klaatsch a donc trouvé, fin 1902, dans le cailloutis, tant à Britz qu'à Rüdersdorf, des silex qu'il a bien voulu nous soumettre et où nous avons reconnu un mélange de pièces à facies mesvinien avec d'autres à aspect moins primitif dont nous parlerons plus loin et qui se rapportent à la transition de l'Eolithique au Paléolithique.

Dagegen sind bei Taubach wohl erhaltene eolithische Schichten. Rutot a. a. O. sagt, nachdem er gefragt, ob die eolithischen Menschen Hütten bewohnten und ob sie Feuer kannten und nachdem er bemerkt, daß hiervon kaum etwas lückenlos nachweisbar, S. 96: Il paraît toutefois y avoir, en Allemagne, un gisement éolithique mal représenté, où on a rencontré une série d'ossements d'animaux de la faune de l'Elephas antiquus, dont plusieurs portent des traces de feu. On sait que Taubach se trouve sur la basse terrasse de la vallée de l'Ilm et que la position de l'industrie et de la faune vers la base des dépots quaternaires indique le Reutel-mesvinien ou Mafflien. — Im übrigen verweise ich bezüglich Taubach auf die ausführlichen Erörterungen in den „Verhandlungen" und in der jetzt mit diesen vereinigten „Zeitschrift für Ethnologie" der Berliner Anthropologischen Gesellschaft.*)

Von **Rixdorf** und **Neu-Britz** besitzt das Märkische Museum aus den quaternären Kieslagern schon seit etwa 10 Jahren hauptsächlich dank dem wissenschaftlichen Eifer unsers verehrten Ausschußmitgliedes Herrn Grubenbesitzers Franz Körner bearbeitete Knochen und Feuersteine, ebenso palaeolithisch und eolithisch bearbeitete Feuersteine aus der ehemaligen tiefen Kiesgrube von **Westend** am Ende der Lindenallee und von **Rüdersdorf**, Kiesgrube nahe dem Kriegerdenkmal, die ich, wie die Eolithe und Palaeolithe aus der Kiesgrube Franz Körners zu Neu-Britz eigenhändig gesammelt und auf der diesjährigen Ausstellung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Greifswald vom 3. bis 6. August d. J., wie die Brandenburgia-Teilnehmer dieser denkwürdigen Versammlung sich erinnern, ausgelegt habe.

Alle diese paleontologischen und anthropologisch-archaeologischen Verhältnisse Norddeutschlands, insbesondere unsrer Provinz Brandenburg, interessierten unsern Nehring unausgesetzt bis zu seinem Tode, und ich habe darüber mich mit ihm noch in diesem Frühjahr zum öfteren besprochen.

Bereits vor fast 24 Jahren erregten die bezüglichen hiesigen Verhältnisse seine Aufmerksamkeit, wie Sie aus einem an mich von Wolfenbüttel am 3. November 1880 gerichteten Schreiben ersehen wollen:

Mit herzlichstem Danke bestätige ich den richtigen Empfang Ihrer höchst interessanten und schön ausgestatteten Arbeit über die „vorgeschichtlichen Funde aus Berlin und Umgegend" (Festschrift für die XI. allgem. Vers. der Deutschen Ges. für Anthrop. etc. zu Berlin 1880, Heft XVII der

---

*) Rutot, Sur les gisements paléolithiques de Loess éolien de l'Autriche-Hongrie. Bruxelles 1904 betont nochmals, daß in Taubach El. antiquus mit Rhinoceros Merkii vorkommt und Mammut fehlt. Taubach ist eolithisch (nicht Moustérien), es ist untere Terrasse vom Moséen d. h. Reutelo-Mesvinien. Mammut u. Rhin. tichorhinus gehören (auch in Neu-Britz und Rixdorf) in das Chelléen bis Eburnéen. Die menschlichen und tierischen Funde von Krapina in Kroatien sind Eburnéen.

Schriften des Vereins für die Gesch. der Stadt Berlin.) Schon bei Gelegenheit der General-Versammlung habe ich von dem Inhalte Ihrer Arbeit Kenntnis genommen und mich davon überzeugt, daß auch für meine Spezialstudien eine wesentliche Förderung daraus zu gewinnen sei. Um so erfreulicher ist es mir, daß ich durch Ihre Güte in den Besitz eines Exemplars gekommen bin und mich einem sorgfältigen Studium des Inhalts widmen kann. Sie können sich denken, daß ich mir zunächst den urgeschichtlichen Teil näher angesehen habe. Ihre übersichtlichen Zusammenstellungen aus den Arbeiten von Lossen, Berendt, Orth, Penck etc. sind mir sehr angenehm, da die Original-Arbeiten nicht sämtlich in meinem Besitz sind, sondern meist erst aus Braunschweig entliehen werden müssen.

Mein Irrtum hinsichtlich des Vorkommens von Lemmingsresten am Kreuzberg beruht auf den Anführungen bei Gervais und im Neuen Jahrb. f. Mineral., so daß ich leicht zu entschuldigen bin, ich habe übrigens die Sache schon vor 2 Jahren im Neuen Jahrb. f. Mineral. 1878, S. 843 ausführlich beschrieben und aufgeklärt.

Im übrigen möchte ich nicht dafür einstehen, daß am Kreuzberge nicht doch einige Lemmingsreste begraben liegen. Diese Tiere haben in der Diluvialzeit eine so weite Verbreitung gehabt, daß fast jede Ausgrabung, bei der man sorgfältig die kleinen Tierreste beachtet, zahlreiche Lemmingsreste zu Tage fördert. So liegt mir augenblicklich wieder eine große Sendung von Fossilresten zur Untersuchung vor, welche die k. ungar. Akademie bei Kaschau in Ober-Ungarn hat ausgraben lassen, darunter befinden sich etwa 50 Unterkiefer vom Halsbandlemming.

Übrigens rechne ich die Lemminge nicht zu der Steppenfauna im engeren Sinne, sie sind Charaktertiere der arktischen Zone, und in sofern diese im allgemeinen jenseits der Region des Waldes (oder doch des hochstämmigen, geschlossenen Waldes) liegt und die Tundren (oder Moossteppen) umschließt, hat sie in mancher Hinsicht ähnliche Verhältnisse aufzuweisen, wie die Region der eigentlichen Steppen (der Gras- und Kraut-Steppen).

Bei Thiede finden sich in den tiefsten Schichten die Lemminge in großer Zahl, in den mittleren werden sie seltener, und es treten Ziesel, Springmaus, Pfeifhase auf, also die eigentliche Steppenfauna. In den obersten Partien finden sich Reste einer Waldfauna. Ähnlich ist es bei Westeregeln, nur daß hier die Steppenfauna in höherem Grade vorherrscht, während die rein arktische Fauna nur schwach entwickelt ist.

Die echte Steppenfauna vermittelt zwischen der rein arktischen (eiszeitlichen) Fauna und der vorgeschichtlichen Waldfauna, welche zu Caesars Zeit bei uns existierte und in stark dezimiertem Zustande noch heute fortlebt.

Zum Gedächtnis unsers Alfred Nehring habe ich heut eine Ausstellung derjenigen seiner Schriften vorgelegt, die unsere Heimat mittelbar oder unmittelbar angehen. Leider habe ich nicht — seine meisten Arbeiten sind in Zeitschriften erschienen — alle Publikationen ausstellen können, aber diejenigen, welche Sie hier vorfinden, werden Sie von dem unermüdlichen Forscherfleiß des wackern echt deutschen Gelehrten sowie davon überzeugen, wie unendlich Vieles unsere Heimatkunde durch den

Heimgang dieses hervorragend bedeutenden Mannes verliert. Die zahlreichen Rußland, Amerika, Asien, Afrika angehenden Schriften habe ich fortgelassen. Im einzelnen finden Sie folgendes:

1. Übersicht über vierundzwanzig mitteleuropäische Quartär-Faunen (D. geol. Ges. 1880).
2. Neue Notizen über fossile Lemminge (N. Jahrb. f. Mineralogie 1880).
3. Über die bei Thiede gemachten Ausgrabungen (Sitzung d. Berl. Anthrop. Ges. vom 11. März 1882).
4. Über die letzten Ausgrabungen bei Thiede, namentlich über einen verwundeten und verheilten Knochen vom Riesenhirsch (Separatbericht zu Nr. 3).
5. Über die Fauna Zentral-Europas in der Lößperiode (Geological Magazine, Febr. 1883). (Sitzungsb. der Ges. naturf. Freunde zu Berlin vom 20. März 1883. S. 46).
6. Über die Verbreitung von Mus rattus und Mus decumanus (wie Nr. 5 vom 17. April 1883. S. 49).
7. Über neue bei Westeregeln gemachte Fossilfunde, sowie über die Vorgeschichte des Pferdes in Europa (wie Nr. 6. S. 50–63). Das Wildpferd ist im Diluvium bei uns meinheimisch. Eine successive Verkümmerung hinsichtlich der Größe und Stärke der Pferde in unseren Gegenden hat von der Diluvialzeit bis in die Zeit des germanischen Urwaldes hinein stattgefunden. Die Nachkommen der bei uns erwachsenen Hauspferde sehen wir noch heute in dem sogen. gemeinen Pferde bezw. in der „kaltblütigen Rasse", soweit sie nicht durch Kreuzung mit fremden Pferden verändert worden sind.
8. Über die Diluvialfauna von Westeregeln und Thiede (wie Nr. 5, 1888. S. 39—44).
9. Über das Vorkommen von Arvicola oeconomus Pall. sp. im Diluvium von Thiede und Westeregeln (wie Nr. 5, 1888. S. 80—85).
10. Vorläufige Entgegnung auf Woldemanns Abhandlung über die Diluvialsteppe (wie Nr. 5, 1888. S. 153—166).
11. Über den sogen. Wolfszahn der Pferde (wie Nr. 5, 1882. S. 31—36).
12. Einige nachträgliche Mitteilungen über den Wolfszahn der Pferde. — Über Ulna und Fibula der Equiden. — Fossile Wildesel-Reste aus dem Diluvium von Westeregeln (wie No. 5, 1882, S. 46—53).
13. Über das Vorkommen von Eckzähnen bei Antilope saiga, bei Cervus capreolus und anderen Cervus-Arten (wie No. 5, 1883, S. 13—19). Die in den russischen Steppen noch jetzt lebende Saiga-Antilope ist auch in Norddeutschland, z. B. Westpreußen, in der Steppenzeit vorgekommen. Aus der Provinz Brandenburg noch unbekannt. Vgl. No. 64.

14. Über das fossile Vorkommen von Cervus dama, Cyprinus carpio und Dreissena polymorpha in Norddeutschland (wie No 5, 1883, S 68—71). Die Funde des Dr. Keilhack in einem praeglacialen Süßwasserkalk bei Belzig. Das Klima war wärmer, denn nachmals ist der Damhirsch und der Karpfen sowie die Dreissena (Schafklauenmuschel) bei uns wieder ausgestorben und erst künstlich in geschichtlicher Zeit bei uns wieder eingeführt, der Damhirsch wahrscheinlich erst im 16. Jahrhundert, der Karpfen durch die Cisterzienser-Mönche als leckere Fastenspeise und die Schafklauenmuschel mittels Floßholzes aus der Wolga erst im Anfang des 19 Jahrhunderts. Über diese Wander-Muschel habe ich in der Brandenburgia III, 142, IV, 376, VII, 377 und VIII, 178 ausführlich wiederholt berichtet.

15. Über Halichoerus grypus Fabr. (wie No 5, 1882, S. 117—127) Ist in der pommerschen und preußischen Ostsee die zahlreichste, gleichzeitig größte Robbe, deren Leben ich in der Zeitschrift „Der Zoolog Garten“ 1882, S 147, 148, 157—181 ausführlich beschrieben habe. Geht bis in unsere Odermündungen.

16. Über Gebiß und Skelett von Halichoerus grypus sowie über die systematische Stellung der Gattung Halichoerus (wie No 5, 1883, S 107—126).

17. Über Halarachne Halichoeri Allmann, sowie über einige Halichoerus-Schädel. Bespricht besonders eine in der Nasenhöhle der Kegelrobbe (des Graukerls) lebende Milbenart (wie No. 5, 1884, S. 57—67).

Im Berliner Aquarium lebt seit etwa 20 Jahren ein großer Halichoerus aus der Danziger Bucht wohl und munter; der Berliner Zoolog Garten besitzt kleinere Exemplare dieser Seehundsart.

18. Faunistische Beweise für die ehemalige Vergletscherung Norddeutschlands. (Kosmos VII, 1883, S. 173—185.)

19. Über diluviale und praehistorische Pferde Europas (wie No 5, S 2—7). Hauptsächlich das Schussenrieder Pferd (Württemberg), von Nehring Equus caballus foss varietas latifrons genannt — Das Schussenrieder Pferd kann als Stammvater eines Teils der kleinen breitstirnigen Pferde Europas angesehen werden.

20. Über den Schädel eines zwergartigen Schweines (Sus scrofa nanus) aus dem Torfmoor von Tribsees in Neu-Vorpommern (wie No 5, 1884, S 7—14). Zwerghafter Wildschweins-Schädel, also nicht des Sus palustris Rütimeyer (das domesticierte Torfschwein), welches eine Kümmerform vom Hausschwein darstellt. Vgl. No 32.

21. Über einige Canis-Schädel mit auffälliger Zahnformel (wie No. 5, 1882, S. 65—68).
22. Über eine große wolfsähnliche Hunde-Rasse der Vorzeit (Canis fam. decumanus Nrg.) und über ihre Abstammung (wie No. 5, 1884, S. 153—165). Nehring hält die betreffenden Funde des Märk.-Museums für noch älter als die Tierreste aus den bekannten schweizerischen Pfahlbauten von Robenhausen. Beim Bau des Stichkanals zwischen Plötzensee und der Spree wurde im torfig-moorigen Boden der eine Hundeschädel von der ungefähren Größe des C. palustris Rütimeyer ausgegraben, das zweite größere und besser erhaltene Stück in Spandau vor dem Potsdamer Tor. Beide Schädel sind im Mark. Museum, N. hat hierauf seinen Canis familiaris decumanus begründet. Stammt vom Wolf ab.
23. Katalog der Säugetiere der Zoolog. Sammlung der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin. Mit 52 Textabbildungen. Berlin, Verlag von Parey 1886. Besonders schätzbar wegen der trefflichen Abbildungen.
24. Über die Sohlenfärbung am Hinterfuße von Felis catus, F. caligata, F. maniculata und F. domestica (wie No. 5, 1887, S. 26).
25. Wolf und Hund. (Naturw. Wochenschrift, 1. April 1888, S. 1 u. 2.)
26. Über den Einfluß der Domestication auf die Größe der Tiere (wie No. 5, 1888, S. 134—141). Castration besonders hierbei berücksichtigt.
27. Einige Notizen über das Vorkommen resp. Nichtvorkommen der Helix pomatia im Diluvium Deutschlands (wie Nr. 5. 1888, S. 150 u. 151). Von dieser meinerseits in der Brandenburgia so oft besprochenen größten Landschnecke Norddeutschlands, der Weinbergsschnecke, habe ich festgestellt, daß sie uns noch zur wendischen Burgwallzeit fehlt und wohl erst durch die katholische Geistlichkeit bei uns als Fastenspeise eingeführt worden ist. Vergl. auch Ed. v. Martens a. a. O. S. 149 und Naturw. Wochenschr. vom 14. Okt. 1888. Nehring sagt, H. p. fehle den lößartigen Ablagerungen vor dem Nordrande des Harzes, so bei Thiede und Westeregeln, bei Quedlinburg und Gandersheim. Dagegen kommt H. p. in mehreren altdiluvialen Tuffablagerungen vor, z. B. bei Taubach mit Rhinoceros merckii, Elephas antiquus, z. Z. als ein etwas wärmeres Klima herrschte, ähnlich wie bei Belzig, als dort Cervus dama, Cyprinus carpio und Dreissena polymorpha lebten.
28. Über den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig. (Neues Jahrb. f. Miner. 1889. Bd. I. S. 66—97.) (z. T.

gegen Wollemanns Abhandlung Über Gliederung und Fauna der Diluvialablagerungen im Dorfe Thiede bei Braunschweig Sitzungsb. der niederrhein. Ges. f. Naturwissenschaft zu Bonn vom 14. Nov. 1887, gerichtet, wie mir scheint, mit Recht). Vgl Nr 34

29 Die Fauna eines masurischen Pfahlbaus (Naturw Wochenschr 7. Okt. 1888)

30 Das Skelett eines weiblichen Ur (Bos primigenius) (wie Nr 28 vom 22 Juli 1888. S 130). Am 12 Mai 1887 auf der Sohle des Torfmoores von Gulden unweit Goyatz, westlich vom Südende des Schwieloch-Sees, Kreis Lübben, ausgegraben Eine Zierde des Landwirtsch Zool Museums.

31. Über das Skelett eines weiblichen Bos primigenius aus einem Torfmoore der Provinz Brandenburg (wie Nr 5 1888 S 54—62) Dasselbe Gerippe wie Nr. 30.

32. Über die Form der unteren Eckzähne bei den Wildschweinen, sowie über das sogen Torfschwein (Sus palustris Rütimeyer). (wie Nr 5 1888 S. 9—16) Vgl Nr 19

33 Über die Heimat der gezähmten Moschus-Ente (Anas moschata L.) (wie Nr. 5 1889 S 33 u 34) Wild und zahm in Brasilien, gezähmt bei den alten Peruanern Beliebter Ziervogel bei uns Vgl Nr 35

34 Über die gegen ihn gerichtete Wollemannsche Polemik hinsichtlich der plistocaenen Steppenfauna (wie Nr 5 1880 S 37—50) Vgl. Nr 28

35 Über die Herkunft der sogen türkischen Ente (Anas moschata L.) Zeitschrift Humboldt Okt 1889 S. 369—382). Vgl Nr. 33

36 Diluviale Wirbeltiere von Pösneck in Thüringen (Neues Jahrb f Miner 1889 Bd I. S 205—214) Lößfunde gleichalterig mit Thiede, Westeregeln, Gera Zuzlawitz (Böhmen) etc. Steppenfauna.

37. Über die Herkunft des Meerschweinchens (Cavia cobaya Marcgr.) (wie Nr. 5 1889 S 1—4). Stammt aus Peru

38. Über dass. Tier in Naturw Wochenschr vom 29. Januar 1888 S 134

39. Die Bedeutung des Meerschweinchens für die Alt-Peruaner (Tagl. Rundschau vom 13 Febr 1889 S 146 u. 147.)

40. Kreuzungen von wilden und zahmen Meerschweinchen (Naturw. Wochenschr. 1893 S. 473) Fruchtbare Kreuzung zwischen Cavia cobaya und C aperea aus Paraguay. C. aperea ist die wilde Form des Meerschweinchens. N hatte die Güte mir ein solches Kreuzungstier lebend zu verehren, welches genau die graue

Färbung des wilden Meerschweinchens hatte und sich durch größere Lebhaftigkeit vor dem domestizierten auszeichnete.

41. Über Kreuzungen von Cavia aperea und Cavia cobaya (wie Nr. 5. 1893. S. 249—252).
42. Über dass Thema im „Zoolog. Garten“ 1891. XXXV. S. 65—77.
43. Kreuzungen von zahmen und wilden Meerschweinchen, Cavia cobaya und Cavia aperea (wie Nr. 42. 1894. S. 1—13).
44. Über die Abstammung des Meerschweinchens (Humboldt, VIII. April 1899. Heft 4).
45. Über Riesen und Zwerge des Bos primigenius (wie Nr. 5. 1889. S. 5—7).
46. Die österreichische Natter (Coronella austriaca oder laevis) in der Provinz Brandenburg. Bei Ragow zwischen Müllrose und Beeskow am 22. Juli 1890 entdeckt. (Tägl. Rundschau vom 30. Juli 1890. Vgl. Nr. 47).
47. Über das Vorkommen der österreichischen Natter in der Provinz Brandenburg (Naturw. Wochenschrift vom 17. August 1890. S. 327). Der zu 46 erwähnte Fall. Zitiert meine Fundorte in E. Friedel, Wirbeltiere der Provinz Brandenburg. 2. Ausg. Berlin 1886. S. 21.
48. Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Berlin 1890 bei Dümmler. Epochemachendes Werk. Vgl. Nr. 49. Hat N.'s Namen in der ganzen naturwissenschaftlichen Welt bekannt gemacht.
49. Nehring bespricht dasselbe (wie Nr. 5. 1890. S. 147 u. 148).
50. Über das Vorkommen von Helix candicans Ziegl. auf der Insel Wollin (wie Nr. 5. 1890. S. 148—152). H. candicans Ziegl. = H. obvia Hartmann, kommt, wie ich in der Brandenburgia mitgeteilt, auf dem Berliner Kreuzberg und nahe Alt-Geltow bei Potsdam vor. Dgl. an den Eisenbahndämmen in Schöneberg, in Bornstedt bei Potsdam, in Stolp bei Wannsee, in Südende bei Berlin etc. Eine sporadische und seltene, trockenliebende, zierliche Schnecke; in Pommern habe ich sie inzwischen bei Stettin entdeckt, während sie dem Stettiner Dr. Lehmann in seiner Beschreibung der Weichtiere Pommerns noch fremd war, und zwar am 6. Juni 1899 an den nach der Oder zu liegenden Abhängen des „Weinbergs“ bei Gotzlow über der Oder und seit 1898 beständig bis 1904 am Saßnitzer Hafen, namentlich an dem Bahndamm unterhalb Crampas auf der Insel Rügen beobachtet.
51. Fossile Fauna vom Schweizer Bild bei Schaffhausen (Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1892. S. 86). Arktische Steppenfauna. Vgl. Nr. 60.

52. Der Schelch des Nibelungenliedes ist ein wilder Hengst (wie 51. 1892. S. 125—127)
53. Ein merkwürdiges Riesenhirsch-Geweih von Worms a. Rh. (Deutsche Jäger-Zeitung vom 7. Febr. 1892. S. 571—575).
54. Über ein eigentümliches Riesenhirsch-Geweih (Cervus megaceros var. Ruffii Nrg.) (wie Nr. 5. 1891. Bericht vom 20. Oktober). Nach dem um die wissenschaftliche Ausbeutung des diluvialen Torflagers von Klinge bei Kottbus hochverdienten, unserem Mitgliedern wohlbekannten Stadtrat Ruff in Kottbus benannt. Vgl. Nr. 55, 56, 82—100.
55. Über dens. Hirsch (nur 1 Schaufel vorhanden) in Nr. 29 der Deutschen Jäger-Zeitung von 1892.
56. Über dasselbe Tier a. a. O. Nr. 17 (ausführliche Beschreibung).
57. Ein Skelett des Urstiers (Bos primigenius Boj.) von Brandenburg a. d. H. (Deutsche Landwirtsch. Presse vom 10. Sept. 1892). Männliches Gerippe aus einem Mergellager, das die Basis eines Torfmoors bildet. Schädel fehlend. Im Landwirtsch. Hochschul-Museum.
58. Arvicola ratticeps und der Hamster bei Brandenburg a. d. H. (Naturw. Wochenschrift vom 28. Febr. 1892. S. 354)
59. Über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea (Bd. XXIII, neue Folge Bd. XIII d. Mitth. der Anthrop. Ges. in Wien. 1893. S. 204—211)
60. Über die Tundren-, Steppen- und Waldfauna aus der Grotte „Zum Schweizerbild" bei Schaffhausen (Naturw. Wochenschrift vom 5. März 1893. S. 91—93). Vgl. Nr. 51.
61. Über pleistocäne Hamster-Reste aus Mittel- und Westeuropa (Jahrbuch d. k. k. geol. Reichsanstalt 1893. 43. Bd. S. 179—198)
62. Die Verbreitung des Hamsters (Cricetus vulgaris) in Deutschland (Archiv f. Naturgesch. 1894. Bd. I. S. 15—32). Mit Karte.
63. Über fossile Menschenzähne aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar (Naturw. Wochenschrift vom 4. Aug. 1895. S. 369—372)
64. Fossiler Schädelrest einer Saiga-Antilope aus dem Diluvium Westpreußens (N. Jahrb. f. Miner. 1896. Bd. 1. S. 111—116). Vgl. Nr. 13.
65. Die Verschiedenheit von Bison und Ur (Wild und Hund. II. Jahrg. 1896).
66. Das Augsburger Bild eines Urstiers (a. a. O. S. 6)
67. Über einen Löwen-Schädel von Gräbendorf, Kreis Teltow (wie Nr. 5. 1892. S. 71). Das leider nur bruchstückweise erhaltene zwischeneiszeitliche Stück (Schädelkapsel) befindet sich im Märk. Museum (Brandenburgia VIII. 131)

68. Neue Notizen über die Verbreitung und landwirtschaftliche Bedeutung des Hamsters in Deutschland (Deutsche landwirtsch. Presse. XXVI. Nr. 42. 1899. 474). Vgl. Brandenburgia XII. 361 u. diese Nrn. 75 u. 76.
69. Über fossile Elchreste (Deutsche Jägerz. Bd. 41. Nr. 38 vom 9. August 1903). Vgl. Brandenburgia XII, 322. Fund von Nedlitz bei Potsdam; Spree beim Spandauer Bock; Moor bei Fehrbellin; Hans Zossen; Klinge bei Cottbus.
70. Die Herbersteinschen Original-Holzschnitte des Ur und des Bison. (Wild und Hund. 25. Sept. 1896. S. 611.)
71. Die Herbersteinschen Abbildungen des Ur und des Bison (in Landwirtschaftlichen Jahrbüchern von H. Thiel. 1897). Der Titel des Herbersteinschen Werks, deutsche Ausgabe, lautet: „Moscovia der Hauptstat in Reissen (Rußland), durch Herrn Sigmunden Freyherrn von Herberstain, Neyperg und Guetenhag, Obristen Erbcamerer und öbristen Erbtruckbsessen in Kärnten pp. zusammen getragen sambt des Moscoviter gepiet, und seiner allgemeiner beschreibung und anzeigung" pp. Wien 1557. Besonders wichtig weil damals der inzwischen völlig ausgerottete Urstier (Bos primigenius), der Stammvater unserer schönsten Rinder-Rassen, noch lebte.
72. Die Verschiedenheit von Bison und Ur (Wild und Hund. Aug. 1896).
73. Über Schlittknochen, insbesondere über einen solchen von der Burg in Bromberg. (Wild und Hund. 1897. III. Jahrg. S. 84). Bespricht auch ein Ex. des Mark. Museums aus Oderberg i. M. Fig. 2.
74. Eine subfossile Hornscheide des Bos primigenius (Naturwiss. Wochenschrift vom 10. Dezember 1899. S. 591). Hornzapfen sind massenhaft bekannt, aber der in einem Torfmoore der Oberförsterei Trelen, Reg.-Bez. Köslin, ausgegrabene Hornzapfen ist noch mit der eigentlichen Hornmasse (Hornscheide) bekleidet, was bei der leichten Verweslichkeit der letzteren einen sehr seltenen Fall darstellt. Nach den Beobachtungen Wiepkens (Ueber Saugethiere der Vorzeit, Oldenburg 1883. S. 5) gibt es einzelne Moore, die Knochen auflösen, Hörner dagegen erhalten: „Unser Moor scheint Säuren zu entfalten, welche im Laufe der Zeit Knochen völlig auflösen, dagegen auf Hörner weniger einwirken; denn ich habe eine große Anzahl Hörner von Bos taurus (abgesehen von 2 vorher erwähnten Hörnern des Bos primigenius) aus dem Moor bekommen, die mehr oder weniger gut erhalten sind; dagegen waren alle Knochenreste, die ich bis jetzt im Moor gefunden, butterweich, indem aller Kalk darin aufgelöst zu sein schien." (Wiepken a. a. O.)

75. Die Zahl der Mammae bei Cricetus, Cricetulus und Mesocricetus (Zool Anzeiger Bd XXIII vom 5 Nov 1900 S. 572) Eine der vielen Hamsterstudien N's Vgl Nr 76

76. Die Zahl der Zitzen und der Embryonen bei Mesocricetus und Cricetus (wie Nr 75. 1901 S. 130) Vgl Nr 68.

77. Eine durchbohrte Hacke aus dem Beinknochen eines Urochsen. (Verh Berl anthrop. Ges, 17 Febr. 1894 S. 115.) Nach N aus dem Unterarm eines weiblichen Ur, Bos primigenius Boj Ein Beweis für die scharfe Diagnose N's Dir Alb Voss hatte den Knochen so wie der Titel sagt bestimmt Moorfund im Kreis Hadersleben

78. Über einen bearbeiteten Astragalus einer Ur-Kuh (Bos primigenius). Bei Sömmerda auf einem Kartoffelacker gefunden

79. Über das Vorkommen des Sichling, Pelecus cultratus (wie Nr 5. 1903 S 44) Seltener Fisch, der die Elbe aufsteigt, vielleicht auch die Oder, in der Provinz Brandenburg bislang aber noch nicht gefunden ist, obwohl er wegen seiner sichelförmigen Gestalt auffallen muß

80. Neue Funde diluvialer Tierreste vom Seveckenberge bei Quedlinburg (wie Nr 5 1904 S 20) Diese Fauna ist im wesentlichen eine subarktische Steppen-Fauna, ähnlich Westeregeln, Thiede, Gera, Aussig, Türmitz, Prag etc, von dem Charakter der heute in den südostrussischen Steppen lebenden.

81. Ein diluvialer Steppen-Iltis von Quedlinburg (Centralblatt für Mineral 1904 Nr. 1) Ist Foetorius Eversmanni Less

82—100. Eine größere Anzahl von Vorträgen und Berichten, welche sich auf die bereits Nr 54—56 erwähnten Moor- und Wiesenkalkfunde von Klinge bei Cottbus beziehen, auf ihre Flora und Fauna (Megaceros Ruffii, Elephas Rhinoceros), auf ihre geologische Stellung im Diluvium, z T gegen Prof Dr Hermann Credner, Dir des k sächs geolog Landesanstalt gerichtet (Credner, Elemente der Geologie. 9. Aufl. 1902. S 728)*) Bearbeitete Knochen von Rhinoceros, bearbeitete Feuersteine Kürzlich wurde daselbst ein ziemlich vollständiges Skelett von Elephas entweder primigenius oder trogontherii gefunden, über welches N sich mir gegenüber mit großem Interesse aussprach **)

---

*) Auch in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthrop pp befinden sich noch vielerlei auf unsere Heimat bezügliche Vorträge und Mitteilungen Nehrings, für welche bes. S 54 des 1904 erschienenen General Registers von Band 1 bis 20 der Zeitschrift für Ethnologie (1869—1888) einzusehen ist ein neues General-Register wird im Jahre 1905 herausgegeben werden

**) Vgl. unsere Nr XVII

Nehring hatte mir für die heutige Brandenburgia-Sitzung den lange zugesagten Vortrag über Klinge versprochen, bestellte ihn aber ab, weil er sich körperlich wie geistig erschöpft fühle und nur mit Anstrengung seinen amtlichen Anforderungen zu genügen imstande sei. Ich fand N. seit dem Unglück, welches ihn vor 2 Jahren dadurch traf, daß infolge einer Gasexplosion unter dem Museum in der Landwirtsch. Hochschule, ein Teil seiner Sammlungen zerstört oder beschädigt, ein anderer völlig durcheinander geworfen ward, zum öftern äußerst niedergeschlagen; N. konnte die Verluste an Material und aufgewendeter unendlicher Mühe seelisch nicht überwinden, aber so nahe hatte ich mir den Tod dieses kräftigen, echten zähen Niedersachsen doch nicht gedacht.

Die Wissenschaft und unsere Brandenburgia verlieren durch Nehrings Tod Unersetzliches.

Ehre, Ehre seinem Andenken!

(Die Anwesenden erheben sich von den Sitzen.)

VII. Durch den hierselbst am 22. d. M. erfolgten Tod des Geheimen Sanitätsrats und Professors Dr. Max Bartels erleidet die Anthropologie und die Volkskunde einen außerordentlichen Verlust. B. hat diese Wissenszweige auch hinsichtlich unserer Heimatprovinz eifrigst gefördert, ohne Mitglied der Brandenburgia zu sein. Er ist 62 Jahr alt geworden, seine Gemahlin Anna geb. Hertzog ist eine Tochter des bekannten Begründers des großen Handels- und Konfektions-Hauses Rudolf Hertzog zwischen der Breiten- und Brüder-Straße.

VIII. Auch der am 10. Oktober 1904 hier gestorbene, am 1. Mai 1853 geborene Banquier Alexander Meyer-Cohn sei hier, obwohl ebenfalls nicht Mitglied der Brandenburgia, mit Rücksicht auf die großen Verdienste erwähnt, die er sich um den uns befreundeten Verein für Volkskunde, um das Volkstrachten-Museum und den Verein für die Geschichte Berlins erworben. Seine Autographen-Sammlung, namentlich soweit sie die deutsche Literaturgeschichte angeht, ist berühmt. Zu vergl. Mitt. des letztgedachten Vereins 1904 S. 137.

C. Naturgeschichtliches.

IX. „Schutz dem Grunewald! Protest-Erklärung gegen die Vernichtung des Grunewalds.“ Unter dieser Überschrift wird eine Liste durch eine hiesige Zeitung mit dem Ersuchen der Brandenburgia vorgelegt, sich beistimmend darin einzutragen. Ich lege diese Liste in mehreren Exemplaren vor und ist es selbstverständlich jedermann überlassen, ob er seinen Namen in dieselbe eintragen will, oder nicht. Ich selbst werde dies nicht tun und kann auch nur der Brandenburgia als solcher widerraten, den Protest zu unterzeichnen. Derselbe schießt weit über das Ziel hinaus, er enthält mehrere Ungenauigkeiten und viele Übertreibungen. So heißt es, der Teil des Grunewalds zwischen Glienicke

und Neu-Babelsberg solle bebaut werden. Dies Gelände gehört aber garnicht zum Grunewald, sondern zum Potsdamer Forst. Neben der großen Döberitzer Heerstraße solle ein großer Exerzierplatz geschaffen werden; gemeint ist das Gelände zwischen dem Bock und der Charlottenburg-Spandauer Grenze, welches, wie allen Spaziergängern zwischen dem Bock und Pichelsberg bekannt, bereits seit etwa 40 Jahren dem Verkehr entzogen, eingefriedigt und für militärische Zwecke bestimmt ist. Wenn unser Kaiser, dessen landesväterlichem Interesse wir gerade die Erhaltung des Grunewalds verdanken, davon gesprochen hat, ihn zu einem „Volkspark" zu machen, so heißt das nur, daß der Forst, der bisher als ein „Wildpark" gehalten wurde, nunmehr jedermann aus dem Volke zugänglich sein soll. Statt unserem Hohen Herrn dafür dankbar zu sein, wird die Sache entweder törichter oder absichtlicher Weise so gedreht, als wenn unserm Kaiser ein Volkspark im Sinne etwa des Wurstlpraters bei Wien vorschwebe. Das ist grundfalsch. Die schönsten Teile d. h. die hügeligen Gelände nach der Havel zu bleiben in ihrer ur- und naturwüchsigen Schönheit erhalten und wenn beabsichtigt sein sollte, den ebenen Teil, wo Kiefer an Kiefer so langweilig wie die Pfähle einer Landesbaumschule, ein Baum genau wie der andere, dastehen, etwas zu lichten, so kann dies vom Standpunkt der Naturschönheit nur dringend gewünscht werden. Es werden alsdann die zahlreich eingesprengten mehrhundertjährigen prächtigen Eichbäume, die jetzt von unschönen und wertlosen Kienbäumen fast erstickt werden, zur Geltung kommen, vor allem werden dann das Unterholz und das Gesträuch sowie die niedrigen Waldkräuter und Waldblumen aufsprießen, was vereint unseren märkischen Naturwald so malerisch macht, bislang aber wegen der Parforcejagden in diesen widernatürlichen und künstlichen Jagen und Gestellen absolut verpönt war. Einzelne urwüchsige Teile der Jungfernheide und des Tegeler Forstes zeigen uns, wie der märkische Wald um Berlin aussieht und in seiner ungestörten Ursprünglichkeit aussehen soll. Es wird eine schöne und dankbare Aufgabe der Forstleute und Gärtner sein, in diesem Sinne die für unser Naturempfinden bisher verwahrlosten Teile des Grunewalds, in denen man im schlimmsten Wortsinne den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, forstlich auszugestalten und floristisch neu zu beleben. Ebenso wird vollkommen zu Unrecht ausgesprengt, als wenn die malerischen Sumpfpartien, die Fenne des Grunewalds, ausgetrocknet und in künstliche Anlagen wie bei St. Hubertus verwandelt werden sollen; auch hieran denkt an maßgebender Stelle niemand ernstlich.

Ich weiß nicht, ob ich mit diesen Ausführungen im Sinne der Brandenburgia gesprochen habe und bitte — bei der Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit der Sache sowie bei dem Ansehen, dessen sich unsere heimatkundliche und heimatfreundliche Gesellschaft im Volke überall, bei

Reich und Arm, bei Vornehm und Nichtvornehm, erfreut, dringend, daß diejenigen Anwesenden, welche anderer Meinung sind, sehr gefälligst dies nunmehr kund tun. — (Es meldet sich niemand zum Worte.) — Dann darf ich wohl annehmen, daß Sie mit meinem Vorschlag und dessen Begründung einverstanden sind? (Zeichen der Zustimmung; in die ausgelegten Protestlisten zeichnet sich niemand ein.)

X. Krähen-Zug, Krähen-Plage und Krähen-Esser. Von diesem Trifolium war in unserer letzten Sitzung die Rede und ergänze ich das Gesagte auf besondern Wunsch noch durch einige Angaben.

Auf der Kurischen Nehrung, von der hier neulich die Rede war, und auf der Insel Bornholm, die ich im Sommer 1903 besucht, werden die Krähen, deren Fleisch dem junger Hühner gleicht, gern gefangen und von den Bewohnern gegessen. Da auf der sandigen Nehrung nur an wenigen humosen Stellen etwas Kartoffeln und Zwiebeln wachsen, bilden eingepökelte Krähen im Winter eine Hauptnahrung der von der Welt abgeschnittenen Nehrungsbewohner. Auch die Federn der Krähen werden gern gekauft, da man sie zum Stopfen der Betten verwendet; sie sind viel billiger als Gänsefedern. Den Krähenfang, der hauptsächlich im Herbst, wenn die Fischerei schwieriger wird, erfolgt, schildert Passarge in folgender Art: „Es wird auf der Heide ein langes Zugnetz ausgebreitet und an einer der beiden Langseiten mit Pflöcken auf dem Boden befestigt. Die beiden schmalen Seiten werden durch Stangen ausgespannt. Es gehen von diesen schmalen Netzenden Taue aus, die in eine aus Fichtenzweigen gebildete Hütte laufen, in welcher sich der Krähenfänger befindet. Auf das ausgebreitete Netz werden als Köder Fische geschüttet, neben diesem Köder auch ein paar Krähen angebunden. Sobald die ziehenden Krähen sich auf die Fische niederlassen, zieht der Fänger in seiner Hütte die Stricke mit einem starken Ruck an; die an den Enden befindlichen Stangen bewirken, daß sich das Netz seiner ganzen Länge nach erhebt, überschlägt und die überraschten Krähen bedeckt. Auf diese Weise fangen die Nehrunger an einem Tage oft zwei Schock Krähen und mehr; sie müssen es sich dafür gefallen lassen, von den reichen Bewohnern der litauischen Nehrung als „Krähenfresser“ verschrien zu werden.“ Aber nicht nur Passarge, auch Professor Bezzenberger bestätigt, daß das Fleisch der Krähe wohlschmeckend ist. Nach Bezzenberger soll im 18. Jahrhundert auf der Nehrung wie zur Ordenszeit auch Falkenfang betrieben worden sein. Von der Armut der Nehrungsbewohner gibt auch folgende Schilderung einen Begriff: „Die Bewohner Niddens haben außer einem Schuhmacher in ihrem Dorf keinen einzigen Handwerker. In Nidden darf kein Baum gefällt werden; kein Stein, kein Ziegel ist hier zu finden. Jeder Spahn, jedes Stückchen Torf wird zu Wasser aus weiter Ferne herbeigeholt. Die Bewohner haben in ihren Sandoasen nichts als das Wasser und die Fischerei.

Denn die Heimat gibt ihnen nichts als die Wohnung. Jeder wohlhabende Fischer besitzt eine oder ein paar Kühe, denn wie könnte er ohne Milch bestehen! Im Sommer gewährt die Palwe der Nehrung genügende Weide. Doch ist auch diese nicht umsonst, da der Staat wegen der Schutzpflanzungen für jedes Pferd 15 Groschen, für eine Kuh zehn und für ein Schaf fünf Groschen an Weidegeld verlangt. Die Weide ist über eine halbe Meile weit vom Dorfe entfernt, und die Kühe können daher nur morgens und abends gemolken werden. Die Heuernte findet jenseits des Haffes statt." Außer den Krähen bieten auch die Haffmöwen den armen Nehrungern Nahrung, so werden bei Rossitten jährlich etwa 5000 Möweneier gefunden und teilweise verschickt, da ihr Geschmack dem Kiebitzei mindestens die Wage hält, wie Bezzenberger berichtet. Oft sind ganze Dünenberge so von Möwen bedeckt, daß es nicht mehr möglich ist, die Farbe des Sandes zu erkennen. Der Geologe Schumann schätzte einen solchen Schwarm einst auf 50000 Möwen und berechnete, wie viele Fische täglich sie verzehrten.

Die Engländer, die doch sehr vorurteilsvolle und „mäkelige" Kostgänger sind, verspeisen Pasteten von jungen Krähen (rook-pies) und mehrere Brandenburgia-Mitglieder, z. B. Herr Schenk, erzählten mir, daß Braten von jungen Krähen wohlschmeckend sei. Professor Nehring teilte mir vor einigen Jahren mit, in einem hiesigen Restaurant seien ihm junge Krähen anstatt Wildtauben vorgesetzt worden, er habe einen Krähenbraten ruhig verspeist und recht gut befunden, hiernächst aber auf Grund seiner zoologischen Kenntnisse den erst erstaunten, dann sehr verlegenen Wirt ins Gebet genommen.

XI. Nerthus. Illustrierte Zeitschrift für volkstümliche Naturkunde, zugleich Tauschorgan für Sammler aller naturwissenschaftlichen Objekte. Ich lege Ihnen die Nr. 19 von Jahrg. 6, Altona-Kiel, den 18. September 1904 vor. Darin ein bemerkenswerter Artikel „Zum Schutze der Naturdenkmäler" von Ludwig Schuster in Gonsenheim bei Mainz. Herausgeber ist Heinrich Barfod in Kiel.

XII. Das Verzeichnis der öffentlichen Vorträge des Instituts für Meereskunde, Georgenstr. 34/36, wird auf Wunsch vorgelegt. Unter den angekündigten 25 Vorlesungen werden manche Ihr Interesse erregen.

XIII. August Rutots neueste Schriften zur Palaeontologie und Urgeschichte des Menschen. Unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied, Konservator am K. Museum für Naturgeschichte in Brüssel, hat uns 14 verschiedene kleinere selbstverfaßte Schriften sowie ein größeres Werk zugesandt, welche mehr oder minder auch für unsern ur- und vorgeschichtlichen Menschen von Wert und Wichtigkeit sind.

a. Les „Cailloux" de M. Thieullen. (Sitzung der Brüsseler Anthrop. Ges. 27. Okt. 1902.) — Herr Th. beutet seit Jahren ein Kies-

lager in der Banlieue von Paris aus, welches außer bearbeiteten Silex Halshandsteinchen oder Pendeloques oder sogen. Figuren enthält bezw. enthalten soll, da verschiedene derselben von R. mit Recht bestritten werden. Die Sachen stehen hiervon abgesehen auf der Grenze der eolithischen und palaeolithischen Kultur, immer jedoch stratigraphisch betrachtet innerhalb des Quartärs.

b. **Les antiquités découvertes dans la partie belge de la plaine maritime.** (Publiziert wie a.) Besonders handelt es sich um Funde gemacht bei Ausgrabung des neuen Kanals von Brügge nach dem Meer. Wie überall an der südlichen Nordsee von Dunkirchen ab durch Belgien und Holland bis Nordfriesland liegt der jetzigen Küste versunkenes Vorland vor und finden sich außerdem unter dem vorhandenen zur Zeit festen Küstensaum, Spuren, daß das Land im Lauf der Jahrtausende mehrfach Hebungen und Senkungen unterworfen gewesen ist, während bereits menschliche Kultur hier vorhanden war. Deren Spuren hat nun R. in der gallischen, gallisch-germanischen, gallisch-römischen und Völkerwanderungszeit, in merovingischer und karolingischer sowie in der Zeit, die uns Brandenburger besonders anging, als fürchterliche Überschwemmungen im 12. und 13. Jahrhundert Flamländer und Holländer zur Auswanderung nach Norddeutschland bewogen, schichtenweis nachgewiesen, ja noch weiter fort bis in die Zeit der Unabhängigkeitskämpfe mit den Spaniern. Ich will zu den interessanten Mitteilungen hinzufügen, daß ich an der belgischen Küste von Ostende und nach Mariakerk sowie nach Blankenberge zu wiederholentlich insbesondere nach aufgeregter See und bei tiefer Ebbe allerhand Altertümer neben tertiären Schaltieren gefunden habe, gallische und römische Scherben, Reste eines Kornreibers aus niedermendiger Lava und desgl., dergl. Geschirrreste des späteren Mittelalters und der Renaissance.

c. **Skizze einer Vergleichung der pliocänen und quaternären Schichten Belgiens mit denen des Süd-Ostens von England.** Französisch. (Bull. de la Soc. Belge de géologie, de paléontologie et d'hydrologie. Mai 1903.) In England ist im mittleren Pliocän bereits die menschliche Spur im Chalk-Plateau von Kent und im obern Pliocän (mit Elephas meridionalis), nicht minder in den Forest Cromer beds entdeckt, aber nichts dergleichen bisher in Belgien. Hier sind die ältesten Spuren in der Facies von Reutel mit Elephas antiquus, der bekanntlich in Rixdorf und Neu-Britz sowie bei Nieder-Lehme an der Dahme ebenfalls vorkommt.

d. **Quelques découvertes paléontologiques nouvelles.** (Wie unter c, August 1903.) Entdeckung eines Mahlzahns von Elephas antiquus bei den maritimen Arbeiten von Brüssel nahe Laeken zu. Entdeckung einer Schildkröte des genus Trionyx im obern Landenien des Hennegau. — Knochenfunde in den Steingruben von Quenast.

e. **L'état actuel de la question de l'antiquité de l'homme** (wie unter c, September 1903). Diesen bedeutsamen Vorläufer der großen Schrift unter Nr. p habe ich bereits Brandenb. XII. 355 flg. besprochen.

f. **5 kleinere Mitteilungen** (Bull. de la Soc. Anthrop. de Bruxelles Tome XX. 1901—1902, Brüssel 1903). Die Lagerung von Wommersom. — Über das Vorhandensein des praequarternären Menschen auf der Höhe des Artois. „Les silex utilisés sur la crête même de l'Artois par les populations préquaternaires ont donc eu le temps de se patiner avant le grand charriage effectué à la fin du Pliocène, et leurs arêtes ont été fortement arrondies pendant ce charriage." — Schilderung des Indianerstammes der Séris nach Herrn **Marquis von Nadaillac**. Dieselbe ist zur Würdigung des Urzustands des Menschen um so interessanter, wenn man erwägt, daß es sich um ein **noch jetzt** im N. O. von **Mexiko** am Gestade des Golfs von Kalifornien ansässiges Volk handelt. Die Waffen dieser Wilden sind noch einfacher als ihre Kleidung. Es sind Steine, aufgelesen am Strande des Meeres und die, ohne andere Vorbereitung, zum Hammer werden, dessen sie sich in ihrem täglichen Leben bedienen. Sie werfen diese Steine nicht von fern auf den Feind, noch viel weniger schleudern sie sie mit Hülfe einer Vorrichtung; sie nehmen sie in die Hand und bedienen sich ihrer in ihren Kämpfen Körper gegen Körper, und das ist ihre Lieblingsweise des Angriffs. Mit ähnlichen Steinen wurden Robinson und seine Gefährten im wörtlichen Sinne breitgeschlagen, als sie i. J. 1894 sich auf der Insel Tiburon eeschifften.

Sei es Faulheit, fährt Nadaillac fort, oder eingewurzelte Unfähigkeit, es gibt keine Volkerschaft, wo das Verständnis für das Werkzeug weniger entwickelt ist, als bei den Seris. Diese Wilden verstanden selbst nicht einmal Steine zu zerschlagen oder abzusplittern, um sie zum hauen oder schneiden geeignet zu machen, das was wir doch bei allen primitiven Völkern sehen, bei den vorgeschichtlichen Rassen und dies seit dem Auftreten des Menschen auf der Erde. Das Steinmesser, das Steinbeil waren ihnen unbekannt und sie begnügten sich Kieselsteine am Strande aufzulesen, um die Knochen zu zerstoßen oder die Sehnen der großen Tiere herauszureißen. Alle Gesteinsorten (Serpentin, Andesit, Quarzit, Granit) waren ihnen recht und alle wurden achtlos bei Seite geworfen, sobald die Arbeit oder das Mahl vollendet waren. Nur einige wenige Steine wurden, mehr aus Zufall, zum öftern benutzt. Mac Gee spricht nämlich von einem Stein, unter anderen, von 395 mm Länge und mehr als 15 Kilogr. Gewicht; er diente als Reiberolle (Mühlstein) um die Körner zu zerquetschen, und sein Abnutzungsgrad deutet auf eine lange Benutzung.

Diese überaus wichtige Mitteilung lehrt uns, daß sich noch jetzt Völkerschaften auf einem Kulturzustande befinden, wie man sich nach

Rutots zutreffender Bemerkung die Völker der Reutel- und Reutel-Meswin-Kultur zur Dämmerungszeit des Menschen zu denken hat.

Die Seris lesen am Ufer irgend einen passenden Stein zum Hauen und Klopfen auf und lassen ihn fallen, sobald er seinem Zweck gedient hat. Ja sie sind in der Tat noch schlimmer dran als unsere Dämmerungsmenschen z. B. von Rixdorf und Neu-Britz aus der Zeit des Elephas antiquus, weil diesen beim Klopfen mit Feuerstein von selbst messerartige Absplisse in die Hände fielen, was, wie Rutot ebenfalls richtig hervorhebt, bei dem ungleichartigen, vor allem mehr grobkörnigen Gefüge der Serpentine, Granite, Andesite pp., welche den Seris allein zur Verfügung stehen, nicht der Fall ist. So hat das Material, der Silex, ich möchte sagen als Erzieher der Menschheit gewirkt.

Ein weiterer Artikel S. 6 flg. zeigt uns, wie palaeolithische Werkzeuge gelegentlich in der neolithischen Zeit umgearbeitet und benutzt worden sind. Ich habe ein Beispiel hierfür, das ich in der Stubnitz auf Rügen in einer neolithischen Wohnstelle gefunden, in unserer Festschrift II. Tafel VII Fig. 1 abgebildet, man unterscheidet 3 Perioden der Benutzung an diesem Stück, bei a b eolithische (altdiluviale) Zerarbeitung, dann ward es umgedreht und bei c d zu einem paleolithischen löffelförmigen Schaber umgearbeitet, endlich in neolithischer Zeit nochmals bearbeitet (S. 44).

Endlich S. 12 flg. Note über einen kleinen neolithischen Glättstein aus braunem klarem Silex.

g. Vorläufige Mitteilung bezüglich der Mousterien-Spitze und der Bearbeitung des Silex. — Ueber einen neolithischen Gewichtstein. — Neue Entdeckungen zu Soignies (Knochen und Stoßzahn von Mammut, Acheuleen-Schicht). — Vorläufige Note über die paleolithischen Silex des Niltals (gemeint sind die schon in unserer Festschrift II von mir erwähnten Funde des Prof. Dr. Georg Schweinfurth, von denen ich wiederholt Proben in der Brandenb. vorgelegt. (Bull. Soc. d'Anthrop. XXI. Brüssel 1904.)

h. Das erste palaeolithische Werkzeug in den Umgebungen von Brüssel in ursprünglicher Lagerung gefunden. — Neue Beobachtungen in der maritimen Ebene Belgiens. Ergänzungen zu den Mitteilungen über Ostende und Umgegend, vgl. Nr. XIII b. — Funde im Torf der modernen Epoche zu Brüssel, darin u. a. 3 bearbeitete neolithische Silex, Bos primigenius u. a. (Bull. Soc. d'Anthrop. XXII. Brüssel 1904.)

i. Die Entdeckungen von Krapina in Kroatien. (Vgl. meine Mitteilungen Festschrift II. S. 23.) Funde von Rhinoceros tichorhinus (Begleiter des Mammut und nicht von Rh. merkii, Begleiter des Elephas antiquus). Verschiedene menschliche Reste, namentlich von Schädeln. Rutot definiert hier m. E. ganz richtig: Krapina ist ein „gisement eburneen, vom Montaigle-Typus, d. h. oberes Quaternär." Die Schädel ähneln der Neandertal-Rasse, welche ebenfalls in das „âge éburneen"

gehört (Bull. Soc. d'Anthrop. XXII. Brüssel. 1904). — Palaeolithische Funde von Krems a. d. Donau, ca. 20000 bearbeitete Silex, Stufe zwischen Eburnéen und Magdalenien. — Entdeckung von Chelleen-Dolchen zu Mesvin bei Mons. — Entdeckung palaeolithischer Schädel in England. (Trotz der abweichenden Meinung vieler Prähistoriker existiert nach Rutot zwischen dem Schädel von Trinil (Java) pliocänen Alters und den Schädeln von Neandertal, Spy und Krapina, die Rutot sämtlich zum Eburnéen, d. i. obere Quaternar, zählt, bestimmt ein enormer Hiatus, eine gähnende Kluft, die das ganze untere und mittlere Quaternär umfaßt. (Vgl. sub k. und l.)

k. Über die palaeolithischen Ablagerungen des aeolischen (durch Wind entstandenen, nicht im Wasser niedergeschlagenen) Löß von Österreich-Ungarn. (Commun. Soc. d'Anthrop. de Bruxelles. 28. Dec. 1903.) Von großem allgemeinerem Interesse, auch der Vergleichung halber, mit Norddeutschland. Außer dem Schädel und teilweisen Gerippe des Pithecanthropus erectus Dubois von Java kennt man keinen menschenähnlichen Schädel aus der eigentlichen eolithischen Epoche, ebensowenig aus dem unteren und mittleren Palaeolithikum. Erst im Eburnéen tritt eine Menschenrasse im Neandertal auf, die vermeintlichen ältesten Schädel Österreich-Ungarns müssen deshalb sorgfältigst nachgeprüft werden. R. wendet sich zum Teil gegen Hoernes (Der diluviale Mensch in Europa, die Kulturstufen der älteren Steinzeit. 1903). R. hält die Funde der Teufelshöhle und Schipka-Höhle in Mähren für Eburneen (zweifelhaft, ob eolithische Beimischung). Krapina ist (vgl. sub i.) Eburneen. — Die Mammuthöhle bei Krakau enthält 3 Zeitalter: oben Tarandien, dann mittleres Eburneen (Solutreen), zu unterst Eburnéen inférieur. — Im Solutréen und zwar Type de Montaigle tritt die erste Spur von Schmuck und von Töpferware ohne Beimengung von harten Körnchen auf, die Fauna ist die des Mammut. — Im folgenden Type de Pont-à-Lesse ist ebenfalls Schmuck und körnchenfreie Topfmasse vorhanden, dabei Mammutfauna. — Folgt der Type de Govet mit Schmuck, Töpferware und Mammutfauna. — Folgt der Type de Chaleux, eine Steinkultur, absolut charakterisiert durch den alleinigen Gebrauch von Absplissen (lames) bei der Anfertigung der verschiedensten Werkzeuge. — Die Mammutfauna ist verschwunden, statt dessen setzt die Rentierfauna überall ein. In diese vier troglodytischen Schichtungen hat schon Herr Ed. Dupont*) in einer noch heut mustergültigen Schrift die

*) E. Dupont. L'homme pendant les âges de la pierre dans les environs de Dinant sur Meuse. 2. Ausg. Brüssel. 1873. Diese Arbeit hat mir vor langer Zeit bei meinen ersten palaeolithischen Studien in Belgien gedient und ich freue mich, sagen zu können, daß die Angaben des verdienten Herrn Direktors des K. Naturgesch. Museums zu Brüssel in allen Hauptsachen noch jetzt unerschüttert sind. E. Friedel.

Höhlen Belgiens eingeteilt. Darüber folgen allemal neolithische Schichten. — Vergletschert ist Belgien nicht geworden, aber in der Campine haben wir den Beweis, daß Eisberge, losgelöst wahrscheinlich von den Gletschern Schottlands, an den Ufern des flandrischen Meeres gestrandet sind.

l. Über das menschliche Gerippe von Galley-Hill (Kent), (Sitz der Belg. Anthrop. Ges., 21. Januar 1904). Vgl. hierzu No. i und k. — Pithecanthropus erectus*) gehört dem obern Pliocän von Java an, die ältesten wirklichen Schädel von Homo sind aus dem Eburnéen. Das englische Gerippe ist aus der Zeit des Elephas antiquus und der charakteristischen Flussmuschel Corbicula fluminalis, die noch jetzt, z. B. in syrischen Küstenflüssen vorkommt. Es gehört, falls seine Lagerung ungestört ist, ins Mafflien und würde danach das älteste eigentliche Menschenskelett, welches bislang bekannt ist, darstellen. Nach Dr. Houzé wäre der Schädel pathologisch, skaphocephal**). Hiervon abgesehen stellt sich das Verhältnis zur Palaeontologie und Kultur wie folgt, bei Rutot auf S. 27.

Geologische Zeitfolge.		Kultur:	Rasse:
Ober-Pliocän		Eolithisch	Pithecanthropus
Unteres eolithisches Quaternär		Reutélien	fehlt
		Mafflien	Schädel von Galley-Hill
		Mesvinien	fehlt
Mittleres Quaternär	Unteres Palaeolithicum	Strépyien	
		Chelléen	
		Acheuléen	
		Moustérien	
Oberes Quaternär	Oberes Palaeolithicum	Eburnéen	Neanderthal
		Tarandien	Cro-Magnon.

m. Vorläufige Mitteilung über die neuen Entdeckungen in den Umgebungen von Ressaix, bei Binche (Belgien). (Belg. Anthrop. Ges., 25. Mai 1904.) Eolithische und mit Palaeolithik gemischte Funde.

n. Über die Ursache der natürlichen Zersplitterung des Silex. (Belg. Anthrop. Ges., 21. Jan. 1904.) Frost und Hitze, letztere

*) Ich habe das Pithecanthropus-Gerippe wiederholt gesehen, auch den ausführlichen Erörterungen von Dubois, Rud. Virchow, Waldeyer u. A. zugehört, und den Eindruck gewonnen, daß R. Virchow darin einen menschenähnlichen Affen, etwa den Ahnherrn des Gibbon (Hylobates) sah, die anderen Sachverständigen dagegen erheblich mehr als Virchow die Menschenähnlichkeit betonten. Vgl. u. A. die Verhandl. der Berl. Anthrop. Ges. E. Friedel.

**) R. Virchow hielt das Neanderthal-Gerippe (Schädel und Beinknochen) für eminent pathologisch und deshalb zur Rassenbestimmung ungeeignet. Schaafhausen in Bonn dachte anders und jetzt hält die Mehrzahl der Anthropologen, gegen Virchow, den Neanderthalmenschen als guten Typus fest. Vielleicht wird auch die pathologische Anschauung des Dr. Houzé noch einmal umrevidiert.

als Zersetzungsfaktor besonders gemass den Andeutungen Schweinfurths in Ober-Aegypten (Luksor und Theben) gewürdigt Die ersten Splitter des Silex, die der eolithische Mensch gebraucht, waren selbstredend die von der Natur selbst hergestellten, der Mensch hat sie aber noch gebraucht, als er bereits absichtlich und künstlich Splitter u dgl zu schlagen verstand — Eine recht merkwürdige Sache ist es, dass die Eolithiker und die ältesten Palaeolithiker, sich ununterschiedlich ihrer beiden Hände bedienten, denn man trifft eine beinahe gleiche Anzahl von Werkzeugen an, bei denen die Form und die Lage der zwei Arten von Zerarbeitungen (retouche d'utilisation oder avivage und retouche d'accomodation) den Gebrauch, die einen mittels der rechten, die andern mittels der linken Hand unzweideutig erkennen lassen

o Versuch einer Schatzung der Dauer der quaternären Zeiten — (Bull Soc Belge de Gélogie VIII 1904.)

Dies heikle namentlich bei Dilettanten äußerst beliebte Thema ist uralt. Bei Lyell (Age of Man), der zuerst die neuen Theorien über das Alter des Menschen gemeinfaßlich sehr verdienstlich in einem größeren Werke darstellte, finden sich dergl Schätzungen und Kritiken des Werts derselben R nimmt sich, wie er das liebt, zunächst Herrn Gabriel de Mortillet vor, welcher aus der Bewegung der Gletscher in seinem Werk „le Préhistorique“ Aufl von 1900, gelangt

für	das	Chelléen	auf	78 000 Jahre
„	„	Monsterien	„	100 000 „
„	„	Solutréen	„	11 000 „
„	„	Magdalénien	„	33 000 „
		insgesamt	auf	222 000 Jahre.

Herrn Rémonds Schätzung ersieht man schon aus dem Titel seiner Schrift „Douze mille ans d'humanité et l'Age de la Terre“. Rémond legt die Veränderungen der Erdachsenstellung zu Grunde und gelangt damit auf seine 1 200 000 Jahre

M Roisel Essai de chronologie des temps préhistoriques (Paris 1900) stellt folgende auf Grund der Erdachsendrehung, die im Kreise vollzogen 21 000 Jahr dauerte, gestützte groteske Schatzungen auf

1. Das Pliocan sei etwa 88 000 Jahre vor unserer Aera zu Ende gegangen und das Chelléen habe gedauert von 88 000 bis 77 500 also 10 500 Jahre. 2 Das Moustérien hat von 77 500 bis 46 000 gedauert, also 31 500 Jahre Das Solutréen bis 35 000 also 10 500 Jahre Das Magdalénien bis 25 000 also 10 500 Jahre. Das Robenhausien „warme Interglazial-Periode“ von 25 000 bis 14 500 also 10 500 Jahre Die Bronzezeit „letzte Glazial-Periode“ von 14 500 bis 4000, also 10 500 Jahre Endlich — last but not least — das gegenwartige Zeitalter, welches 4000 Jahre vor unserer Aera begonnen hat, wird mit dem Jahr 6500

unserer Aera ender, nach dem es ebenfalls 10 500 Jahre gedauert hat. Und dann? Götterdämmerung? Armer Abend-Dämmerungsmensch!

(Zu vergl. Brandenburgia: Archiv X. Band Festschrift II. S. 57.)

Rutot gelangt auf Grund der Gletscherschwankungen zu weit mäßigeren Zeitdauern:

Eolithicum	Rentélien 25 000	50 000 Jahre	
	Mafflien 12 500		
	Mesvinien 12 500		
Palaeolithicum	Strépyien 5 000	89 000	„
	Chelléen 12 000		
	Acheuleen 10 000		
	Moustérien 17 000		
	Montaiglien 14 000		
	Solutreen 13 000		
	Goyetien 13 000		
	Tarandien 5 000		
	Insgesamt 139 000 Jahre		

Dabei umfaßt zoologisch gesprochen:

Die Fauna des Elephas antiquus . .	das Rentélien „ Mafflien und „ Mesvinien
Die Fauna des Mammut	das Strépyien „ Chelléen „ Acheuleen „ Moustérien „ Montaiglien „ Solutréen und „ Goyetien
Die Fauna des Rentiers	das Tarandien

Also dauerte die Altelefanten-Fauna . . .	50 000	Jahre
die Mammut-Fauna	84 000	„
die Rentier-Fauna	5 000	„
Insgesamt .	139 000	Jahre

Rutot ist ferner der Meinung, daß das Quaternär ein Ende genommen hat 7 bis 8000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, so daß unsere gesamte alt- und neualluviale Kultur bis heut auf allerhöchstens 10 000 Jahre zurückblicken kann. Mancher wird (namentlich bei einer Vergleichung mit Herrn Roisel) durch diese Kürze des postquaternären Menschen enttäuscht sein. Auf die Schätzung des Alters der Schichten im eigentlichen Tertiär, woselbst Spuren menschenartiger Wesen anscheinend bestimmt bis zum Ober-Miocän (Facies von Puy-Courny in Frankreich)

und mit einiger Bestimmtheit sogar bis zum Ober-Oligocän (Facies von Thenay) nachgewiesen sind, läßt sich Rutot bei dieser Gelegenheit nicht ein.

Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre à l'exclusion du Néolithique en 1903. (Extrait du Compte rendu du Congrès d'Archéologie et d'Histoire, Dinant 1903.) Namur 1904. 270 S., gr. 8° mit vielen Abbildungen.

Es ist die Arbeit, welche in der kleineren Schrift: l'état actuel de la question de l'antiquité de l'homme im Sept. 1903 bereits in Aussicht gestellt wurde. Vergl. No. e.

Um diesem epochemachendem Werk auch nur im einfachen Referat gerecht zu werden, bedürfte es einer lediglich letzterm gewidmeten besondern Sitzung. Von dieser ruhmvollen Arbeit des gelehrten Natur- und Altertumsforschers datiert für die Geschichte des geologischen Urmenschen eine neue Aera. Es steckt in dem Buch eine unglaubliche Menge von Einzelbeobachtungen und eine Zusammenstellung mit Schlussfolgerungen, wie sie nur ein auf der Höhe und gleichzeitig objektiv über dem erdrückenden Material der Kleinforschung stehender genialer Mann der Wissenschaft zu leisten im Stande ist. Jeder Geologe, der sich mit der Urgeschichte der Menschheit befasst und jeder Palaeo-Archäologe muss dies Buch studiert haben, wenn er in der Frage des Alters der Menschheit Stellung nehmen will. Man kann sich mit einem Geologen und Altertumsforscher, der diese Vorstudie nicht gemacht hat, wie ich mich überzeugt habe, unmöglich über den Ur- und Vormenschen verständigen. Selbstredend kann ich mich heut Abend auf die Einzelheiten nicht entfernt einlassen, werde aber auf dieselben sicherlich genötigt sein, noch ungezählte Male zurückzukommen, da auch für unsere Heimatkunde von dieser Veröffentlichung ab eine vollkommen neue Aera hereingebrochen ist. Ich kann nur allen meinen beteiligten Herren Kollegen und überhaupt allen, die sich für die Urzeit des Menschen interessieren, dringend empfehlen, sich so bald als möglich und so eifrig als tunlich in das Studium des Standard-work unsers verehrten korrespondierenden Mitglieds Rutot zu vertiefen.

Aber zweierlei möchte ich Ihnen doch mitteilen: A) den Inhalt nach seinen Titeln und B) die gegen die Aufstellung in Brandenburgia XII, 361 verbesserte neuste Klassifikation.

A. Der Einteilungsplan.

I. Die primitiven Kulturen.

A. Die primitiven praequaternären Kulturen.

a. Thenay.

b. Puy-Courny.

c. Otta (Portugal).

d. Chalk-Plateau von Kent.
e. St. Prest.
f. Cromer Forest-Bed.

B. Die quaternären Kulturen.
1. Kiesellager unter der mittlern Terrasse der Täler in den nicht vergletscherten Gegenden.
2. Kiesellager unter der niedern Terrasse der Täler in den nicht vergletscherten Gegenden.
3. Kiesellager über den sandigen und tonigen Mosens, welche die mittleren und unteren Terrassen der Täler in den nicht vergletscherten Gegenden wiederbedeckt haben.

II. Die palaeolithischen Kulturen.

A. Übergang von Mesvinien zum Chelléen oder Mafflien (Strépyien).
B. Chelléen.
C. Acheuléen.
D. Moustérien.
E. Eburnéen.
F. Tarandien.

Ich bin auf der Greifswalder Anthropologen-Versammlung im August d. J. gefragt worden, weshalb ich für die französischen Ausdrücke keine deutschen an die Stelle setze, ich antwortete: weil wir dafür vorläufig noch keine deutschen Ersatznamen haben und der Versuch einer Einführung von solchen bestimmt zu heillosen Verwirrungen führen würde. Können wir unser norddeutsches Diluvium archaeologisch erst im einzelnen mit annähernder Sicherheit unterscheiden, dann werden sich deutsche Benennungen wahrscheinlich ungezwungen und von selbst einstellen.

B. Entwurf einer neuen Einteilung der prähistorischen Kulturen des Steins mit Andeutungen auf Norddeutschland, insbesondere die Provinz Brandenburg.

Den ersten Entwurf einer derartigen Einteilung habe ich, wie ich Ihnen bereits vorher unter c andeutete, in unserer Oktober-Sitzung 1903, Brandenburgia XII., S. 360, also schon vor einem Jahre mitgeteilt. In der nachfolgenden „Zeitfolge der Kultur des urgeschichtlichen Menschen“ habe ich bei der Fauna des Elephas antiquus (der, wie wiederholt gesagt u. a. in Rixdorf, in Neu-Britz, in Nieder-Löhme etc. vorkommt), ferner bei der Eburnéen-Gruppe des Mammut sowie bei der Renntier-Gruppe einen ersten vorläufigen Versuch gemacht, auf gewisse parallele, zer- und bearbeitete Silexfunde enthaltende Kieslager, Torflager und Mergellager des Diluviums innerhalb des eigentlichen Schwemmlandes von Norddeutschland hinzudeuten.

Zeitfolge der Kultur des urgeschichtlichen Menschen.

Periode	Abteilung	Unterabteilung	Kultur	Benutzung	Fauna	Gruppe	Facies	Lager
Quaternär	Viertes Glaciär	Rückschritt der Gletscher	Mesolithische Kultur	Benutzung von Stein und Bein — Anfänge der Töpferei	Fauna des Rentiers	Rentier-Gruppe	Facies von Chaleux (Chaleuxien).	Kies-, Torf- und Mergellager in Norddeutschland
		Fortschritt der Gletscher						
	Drittes Glaciär	Rückschritt der Gletscher	Palaeolithische Kultur	Ausschließliche Benutzung von Stein	Fauna des Mammut	Elfenbein-Gruppe	Facies von Goyet (Goyetien).	Kies- und Torflager in Norddeutschland
		Fortschritt der Gletscher					Facies von Pont-à-Lesse (Magritien).	
	Zweites Glaciär	Rückschritt der Gletscher					Facies von Montaigle (Montaiglien).	
		Fortschritt der Gletscher				Mandelaxt-Gruppe	Facies von le Moustier (Moustérien)	
							Facies von Saint Acheul (Acheuléen)	
							Facies von Chelles (Chelléen)	
							Facies von Strépy (Strépyien)	
	Erstes Glaciär	Rückschritt der Gletscher	Eolithische Kultur		Fauna des Elephas antiquus		Facies von Mesvin (Kieslager in Norddeutschland)	
		Fortschritt der Gletscher					Facies von Mafle (Kieslager in Norddeutschland)	
							Facies von Reutel (Reutelien).	
Tertiär	Pliocän	oberes			F. des Eleph. meridion.	In Java Pithecanthrop.	Facies der Forest Cromer-Beds (England).	
							Facies von Saint-Prest (Frankreich).	
		mittleres (Pliocän-Glaciär)					Facies des Chalk-Plateau von Kent	
		unteres						
	Miocän	oberes			[illegible]		Facies von Puy-Courny (Cantal)	
		mittleres						
		unteres						
	Oligocän	oberes			Fauna des Acerotherien		? Facies von Thenay.	

Folgt bei Rutot hieran anschließend die Einteilung der altalluvialen jüngeren Steinzeit, die angesichts der besonderen Verhältnisse unserer Heimat geringeres Interesse beansprucht

Diese chronologische Übersicht ist bislang das einzige Hülfsmittel, mittels dessen man wenigstens in der Hauptsache einige Schichten-Typen unterscheiden kann

Eine der wichtigsten Aufgaben wird nunmehr für unsere Provinz Brandenburg die sein, innerhalb der Schichten, in denen die älteren Reste des Elephas antiquus mit den Jahrtausende jüngeren des Mammut vorkommen, die menschlichen Kulturspuren — für die Elephas antiquus-Periode kommt nur Silex in Frage — zu unterscheiden und zu klassifizieren; mit Hülfe sicher bestimmter belgischer Funde dürfte dies teilweise zu ermöglichen sein: hierüber bei späterer Gelegenheit mehr.

D. Kulturgeschichtliches.

XIV. Letzlingen In der Brandenburgia XIII S 97 ist irrtümlich als Fundort des Fächergewölbes Königs-Wusterhausen angegeben, es muß nach Mitteilung u. M. Herrn Hofbaurats Kavel Jagdschloß Letzlingen heißen

XV Retra. Der genaue Titel des Retra-Aufsatzes unseres Mitgliedes Herrn Archivdirektors Dr Gustav von Buchwald lautet Retra Eine anthropologisch-politische Betrachtung (Sonderabdruck aus Nr 177 und 178 der „Landeszeitung für beide Mecklenburg“ Neustrelitz 1904) Es heißt darin. „Ob schließlich die Stelle des Retratempels genau bestimmt wird oder nicht, ist an sich ohne große Bedeutung“

Hiernach ist die Mitteilung in der September-Sitzung zu ergänzen

XVI Aus Stade. Der neue Museumsbau des Vereins für Geschichte und Altertümer der Herzogtümer Bremen und Verden ist eröffnet und tagte darin im August zum 1. Male der Verein unter Vorsitz des Regierungspräsidenten a. d. Himly Die Verdienste des Geh Reg und Baurats Peltz und des Kreisbauinspektors Erdmann um den Neubau wurden durch Ehrengaben anerkannt

Da ich das Museum zu Stade an der Schwinge kürzlich, als ich auf der erfolgreichen Suche nach Palaeolithica und Eolithica in der feuersteinreichen Kiesgrube im Hohen - Wedel war, besuchen konnte, so füge ich hinzu, daß ich dasselbe namentlich reich mit interessanten jungsteinzeitlichen Funden ausgestattet sah. Von einer Moorleiche sind die ledernen Sandalen und die Reste des dunkelblonden Haupthaars des wahrscheinlich männlichen Körpers vorhanden

Am 3 April 1904 ging ich mit meinem damals in Stade stationierten Sohn, Assistenzarzt Dr med Erwin Friedel, längs des Cuxhavener Bahndammes bis zum hoch belegenen Schützenhaus und dem Bismarck-Aussichtsturm auf dem Schwarzen Berge. Zwischen letzterem

und dem Berg Hohen-Wedel führt die gedachte Eisenbahn gerade hindurch. Bei dem Bau dieser unterelbischen Bahn wurde (nach Gottsche, Die Endmoränen und das Marine-Diluvium Schleswig-Holsteins Teil II. Das Marine-Diluvium Hamburg 1898, S 37 u 54) im Jahre 1879 hier außer verschiedenen Geschiebemergeln, Kiesen, Sanden und Tonen auch eine dünne, um 0,1 m mächtige diluviale Austernbank durchschnitten. Dies bemerkenswerte Profil, dessen Schichten teils mit 45—50°, teils mit 25—30° nach Westen einfallen, in der Mitte aber geradezu senkrecht stehen, ist seinerzeit von Herrn Baurat Gravenhorst aufgenommen und an der Hand dieser Aufnahmen sowie auf Grund eigener Untersuchungen 1882 von Focke beschrieben; an Schnecken: Buccinum undatum; an Muscheln: Ostrea edulis, Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Mactra subtruncata, Mya truncata, Mya arenaria, Pholas crispata; dazu noch Polydora cyliata und Balanus sp. Im Ton außerdem Saxicava pholadis. Leider scheinen die Funde verloren. Gottsche und ich haben die wenig markierte überwachsene Schicht nicht wieder aufgefunden. Im benachbarten Kies des Lubberges kommen ähnliche Muscheln (Cardium, Ostrea, Tellina, Mactra) jedoch auf zweiter Lagerstätte vor. Gottsche S 52 u 53. — Vergl. auch H Schroeder Mitteilung über die geologischen Aufnahmen bei Stade (Jahrb. der Preuß Geolog Landesanstalt 1898) und Dr. N. O Holst (Kvartär-Studier i Danmark och Norra Tyskland (Geol. Fören Förhandl Bd 26 Stockholm 1904, S 438).

Beim Schützenhaus, aber auch sonst in Gärten von Stade fand ich eine unglaubliche Menge von rohen Feuersteinen, meist Knollen, auch die Ringsteine (sogen Spongia annulus Puggaard) zu Mauern, Grotten, Beeteinfassungen und dergl. verwendet, so daß ich mich nach Rügen, speziell nach Crampas-Saßnitz versetzt glaubte. Da die den jüngsten Schichten von Luneburg entsprechende Schreibkreide von Hemmoor zwischen Stade und Neuhaus mächtige Feuersteinbänke in regelmäßiger Wiederkehr (viel mehr als bei Lüneburg) enthält, so dachte ich zunächst, diese Stader Flintsteine seien als Nebenprodukte von Hemmoor nach Stade exportiert, ich erfuhr aber, daß dies garnicht nötig ist, da im Hohen-Wedel und Lohberg ebenfalls unendliche Feuersteinbänke als Diluvial-Geschiebe oder Gerölle vorhanden seien. Dies fand ich in überraschender Weise bestätigt. Die zahllosen Feuersteine — mehr Gerölle als Geschiebe — sind hier schichten- und nesterweise abgesetzt. Natürlich rühren dieselben aus einer der Hemmoorer Kreide analogen zerstörten Kreideformation der Nachbarschaft her, deshalb sind die Feuersteine, weil weniger weit transportiert, auch besser als z. B. zumeist bei uns in der Provinz Brandenburg erhalten. Bis ca 25 m Tiefe geht der Tagesbau des Kieses und gerade in den untersten Nestern fanden wir eolithisch zerarbeitete und palaeolithisch bearbeitete Knollen. Darunter ein Stück mit typischen „retouches d'utilisation“ in einem

derben etwas lehmig-mergeligen, zum Teil rostbraungefärbten Kies. An dieser Stelle fehlt im Hangenden der sonst in der Nachbarschaft vielfach vertretene fruchtbare obere Mergel. Vielmehr liegt hier, wie häufig auf der Geest an beiden Ufern des unteren Elbstroms, der erbsgelbe, ortsteinhaltige, weniger fruchtbare obere Decksand auf.

Noch will ich zum Vergleich hinzufügen, daß ich am rechten Elb-Ufer im Falkental am Fluß des Süllbergs unterhalb Hamburgs in der untersten der bis 50 m tief aufgeschlossenen analogen Kiese bald darauf ebenfalls eolithisch bezw. palaeolithisch zer- und bearbeitete Feuersteine fand.

XVII. Niederlausitzer Mitteilungen. Heft 5 und 6 von Band VIII (Guben 1904) sind reich an Beachtenswertem. Hugo Jentsch schildert den Bürgeraufstand zu Guben und das Ortsstatut v. J. 1604. — Regierungsbauführer R. F. Liersch gibt Kotthuser Tagebuchaufzeichnungen von 1811—1814. — S. 198 ist in der Ewald Groscheschen Tongrube zu Klinge zwischen Forst und Kottbus ist am 29. Oktober 1903 das Skelett eines jugendlichen Mammuts*) gelunden worden. Es lag unterhalb der etwa 2 m starken Schicht weißlich-gelben Geschiebesandes in einer an dieser Stelle wenig über ½ m dicken, anderwärts sich bis 2,5 m vertiefenden braunkohlenartigen Torfschicht, in einem in der Urzeit vertorften See, 4—5 m unter Tage. Die Stoßzähne haben eine Stärke von 11,5 cm, die Rippen sind 1 m lang, 5 cm breit. Leider blieben die Teile nicht bis zum Eintreffen der aus Berlin herbegerufenen Geologen und Zoologen in ihrer Lage, gleichwohl wird, da bei der Bergung unter Herrn H. Ruff's Leitung alle Stücke sorgfältig gesammelt sind, die Zusammensetzung möglich werden, interglazial. Etwa 5 Monate später stieß man in derselben Grube auf Knochen von Bos, wahrscheinlich priscus.

XVIII. „Im Morgenrot des Lebens" unter dieser Überschrift hat u. M. Herr Rob. Mielke in der „Gartenlaube" Nr. 40 von 1904 S. 708 bis 712 einen volkskundlichen Aufsatz über Kindergebräuche veröffentlicht mit hübschen Abbildungen, den ich Ihnen seiner heimatkundlichen Beziehungen halber vorlege. Daselbst finden Sie u. a. die Berechnung der „Nativität", das Horoskop, das bei der Geburt des Kindes gestellt (Germ. Mus. Nürnberg), eins niederdeutsche Wohnstube (Kupferstich von J. van Meckenem 15. Jahrh.), einen Patenbrief von 1815, 2 Taufmünzen, Kinderklappern aus ostgermanischen Gräbern der Niederlausitz, Schwingen (Wiegen) teils feststehend auf Gängeln, teils in der Luft schwebend. Endlich: Saugflaschen.

XIX. Hieran anknüpfend zeige ich Ihnen eine zinnerne Saugeflasche aus der Gegend von Bad Kissingen in Unter-Franken, die

*) oder Elephas trogontherii, vergl. m. Mitt. in dieser Sitzung bei Nehring Nr. VI unter 82—100.

ich der Güte einer tüchtigen Volkskundigen, der Frau Direktor Ida Vortmann, geb. de Nève (Schwester unsers † Mitgliedes Stadtrat de Nève) verdanke und hiermit dem Märkischen Museum überweise. Die Flasche ist zylindrisch und geht in eine feine durchbohrte Spitze über, so daß das Ganze fast wie eine Pfeffer- oder Salz-Streubüchse aussieht. Man sieht deutlich, daß diese Saugflasche von Kindszähnen „begnabbelt“ (beknabbert) ist.

(Auf Befragen meldet sich niemand in der Versammlung, dem aus unserer Heimat etwas Gleiches bekannt ist.)

XX. „Neue Kunst“, Mitteilungen über neu erscheinende photographische Kunstblätter, herausg. von der hiesigen Photographischen Gesellschaft. Ich lege das Heft 3, Okt. 1904 vor, welches Reproduktionen alter wie neuer Blätter enthält.

XXI. Volkstrachten aus den Kreisen Jüterbog-Luckenwalde und Zauch-Belzig hat u. M. Herr Dr. Reichhelm-Treuenbrietzen in der sehr ansprechenden Form von 12 wohlgelungenen photographischen Ansichtspostkarten zur Darstellung gebracht und die ich herumreiche. Die ganze Serie läßt Herr Dr. R. für zusammen 50 Pf., also für einen ungewöhnlich wohlfeilen Preis an die Mitglieder der Brandenburgia ab und empfehle ich allen denjenigen, die sich für die Kenntnis des Wenigen interessieren, das sich noch an Volkstracht in unserer engern Heimat erhalten hat, die Anschaffung von dergl. Bildchen recht dringend.

XXII. Altes Fachwerkhaus in Groeben (Nuthetal) Kreis Teltow, mit hübscher Türlaube. Phot. und geschenkt von Herrn Referendar Rademacher-Potsdam.

XXIII. 4 von u. M. Herrn Hermann Maurer am 8. August 1904 bei einer Pflegschaftsfahrt nach Kalkberge-Rüdersdorf aufgenommene Photographien, darunter den Aufschluß der Röt-Schichten in dem Gipsbruch, nahe dem Kessel „Alte-Grund“.

XXIV. 5 von Herrn Hermann Maurer am 22. und 23. Mai 1904 bei einem mehrtägigen Aufenthalt in Werbellin aufgenommene Photographien. Steingräberei nahe dem Südufer des Werbellin-Sees; Ufergelände am Südrande des Werbellin-Sees unweit Eichhorst; Uferpartie bei Eichhorst nahe dem Askanierturm unweit dem Werbellin-See; Falkenbergsche Kiesgrube unweit Gross-Ziethen bei Joachimstal i. M.; endlich: Am Moränen-Blockwall (Endmoräne) bei Gross-Ziethen dicht unter dem Blockwall in grobem Kies und Geröll entdeckte Herr H. Maurer in meiner und Herrn Falkenberg's jun. Gegenwart ein rechteckig zugeschnittenes Stück Braunkohle, im unverritzten Diluvium, also in dieser Zeit durch Menschenhand gegangen. Das interessante Stück ist auf der Greifswalder Anthrop. Vers. vom 3.—6. August v. J. ausgestellt gewesen und liegt im Märk. Museum.

XXV. **Eine Photographie des Kaiser Wilhelm-Gedenksteins** bei **Hubertusstock** mit der Inschrift:

Wilhelm dem Grossen
in märkischer Treu
Als Waidmannsdank
die Jäger ei
22. März 1897.
Wilhelm II

Eine Reproduktion des im Goldinerschen Verlage erschienenen Blattes folgt hierunter.



Der Block ist in der Schorfheide gefunden, anscheinend Granit und gelagert auf einem Unterbau von kleineren Findlingsblöcken.

XXVI. U. M. Herr Carl Schack hat die große Güte gehabt, wiederum eine beträchtliche Anzahl von **Ansichtspostkarten** zu stiften, welche sich hauptsächlich auf **Driesen** N/M. und Umgegend, sowie auf **Gusch** beziehen. Bei der Auswahl hat geholfen unser früheres Mitglied Herr Hauptmann a. D. **Adolf Reckling**, Schwiegervater des Herrn Schack. Am 23. Juli d. J. waren es 25 Jahre, daß Herr Reckling zum Bürgermeister von Driesen gewählt wurde, welchen Posten der am 22. Februar 1840 geborene Herr noch in voller Rüstigkeit versieht. Die Driesener Zeitung vom 23. Juli 1904 und eine Festlieder-Sammlung zur Jubiläumsfeier des wackern Stadtoberhaupts wird ausgelegt.

XXVII Von Herrn Alexander Giertz, Pfarrer zu Petershagen, unserm verehrten Mitgliede, liegt die bereits in der September-Sitzung angekündigte Besprechung des I Jahrbuchs für Brandenburgische Kirchengeschichte, wie folgt, vor

Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte von D. Dr Nikolaus Müller, Professor der Theologie an der Universität zu Berlin I Jahrg Berlin 1904 Kommissionsverlag von Martin Warneck

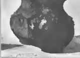
Der am 26 September 1902 in Berlin gegründete „Verein für Brandenburgische Kirchengeschichte", welcher bestrebt ist, zur Erforschung, Sammlung, Veröffentlichung und Verarbeitung aller auf die märkische Kirchengeschichte bezüglichen Quellen und Nachrichten die nötige Anregung zu geben und möglichst jeder Gemeinde eine Darstellung ihrer kirchlichen Vergangenheit zu bieten, ist im Februar d. J. mit seinem I. Jahrbuch wirksam in die Öffentlichkeit getreten Zwar nennt der Herausgeber im Vorworte des 307 Seiten starken Bandes die erschienenen Arbeiten eine erste „bescheidene" Vereinsfrucht; aber ein eingehenderes Studium des Inhaltes macht dem Leser dieses „bescheiden" sehr bald verschwinden mit dem lebhaften Wunsche: Vivant sequentes! — Es sind im Werke das insgesamt neun Abhandlungen enthält, Themata verschiedenster Gebiete der Kirchengeschichte behandelt, und sieht man näher zu, so findet man, daß sie überall wertvolle Aufschlüsse für die Allgemeingeschichte in sich bergen Eine Wanderung durch die einzelnen mit reichen Quellen versehenen Aufsätze veranschaulicht und beweist dies am besten. I. Der Band setzt mit einer Abhandlung Dr Brunners „Ketzer und Inquisition in der Mark Brandenburg im ausgehenden Mittelalter" ein und bespricht auf Grund des Wolfenbütteler Protokolls Leben, Lehre und Verfolgung der märkischen Waldenser in der Ucker- und Neumark, die später mit den Böhmischen Brüdern in Verbindung stehen Der eingehenden Arbeit ist vielerlei für die Geschichte der Mark zu entnehmen, vor allen Dingen die mögliche Annahme, daß sich unter den Kolonisten unsers Landes bereits flüchtige Häretiker befunden haben, die hier vor der Inquisition sicherer zu sein glaubten als in der alten Heimat. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß diese Häretiker sich äußerlich den kirchlichen Gebräuchen vollständig unterordneten und von den Geistlichen wohlwollende Duldung erfuhren — II Es folgt Dr Curschmann „Ein Urkundeninventar des Klosters Spandau", eine mühsame Zusammenstellung, die zugleich von der Umsicht des Verfassers Zeugnis ablegt. Wie viel ist hier von märkischen Dörfern und deren Verhältnissen in ältester Zeit die Rede! — Mit 2 Abhandlungen ist der Pfarrer D. Dr Bossert vertreten: III „Zur Biographie des Reformators

von Guben." VIII „Die Kirchenheiligen der Provinz Brandenburg." Gibt der erstangeführte Aufsatz die Geschichte der wechselnden Geschicke des Magisters Leonhard Beier (oder Reiff) und damit die der Gubener Reformation, so weist der zweite überzeugend darauf hin, daß die Vorliebe für „besondere Kirchenheilige" in der Mark kein bloßer Wahlzufall ist, sie sind „mitgebracht" und lassen die Kolonisationsrichtung erkennen. — Als eine überaus sorgfältige und darum ergebnisreiche Arbeit von hohem Werte stellt sich dar: Professor D. Dr. Nikolaus Müllers „Die Kirchen- und Schulvisitationen im Kreise Belzig 1530 und 1534 und Nachrichten über die Kirchen- und Schuldiener in diesem Kreise während der Reformationszeit" S. 58—222. Der Gelehrte baut seine umfangreiche Behandlung in erster Linie auf den noch erhaltenen Visitationsprotokollen auf, gibt die abweichenden Lesarten und, wie es die Überschrift andeutet, eine große Menge Lebensläufe der in den Urkunden nur kurz angeführten Geistlichen, Küster, Schulgesellen usw. Im Vordergrunde der kirchlicherseits getroffenen Anordnungen stehen Luther und verschiedene Reformatoren bezw. „Wittenberger." Die nur dürftigen Reste der kurbrandenburgischen Visitationen und Anordnungen werden im Spiegelbilde dieser Arbeit bedeutend ergänzt und wesentlich klarer. Von hohem Interesse sind auch die gebotenen Blicke in städtische und dörfliche Verhältnisse jener Zeiten für das allgemein-geschichtliche Gebiet. — Daran schließt sich V. Parisius: „Die Teltower Einigung" und zeigt uns, kritisch beleuchtet, den ersten Anstoß zur märkischen Reformation, den eine Besprechung des 18. Aprils 1539 gegeben. An diesem Tage bekundeten auf dem Sitze der von Schwanebeck in Teltow zehn märkische Edle dem Brandenburger Bischof Mathias, daß sie der Reformation sich anzuschließen gewillt seien, der Übertritt Joachims II. am 1. November 1539 ward damit gleichsam eingeleitet. — VI. Desselben Verfassers. „Bartholomäus Rieseberg, ein altmärkischer Stadtpfarrer der Reformationszeit" zeigt uns die Reformation Gardelegens und die Lebensführungen des Gardelegener Reformators. — VII. Dr. Stolze: „Aktenstücke zur evangelischen Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms I." hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, das zu sammeln, abschriftlich zu geben und historisch-eingehend zu behandeln, was der Titel seiner Abhandlung besagt. Vor allen Dingen aber kommt es dem Verfasser darauf an, für die kirchenpolitischen Maßregeln des Königs die gleichzeitige Tendenz seiner allgemeinen Politik mit im Auge zu behalten und ihre Wechselwirkung darzustellen. Das gebotene reichhaltige Material an Urkunden ist für das Studium der Geschichte Friedrich Wilhelms I. von hohem Werte. — Das Jahrbuch schließt mit IX. Dr. Vorbergs „Eine Aufgabe für die Kirchengeschichte im kleineren Kreise." Der Verfasser weist mit Recht

darauf hin, daß die Geschichte der Kirche mit der ihrer Diener zusammenfällt und daß unser Pfarrhaus Jahrhunderte hindurch mit „das Vaterhaus der deutschen Wissenschaft“ gewesen. Aus solchen Gesichtspunkten heraus will er für die Aufstellung der Geistlichenreihen an den einzelnen Kirchen das Interesse erwecken und holt aus dem Staube der Vergessenheit in dankenswerter Weise „Kohlbards: Ara eucharistica“ hervor. In diesem Werke des Müncheberger Superintendanten Colhardus, welches 1704 erschien und 1728 vergrößert noch einmal herausgegeben wurde, sind eine Menge biographischer Notizen über die Geistlichen der verschiedensten Pfarren zusammengetragen. Ganz besonders wertvoll und interessant ist aber die Tatsache, daß die heutigen Geistlichen der behandelten Parochien ihre Akten für jene Zeit und für jenen Zweck kaum noch vollständig haben dürften, also gleichsam Neues und vielleicht für unerforschbar Gehaltenes erfahren. — Dem Vereine und seinem Jahrbuche aber noch einmal ein herzliches: Vivant sequentes!

XXVIII. Herr Kustos Buchholz:

a. Bei Baugrund-Ausschachtungen und anderen Erdarbeiten in den alten Stadtteilen Berlins ist fast immer unter den verschiedenen mittelalterlichen Wirtschafts-Resten auch Töpferware zum Vorschein gekommen, von der ich schon öfter Topf-Typen zur Vorlage gebracht habe. Von den in den letzten Monaten im Baugrunde des neuen Städtischen Verwaltungsgebäudes gefundenen und durch unser Mitglied, Herrn Stadtbaumeister Broniatowski geretteten Gefäßen verdient eine bisher aus dem Mittelalter noch nicht bekannte Form, ein Drillingsgefäß, besondere



(Drillingsgefäß No. 1.)

Beachtung. Es besteht aus drei am Bauchrand und durch einen überstehenden Henkel verbundenen vasenförmigen Gefäßen mit sehr primitiver gelblicher Glasur und aufgelegtem Rosetten-Ornament. Das Gefäß ist nicht etwa auf dreierlei verschiedenen Inhalt berechnet, vielmehr sind die Hohlräume durch je ein Loch so verbunden, daß der flüssige Inhalt

kommunizieren kann. Es dürfte sich deshalb wohl um eine Blumenvase handeln und zwar für Sonderung von dreierlei Blumen. Von den 3 Teilgefäßen ist leider das dritte abgebrochen, wie aus der Fig. 1 ersichtlich.

Nach der Töpfereitechnik, der Glasur und dem Ornament ist das Gefäß im 15. Jahrhundert gefertigt worden. Sehr merkwürdig ist die Analogie mit jenen, um etwa 2000 Jahre älteren prähistorischen **Drillingsgefäßen**, die oft als Beigefäße (Tränennarnen) in den Niederlausitzer Gräbern vorkommen und von denen eine hier abgebildet wird.



(Drillingsgefäss No. 2.)

Die Ornamentierung mit aufgelegten Rosetten scheint im 15. Jahrhundert beliebt gewesen zu sein, denn das Märkische Museum hat mehrere Gefäße mit ähnlichem Ornament und gleich unvollkommener Glasur, von denen namentlich einige Töpfe aus dem ehemaligen Kloster zu Soldin in den Anfang 15. Jahrhunderts datiert sind. Bei der weiteren Entwickelung der Töpferei während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, von dem sogenannten Steinzeug bis zur Bunzlauer Töpferware, ist denn auch dies Ornament in ähnlicher Form beibehalten worden.

b. Als Beitrag zur Biographie **Gneisenaus** lege ich einen Brief desselben, der zufällig in das Märkische Museum gelangt ist, vor:

Wohlgeborene, Hochzuehrende Frau!

Nach so vielen glücklichen Ereignissen ist das Gefühl der Freude darüber dennoch nicht rein und mit Schmerz gemischt, da uns so viele fehlen, mit denen wir uns zu freuen gedachten. Unter diesen steht mit obenan mein Freund Schröder, Ihr Gemahl, den ein so sehr frühzeitiger Tod dahingerafft hat. Die Nachricht von diesem mir so schmerzlichen Verlust traf mich mitten in den großen Weltereignissen und war eben nicht geeignet, die Geistesruhe, die dabei so nötig ist, mir zu erhalten. Ich habe einen Freund an ihm verloren, der mir durch seinen Patriotismus und seine Intelligenz und Gewandtheit gleich hoch-

werth geworden war und den ich zu beklagen nie aufhören werde.

Es hat mir leid gethan, dass Ihre frühe Abreise von hier mich des Vergnügens beraubt hat, Sie und Ihre Kinder, und darunter meinen hübschen ehrlichen Pathen zu sehen. Grüssen Sie selbige von mir recht herzlich.

Eingeschlossenen Brief habe ich an Herrn Kaalsow gerichtet. Solcher betrifft eine Geldangelegenheit aus London vom Jahre 1812 her, die Herr Kaalsow mit mir abgemacht hat und da selber vielleicht noch die Angelegenheiten des Hauses leitet, so kann er mir darüber Auskunft geben. Wäre Herr Kaalsow etwa nicht gegenwärtig, oder stände er den Geschäften des Hauses nicht vor, so bitte ich Sie, den Brief zu öffnen und ihn demjenigen zu übergeben, der den Gegenstand etwa kennen möchte.

Mögen Sie und die Ihrigen fortan einer ungestörten Zufriedenheit geniessen. Erhalten Sie ein wohlwollendes Andenken

Ihrem

ganz gehorsamsten Diener

Gr. v. Gneisenau.

Berlin, d. 29. Septbr. 1814.

e. Eine zinnerne **Schraub-Medaille** ist mir hier von Herrn Schock übergeben, deren beide Außenseiten allegorische Darstellungen auf das Hungerjahr 1816 und auf das darauf folgende fruchtbare Jahr 1817 zeigen, während innen ein gedrucktes Tableau der Nahrungsmittelpreise des Teuerungsjahres 1771 eingeklebt ist. Das Märkische Museum besitzt eine Anzahl Hunger-Medaillen aus den Teuerungs-Jahren 1771 und 1847, die in Sachsen und in Schlesien geprägt sind.

XXIX. Herr Oberlehrer Dr. Spatz: Historische Streifzüge durch den Süden des Teltow.

Das Nuthetal ist an historischen Erinnerungen sehr reich. **Nowawes**, die Weberkolonie aus der Zeit Friedrichs des Großen, **Drewitz**, das alte, früher dem Kloster Lehnin gehörige Dorf, **Saarmund**, heute ein weltvergessener Winkel, der aber im Mittelalter als Zollhebungsstätte eine gewisse Rolle spielte, **Grohen**, das idyllische Dorf, dessen Kirche viele Erinnerungen an die Familie von Schlabrendorf birgt, **Benthen** endlich, zur Zeit des Kurfürsten Friedrich I. „Castrum Buten", seit der Wende des 16. Jahrhunderts der Sitz der noch heute blühenden Familie v. Goerzke, — alle diese Ortschaften passiert man, wenn man von Potsdam aus das Nuthetal aufwärts nach **Trebbin** zu wandert. Dieses kleine Städtchen, dessen Name volkstümlich von „Treib ein!" hergeleitet wird, mit welchen Worten die Raubritter ihre Schergen ermahnt haben sollen,

Gefangene in unterirdische Verließe hineinzutreiben, ist die Heimat eines Zeitgenossen von Eustachius von Schlieben, des Stadtschreibers Bartholomäus Krüger, der in seinen Schwänken des Hans Clauert den berühmten Amtshauptmann Joachims II historisch in durchaus zutreffender Weise, wie eine Vergleichung des Krügerschen Werkes mit den Akten des Geh. Staats-Archivs ergibt, dargestellt hat. Zum Schluß wies der Vortragende auf die zahlreichen Funde hin, die gelegentlich der Ausschachtungsarbeiten für den Teltowkanal, besonders im Baketal, gemacht worden sind.

XXX. Nach der Sitzung begaben sich die Mitglieder zu einem zwanglosen Beisammensein ins Restaurant „Alt Bayern“ Potsdamerstr. 10/11.

Kleine Mitteilungen.

Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206. VII, 193—198. X, 98—101 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren (Krebsen, Seehunden etc.) gebraucht.)

(Fortsetzung von No. 8)

Über die „Landpartien der Aale“ haben wir vor Jahr und Tag aus unserem weiten Leserkreise sehr reiches Material gesammelt und dasselbe Fachgelehrten unterbreitet, welche indes in Bezug auf die Landwanderung dieser Fischart bei ihrem Zweifel verharrten. Jetzt veröffentlicht in der „Deutschen Fischerei-Zeitung“ Herr Hermann Donner in Linz zu dieser Frage folgende Tatsachen: Über die Wanderung des Aals auf das Land wurde seit langer Zeit viel polemisiert, ohne daß diese Streitfrage in vollkommen befriedigender Weise entschieden wurde, bis endlich vor einem halben Jahre Herr Dr. Quisterp in Greifswald und Herr Fischermeister Hübner in Oranienburg an der Hand zweier Beispiele sich so dezidiert dagegen aussprachen, daß man sie füglich als abgetan hätte betrachten können. Auch ich zweifelte nicht mehr daran, daß der Aal das Wasser nicht verlasse und ging deshalb um so vorsichtiger zu Werke, als ich gestern auf einen Fall stieß, welcher das Gegenteil dieser Ansicht beweisen sollte. Der Sachverhalt ist folgender: Im August dieses Jahres beauftragte mich der Generaldirektor der österreichischen Waffenfabrik, Herr Joseph Werndl, welcher zu Ehren des Kaiser Franz Josef ein Fischerfest veranstalten wollte, ihm zu diesem Zwecke Fische beistellen zu wollen, welche ich für geeignet halte, das Interesse an seiner Fischausstellung zu erhöhen. Zu diesem Behufe verschaffte ich ihm u. a. zwanzig Stück große Aale aus Böhmen, welche in eines der in seinem großen Parke zahlreich vorhandenen Bassins eingesetzt wurden. Einige Wochen darauf machte der dort bedienstete Fischmeister Herr Ignaz Fuchs die Wahrnehmung, daß die Anzahl der Aale immer kleiner wurde, und als er sie abzählte, fand er, daß 9 Stück fehlten. Seinen Nachforschungen gelang

es ein Stück in einem südlich im Parke gelegenen, mehrere hundert Schritte vom Aalbassin entfernten Teiche, welcher mit der Wasserleitung der Bassins in gar keiner Verbindung steht, zu entdecken. Er machte mir Vorwürfe, weshalb ich ihn nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, daß das Bassin zugedeckt werden müsse, damit die Aale nicht herauskriechen könnten; doch ich schenkte seiner Angabe keinen Glauben. Am 6. Oktober, Nachmittags 4 Uhr bemerkten jedoch die mit der Anlegung neuer Aufzuchtgräben beschäftigten Arbeiter einen Aal, welcher über einen mit sehr kleinen Kieselsteinen bedeckten Parkweg schlangenförmig kroch. Er wurde von einem derselben erfaßt und an seinen früheren Aufenthaltsort gebracht. Am 14. Oktober wurde ein drittes Stück in einem westlich ebenfalls ganz abgesonderten und sehr entfernt gelegenen Teiche eingefangen. Die übrigen noch fehlenden sechs Stück konnten in dem weitläufigen mit Aufzuchtgräben, Bassins und Teichen reichlich versehenen Parke bisher noch nicht aufgefunden werden. Ich habe mit Herrn Fuchs und den betreffenden Arbeitern diese Angelegenheit eingehend besprochen, die darauf bezüglichen Orte genau besichtigt und mancherlei Fragen an sie gestellt, aus deren Beantwortung ich die Überzeugung schöpfte, daß ihre Angaben wahr sind. Demnach kann ich nicht mehr an der Wanderung des Aals über das Land zweifeln.

Berl. Tagebl. 28. 10. 1880.

Über die vermeintlichen **Landpartien der Aale** existiert eine förmliche, von Übertreibungen strotzende Kleinliteratur, namentlich sollen die Tiere in die feuchten Gärten gehen, um Erbsen zu fressen. In Büsum, an der Westküste von Holstein, nahm ich vor Jahren in einer Wehle, einem hinter dem Deich durch Sturmflut entstandenen morastigen Gewässer, am Fang von Aalen teil. Eine ganze Anzahl flüchtete sich nicht nach dem Wasser zurück, augenscheinlich, weil die Aale glaubten, hier von den Fischern abgeschnitten zu werden und verkrochen sich, wie Würmer, binnenwärts im sumpfigen Boden. Auch eine Landpartie der Aale, aber eine erzwungene.

E. Friedel.

Die hiesigen Zeitungen entnommene Notiz von der Strandung eines der „Fischerei Compagnie Berlin“ gehörigen Schleppdampfers mit Aalen im Werte von 16000 M. (Einkaufspreis) wird jetzt von der Ostsee Zeitung insofern als irrtümlich bezeichnet, als nicht ein Dampfer mit Aalen, sondern die Quatze des Wollmer Fischhändlers Stöwahse, welche für Rechnung der hiesigen Firma L. Busse u. Co. für 5000 M. Aale geladen hatte, gestrandet ist. Von diesem bei Bornholm auf Strand gekommenen Fahrzeug konnte nur das Inventarium geborgen werden. Der „Heinrich“, das einzige der oben genannten Gesellschaft gehörige Dampfschiff, ist seitdem günstig in Wolgast angekommen und am 20. d. von dort wieder abgegangen. Den Verlust, welcher durch die erwähnte Strandung entstanden ist, hat die Firma L. Busse u. Co. zu tragen; die Höhe desselben wird uns alles in allem auf 12000 Mark beziffert.

Berl. Tagebl. 18. X. 1880.

Zur Krebszucht bringt das Zirkular Nr 3 des deutschen Fischerei-Vereins ein Schreiben von Herrn Micha in Berlin, einem der größten Krebshändler in Europa, das für Landwirte, welche zur Krebszucht passendes Wasser besitzen, von Wichtigkeit ist Dasselbe lautet „Es eignen sich vorzugsweise zum Aufenthalt von Krebsen a) Landseen, welche klares weiches Wasser enthalten, welche wenigstens an einigen Stellen ziemlich tief, deren Untergrund fruchtbar genug, um den Wasserpflanzen ihr Fortkommen zu gestatten, im übrigen jedoch fest und durchaus nicht sumpfartig beschaffen sind, b) Bäche und kleinere Flüsse, welche nicht zu starken Strom haben, deren Wasser nicht hart und übermäßig kalt, deren Lauf durch Wiesen und Waldungen geht, deren Boden schilfartige Gewächse hervorbringt Das sind die Bedingungen, welche bei den krebshaltigen Gewässern unserer Provinzen Brandenburg, Pommern, Preußen und in dem ehemals krebsreichen Mecklenburg zutreffen, und der Mangel an derartig beschaffenen Gewässern giebt hinlänglich Aufklärung über das Fehlen von Krebsen in dem größten Teil von Süddeutschland, Frankreich u s w. Wenn auch in einzelnen Strömen Frankreichs, wie in der Mosel, etwas Krebse vorhanden, so ist deren Zahl so unbedeutend, deren Qualität so gering, daß dieselben deutschen Krebsen gegenüber eine sehr geringe Rolle spielen Schon äußerlich unterscheiden sich diese Krebse merklich von den unsrigen, da die untere Seite der Scheren und Füße nicht rot, sondern bläulich grün gefärbt, das Fleisch derselben trocken und kurz ist, man bevorzugt daher in Frankreich unsere „écrevisses à pattes rouges“ sehr merklich vor den wenigen dort einheimischen Der Vorstand des deutschen Fischerei-Vereins knüpft hieran folgende Bemerkung Will man nun Krebse in Gewässern, welche sich hierzu eignen, namentlich aber in solchen, welche früher schon einmal Krebse enthalten haben, wieder einbürgern, so ist der Versuch hierzu weder sehr kostspielig noch mühsam Durch Vermittlung des deutschen Fischereivereins wird man in den Monaten Mai und Juni eiertragende Krebse im Alter von 4—6 Jahren zu dem mäßigen Preise von 1 Mark per 60 Stück beziehen können und dürfte schon ein kleines Quantum geeignet sein, im nächsten Herbst zu beobachten, ob die Krebse, die alten sowohl als die jungen, sich wohl befinden Dann möge man im Herbst, vielleicht Ende September, zu den ausgesetzten weiblichen Krebsen den dritten Teil männliche zu demselben Preise beziehen und dann die Tiere sich ihrer Entwicklung überlassen Die Krebse zu füttern wird nicht nötig sein, da dieselben an Würmern und welchen Wurzeln reichlich Nahrung finden B T Bl. 7 8 1880

Ca. 2000 Centner Sylvesterkarpfen sind gestern in die Centralmarkthalle eingeführt worden, nachdem an den vorhergegangenen Tagen die Zufuhr dieses Sylvesterfisches eine ganz enorme war Die Preise sind trotz des starken Angebots verhältnismäßig gering gewichen Das Pfund Karpfen wurde gestern je nach Größe und Qualität mit 40 Pfennig bis 1,20 Mark gehandelt. Besonders begehrt sind die Rogenfische, da diese nach einem Aberglauben Geld ins Haus bringen B T Bl 30 12 1900.

Die Maränen des Schal-Sees. Zu Beginn des Monats Dezember weilten zwei höhere Regierungsbeamte in Zarrentin, um einem von dem dortigen Fischereipächter veranstalteten Fang auf Maränen beizuwohnen. Bei diesem Fang handelte es sich, wie die „H. N.“ melden, um Studien und Beobachtungen, die von den Beamten angestellt wurden. Das Resultat soll recht befriedigend gewesen sein. Der Schalsee bei Zarrentin hat durch seine Maränen einen gewissen Ruf erlangt. Die mecklenburgische Volkssage weiß von diesen Fischen ein hübsches Histörchen zu erzählen. Als in Zarrentin noch ein Kloster stand, wurde ein Mönch, der jene Fischart in Italien kennen gelernt hatte, von einem derartigen Verlangen nach diesem delikaten Essen ergriffen, daß er dem Teufel seine Seele verhieß, wenn er ihm bis Mitternacht eine Portion Maränen verschaffen könne. Da dem Mönch aber nachträglich der Pakt mit dem Höllenfürsten leid wurde, so stellte er die Uhr um einige Minuten voraus. Als nun um Mitternacht der Böse mit dem Gericht Maränen über den Schalsee gesaust kam, schlug die Uhr im Kloster 12. Vor Ärger, daß er zu spät gekommen war, warf der Teufel die Maränen in den Schalsee, wo sie vortrefflich gediehen. „Post“, 18. 12. 1901.

Zeuge eines interessanten Tierkampfes zu werden, hatte kürzlich ein Bürger von Blankenburg Gelegenheit. Derselbe hörte unweit des sogenannten Hohlensteges in der neuen Schwarza plötzlich auffallendes Rauschen und Plätschern. Hinzutretend sah er eine starke Fischotter mit einem Aal im Kampfe. Die Otter hatte ihr Opfer am Kopfe gepackt und sich mit demselben auf einer Steinplatte am Ufer plaziert, bemüht, dasselbe zu töten. Doch sollte ihr dies nicht so leicht werden. Der Aal umschlang die Otter und brachte sie, indem er sich auf seinen Schwanz stützte, auf den Rücken zu liegen. Im gleichen Momente sprang der Zuschauer die mehrere Meter hohe Mauer hinunter und kam glücklich mit einem Fuße auf das Hinterteil der Otter zu stehen, worauf er den andern auf den Kopf derselben setzte. Mit einer Handwippe, die er bei sich führte, versetzte er der Otter mehrere Schläge auf den Kopf und verwundete sie am Unterkiefer. Hierbei konnte er jedoch nur eine Hand gebrauchen, weil das abschüssige Terrain ihn zwang, sich mit der andern an der Mauer zu halten, wenn er nicht ins Wasser gleiten wollte. Es gelang ihm jedoch, den nunmehr schwachen Aal frei zu machen und auf die Straße zu schleudern. Auch die Otter schien, vom Blutverlust und der Bedrückung erschöpft, sich nicht mehr bewegen zu können; kaum aber fühlte sie sich etwas frei, so stürzte sie sich plötzlich ins Wasser und war verschwunden.

Berl. Tagebl. vom 13. Dez. 1880.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

15. (5 ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 23. November 1904, abends 7½ Uhr im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu II bis XXXIV her.

A. Allgemeines.

I. Der Verein der Wasserfreunde, Königgrätzerstraße 10, bietet den Mitgliedern ermäßigte Bäderpreise.

B. Persönliches.

II. U. M. Herr Paul Offermann ist nach Tientsin übergesiedelt und sendet von dort, auch von Peking, Ansichtspostkarten (z. T. japanisches Fabrikat nach Zeichnungen, nicht nach der Natur) mit freundlichen Grüßen an die Brandenburgia ein. Wir danken hierfür herzlich.

C. Naturkundliches.

III. Dr. Eduard Zache. Die Landschaften der Provinz Brandenburg. Mit 105 Abbildungen bezw. Kartenskizzen im Text, 23 Bildtafeln und einer farbigen Übersichtskarte. 8°, 338 S. Stuttgart. Hobbing & Büchle 1905. Dies hervorragende Werk unseres verehrten ersten Schriftwarts bildet in dem großen Sammelwerk Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen, Landschaftskunden und Städtegeschichten, den 1. Band der Landschaftskunden. In knapper, markiger Sprache schildert der Verfasser zunächst die Provinz als Ganzes, dann die einzelnen Landschaften nach ihrer erdkundlichen Zusammengehörigkeit und Besonderheit: die Prignitz-Ruppiner Böschung, die Uckermark, die Neumärkische Böschung, den Sternberger Horst, das Odertal, die Plateauinseln des linken Oderrandes, das Spreetal, die Mittelmärkische Bruchzone (Luchzone, Havelmulde, Nordrand, Ostrand, Südrand, Mittelmärkisches Seengebiet), den Sächsischen Grenzwall und das Schlesische Vorland (Niederlausitzer Oberland, Niederlausitzer Tiefland). An den geologischen und tektonischen Aufbau reiht sich allemal der wirtschaftliche Bau und hierauf folgerichtig die geschichtliche Entwickelung des Landesteils an.

Aus diesem genetischen Aufbau der Landeskunde ergibt sich ein verläßliches und erschöpfendes Bild, wie wir es von unserer Heimatprovinz noch nicht besitzen. Wir können uns zu diesem vorzüglichen Buch, das allen, die sich mit unserer engeren Heimat beschäftigen, von größtem Nutzen sein wird, vom Standpunkt der Brandenburgia Glück wünschen und dasselbe zum Studium auf das Wärmste aus voller Überzeugung empfehlen.

Die Karten und Bilder sind für die vortreffliche Schrift eine höchst schätzenswerte Beigabe.

IV. **Über neuerliche Mammut-Funde.** Als ich mit der Pflegschaft unseres Märkischen Provinzial-Museums am 16. November 1904 die **Teltow-Kanal-Arbeiten** zwischen der Beeke-Brücke in Groß-Lichterfelde-Ost und der Neu-Britzer Brücke besuchte, wurden wir von dem bauleitenden Beamten darauf aufmerksam gemacht, daß hier kürzlich wieder 2 Mahlzähne und ein Stoßzahnbruchstück von Elephas primigenius gefunden seien und u. M. Herr Grubenbesitzer **Franz Körner**, der uns demnächst liebenswürdig und gastlich in seinem reichhaltigen Museum Koernerianum an der Jonasstraße zu Rixdorf aufnahm, zeigte uns ferner 3 neue Mammutfunde aus seiner berühmten Kiesgrube in **Neu-Britz** nahe dem Kanal, 2 Mahlzähne und einen Knochen, die ebenfalls erst vor wenigen Tagen in den Kiesschichten, welche Palaeolithe und Eolithe enthalten, ausgegraben worden waren.

Bei der der großen Zahl von Mammutfunden aus den Kieslagern unserer Nachbarschaft und mit Rücksicht auf den in der Oktobersitzung berührten Fund eines ziemlich vollständigen jugendlichen Gerippes eines Elefanten auf der Sohle des berühmten diluvialen Torflagers von Klinge bei Luckau, interessiert es die Brandenburgia recht sehr von zwei neuerlichen Funden Kenntnis zu nehmen, die sich auf ganze Gerippe von Mammut beziehen und in Rußland bezw. in Sibirien gemacht worden sind.

a) **Der Mammutfund am Ural.** Wie russiche Blätter im Oktober 1903 berichteten, erschienen vor einiger Zeit bei dem Konservator des Permschen Museums mehrere Bauern aus dem Kreise Perm und erklärten, Mammutknochen gefunden zu haben. Auf diese Mitteilung hin unternahm der Konservator Ostrumow eine Exkursion auf der Kama und fand an dem von den Bauern bezeichneten Orte zahlreiche Knochen eines außerordentlich großen Mammuts, darunter den größten Teil des Schädels, beide Stoßzähne mit den dazu gehörigen Teilen des Kinnbackens, das Skelett beider Vorderfüße und eines Hinterfußes, fast alle Rippen und verschiedene andere Knochen. Einer von den Stoßzähnen ist völlig unversehrt, während der andere einige Absplitterungen aufweist, die augenscheinlich zu Lebzeiten des Tieres entstanden sind. Die Länge des ganzen Stoßzahnes beträgt angeblich 5 Arschin, das sind 3,50 Meter. (?)

Herr Ostrumow ist der Ansicht, daß dort, wo die Knochen gefunden worden sind, vor einigen Jahren aller Wahrscheinlichkeit nach das vollständige Mammutskelett gelegen habe. Das Gebirgsflüßchen habe in den letzten Jahren seinen Lauf gewechselt, sei daher über den Fundort hinweggeflossen und habe einen Teil der Knochen fortgeschwemmt.

h) Der Mammutfund von der Beresowka. In der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ist seit etwa zwei Jahren das Mammut, dessen Überreste der Konservator Otto Herz im Frühjahr aus Sibirien nach Petersburg schaffte, aufgestellt. Das Gerippe erscheint normal aufrecht, während die ausgestopfte Haut das Tier in liegender Stellung wiedergibt und zwar genau so, wie es der Gelehrte aufgefunden hat, die Vorderbeine gekrümmt, besonders das linke, die Hinterbeine in wagerechter Lage unter dem Leibe. Nach Annahme von Otto Herz ist das Tier zweifelsohne beim Suchen nach Nahrung in eine Eisspalte gestürzt, aus der es nicht mehr emporkommen konnte. Der Fundort war Sredni-Kolynsk an der Berosowka, einem linken Nebenfluß der Kolyma, ungefähr 2000 Werst hinter Jakutsk. Das Gerippe, wie das ausgestopfte Mammut werden in Glaskästen aufbewahrt.

Über dieses merkwürdige Fundstück, das neben dem bekannten Mammutgerippe mit teilweiser Haut und Behaarung aus dem Anfang des 19. Jahrhundert*) eine unvergleichliche Zierde des großen Staatsmuseums an der Newa bildet, hat sich auf dem 6. Internationalen Zoologenkongreß zu Bern am 16. August d. J. der Staatsrat Prof. W. Salensky ausführlich verbreitet. Die Haut wog über 400 kg, Rüssel und Kopf fehlten, die Zunge war aber da. Sonderbarer Weise fehlte auch der linke Stoßzahn des etwa 25 Jahre alten, also in der Jugendblüte stehenden Tieres. Ich vermute, ohne den Beweis liefern zu können, daß dieser Stoßzahn, ehe Dr. Herz ankam, entfernt und im gewöhnlichen Mammutzahnhandel veräußert worden ist. In Berlin war im vorigen Jahre ein wohl erhaltener recht frischer linker Mammutstoßzahn in einem großen Elfenbein-Geschäft ausgestellt. Denselben hat ein hiesiger vermögender Liebhaber, wenn ich nicht irre, für 4000 Mk., selbstredend vollkommen legal, erstanden, und wohl montiert in seinem Kabinet als Schaustück aufgestellt. Ich möchte beinah glauben, wie gesagt, ohne den strikten Beweis zu führen, daß dieser Zahn zu dem Beresowka-Mammut gehört. Sehr interessant ist der Mageninhalt und der des Rachens, denn das Tier erstickte in einer nur oberflächlich bedeckten tiefen, durch Eisschmelzwasser ausgehöhlten Grube so schnell, daß es die im Maul befindliche Nahrung nicht mehr hinunterschlucken konnte.

*) Von diesem älteren Mammut-Kadaver besitzt das Zool. Museum der Universität zu Berlin, wie uns dessen Direktor, unser Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Carl Moebius bei einer Führung der Brandenburgia daselbst zeigte, Proben der dicken Hautschwarte und des langen pferdeschwanzartigen grauschwarzen Haars.

Das vorgedachte i. J. 1806 von Adams nach St. Petersburg geschaffte Mammut hatte in den Schmelzfalten der Mahlzähne nach den berühmten Akademikers von Brandt Feststellung lediglich Reste von Koniferen, insbesondere Nadeln. Das Beresowka-Tier dagegen Steppen- und Tundren-Pflanzenreste, z. B. Carex spec. (Sumpf-Seggen), Papaver alpinum (den gelbblühenden Alpenmohn), Ranunculus acer var borealis (nordischer Hahnenfuß), Thymus Serpyllum (Thymian oder Quendel), alle Pflanzen mit Samenbildung, so daß das Tier während der für dasselbe beim Überschreiten der Schnee- und Eisfelder besonders gefährlichen Hochsommerzeit verunglückt ist.

Palaeontologisch und stratigraphisch gesprochen gehört diese Mammut-Region Sibiriens in die Eburnéen-Gruppe des Quaternar, etwa entsprechend der Facies von Goyet (Goyetien), also in die Gruppe, welche dem eigentlichen Tarandien oder der Facies von Chaleux (Chaleuxien) vorangeht. Klima und Flora Sibiriens haben sich seither nicht geändert, unter dem Goyetien liegt noch heut das aus der letzten großen Vergletscherung Sibiriens und vielleicht auch Europas herrührende Grund- oder Kerneis 100 und mehr Meter dick, starr und unveränderlich als eine feste Gebirgsmasse.

Weshalb ist also das Mammut, wenn sich in den äußerlichen Naturverhältnissen nichts wesentlich verändert hat, ausgestorben, das Mammut, das eine Bauchmähne von 50 cm, unter den längeren etwa 20 cm langen Steifhaaren einen dichten Pelz von 2 bis 3 cm langen Wollhaaren, eine feste Lederhaut von 2 bis 3 mal der Stärke der dicksten heutigen Elefantenhaut und darunter noch etwa 9 bis 15 cm dicken Speck als Schutz gegen Wind und Wetter mit sich führte? — Salensky sagt, hauptsächlich durch die unbarmherzige und unablässige Verfolgung seitens des stets hungerig herumschweifenden quaternaren Menschen. Das höchstwahrscheinlich gutmütige und unbeholfene Tier konnte sich diesen Nachstellungen gegenüber auf die Dauer nicht erhalten, zumal bei dem allen Elefantenarten eigenen schwachen Nachwuchs. Dazu kam natürlich auch, wie im vorliegenden Falle, das gelegentliche Verunglücken in Sümpfen, Eisspalten u. dgl.

Ich vermisse nun angesichts der fortdauernden Auffindung von Mammutresten (von Kadavern und Teilen von solchen, von Gerippen, Gerippenteilen) die direkten Spuren des Menschen. Darauf müßten die russischen Forscher ihre Aufmerksamkeit viel mehr als jetzt richten und nur die Waffen und Werkzeuge der mit dem Mammut gleichzeitigen Einwohner Sibiriens vorlegen. Man sollte für den Nachweis solcher Spuren namhafte Belohnungen aussetzen, müßte allerdings gegen Betrügereien gerade hier sehr vorsichtig sein.

Die Folgerungen, die sich aus den geistvollen Ausführungen W Salenskys für unsere Mammutzeit ergeben, will ich heut nicht weiter

verfolgen, aber ich möchte Ihnen doch noch ein Bild des nordischen Elefanten wiedergeben, das wir einer vortrefflichen Darstellung Dr. **Wilhelm Kobelts** in Schwanheim a. Rhein*), (Zeichnung des bewährten



Tiermalers August Specht) verdanken. Hinzugefügt sei noch, daß die Mammutzähne, das Paar bis 200 kg schwer, daß die Ohrmuscheln im Vergleich mit dem gewaltigen Ohr des afrikanischen Elefanten und selbst noch mit dem weit kleineren Ohr des vorder- und hinterindischen, ceylonischen und sumatranischen Elefanten winzig zu nennen sind und daß das Mammut nur vier Zehen besaß, die heutlebenden, sämtlich fünfzehigen Elefanten also osteologisch vom Elephas primigenius nicht ableitbar erscheinen.

V. **Schutz der nützlichen und anmutigen Vogelwelt!** Die Brandenburgia hat es von Anbeginn als eine besondere Pflicht erachtet, schützend und schirmend für die Natur und ihre Erzeugnisse, die Pflanzen- und Tierwelt einzutreten. Heute gilt es unseren lieblichen gefiederten Freunden, die, wenn sie uns verlassen, auf ihren Zugstraßen

*) Das ausgezeichnete Werk des mir seit vielen Jahren speziell als Malakologen befreundeten Verfassers „Die Verbreitung der Tierwelt". Mit 17 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen. Verlag von Chr. Herm. Tauchnitz-Leipzig, kann ich unserem Leserkreise nur auf das Wärmste als gediegen und zuverlässig im Inhalt und glänzend in der Darstellungsform empfehlen.

nach dem wärmeren Süden einem schonungslosen Massenmord unterworfen werden. Es ist aber nicht die Leckerhaftigkeit allein, die dies verschuldet, sondern auch die gedankenlose Modetorheit, welche um ein paar bunte Federn auf dem Hut zu tragen, nicht daran denkt, wie viele Vögel deshalb ihr Leben lassen müssen. Jetzt soll durch einen Bund Gleichgesinnter der Versuch gemacht werden, den Vögeln Schutz zu gewähren. Ein Aufruf drückt sich hierüber wie folgt aus. Die beständige Verminderung unserer nützlichen Vogelarten, besonders der Singvögel, bildet seit langer Zeit eine ernste Sorge der Ornithologen und sonstiger Vogelfreunde. Die Ursachen hierfür sind, abgesehen von der Steigerung von Kultur und Verkehr, in einer unverständigen, oft grausamen Verfolgung der Vögel zu suchen. So wurden zum Beispiel in Montegrado bei Mailand — einer Strichstelle für Zugvogel — an einem einzigen Tage 300 kg Schwalben mit Netzen gefangen, und die Ziffer der alljährlich auf diese Weise in den südlichen Ländern getöteten Vögel geht hoch in die Hunderttausende. Leider ist auch Frau Mode an diesen Massenmorden beteiligt, da die Verwendung von Vogelbälgen zu Modezwecken seit Jahrzehnten der Massenvertilgung Vorschub geleistet hat. Dies beweist nichts schlagender als die Tatsache, daß allein von einer französischen Modefirma in einem Jahre 25 000 Stieglitze bestellt, und daß nach einem englischen Berichte auf einer Auktion an einem Tage 600 000 kleine Vogelbälge für Modezwecke verkauft wurden. Dieser grausamen Modetorheit zu steuern, hat sich der unter dem Vorsitz der Frau Gräfin von der Groeben ins Leben gerufene **Internationale Frauenbund für Vogelschutz** zur Aufgabe gemacht, der in engem Anschluß an die Bestrebungen der bereits bestehenden Vereine, besonders der Tier- und Vogelschutzvereine, wirkt. Den Mitgliedern dieses Frauenbundes wird es zur Pflicht gemacht, die zu Modezwecken dienende Verwendung von Vogelbälgen im ganzen und in Teilen, sowie von Federn, mit Ausnahme der Federn des Straußes, des Haus- und Jagdgeflügels, nicht nur selbst zu vermeiden, sondern auch nach besten Kräften bei Angehörigen und Untergebenen zu verhindern. Daneben ist es das Streben des Bundes, das Verständnis und das Interesse für unsere heimische Vogelwelt zu wecken und zu fördern. Da nur bei reger Beteiligung der Frauenwelt ein baldiger Erfolg zu erwarten ist, werden hiermit alle deutschen Frauen aufgefordert, dem Verein beizutreten. Der Mindestbetrag beträgt jährlich 50 Pf.; eine einmalige Gabe von 20 Mk. an bewirkt die lebenslängliche Mitgliedschaft. Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle des Internationalen Frauenbundes für Vogelschutz, Berlin W., Potsdamer Straße 188 I oder an den Schriftführer, Oberleutnant a. D. Sievers, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 8 II, zu richten. Wir empfehlen den Beitritt zu diesem Bunde unseren Mitgliedern, Gönnern und Freunden, insbesondere unseren Damen, recht angelegentlich.

D. Kulturkundliches.

VI Zum Sankt-Nikolastag 6 Dezember. Der berühmteste von allen sechs Heiligen dieses Namens ist derjenige Nikolaus, dessen Gebeine noch jetzt zu Bari in Unter-Italien eine fast abgöttische Verehrung geniessen und dorthin durch frommen Diebstahl gelangt sein sollen. Schon als Säugling war St. Nikolas ein frommes Geschöpf, denn schon damals fastete er freiwillig zweimal in der Woche. Während der in Lycien um 300 verheerend auftretenden Pest verrichtete der spätere Bischof von Myra Wunder christlicher Liebe. Aus seinem Sarge schwitzt noch jetzt ein heilsamer Balsam. Geachtet*) und verehrt wird er noch jetzt als Schutzpatron der Kaufleute, der Reisenden, der in Gefahr schwebenden Schiffer und Fischer, der Armen und der lieben Kinderwelt. Unzählige Nikolaikirchen — viele in unserer Provinz mit Berlin — erinnern an den schutzgewaltigen St. Nikolas, Klaus oder Klaas. Sein Kalendertag hat noch heute etwas ungemein Volkstümliches. In West- und Nordwestdeutschland gibts da vielfach eine regelrechte Bescherung. Unter Mummenschanz und mancherlei Holloh geht Sankt Nikolaus um, den artigen Kindern zur Freude, den unartigen zur Strafe. In Süddeutschland kommt er oft im Gewande, mit der Mütze und dem Stabe eines Bischofs. Fast immer ist er als alter Mann mit langem weißen Barte gedacht und erinnert so an seinen Freund und Kollegen, den Pelzmärte, oder, wie er bei uns und überhaupt in Mitteldeutschland heißt, den Knecht Ruprecht. Ein beliebter Brauch ist es, daß die Kinder beim Schlafengehen ihre Schuhe mit etwas Futter für das Nikolauspferd vor die Stubentür setzen, in Berlin meist leere Schüsselchen; am anderen Morgen finden sie dafür Spielsachen und Leckereien vor. Natürlich will St. Nikolaus um seine Schätze hübsch gebeten sein. Das geschieht durch althergebrachte Reime, z. B.: „Sankt Niklas, gottsheiliger Mann, zieh den besten Rock dir an und reit darin nach Spanien, hol Äpfel von Oranien und Birnen von dem Baum!“ Früher gabs auch

*) Die älteste und eigentliche Nikolai-Kirche ist San Nikola in dem erwähnten apulischen Bari, 1087 von Robert Guiscard erbaut, um die aus Myra in Lycien her gebrachten Gebeine des Heiligen aufzunehmen. In der Kirche befindet sich u. A. der Grabstein Roberts Grafen von Bari, Protonotar des grausamen Carl von Anjou. Der Protonotar leitete den blutigen Prozeß gegen den unglücklichen Konradin von Hohenstaufen und ward von Carls Schwiegersohn an derselben Stelle, wo er das Todesurteil verkündete, niedergehauen. In der recht unbequem zugänglichen Krypta befindet sich ein silberner Altar mit Reliefs angeblich von 1319, welcher die Gebeine des Heiligen Niklas enthält, die das „Manna di Bari“, eine wundertätige, besonders von den Russen geschätzte Flüssigkeit ausschwitzen. Es ist aber zu beachten, daß das Fest dieses eigentlich uns Märker besonders angehenden St. Niklas nicht etwa am 6. Dezember, sondern am 6. Mai gefeiert wird, zu dem Tausende von Pilgern namentlich aus den benachbarten albanesischen Dörfern der Provinz Bari herbeiströmen.

wohl ganze Sankt Nikolaus-Spiele mit Verkleidung und Wechselrede. Nikolaus brummte da immer erst ein wenig, etwa so: „Ach, heiliger Christ, wenn ich dir wollte die Wahrheit sagen, hätt' ich über die Kinder viel zu klagen. Sie können nichts als Bücher zerreißen und die Blätter in alle Winkel schmeißen, solche Possen treiben sie! Ach, heiliger Christ, hätt' ich Macht wie du, ich schlüge mit Ruten und Peitschen zu!" Aber schließlich gibt sich Sankt Nikolaus immer zufrieden, und die Kleinen kommen mit dem Schrecken davon. Eins kündigt er in jedem Falle an: die Nähe des Weihnachtsfestes, und schon darum ist er der Kinderwelt ein hochwillkommener Gast.

Wir begrüßen es daher, daß unsere Abteilung des **Vaterländischen Frauenvereins**, in dessen Vorstand sich besonders die verehrte Gattin unseres zweiten Vorsitzenden, die **Frau Geheime Justizrat Uhles** durch Nächstenliebe und umsichtige Leitung seit Jahren hervortut, am 3. und 4. k. Mts. ein **St. Nikolasfest im hiesigen fiskalischen Ausstellungspark** an der Straße Alt-Moabit für Wohltätigkeitszwecke veranstalten wird. Auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Geheimrat Uhles habe ich mich hierzu über Dasjenige, was an St. Niklas-Gebräuchen sich noch in Berlin und der Mark Brandenburg erhalten habe, etwa wie nachstehend geäußert.

In dem ebengenannten Gebiet sind noch drei Vorstellungskreise erhalten.

In der Mark erscheint St. Niklas am 6. Dezember mit dem Christkindlein und seinem getreuen Diener Ruprecht in den Häusern einen Sack auf dem Rücken, aus dem wohl die (ausgestopften) Beinchen eines unartigen Kindes, das er dorthin eingesteckt, hervorsehen. Er fordert die Kinder zum Beten auf, wenn sie ihr Weihnachtslied gut aufsagen und von den Eltern belobt werden, so beschenkt er sie mit Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen u. dgl., anderenfalls droht er ihnen mit seiner Rute, versetzt ihnen auch wohl Schläge damit, schließlich verzeiht und schenkt er auch hier.

In Berlin und Berlins städtischen Vororten ist daraus kurzer Hand etwa vom 6. ab bis kurz vor dem Christfest der allein auftretende vermummte grimmige **Weihnachtsmann** geworden, der im übrigen genau wie St. Nikolas auftritt; die Großstadt bringt es mit, daß es viele Weihnachtsmänner gibt. Auch bei uns glauben die Kinder, daß die unartigen unter ihnen in den Sack des Weihnachtsmannes gesteckt würden, so sah ich vor einigen Jahren abends in einer Straße um die Weihnachtszeit einen **unfreiwillig** wie ein Weihnachtsmann aussehenden alten Kerl, der einen Sack über den Rücken trug, worin sich deutlich etwas bewegte. Wahrscheinlich waren es lebendige Gänse. Gerade diese unheimlichen Bewegungen erregten bei mehreren der doch sonst nicht auf

den Kopf gefallenen und nicht gerade zaghaften Berliner Kinder großen Schrecken und sie machten, daß sie bei diesem gefährlichen Weihnachtsmann vorbeikamen.

Dann findet sich in der Mark hier und da noch St. Niklas, auch wohl in Begleitung des Knechts Ruprecht, beritten als der bekannte Schimmel-Reiter, der mittelbar an Wotan erinnert.

Dieser St. Niklastag in Moabit wird den Anwesenden zur Beteiligung hiermit kund und zu wissen getan. Der anwesende zweite Vorsitzende wird auf Befragen gern nähere Auskunft erteilen. (An diese Mitteilung knüpfte sich eine Besprechung, bei welcher sich die Herren O. Monke, Dr. Schulze-Veltrup, Landesbauinspektor Wulf, R. Mielke u. A. beteiligten.)

VII. Zur Roland-Kunde.*)

Steh' dann ruhig, Rolandsbild!
Steh' standfest und unerschüttert
Unter Deines Kaisers Schild!

(Inschrift des Roland-Brunnen von 1787 in Bremen-Neustadt.)

Unter diesem Wahrspruch veröffentlicht unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied Archivrat Dr. Georg Sello: „Vindiciae Rolandi Bremensis. Zu Schutz und Trutz am 500jährigen Jubiläum des Roland zu Bremen. (Mit 21 Tafeln und einer Kartenskizze. Bremen. Druck und Verlag von Max Nössler, 1904. VIII. 94 S. 8°.) Nur in 200 Exemplaren gedruckt und deshalb schon bei der Herausgabe eine literarische Seltenheit, wird, wie mir der Verfasser mitteilte, der Hauptinhalt in die eigentliche vom Senat der Freien und Hansestadt Bremen für das Rathaus-Jubiläum i. J. 1905 beabsichtigte Festschrift aufgenommen werden. Das Büchlein erörtert nach der bekannten scharfkritischen Methode des gelehrten und eminent belesenen Autors als vindiciae Rolandi Bremensis die kontradiktorische Darlegung der Besitzansprüche Rolands auf sein von ihm seit unvordenklicher Zeit ausgeübtes Bremer Ehrenamt, den Rolands-Schild, das Roland-Reiten, den Rolands-Mantel, das Rolands-Schwert, Rolands Namen und Wanderjahre. Es werden hierbei die verschiedenen Arten der Rolande, die wirklichen und sogenannten, die verschiedenen Überlieferungen und willkürlichen Erfindungen, die gelehrten Deutungen und Theorien, kurzum man möchte sagen, alles was zum „Roland-Rummel" gehört, teils im Haupttext, teils in den außerordentlich reichhaltigen Anmerkungen besprochen und beleuchtet. Trotz alle dem ist S. weit entfernt von dem Glauben, daß er die Roland-Fragen nunmehr alle gelöst habe, und sagt in dieser Beziehung: „Im Laufe der letzten zwei Jahre hat eine Reihe, mit Bezug

*) Zu vergl. Brandenburgia XII. 57, 168, 277, 414, XIII. 130, 133.

auf die Wiederherstellung des Bremer Roland an mich gerichteter Fragen mich veranlaßt, insbesondere die Formengeschichte dieser Bildsäule immer wieder nachzuprüfen Meine Ergebnisse lege ich im folgenden vor, ohne im entferntesten, jetzt wie früher, den Anspruch zu erheben, das Problem gelöst zu haben Die darauf verwendete Arbeit freut mich, aber ich bedauere die Zeit, welche das leider unvermeidliche Eingehen auf die gelehrten Donquichoterien der allerjüngsten Rolandforscher und ihrer Schildknappen in Anspruch genommen haben."

Insbesondere gerichtet sind S.'s Angriffe gegen 2 jüngst erschienene gelehrte Arbeiten: Prof. Dr Karl Heldmann-Halle: Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Spiele und Fälschungen Mit 4 Abbild in Lichtdr, Halle a. S und Professor Dr Franz Jostes-Münster. Roland in Schimpf und Ernst. Mit 6 Abbild in Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. 1 Jahrgang 1904 („Schimpf" meint hier soviel als „Scherz". So bedeutet in dem Buchtitel von Claus Narren: Sechshundertsiebenundzwantzig Historien, feine schimpfliche wort vnd Reden, mit lustigen Reimen gedeutet, Frankfurt a M 1579, das Wort „schimpfliche" soviel als scherzhafte Worte Noch früher (1522) veröffentlichte Pauli sein Büchlein „Schimpf und Ernst", welches Georg Büchmann in den „Geflügelten Worten" öfters anführt. Vergl auch Brandenburgia XIII S 130.) Bekämpft werden die behaupteten Fälschungen des Bremer Ratsherrn Johann Hemeling, die nicht durch Errichtung des Bremer Roland gekrönt wurden, sondern im Gegenteil an dessen vorhandene Bildsäule anknüpften, entweder an die steinerne von 1404 mit dem einfachen, umschriftlosen Wappenschild, oder, falls sie wirklich vor 1404 anzusetzen wäre, an die ältere, hölzerne, ebenfalls beschildete (Sello, S 7)

Im 2 Kapital Roland-Reiten interessiert uns besonders die Deutung des Rolands zu Potzlow in der Uckermark als einer Quintäne, d. h. einer drehbaren Rolandsfigur, nach welcher gestoßen wurde Ich erinnere dabei an den Quintäne-Roland von Garding in Dithmarschen, der sich noch wohl erhalten im städtischen Museum in Altona befindet. Am 2 April d J. besichtigte ich ihn und fand eine derbe hölzerne, bunt bemalte Figur, eine Ritterkarrikatur, am rechten Arm eine kleine Tartsche, nach deren Mittelpunkt gestoßen ward Traf der Stoß des Reiters mit der Lanze nicht in den beweglichen Zapfen, so drehte sich die hölzerne Figur und schlug mit dem Aschenbeutel ihrer linken Hand zum Jubel der Zuschauer den Reiter Leider hat man die Potzlower Quintänsfigur, die unten abgemorscht war, unlängst mit den Beinstumpfen in eine Steinbettung gesteckt, so daß dieser Roland wie ein Götzenbild aussieht; der Degen in der rechten Hand hat natürlich

niemals zu der ursprünglichen Potzlower Quintane gehört (Brandenburgia XIII S. 130 No. XVII.)

Indem ich Ihnen das trotz seiner Kleinheit an Gedanken und Material überreichlich ausgestattete Büchlein zur Durchsicht übergebe, kann ich angesichts der reichen heutigen Tagesordnung demselben nicht entfernt gerecht werden. Wir werden bei unserer Rolandschau auf dasselbe noch oftmals zurückkommen.

Nur auf die lehrreiche Kartenskizze und deren Erläuterung (S. 85 flg.) sei noch hinzuweisen verstattet. Es ergeben sich bestimmte Rolandgruppen, die durch rolandfreie Landschaften getrennt sind. In den uns näher angehenden wendischen Landschaften Havelland, Barnim, Prignitz finden wir nur je einen Roland in ihren Hauptorten: Neustadt-Brandenburg, Berlin, Perleberg. Die in sich wohl abgegrenzte Uckermark besitzt (abgesehen von der Potzlower Quintane) zwei Rolande in den Hauptorten Prenzlau und Angermünde. Die beiden sicher überlieferten neumärkischen Rolande zu Königsberg N.-M. (bis 1649) und Zehden (der hölzerne Rumpf im Märk. Museum) entsprechen den Vororten (das sogen. Bilderwerk zu Landsberg a. W. war wohl nur eine Brunnenfigur, S. 86). Im wendischen Kolonisationsgebiet, wohin nach S.'s Meinung die Rolande nur von Magdeburg aus als Wahrzeichen deutscher Stadtgerechtigkeit gelangt sein können, möchte man fast eine Planmäßigkeit der Verteilung über die nach und nach der ihrem Wesen nach deutschen Mark Brandenburg angegliederten Territorien annehmen.

Vom Roland von Berlin heißt es S. 29: „Dasselbe gilt für den ebenfalls im Ende des 14. Jahrhunderts zuletzt genannten **Berliner Roland**. Auch dieser stand nicht bei dem in der zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten neuen Rathause und an der Gerichtslaube, sondern im **älteren** Stadtteil, gehört also zweifellos gleichfalls einer vorangegangenen Bauperiode an." Ebenso wie der Hamburger Roland an der Ecke der Reichenstraße unweit der heutigen Roland-Brücke. Dasselbe gilt von dem Roland zu **Greifswald** (1398), den erst ganz neuerdings Dr. **Werminghoff** entdeckt hat, Korrespondenzblatt der deutschen Altert.-Vereine, 1904 Nr. 2, Sello a. a. O. S. 70.

Für Berlin ist, wie ich wiederholt in der Brandenburgia erwähnt, der „Roland" nur durch zwei Stellen im Stadtbuch 1391—98 bezeugt, dieser älteste Roland Berlins ist sicherlich von **Holz** gewesen (nicht von Stein), wann und bei welcher Gelegenheit diese Holzfigur verschwunden sein mag, läßt sich nicht nachweisen, vielleicht verbrannte sie im August 1380, als die Nikolaikirche und die ganze Nachbarschaft eingeäschert ward.

VIII. Die **Medaille zum Bremer Roland-Jubiläum 1904**, welche der Senat nach den Angaben Georg Sellos hat prägen lassen, lege ich in dem silbernen, dem Berliner Magistrat geschenkten und dem

Märkischen Museum überwiesenen Exemplar vor Mattsilber, 120 Gramm schwer, Durchmesser 68 mm Auf der Vorderseite Konterfei des Bremer Rolands, heraldisch rechts 1404, links 1904 Umschrift dem Bremer Rolandeschild entnommen: „Vryheit do ik ju openbar de karl und mennich vorst vorwar“, Rückseite. Fortsetzung der Umschrift: „desser stede ghegheven hat. des danket gode is min radt“ Der rechtssitzende Karl, gekennzeichnet durch die beilaufenden Worte „Carolus Magnus“, übergibt dem Erzbischof einen Schild mit dem Schlüssel, dem Wappenzeichen Bremens Nebenlaufend die Worte „S Willehadus“. (Hiernach ist in Richard Schröders „Die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte“ 1890 S. 52 die Inschrift zu berichtigen, welche übrigens auch in anderen wissenschaftlichen Arbeiten unrichtigt citiert wird. Auffallend ist die Einmischung hochdeutscher Elemente sowohl in die Satzbildung als auch in die Rechtschreibung· für „gegeben“ sollte man „geben“, für „und“ oder „vn“ erwarten

IX. Ein Bild des Rolands zu Wedel bei Hamburg, das ich im April d. J. im Gasthaus zum Roland daselbst erstanden, lege ich Ihnen wegen seiner Originalität vor Der Roland ist dort sehr volkstümlich trotz seiner grotesken Häßlichkeit und seiner hinterwärts versackten Stellung 4 m Sockel tragen die 6 m hohe Figur, die den Kaiser Karl darstellt, in der Rechten das Reichsschwert, in der Linken den Reichsapfel haltend Früher soll ein ganz anders gestalteter hölzerner Roland hier gestanden sein 1648 wurde der jetzige Roland vom Sturm umgeworfen und 1651 auf Betreiben des Pfarrherrn Risst neu aufgestellt Auf der Rückseite steht:

> Als sechzehnhundert und noch einundfünfzig Jahr
> Im Wintermonat die bekannte Jahrzahl war,
> Ward dieses Kaisers Bild aufs Neu hierher gesetzet,
> Gott woll' es uns und uns all erhalten unverletzet.

Vgl Schröder a. a. O. S. 74 und Sello a. a. O. S. 41, wonach das Wedeler Standbild zuerst 1597 erwähnt wird, und S. 72

X. Die Rolandfiguren machen, seitdem unser Kaiserlicher Herr das Rolandinteresse durch die Stiftung des Roland auf dem Berliner Kemper-Platz und durch den Auftrag an den italienischen Maestro eine Rolandoper zu dichten und zu komponieren, neuerweckt hat, auch sonst künstlerisch Propaganda. So ist das deutsche Kriegerdenkmal für die im chinesischen Feldzug gefallenen deutschen Krieger von Professor von Uechtritz zu Tientsin in Nord-China als Rolandfigur dargestellt; in ruhiger Pose stehende Harnischfigur, die Rechte auf das mächtige Schwert, die Linke auf den Schild mit dem deutschen Adler gestützt. Ein mehr naturalistischer Aar mit Reichskrone sitzt im Schutze der mächtigen Erfurcht gebietenden Figur Ich lege ein Bild aus dem „Tag“ vom 28 Oktober 1904 vor.

Die deutsche Städtezeitung, welche seit 19. Oktober 1904 als illustrierte Wochenschrift für Gemeinde-Verwaltung und Stadte-Interessen unter Redaktion von A. Mosglich in Groß-Lichterfelde erscheint, hat einen Roland (ohne Olifant) im Wappen.

XI. Meister Roggiero Leoncavallo hat die Oper „Der Roland von Berlin“ nach Willibald Alexis' gleichnamigem Roman fertig gestellt. Die Uraufführung wird im Berliner Opernhaus am 13. Dezember 1904 bestimmt vor sich gehen.

XII. Jung-Roland und David und Goliath. In Adolf Pauls im April 1904 aufgeführter Komödie „David und Goliath“ wird der ungeschlachte Riese von dem jungen Hirten, der von seinem gefährlichen Gegner nichts weiß, in einem Streite erschlagen. So verrichtet er halb unbewußt eine Heldentat, die sein Vaterland aus schwerer Nöten errettet. Es scheint nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Uhlands bekannte Ballade „Roland Schildträger“ eine ganz ähnliche Fabel enthält. Jung Roland darf seinem Vater Milon als Schildknappe mit anderen Großen auf die Suche nach einem Riesen folgen, der in seinem Schilde ein herrliches Kleinod trägt, nach dem Konig Karl eifriges Gelüste hat. Während Herzog Milon, von den Genossen getrennt, im Walde einschläft, erspäht Jung Roland, der Wache hält, einen Riesen, erschlägt ihn nach kurzem Strauß, nimmt das Kleinod aus seinem Schilde und geht dann bescheiden seines Weges. Die Helden langen am Konigshofe an, jeder mit einem Waffen des Riesen geschmückt, dessen Leichnam sie inzwischen entdeckt haben. Nur das Kleinod fehlt. Erst mit Rolands Ankunft löst sich das Rätsel, und der junge Fant erklärt bescheiden: „Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht, daß ich erschlug den groben Wicht, dieweil Ihr eben schliefet!“ Also auch hier vollbringt ein „reiner Tor“ die Tat, vor der die Tapfersten des Landes zurückbeben. Die Figur des Jung-Roland ist zur künstlerischen, besonders plastischen Verwertung sehr zu empfehlen.

XIII. Zwei Berliner Zeitschriften haben den Namen „der Roland“ angenommen, darunter die geschätzte Zeitschrift für Heimatkunde, welche unser Mitglied K. Kühne jetzt im 3. Jahre herausgibt.

XIV. In der Potsdamerstraße hierselbst befindet sich unter der Firma des Roland seit Jahr und Tag ein prächtig eingerichtetes Wirtshaus, durch seinen monumentalen Auf- und Ausbau Interesse erregend.

XV. Die Geschichts- und Rechtsverhältnisse des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster sind gegenwärtig Gegenstand der Beschlußfassung innerhalb der städtischen Behörden und verdienen wegen ihres hohen Alters und wegen des Ansehens, welches diese älteste humanistische Lehranstalt Berlins mit Recht genießt, auch in der Brandenburgia gewürdigt zu werden. Das alte Lehr- und

Lerngebäude Klosterstraße 74 mitnebst der Streitschen Stiftung ist das ehrwürdigste Schulhaus Berlins, hat die Beachtung der Brandenburgia stets in besonderem Maße angezogen und ist von derselben unter gütiger Führung des Herrn Gymnasial-Direktors Bellermann am 7. Oktober 1903 eingehend besichtigt worden.

Die Rechtsverhältnisse der Anstalt nach innen wie außen sind von jeher kraus und verwickelt gewesen. Die geschichtliche Entwickelung ist in gedrängter Kürze folgende. Das Grundstück enthielt früher ein Franziskanerkloster der grauen Brüder, auf einem im Jahre 1271 den Mönchen von dem Markgrafen geschenkten Platze um das Jahr 1290 gebaut. Um dieselbe Zeit schenkte Jacob von Nebede die zwischen Berlin und Tempelhof belegene Ziegelei. Nach Einführung der Reformation wurde das Kloster aufgehoben und diente eine Zeitlang dem Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg, dem Alchimisten Leonhard Thurneisser, zur Wohnung und zum Laboratorium; derselbe legte auch eine Buchdruckerei darin an, in welcher mehrere Schriften mit dem Druckorte „im grauen Kloster“ gedruckt worden sind. Im Jahre 1574 wurde das Kloster der Schule eingeräumt. Durch das bedeutende, beinahe auf 148 000 Thlr. sich belaufende Vermächtnis, welches der Kaufmann Sigismund Streit in Venedig 1752 und 1760 dem Gymnasium hinterließ, ward es möglich, 1786 bis 1788 das Gymnasialgebäude und die Lehrerwohnungen neu zu erbauen, auch die Streitsche Stiftung mit den damit verbundenen Freitischen und Stipendien zu errichten und das Gehalt der Lehrer zu erhöhen. Bedeutende Vermächtnisse, wie das des Professors Stein von ungefähr 20 000 Tlr. und das von Regemannsche von 19 000 Tlr. vermehrten die Einkünfte des Gymnasiums, das auch durch die 1819 erfolgte Schenkung von einem Teile des Lagerhauses eine bedeutende Ausdehnung erhielt. 1767 wurde das Köllnische Gymnasium mit der Anstalt verbunden und aus den drei unteren Klassen eine Stadtschule gebildet. Dieses Köllnische Gymnasium, Inselstraße 2—5, dessen Geschichte wir hier wenigstens streifen, hieß ursprünglich das Petrinische Gymnasium und ist die Zeit seiner Begründung unbekannt. 1540 finden sich die ersten Nachrichten davon. 1738 brannte es mit der Petrikirche zugleich ab und ward in das Köllnische Rathaus verlegt. 1767 wurden die obersten Klassen mit dem Berlinischen Gymnasium vereinigt und bildeten mit demselben das Berlinisch-Köllnische Gymnasium. Die unteren Klassen blieben selbständig als Köllnische Schule. 1824 wurde diese Trennung wieder aufgehoben und das Köllnische Gymnasium als Real-Gymnasium begründet, indem es sowohl für die Universität als auch für die anderen Berufszweige die Vorbildung gab. Die nach dieser Zeit erfolgte Hebung der Realschulen machte diese an sich schwierige Verbindung entbehrlich und im Oktober 1868 wurde die Anstalt wieder ein humanistisches Gymnasium, das vorzugsweise für die Universität

ausbildet, für Physik, Chemie, englische und französische Sprache jedoch noch fakultativen Unterricht gewährt. Diese beiden städtischen Gymnasien sowie das städtische Friedrich-Werdersche Gymnasium (zur Zeit noch Dorotheenstraße 13—14, 1681 im ehemaligen Friedrichs-Werderschen Rathause eingerichtet, 1683 eingeweiht, 1794 ab, 1800 in das Haus Oberwasserstraße 10 und in das ehemalige Fürstenhaus Ecke Werderscher Markt und Kurstraße, hierauf Michaelis 1875 nach den erst gedachten Räumen verlegt, um demnächst nach Moabit überzusiedeln) haben besondere Gymnasiarchen, d. h. eine Art Ehren-Kuratorium, wie es sonst bei den höheren Lehranstalten Berlins nicht vorkommt. Die Gymnasiarchen, vier an der Zahl, bestehen z. Z. bei jedem der drei Gymnasien aus den Stadtschulräten Dr. Gerstenberg und Dr. Michaelis sowie dem Stadtrat Wagner, wozu jeweils der betreffende Direktor tritt, also z. Z. die Herren Dr. Bellermann, bez. Dr. Meusel und Dr. Lange (Friedrichs-Werder).

Hinsichtlich des uns hier hauptsächlich beschäftigenden Berlinischen Gymnasiums hat nun unser verehrtes Mitglied Herr Stadtsyndikus Weise unter dem 5. Juli 1904 „Allgemeine Vorbemerkungen über die Verhältnisse des Grauen Klosters" für die städtischen Behörden niedergeschrieben. Dies ist ein sorgfältigst nach den Akten verfaßter Bericht, den wir wegen seines bleibenden, geschichtlichen Interesses hier abdrucken, unter Weglassung des Schlusses, der den jetzt entstandenen Streit über das Wohnungsrecht der Lehrerschaft betrifft.

Bei den Baulichkeiten und den sonstigen äußeren Angelegenheiten des Gymnasiums zum Grauen Kloster oder Berlinischen Gymnasium kommen als beteiligte Interessenten in Betracht:

> die Stadtgemeinde, das Gymnasium als juristische Person, die Streitsche Stiftung, die Kommunitätskasse, die mit Wohnung im Gymnasium angestellten Lehrer.

1. Die Stadtgemeinde ist Patron der Anstalt „Ob zwar der Kurfürst Johann Georg solche Kirche und Schule samt den zugehörigen Gebäuden, Kreuzgängen und darin gelegenen Garten, Beichthause und Kirchhofe, auch allen der Schulen Einkommen, so ihr allbereit dazu sein und dazu künftig gegeben und vereignet werden möchten dem Rate der Stadt Berlin vereignet und perpetuieret hat zu derselben Schulen ohne jemandes Einrede für und für zu gebrauchen" (1574), so ist doch von Anfang an, die Stadt dem Gymnasium, als eigener juristischer Persönlichkeit, nur als Patron gegenüber getreten, dies entspricht auch dem Allgemeinen Landrecht II 12, §§ 54, 59, 60 Da das Vermögen des Gymnasiums, soweit es von bestimmten Auflagen und Zwecken frei ist, nicht zureicht, um Lehrerbesoldungen und sachliche Bedürfnisse des Gymnasii zu bestreiten, vielmehr von der Stadtgemeinde jährlich zirka

100 000 Mk zugeschossen werden müssen, so sind auch die eigenen freien Einnahmen des Gymnasii, wie bei den anderen höheren Schulen stets auf diesen Zuschuß verrechnet und haben nur eine Einnahmeposition in unserem Spezial-Etat Nr 9/10 gebildet Dies hat auch das Provinzial-Schulkollegium in dem Erlasse vom 2. August 1901 (Bl. 151 Art. Schuls Gen Nr 1) ausdrücklich als gerechtfertigt anerkannt

2 Das Gymnasium hat zwar eigene juristische Persönlichkeit. Sein Vermögen besteht aber nur in den 1574, 1822 und 1831 vom Landesherrn geschenkten Gebäuden des alten Klosters und des sogenannten Lagerhauses, welche auch im Grundbuch auf den Namen des Gymnasii berichtigt sind, in den eingehenden Schulgeldern und einigen unwesentlichen Einnahmen, welche, wie zu 1 bemerkt, unmittelbar zum Etat des höheren Schulwesens von der Stadtgemeinde behufs Bestreitung der Gesamtausgaben desselben, vereinnahmt werden Bei dem Gymnasium bestand und besteht auch noch in einem bereits zweimal fast völlig verbrauchten, jetzt aber wieder 67 400 Mk betragenden Bestande ein sogenannter Miets- und Baufonds, der uns bei Gelegenheit der im vorigen Jahrhundert geschehenen landesherrlichen Schenkung von Teilen des Lagerhauses eingetretenen, vorübergehenden Einnahmen entstanden und verzinslich als solcher angelegt worden war Auch über diesen ist, wie über die sonstigen freien Einnahmen und Vermögensstücke des Gymnasii stets vom Magistrat zum Besten des Gymnasii selbständig verfügt worden, so 1848 49 zum Umbau des früheren, jetzt niedergelegten Lehrerwohnungsgebäudes Neue Friedrichstraße 84, und auch neuerlich zum Bau der Turnhalle auf dem, zu diesem Zwecke angekauften (Haberkernschen) Grundstück Neue Friedrichstraße 86 Der Besitztitel dieses letzteren, nunmehr dem Gymnasium überwiesenen Grundstücks ist ebenso, wie derjenige des in den sechziger Jahren teilweise zur Erweiterung des Schulhofes von der Stadtgemeinde angekauften Grundstücks Neue Friedrichstraße 85 auf den Namen der Stadtgemeinde eingetragen geblieben

3 Die Streitsche Stiftung ist eine selbständige Stiftung mit eigener juristischer Persönlichkeit aus der Mitte des 18 Jahrhunderts Ihr Zweck besteht in der Gewährung von Zuwendungen an die Lehrer, die Lehrerwitwen, der Haltung eines Schülerinternats (Streitsche Kommunität) der Ausstattung der Instrumentensammlung, der Sternwarte u s w. Sie wird von einem besonderen Stiftungsdirektorium verwaltet, welches ganz unabhängig vom Magistrat, lediglich unter dem Unterrichtsministerium steht. Bleiben nach Erfüllung der von dem Stifter (Kaufmann Sigismund Streit) bestimmt vorgezeichneten Zwecke noch Mittel der Stiftung verfügbar, so kann das Stiftungsdirektorium dieselben nach seinem besten Wissen zum Nutzen des Gymnasiums verwenden. Der Magistrat als Patron soll aber keineswegs auch die Stiftung beaufsichtigen, zu

keiner Rechnungsabnahme zugezogen werden, und das Direktorium „ihm nicht Red' und Antwort zu stehen" haben. Insbesondere sollen zwar nach der Vorschrift des Stifters für den Rektor, Prorektor und Konrektor Dienstwohnungen gebaut, aber, nachdem dies geschehen, zur Ausbesserung und Unterhaltung derselben oder sonstiger Gymnasialgebäude nichts aus den Mitteln der Stiftung hergegeben werden.

In den Jahren 1786—88 hat darnach das Streitsche Stiftungsdirektorium mit Genehmigung des Magistrats nicht nur:

a) in dem, dem Gymnasium gehörigen Grundstück Klosterstraße 74 ein ganz neues Lehrerwohngebäude für den Direktor und drei Professoren errichtet, in dem auch die Streitsche Kommunität untergebracht wurde, sondern auch
b) das bereits vorhandene Lehrerwohngebäude, Neue Friedrichstraße 84, dergestalt umgebaut, daß dasselbe außer einem Hör- und Bibliotheksaal noch drei Lehrerwohnungen aufnahm, wovon eine aber bald wieder einging und zur Erweiterung der Klassenräume benutzt wurde.

Auch im Jahre 1859, als das Gebäude an der Neuen Friedrichstraße 84 wieder umgebaut worden, auch das Quergebäude hinter Klosterstraße 74 abgebrochen werden mußte, so daß nicht nur die beiden noch übrig gebliebenen Wohnungen Neue Friedrichstraße 84, sondern auch zwei Lehrerwohnungen im Quergebäude Klosterstraße 74 fortgefallen waren, steuerte die Streitsche Stiftung wiederum ein Drittel der Kosten bei, während der Überrest aus städtischen Mitteln aufgebracht wurde. Das Haus Neue Friedrichstraße enthielt nun vier Lehrerwohnungen und die Streitsche Kommunität.

Mit Rücksicht auf diese Leistungen der Streitschen Stiftung, und mit Rücksicht auf die Bestimmung des Stifters, wonach zur **Unterhaltung der Lehrerwohnungen** und sonstigen Baulichkeiten durchaus nichts aus der Streitschen Stiftung entnommen werden sollte, ist über die Unterhaltungspflicht dieses Gebäudes, in welchem die Streitsche Kommunität sich nunmehr befand, unter dem 1. Juli 1869 ein von Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung genehmigtes Abkommen getroffen, wonach die Streitsche Stiftung nur die Unterhaltung der zur Ausstattung der Kommunität gehörigen Geräte, die Gasbeleuchtungsgegenstände, Wasserklosetts, Waschbecken, dagegen die Stadtgemeinde **alle** übrigen baulichen Reparaturen und Neuarbeiten an diesem Gebäude zu übernehmen hatte.

4. Die Kommunitätskasse, welche mit der sogenannten Streitschen Kommunität nichts zu tun hat, besteht bei dem Gymnasium anscheinend schon seit dessen Gründung. Urkunden über ihre ursprüngliche Fundation, oder Statuten sind nicht vorhanden, doch wird sie in den ältesten Schulordnungen, als Stiftung „für arme und fähige Schüler" **des Berlinischen**

Gymnasiums erwähnt, und die Akten der Schule enthalten viele Notizen über Geschenke und Zuwendungen an sie. Sie bildet stets nur ein der Anstalt gehöriges Zweckvermögen (§ 75 II 6 A. L. R.), als Eigentümerin der ihr gehörigen Vermögensstücke ist das Berlinische Gymnasium anzusehen. Der Magistrat, als Patron des Gymnasiums führte, wie er die Verwaltung des Gymnasialvermögens an sich gezogen hatte, auch die Rechnung der Kommunitätskasse, deren Kapitalien in seinem Depositorium aufbewahrt wurden, unter Mitwirkung einerseits des Direktors, andererseits des Provinzial-Schulkollegiums als Aufsichtsbehörde.

Etwa um 1698 schenkte der Stadtverordnete und Handelsmann Hans Henze der Kommunitätskasse ein Grundstück vor dem Landsberger Tore, welches bis 1898 regelmäßig vom Magistrat zu Gunsten der Kommunitätskasse, zuletzt für 4000 Mk., verpachtet wurde. Der Etat dieser Kasse belief sich damals auf zirka 7300 Mk. in Einnahme und Ausgabe. Aus diesem wurde ein Mittagstisch für 10 Schüler Abendtisch für 23 bedürftige Schüler, 5 Stipendien für solche zu 300 Mk. jährlich bestritten. Im Jahre 1898 gelang es dem Direktor Bellermann, dieses Grundstück unter Genehmigung des Magistrats und des Provinzial-Schulkollegii für 1 500 000 Mk. zu verkaufen. Den Kaufpreis hat der Direktor in Empfang genommen und mit Genehmigung des Magistrats und des Provinzial-Schulkollegii bisher verwaltet und zum Besten des Gymnasii verwendet. Auch diese Verwendungen haben, im Hinblick einerseits darauf, daß die Zinsen des obigen Kapitals (zirka 45 000 Mk.) in der bisherigen Beschränkung der Kommunitätskasse zu Gunsten der engsten Bedürfnisse der armen und fähigen Schüler (Nahrung und Geldunterstützung) mit Nutzen gar nicht verbraucht werden konnten, andererseits darauf, daß Verbesserungen der Räumlichkeiten der Schulräume und Lehrerwohnungen des Gymnasii mittelbar zugleich den armen und fähigen Schülern dasselbe zu Gute kommen, die Genehmigung des Magistrats, als Patron und der Schulaufsichtsbehörde gefunden. Die Abrechnung über diese Verwendungen mit dem Direktor Bellermann schwebt zur Zeit bei J.-Nr. 452 F. B., bei welcher dann auch über die Aufbewahrung und weitere Verwaltung der Restbestände der $^1/_2$ Millionen Mark (500 000 Mk.), welche inzwischen teils auf Hypotheken, teils in einem zu Schöneberg belegenen Grundstücke angelegt waren, wie auch der älteren Bestände der Kommunitätskasse (zirka 93 000 Mk.), die noch im Magistratsdepositorium befindlich sind, zu entscheiden sein wird.

Die Verwendungen aus den der Kommunitätskasse zugeflossenen $1^1/_2$ Millionen Mark sind, abgesehen von der Vermehrung der Zahl der Kommunitätsstipendien von 5 auf 10 und der Erhöhung des Betrages derselben von 300 auf 400 Mk., folgende.

a) Es wurde das Grundstück Klosterstraße 73 für das Gymnasium zum Preise von 500 000 Mk. angekauft und zu Wohnungen des Direktors und zweier Professoren neu ausgebaut, ferner
b) das bisherige Direktorialgebäude Klosterstraße 74 zu Wohnungen für drei Lehrer umgebaut,
c) das Gebäude Neue Friedrichstraße 84 niedergelegt und an dessen Stelle ein kleineres, lediglich Schulräume enthaltendes Gebäude errichtet, endlich wurde
d) die bei dem Bau der neuen Turnhalle, welcher — wie oben schon erwähnt — teils aus dem Miets- und Baufonds des Gymnasii, teils aus städtischen Mitteln bewirkt worden ist, erforderlich gewordene Ablösung des Wohnungsrechts der Nikolaikirche für ihren Küster an dem mit zur Turnhalle verwendeten sogenannten Küsterwohngebäude mit 24 500 Mk. auf die Kommunitätskasse übernommen und an die Küchenkasse von Nikolai ausgezahlt. Hierbei worden zugleich überall in den alten Klostergebäuden die durch Einbauten und Querwände verunstalteten schönen Kreuzgänge und Gewölbe wiederhergestellt, und es mußte seit dem Oktober 1901 eine seit 1869 für Rechnung des Gymnasii (bezw. nach Nr. 1 der Stadtgemeinde) an den Gesanglehrer Professor Heinrich Bellermann zuletzt für 620 Mk. jährlich vermietete kleine Wohnung im Hause Klosterstraße 74 zu einer der Lehrerwohnungen dieses Gebäudes gezogen werden, so daß sie nicht mehr vermietet werden konnte.

Im ganzen hat die Kommunitätskasse für bauliche Zwecke im Interesse des Gymnasiums zirka 1 Million verwendet. Das Gymnasium hat dadurch unter Wahrung seines altehrwürdigen baulichen Charakters, auf beiden Seiten der alten Klosterkirche in abgeschlossener Lage ausreichende Innenräumlichkeiten und geräumige Höfe erhalten und für die unmittelbaren Zwecke der eigentlichen Schülerkommunität sind noch reiche Mittel zurückbehalten.

5. Eine Anzahl von Lehrerwohnungen waren bei dem Gymnasium anscheinend von Anfang an vorhanden, zeitweise (nach einer Eingabe der Lehrer aus dem Jahre 1705) und nach dem Streitschen Neubau (1787) waren es sieben, regelmäßig nur sechs einschließlich der Direktorwohnung, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch nur noch vier (in dem Streitschen Neubau Klosterstraße 74). Seit 1859, infolge des Neubaues in der Neuen Friedrichstraße standen wieder sechs Lehrerwohnungen zur Verfügung und dies ist auch nach den Bellermannschen Bauten der Fall.

Irgend ein Recht der am Berlinischen Gymnasium angestellten Lehrer auf Gewährung (freier) Dienstwohnungen hat niemals bestanden, obwohl dies früher vielfach behauptet worden ist. Vielmehr war das

Vorhandensein und die Gewährung von Dienstwohnungen stets nur ein tatsächliches Verhältnis gewesen, dessen Aufrechterhaltung im Interesse des Gymnasii und zur Wahrung Jahrhunderte alter Traditionen allerdings stets als sehr erwünscht bezeichnet worden ist. Eine juristische Person neben und gegenüber derjenigen des Gymnasiums, deren Substrat das Lehrerkollegium gewesen wäre, ist nirgends nachweisbar, der einzelne Lehrer konnte seine Rechte, dem Gymnasium oder dem anstellenden Patron gegenüber (§ 59, 60 II 12 A. L. R.) nur aus seiner Anstellung und der ihm erteilten Vokation herleiten. — Morgen gelangt die Angelegenheit in der Stadtverordneten-Versammlung zur Verhandlung und Beschlußfassung.

XVI. Neue Erwerbungen für das Uckermärkische Museum teilt uns a. M. der Kustos des Museums Stadtrat August Mieck aus der ihm gehörigen Prenzlauer Zeitung vom 18. Oktober 1904 mit, wobei ich das Bedauern ausspreche, daß der Verfasser leider schwer erkrankt sich nach dem Krankenhause in Stettin hat begeben müssen, um die auch von uns recht sehr erhoffte Besserung seines Leidens zu finden. Ich hebe hervor einen vom Lehrer Sucrow, einem eifrigen vorgeschichtlichen Sammler zu Lunow a. O., daselbst gemachten Fund eines teilweise erhaltenen kiefernen Einbaum-Kahns. Ferner 2 kegelig durchbohrte Hirschhorn-Hämmer aus der Feldmark Lübbenow. — Einen Halsschmuck (Bronzeröllchen, bronzene Halbkugeln, Bernsteinperlen und durchbohrte Eberzähne) in einer zweihenkeligen, bauchigen, mit konischem Hals versehenen Aschenurne, die einem bronzezeitlichen Grabe entnommen wurde bei der Stendeller Mühle. — Eine tönerne vogelartige Kinderklapper mit daran befindlichem tönernem Ring zum Umhängen der Klapper, aus dem bronzezeitlichen Gräberfeld am Herrenhofer Wege bei Stendell.

XVII. Bausteine zu einer Geschichte des Barnim sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf. Chronik nach den Quellen. Drei Teile. Mit Abbildungen und Urkundenabdrücken. I. Teil: Geschichte. Auf Veranlassung und im Verlage des Vereins für Heimatkunde zu Petershagen und Eggersdorf. Herausgegeben von Alexander Giertz, Pfarrer, Petershagen bei Fredersdorf 1903—1904.

Einzelne Abschnitte dieses gründlichen auf eingehendstem Quellenstudium beruhenden großen Werkes haben der Brandenburgia schon vorgelegen. Alles was rühmliches damals zu sagen war, ist jetzt in noch vollerem Maße zu wiederholen. Etwa 500 Kreisinsassen haben unter Benutzung von Fragebogen an dem Buch mitgearbeitet, ein erfreuliches Zeichen für den Eifer eines kleinen dörflichen Vereins, dem es gelingt, ein so großes Quellenwerk herzustellen. Dasselbe hat für den ganzen alten und neuen Barnim, also auch für das eigentliche Alt-Berlin

bis zum rechten Spreeufer unserer Stadt, Bedeutung und Wert. Die Naturgeschichte des Gebietes ist auch berücksichtigt, ebenso die Ur- und Vorgeschichte. Eine größere Zahl von Abbildungen schmückt das Werk, das fortan jeder Forscher märkischer Geschichte dieser Gegend wird berücksichtigen müssen.

Hoffen wir, daß die noch fehlenden Bände recht bald erscheinen werden.

Zur Anschaffung insbesondere auch für öffentliche Bibliotheken sei das Werk warm empfohlen.

XVIII. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Bd. XVII. I. 1904. Ich hebe als kulturgeschichtlich beachtenswert hervor: „Zur Geschichte der Porzellanfabrikation in der Mark Brandenburg" von Prof. Dr. Stieda in Leipzig, S. 69—93. Behandelt die sogen. Porzellanfabrik des Staatsministers von Görne zu Plaue a. d. Havel. Das braune Steingut, das sogenannte Görne-Porzellan, dessen Stücke meist angeschliffen sind wie das älteste ebenfalls fälschlich sogenannte Porzellan Böttgers, ist selten und wird mit letzterem öfters verwechselt; das Märkische Museum sowie das Kunstgewerbe-Museum hier besitzt davon. In Meißen verstand man aber schon seit 1710 nach Auffindung von Kaolin-Lagern das reine weiße Porzellan herzustellen, so daß Görne von vornherein hinterherhinkte. Die Fabrik, die vergeblich dem Kurfürsten von Sachsen zum Kauf angeboten wurde, ging 1720 an den Kastellan Pennewitz über, seit 1730 schweigen die Nachrichten und scheint die ganze verfehlte Sache ein unrühmliches Ende genommen zu haben.

Weiter behandelt Stieda noch die Glasporzellanhütte der Gebrüder Schackert. Das Privileg ist vom 7. Juli 1751 und die Fabrikstätte in Basdorf bei Zechlin, Kreis Ruppin. Die Gebrüder Schackert haben aber niemals ihre damaligen Konkurrenten, die Bruder Wegely, eingeholt und nie etwas anderes als eine plumpe Nachahmung dieses Porzellans hergestellt. Es ist wenig davon vorhanden. Nach gefälliger Mitteilung u. M. Herrn Robert Mielke hat Herr Brinkmann, der findige Direktor des Hamburger Kunstgewerbe-Museums, ein kleines Schackert-Krugelein, das für 75 M. ausgeboten wurde, erworben. Die Masse desselben ähnelt mehr einer Glasschlacke und ist kein Kaolin-Porzellan. Von 1763 ab scheint nichts mehr von der verschwundenen Fabrik zu verlauten.

XIX. W. von Sommerfeld: Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter. I. Teil (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg). Sehr beachtenswert für die Anfänge unserer Mark, in welche selbstredend die Altmark einbegriffen. Die Territorialbildung, die ethnologischen Verhältnisse, die Rechtsstellung der Markbevölkerung, des Adels

und des Herrscherhauses werden entwickelt. Das 2. Buch dieses Teils beschäftigt sich dann mit den Askaniern. Unsere Mitglieder werden hierin reiche Belehrung in knappster Darstellungsform finden.

XX. Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs (1674 bis 1683) her. von Prof. Dr. Ferd. Hirsch (ebendaselbst 1904).

Meist französisch geschriebene eingehende Berichte über die kriegerischen und sonstigen Fahrten und Züge des Großen Kurfürsten. Manches für die Kulturkunde der Zeit Interessante wird beiher erwähnt.

XXI. Cognata ad sidera tollit, Festrede von H. Diels in der öff. Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibniz'schen Jahrestages am 30. Juni 1904. Das erste wissenschaftliche Institut unsers Staats befindet sich seit Abbruch der alten Baulichkeiten auf der Wanderschaft und ist vorläufig in dem Gebäude an der Potsdamer Straße untergebracht, in welchem Jahre hindurch bis vor kurzem die Hochschule für Musik ihre Geschäfte erledigen mußte. Erbaut ist es von dem 1869 verstorbenen Rechnungsrat Friedrich Adolf Schneider, der nichts geringeres vorhatte, als astrometeorologische Studien dort zu betreiben.

Die älteren Berliner erinnern sich noch der am Hause auf blauem Schilde in goldenen Lettern angebrachten Inschrift:

ASTROMETEOROLOGISCHES INSTITUT
♅ □ ☉

In einer Schrift „Berechnung der Temperatur vom 7. Mai bis 6. September 1850" sagt Sch. von sich: „Wenige Wissenschaften können den Moment ihrer Entstehung vollkommen genau angeben. Für die Entstehung der Astro-Meteorologie — dies ist wirklich etwas ganz eigentümliches — kann der Tag, ja sogar die Stunde angegeben werden, wo sie ins Leben trat. Es war der 23. November 1836 21 Uhr 9 Min., wo der Unterschied des Barometerstandes von 6.50 Linien gegen den Tages zuvor, um 3 Uhr 27 Min., den fragenden Gedanken in mir hervorrief: Sollte dieser große Unterschied wohl von einer Planeten-Konstellation herrühren? Das Berliner astronomische Jahrbuch für 1836 zeigte in seiner Abteilung „Erscheinungen und Beobachtungen", wo die Konstellationen der Zeitfolge nach verzeichnet sind, am 22. November 10 Uhr 28 Min. Uranus in Quadratur mit der Sonne ♅ □ ☉. Dies sehen und den Plan entwerfen, wie die Planeten zur Entdeckung eines Geständnisses ihres Miteinflusses auf unsere meteorologischen Erscheinungen zu examinieren seien, war das Werk desselben Augenblickes. Und gleich darauf begannen auch die Arbeiten, welche von so gesegnetem Erfolge begleitet

wurden, daß über den berechenbaren Mitteinfluß aller Planeten auf unsere Witterungserscheinungen gar kein Zweifel mehr herrschen kann."

Diese Quadratur brachte Schneider, wie angedeutet, auf der Inschriftstafel der Hausfassade an.

Schneider hatte mancherlei Verluste erlitten, aber auch zweimal das große Loos gewonnen, was ihn in seiner auserwählten göttlichen Mission bestärkte. So sagt er: „Von dem lieben Herrn Jesu bin ich im Jahre 1862 auf eine wunderbare Weise zur Tätigkeit für die Verbesserung der meteorologischen Forschungen geführt worden, ward dann von dem lieben Gott am 22. November 1836 ebenfalls so wunderbarer Weise berufen, die Astrometeorologie ins Leben zu rufen. In dem Maße, als ich auf seine vernehmbare Stimme lauschte und mich durch sie führen ließ, machte die neue Wissenschaft reißende Fortschritte. Die Astrometeorologie ist also mein unantastbares Eigentum und so erkläre ich, daß niemand sie treiben und benutzen darf als der von mir die Gerechtsame zur Benutzung und Weiterführung erkauft hat. Ich sehe mich zu dieser Erklärung veranlaßt, damit eine Gesellschaft, die sich zu ihrer Ausbeutung verbindet, in ihrem Eigentumsrecht geschützt bleibe. An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Letzterer lag aber doch nicht auf den unfruchtbaren Spekulationen Schneiders, enttäuscht ruft er 1864 aus: „Die sehr mühsame Arbeit ist vergebens gewesen und die sehr bedeutenden Kosten waren unnütz verschwendet."

Das wahrste Wort Schneiders, denn selbst das Kapital, das er dem Könige vermachte, damit aus den Zinsen ein neuer Astrometeorologe engagiert würde, wurde auf Doves Gutachten hin von Allerhöchster Stelle abgelehnt.

Auch das Motto Leibnitzs: „er strebt den erkannten Gestirnen zu" deutet auf die Astronomie und die ist in dem ältesten Akademiegebäude ja betrieben worden. Auch war, wie ich bei Besprechung der 200 Jahrfeier der Akademie am 19. März 1900 (Brandenb. IX. S. 43 u. 255) erwähnte, diese gelehrte Gesellschaft bezüglich ihrer Einnahmen auf die Einkünfte aus der Herstellung des Kalenders angewiesen.

Diese geistvolle Rede verbreitete sich noch weiter über die Astronomie und ihre Vorläuferin, die Astrologie, bei den Kulturvölkern der alten Welt. Wir sind dem Herrn Verf. auch vom Standpunkt der Heimatkunde sehr verbunden.

XXII. Der Teltower Kreiskalender 1905, von welchem u. M. Dr. Spatz freundlichst ein Exemplar mitteilt, erreicht an Stoffülle und geschickter Anordnung vollauf seinen Vorgänger. Sie finden darin insbesondere die Fortsetzung der Schilderungen des weidenden Teltower-Kanals

XXIII. Ein Barnim-Kalender, wegen dessen ich u. M. Pfarrer Giertz-Petershagen kürzlich befragte, ist für 1906 in Aussicht genommen. Er wird verständiger Weise heute Teile der Landschaft Barnim umfassen.

XXIV. Der Wanderer durch West- und Ost-Preußen. Organ des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Ostpreußen zu Königsberg und des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs für Elbing. Erscheint vom April bis Oktober monatlich. Die vorliegende No. 7, Elbing, Oktober 1904, enthält mehrere interessante Aufsätze über die neue Technische Hochschule zu Danzig, über die Artushöfe in Alt-Preußen von L. Wende. Danach befanden sich Artushöfe nachweislich oder befinden sich noch in den 6 preußischen Städten Thorn, Culm, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Danzig, außerdem noch in Stralsund und Riga. Wahrscheinlich sind sie auf dem Seeweg von England aus, dem eigentlichen Sitz des Artus-Tafellandes, nach den Ostseestädten verpflanzt von 1310 (Thorn) ab; Elbing zirka 1350; Braunsberg 1353; Danzig zirka 1350; Stralsund 1316.

Dieses Heft des Wanderers ist sehr ansprechend und lockt förmlich zu einer Wanderfahrt nach den altpreußischen Städten, welche nicht entfernt bei uns bekannt so sind, wie sie es ihrer Lage, ihrer Geschichte, ihrer ehrwürdigen Bauten und ihrer schönen Umgebungen halber verdienen.

Unsere heimatlichen Zeitschriften — ich denke dabei u. A. an den „Bär" und den „Roland" — sollten erwägen, ob sie nicht bezüglich der Provinz Brandenburg etwas Ähnliches mit ihren Veröffentlichungen während der eigentlichen Reise-Saison verbinden könnten.

XXV. Herr Dr. Fiebelkorn, u. M. hat die Güte dem Märkischen Museum ein Exemplar der Medaille zu stiften, welche vom Verbande





deutscher Thon-Industrieller nebst einem künstlerisch ausgestatteten Diplom denjenigen Arbeitern überreicht wird, die in einem dem Verbande angehörigen Etablissement 25 Jahre gearbeitet haben.

XXVI. Am 18. Oktober dieses Jahres ist auf dem Müggelberge eine Bismarck-Warte eröffnet worden. Es ist ein massiver 40 m hoher Aussichtsturm, auf dessen oberster Plattform an großen neugeschichtlichen Gedenktagen Freudenfeuer abgebrannt werden. Zur Errichtung

dieses eigenartigen Bismarck-Denkmals hatte sich aus Coepenicker und Friedrichshagener Herren ein Komitee gebildet, das den Bau nach dem Entwurf von Rietz durch Baumeister Scharnke ausführen ließ. Bei der Eröffnung wurden denjenigen Teilnehmern, die größere Beiträge geleistet hatten, silberne Medaillen mit dem Brustbild Bismarcks und einem Bilde der Warte übergeben. Unser Mitglied, Herr Körner, stiftete sein so empfangenes Exemplar, das hier zur Ansicht zirkuliert, in das Märkische Museum.

XXVII. Unser Mitglied Herr Kaufmann Minck ist so freundlich gewesen, dem Mark. Museum ein kupfernes Prägstück zu verehren, welches sein Schwiegersohn, der uns als freundlicher Führer der Brandenburgia am 24. Mai 1903 nach Belzig noch bestens erinnerliche Herr Dr. med. Krüger auf seiner Besitzung nahe der Burg Eisenhart ausgegraben hat.

Durchmesser 26 mm. Auf der Vorderseite: ein Tisch, an welchem der reiche Mann sitzt, vor sich Geldrollen. Daneben steht ein dürftig gekleideter Mann, der anscheinend Geld auf den Tisch legt. Unter letzterem scheint ein Hund sich zu sättigen. Umschrift: Hab Erbarmen Ueber die Armen. Rückseite:

† 40 †
Manus Sedulorum Opes Pariunt,
Pigrorum Vero Esuriunt.

d. h.: Die Hände der Fleißigen schaffen Reichtümer, die der Trägen leiden Mangel.

Soll die 40 etwa 1640 bedeuten? Vermutlich ein Münzmeister-Jetton.

XXVIII. Ein weißes, noch ungebrauchtes, ungemein fein gestricktes Kindermützchen, wie es vielleicht vor 50 Jahren Mode war, angefertigt von Frau Blankenfeld in Spandau, in ihrem 76. Jahre gearbeitet.

Die zierliche Handarbeit wird nebst anderen Handfertigkeitsproben seitens u. M. Herrn Neupert dem Märkischen Museum verehrt, wir danken ihm sowie den vorerwähnten Spendern verbindlichst. (Von anwesenden Damen als ein wahres Kunstwerk von Feinstickerei erklärt.)

E. Bildliches.

XXIX. Die Dorfschmiede in Nieder-Schönhausen, Kreis Nieder-Barnim, abgerissen i. J. 1904, aufgenommen durch den Stadt. Lehrer Herrn Foerster, übersichtlich von unserm Mitgliede, dem unermüdlich rastenden Bildersammler Herrn Gustav Lackowitz. Das Bild ist, wie

Sie ersehen, so echt märkisch und dabei so stimmungsvoll, gleichzeitig Erinnerung an das frühere Aussehen des sich immer großstädtischer entwickelnden Vororts, daß wir uns nicht versagen können, es hierunter zu verewigen.



XXX. Eine große Anzahl neuer Ansichtspostkarten bis auf eine aus Französisch-Buchholz sämtlich aus den Nachbardörfern Pankow und Nieder-Schönhausen. Stiftung unsers zu XXIX genannten Mitgliedes. Außerdem von demselben eine Totalansicht von Pankow auf einer doppelten Längs-Karte.

XXXI. Inneres der Kirche zu Buchholz, Kreis Ober-Barnim, phot. auf der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums durch Herrn Otto Zotzmann am 18. Sept. 1904 und überwiesen durch u. M. Herrn Pfarrer Giertz. Interessanter Barock-Hochaltar.

XXXII. Äußeres der Kirche zu Wesendahl, Kreis Ober-Barnim. Phot. und geschenkt wie XXXI. Stattlicher passend renovierter gotischer Feldsteinbau mit schlankem Turm.

XXXIII. Alte Eiche in Strausberg, Kreis Ober-Barnim. Prächtiger und mächtiger Solitär-Baum. Phot. und geschenkt wie XXXI.

XXXIV. U. M. Robert Mielke hat 2 interessante volkskundliche Aufsätze: „Aus Detmold“ (Die Weite Welt vom 11. November 1904 S. 397 ff) und „Das niedersächsische Trachtenfest in Scheessel“ (s. a. O. 28. Okt. 1904 S. 346 ff) verfaßt und mit schönen anschaulichen Bildern ausgestattet, auf welche ich mir erlaube Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, hiermit meine Mitteilungen abschließend.

XXXV. Herr Kustos Buchholz: Die Bronzeschwerter des Märkischen Museums.

In den letzten Wochen ist von zwei verschiedenen Fundstellen, Buch und Gransee, je 1 Bronzeschwert im Märk. Museum eingegangen, die hier mit zur Vorlage kommen.

Bei dieser Gelegenheit hält das Märk. Museum für angezeigt, Ihnen seine sämtlichen Bronzeschwerter, 27 an der Zahl, vorzuführen, damit Sie einen Überblick über die verschiedene Gestaltung dieser vornehmsten Gattung von Fundstücken der Bronze-Periode gewinnen.

Wenn wir alle in der Provinz Brandenburg gefundenen, im Königlichen, im Märkischen und in fremden Museen und Sammlungen, sowie in Privat-Besitz befindlichen Bronzeschwerter zusammenzählen, so wird die Zahl von 80 noch nicht erreicht und nimmt man dazu an, daß vielleicht noch ebensoviel ungefunden in der Erde liegen, so ist das für das weite Gebiet der Provinz Brandenburg im Verhältnis zu den vielen Tausenden von Wohnstätten- und Gräberfunden der Bronzeperiode doch nur eine so geringe Zahl, daß man das Bronzeschwert nicht als eine allgemein geführte Waffe ansehen kann.

Dazu kommt, daß diese Bronzeschwerter nichts weniger als geschickt für den Kampf sind. Als Hiebwaffe wäre der Griff nicht faustgerecht, die oft breit entwickelte Knauf-Platte geradezu hinderlich und die Klinge zu schwer, auch der Handschutz nicht ausreichend; als Stichwaffe sind sie ebenfalls wenig faustgerecht, meist zu kurz und gegenüber dem viel häufiger vorkommenden leichteren und längeren Speer völlig unwirksam.

Hieraus läßt sich in Verbindung mit dem relativ seltenen Vorkommen vielleicht der Schluß ziehen, daß die Bronzeschwerter im norddeutschen Tieflande gar nicht als Waffe für den Massenkampf gebraucht wurden, daß sie vielmehr von Führern zugleich als Würde- und Kommando-Waffe getragen wurden, ähnlich den sogenannten, noch viel selteneren „Schwertstäben". Wir sehen ja auch heute in den modernen Heeren die Offiziere mit Säbeln ausgestattet, die im Kampf gegen das Feuergewehr der Soldaten wertlos sind und zum Teil den Zweck haben, die Kommandogewalt anzudeuten.

So finden wir denn auch in der Tat Bronzeschwerter — soweit sie als Beilagen in Gräbern vorkommen — nur in solchen Gräbern, deren Ausstattung als Steinkisten- und Hügel-Gräber auf Mitarbeit vieler Menschen schließen läßt und die auch mit sonstigen vielerlei und reichen Beigaben versehen sind. Die so Bestatteten müssen also innerhalb der betreffenden Landschaft in hervorragendem Range gestanden haben — sie müssen Führer, Häuptlinge oder Fürsten gewesen sein, und man gab ihnen das Würdezeichen, das Schwert, mit in das Grab.

Jedoch ist nicht der größte Teil der bekannten Bronzeschwerter in Gräbern gefunden. Einige kamen bei Aufdeckung von Wohnstätten der Bronzezeit zum Vorschein (z. B. Spandau), andere sind zufällig verloren gegangen und wenn sie dabei im oxydationswidrigen Moorboden versanken, erhielten sie sich goldig blank; noch andere haben sich unter Steinen, vielleicht von wandernden Händlern wohl versteckt, vorgefunden, einzelne, wie das von Briesen bei Brandenburg a/H. sind senkrecht in den Grund von Gewässern, also wohl absichtlich eingebohrt, angetroffen worden. Der Gebrauch der Bronzeschwerter in unserer Provinz dürfte vom Anfang der Bronzezeit bis zu Ende derselben und dann gelegentlich sogar noch neben eisernen bis gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung anzunehmen sein.

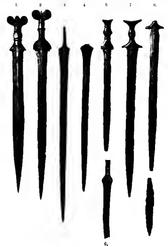
Darüber, daß sie, wie viele andere Bronzesachen, aus den Gebieten der alten Kulturvölker, wahrscheinlich auch Etrurien, das nach Plinius noch im 1. Jahrhundert nach Christus Bronzen in viele Länder vertrieb, durch Händler hier eingeführt wurden, besteht kein Zweifel. Selbst die hier mitunter gefundenen Gußformen für Bronzegeräte können noch nicht zweifellos erweisen, daß während der letzten Bronzezeit in der Stammbevölkerung selbst sich Bronzegießer herangebildet haben, weil ja die Händler jene Formen mitgeführt oder gefertigt haben können, um das von ihnen erhandelte Metall alter zerbrochener Geräte nutzbar zu verwenden.

Die *Länge* der Bronzeschwerter ist sehr verschieden; sie wechselt bei den meisten zwischen 60 und 75 cm, bei einigen ist sie noch unter 60 bis 48 cm, bei andern auch über 75 bis 84 cm; über dieses Maß hinaus ist nur ein einziges, das von Briesen bei Brandenburg mit 96 cm, bekannt.

Weniger Verschiedenheiten zeigt die *Form der Klingen*. Diese sind alle zweischneidig, spitz und schlank lanzettlich. Die meisten haben auf beiden Seiten einen mittleren flachgewölbten Längsgrad von verschiedener Breite, den eine oder mehrere ornamentale Linien begleiten. (Bei den mittelalterlichen zweischneidigen Eisenschwertern finden wir anstelle dieses *erhabenen* Langsgrades immer eine vertiefte Rinne [Blutrinne]). Bronzeklingen ohne solchen Längsgrad kommen seltener vor.

Die *Klingenbreite* steht nicht in bestimmtem Verhältnis zur Länge, die größte Breite wechselt zwischen 2 und 4,5 cm. Niemals bilden die Schneiden eine gerade Linie zwischen Spitze und Heft; sie sind immer ein wenig geschweift, so daß die größte Klingenbreite zwischen $^1/_3$ und $^1/_2$ der Länge, von der Spitze an gerechnet, fällt. Nur wenige Klingen verbreitern sich am meisten unmittelbar am Heft zum Zweck einer sichereren Fassung. Bei einigen Klingen ist unmittelbar am Heft ein 2—4 cm langer, nicht geschärfter Absatz angebracht, vielleicht um das Übergreifen des Daumens über den Griff hinaus zu ermöglichen.

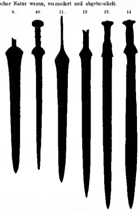
Für die Gestaltung des Griffs ergeben sich zweierlei Grundformen Entweder ist die Griffzunge breit und mit Rand versehen, so daß sie nur einer Auflage aus Holz, Bein, oder Hirschhorn zur Vervollständigung



des Griffes bedarf, oder sie ist stabförmig, so daß ein besonders gegossener Griff übergesteckt und mit Nieten befestigt werden kann.

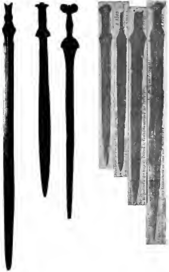
Von der ersteren Form kann leider ein vollständiges Exemplar aus der Mark nicht vorgezeigt werden. Die Auflagen sind, da sie organischer Natur waren, vermodert und abgebröckelt.

9 10 11 12 13 14



Von den besonders gegossenen Klingen haben sich die meisten am Griff erhalten. Sie zeigen alle einen gewissen Formengeschmack. Das die Klinge umfassende und mit derselben vernietete Ende ist teils gar nicht, teils nur wenig, zu einem Handschutz, Parierstück, ausgebildet. Der Griffstab ist in der Regel in der Mitte etwas verdickt; das Griff-Ende — der Knopf — ist sehr verschieden gestaltet. An den vorliegenden

15. 16. 17. 18. 19. 20. 21.



22 24 25. 26 27



28.

Exemplaren sehen wir Scheiben mit zentralen Buckelchen, schiffchenförmig angebogene ovale Scheiben, langgezogene Knöpfe von Spiralen flankiert; auch eine linsenförmige Kappe und ein viereckiger fast kronenartiger Knopf kommt vor. Im ganzen ist der Griff immer relativ klein; der Griffstab, also das von der Faust zu umfassende Stück, hat nur eine

Länge von 6 bis höchstens 8 cm und bei einzelnen drückt die Knopfscheibe beim Versuch des Hauens so auf die Hand, daß man keine Kraft ausüben kann. Auch das Umfassen des unteren Heftstücks, beziehungsweise das Anlegen des Daumens auf den Klingenabsatz hat seine Schwierigkeiten und im Kampf-Fall seine Gefahren. Man hat — vielleicht auch zutreffend — aus der Kleinheit der Schwertgriffe geschlossen, daß unsere altgermanischen Vorfahren an Körpergröße gegen das heutige Geschlecht zurückstanden.

Von den hier vorliegenden Schwertern unterscheiden wir nach der Griff-Konstruktion 2 Hauptgruppen:

A. Mit breiter, zum Belegen mit Holz, Bein oder Hirschhorn eingerichteter Griffzunge:

Fig. 15.	Kat.-No.	6 436.	Briesen, Kr. Ost-Havelland. Bei weitem das größte aller Bronzeschwerter; 96 cm lang.
„ 26.	„	22 247.	Französ. Buchholz, Kr. Niederbarnim; 80 cm.
„ 9.	„	22 258.	„ „ „ 48 cm; etwa 6 cm abgebrochen.
„ 24.	„	23 698.	Buch, Kr. Niederbarnim; 54 cm.
„ 12.	„	6 578.	Wachow, Kr. Ost-Havelland; 60 cm.
„ 22.	„	10 020.	Müggenberg, Kr. Königsberg Nm.; 42 cm.
„ 20.	„	8 247.	Weitgendorf, Kr. Ostprignitz; 60 cm.
„ 18.	„	22 434.	Seddin, Kr. Ostprignitz; 51 cm.
„ 6.	„	18 447.	Mühlenbeck, Kr. Niederbarnim; Rest 30 cm; etwa 18 cm Klinge abgebrochen.

B. Schwerter mit besonders gegossenem Griff:

Fig. 14.	Kat.-No.	11 991.	Bernstein, Kr. Soldin; 68 cm lang. Original in Stralsund.
„ 16.	„	19 991.	Bredow, Kr. Ost-Havelland; 67 cm. Original im Königl. Museum.
„ 7.	„	7 060.	Kuhbier, Kr. Ostprignitz; 64 cm.
„ 8.	„	7 061.	„ „ 54 cm, etwa 7 cm abgebrochen.
„ 17.	„	7 142.	Wuthenow b. Soldin; 78 cm, mit Spiralknopf.
„ 2.	„	23 743.	Wusterwitz, 70 cm, mit Spiralknopf.
„ 25.	„	23 733.	Gransee; 73 cm.
„ 1.	„	6 302.	Linum, Kr. Ost-Havelland; 69 cm, mit Spiralknopf.
„ 13.	„	19 984.	Spandau, 66 cm. Original im Kgl. Museum.
„ 27.	„	11 267.	Eberswalde, 68 cm, zweimal gekrümmt.
„ 10.	„	—	Oranienburg, Kr. Nied. Barnim; 53 cm.
„ 5.	„	23 744.	Wusterwitz, 49 cm.

Fig. 21. Kat.-No. 8262. Weitgendorf, Kr. Ostprignitz, 75 cm, ein besonders schönes Schwert mit wechselnden Einlagen und schön verziertem, viereckig mutzenförmigem Knopf.

Die folgenden 5 gehören auch in diese Gruppe mit stabförmiger Griffzunge und besonderem Griff, doch ist der Griff verloren gegangen:

Fig. 3.	Kat.-No.	23745	Wusterwitz, Rest 72 cm, vom Griff fehlen 2 cm
„ 23.	„	13472	Cremmen, Kr. Ost-Havelland, Rest 45 cm, vom Griff fehlen 4 cm.
„ 4.	„	23746	Wusterwitz, Rest 54 cm, vom Griff fehlen 8 cm
„ 11.	„	6435	Zehdenick, Kr. Templin; 58 cm
„ 19.	„	8303	Weitgendorf, Kr. Ostprignitz; Rest 51 cm, 2 cm fehlen.

Ein Entwickelungsgang der Bronzeschwert-, insbesondere auch der Griffformen, ist schwer festzustellen, wenn auch bei einigen wenigstens nach den Fundumständen auf die älteste Bronzezeit geschlossen werden kann. Die Formen dürften vielleicht in dem Fabrikationslande schon lange in Gebrauch gewesen sein, als der Vertrieb der Bronze in unsere Gegend vor sich ging. Wenn man aber nach den Fundumständen den Schwertern aus den Hügelgräbern von Weitgendorf, namentlich dem No. 8262, Fig. 21, ein höheres Alter als den meisten andern beizulegen Anlaß hat, so würde auch hier die in späteren Altersperioden gemachte Erfahrung zutreffen, daß die schönste Kunstentwickelung, der höchste Kunstgeschmack, nicht die letzte Phase einer Kunstperiode bezeichnet.

Beachtenswert ist der Umstand, daß sämtliche 27 Bronzeschwerter im nördlichen Teil der Provinz Brandenburg gefunden sind, also in den Landschaften, die mit den an Funden aus der älteren Bronzezeit besonders reichen Küstengebieten unmittelbar zusammenhängen. Die schon anderweitig von der prähistorischen Forschung begründete Annahme, daß die Einführung der Bronzekultur in das nördliche Deutschland zuerst auf dem Seewege vor sich ging und daß die Kultur sich dann von den Küsten aus in das Binnenland ausbreitete, erhält hierdurch eine neue Bestätigung.

Zu diesen 27 Bronzeschwertern des Märkischen Museums wurde in der Sitzung ferner noch vorgezeigt ein auf dem Terrain des Fabrikbesitzers Herrn Hempel in Segefeld bei Spandau gefundenes Exemplar, das der Form nach einige Ähnlichkeit mit dem unter No. 24 abgebildeten hat.

XXXVI. Zum 29. Oktober 1904, an welchem Tage die Vossische Zeitung das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens feierte, hat Dr. **Arend Buchholtz** im Auftrage ihrer Eigentümer eine Festschrift verfaßt, die wir ihnen hiermit vorlegen. Ihr Titel lautet: Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. 1904.

Die Tante Voß, wie der Berliner sein Leibblatt nennt, hat das große Glück gehabt, daß sich ganz hervorragende Geister in ihren Dienst stellten: Männer wie Gotthold Ephraim Lessing, Willibald Alexis, Theodor Fontane. Zu ihnen gesellte sich eine Reihe kleinerer, aber doch auch bedeutender Persönlichkeiten, wie Karl Philipp Moritz, Fr. Wilhelm Gubitz, Ludwig Rellstab u. a. Die Geschichte einer Zeitung zu schreiben, die sich solcher Mitarbeiter rühmen kann, war eine schöne Aufgabe. Sie war freilich auch ebenso schwer wie schön und erforderte einen Mann von vielen Graden. Den hat sie in dem Verfasser gefunden, den seine Doppelnatur als Geschichtsforscher und Literarhistoriker zu dem Werke besonders geeignet erscheinen ließ. Er hat viele Archive benutzt, um für den stattlichen Bau, den er aufzuführen hatte, ein festes Fundament zu gründen. Die große Menge der gelehrten Anmerkungen (es sind 2921) zeigt, welche Riesenliteratur er bewältigt hat. Grade in ihnen steckt ein höchst wertvolles Material, das der Berliner Forschung noch sehr nützlich werden wird. Besonders lagerte über der Vorgeschichte und den ersten Anfängen der Zeitung ein dichtes Dunkel, das ganz zu heben freilich auch Dr. Buchholtz trotz seinen eingehenden Studien noch nicht gelungen ist. So ist es durchaus zweifelhaft, ob wirklich schon im Jahre 1704 die Vossische Zeitung erschien. Sicher ist nur, daß am 29. Oktober dieses Jahres **Johann Michael Rüdiger** das Privileg zur Begründung einer Zeitung erhielt. Vorhanden ist jedenfalls keine einzige Nummer aus dieser Zeit. Auch muß dieses „Diarium" spätestens 1706 wieder eingegangen sein, da ein in diesem Jahr erlassenes Dekret des Ministers von Printz alle Zeitungen in Berlin außer den von Johann Lorentz herausgegebenen verbot. Erst von 1721 an erschien in ununterbrochener, bis heute fortdauernder Folge die „**Berlinische Privilegierte Zeitung**" und zwar „im Verlage des Buchhändlers Johann Andreas Rüdiger, der auf der neuen Stechbahn wohnte". Von **Christian Friedrich Voß**, der diesem seinem Schwiegervater im Besitze der Buchhandlung folgte, hieß sie die Vossische.

Den überreichen Stoff legte sich der Verfasser so zurecht, daß er ihn in zwei Hauptteile „Die Vossische Zeitung und ihre Vorgeschichte" und „Die Rüdigerschen und Vossischen Buchhandlungen" gliederte, denen er einen Anhang (Zur „Geschichte der Familien Rüdiger und Voß", „Gesuche und Privilegien", „Aus den Inseraten 1665 — 1813" usw.) hinzufügte. Innerhalb dieser Teile bietet er größere Kapitel, „wie 1617 — 1740, 1740 — 1786, 1786 — 1840 usw., die wieder in kleinere Abschnitte zerfallen wie: „Die ältesten Berliner Zeitungen", Joh. Michael Rüdiger und sein Zeitungsprivileg von 1704", „Der junge König (Friedrich II)", Gotthold Ephraim Lessing", „Gubitz und Rellstab" u. a.

Ein ungeheures Material zur Geschichte Berlins ist in dem Werk aufgespeichert. Über eine große Anzahl bemerkenswerter Persönlichkeiten wird berichtet. Episoden wie das viermalige Erscheinen Dr.

Eisenbarths in unsrer Stadt (1696 — 1717) werden hübsch erzählt. Politische Ereignisse, die in ihrer Entwicklung einen Markstein bezeichnen, wie die Ankunft der Salzburger Emigranten (1732), die Franzosenzeit von 1806 — 8, die Märztage 1848 werden eingehend besprochen. Auch sonst fallen, da sich in der Zeitung nun einmal das Leben und Treiben der Menschen reflektiert, auf die Zustände der Hauptstadt interessante Streiflichter. Kurz, es entrollt sich vor den Augen des Lesers ein Bild der Kulturgeschichte Berlins in den letzten zwei Jahrhunderten.

Die Besitzer der Zeitung haben es sich angelegen sein lassen, diese Kulturgeschichte in ein überaus prächtiges Gewand zu kleiden. Hergestellt ist das sich in stattlichem Format präsentierende Buch in der Reichsdruckerei, die eigene neue Typen verwenden ließ, Typen, die eine in der Mitte zwischen Fraktur und Antiqua stehende Schrift bilden. Jedes Blatt ziert eine rote Randleiste. Eine größere Anzahl von Porträts bietet eine lebendige Illustration des Inhalts. Von denjenigen Männern und Frauen, die sich um die Zeitung besonders verdient gemacht haben, sind sie in ungewöhnlich schönen Reproduktionen von hohem Format wiedergegeben. Wo Gemälde zu Grunde liegen, sind auch die Farben der Originale, ja man möchte sagen, die Pinselstriche nachgebildet und zwar in seltener Vollkommenheit. Damit ist dem Werk ein neuer Wert verliehen: es bietet nicht nur eine nicht zu übersehende Darstellung der Vergangenheit Berlins, sondern ist zugleich ein glänzendes Zeugnis der technischen Leistungsfähigkeit unsrer Stadt in der Gegenwart.

XXXVII. Einer recht verdienstlichen Arbeit hat sich der Lehrer-Verein des Kreises Ruppin unterzogen, indem er auf Anregung des Herrn Rektor Bartelt in Neu-Ruppin eine Zusammenstellung von Flurnamen in 22 Ortschaften des Kreises herausgegeben hat. Das Kleinoctav-Heft von 220 Seiten enthält bei jeder Ortschaft zunächst eine Geschichte der Ortschaft selbst und behandelt dann die einzelnen landschaftlichen Stellen derselben, insbesondere die mit besonderen Namen bezeichneten, sowohl topographisch, wie bezüglich früherer Verhältnisse. Dadurch ist sehr viel Material für alle Zukunft fixiert, das vorkommendenfalls festzustellen schwierig sein würde, vielleicht in späterer Zeit gänzlich unauffindbar geworden wäre. Es wäre nicht nur zu wünschen, daß der Lehrer-Verein diese Arbeit auf die übrigen mehr als 180 Ortschaften des Kreises ausdehnt, sondern auch, daß die Lehrervereine der anderen Märkischen Kreise in ähnlicher Weise vorgehen.

XXXVIII. Fräulein E. Lemke: Der Birnbaum in der Volkskunde. Wir werden den Vortrag in einer späteren Nummer bringen.

XXXIX. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt-Bayern“ Potsdamer Straße 10/11.

16. (II. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Sonntag den 4. Dezember 1904, vormittags 11 Uhr.

Besuch der Städtischen Höheren Webeschule, Markusstr. 49.

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, begrüßte im Amtszimmer des Herrn Direktors Weber die zahlreich erschienenen Mitglieder. In seiner Ansprache erinnerte er an den ersten Besuch vom 16. Februar 1895. Nachdem die Gesellschaft sich in zwei Gruppen geteilt hatte, begann der Rundgang unter der Führung des Herrn Direktors Weber und des Lehrers für Musterzeichnen Herrn Flemming.

Beim Durchschreiten der Lehrzimmer, Zeichen- und Maschinensäle bietet die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der Arbeitsmaschinen und Arbeiten aus sämtlichen Zweigen der Textil-Industrie auch dem Laien sehr viel des Interessanten, Nützlichen und Lehrreichen.

Von der einfachen Pflanzenstudie beginnend, lassen die unter Berücksichtigung aller technischen und kunstgewerblichen Anforderungen durchgebildeten und auf die fertigen Erzeugnisse übertragenen Entwürfe, sowie die in Arbeit befindlichen Textilien (Gewebe aller Art, gestrickte Waren und Trikotagen, Posamenten, Stickereien) und Bekleidungsgegenstände (Frauen- und Mädchengarderobe, Damen-, Herren- und Kinderwäsche) erkennen, daß die Schule den jetzigen Zeitverhältnissen richtig angepaßt ist, indem sie beim Unterricht die Materialien, Arbeitsmethoden und Maschinen theoretisch und praktisch gleichmäßig und in Verbindung miteinander berücksichtigt und dabei der künstlerischen Geschmacksbildung ausreichend Beachtung schenkt.

Hierdurch steht sie auf der Höhe der Jetztzeit!

Um den Übergang von der Schule zur Praxis tunlichst zu erleichten, werden Schülerinnen und Schüler nicht nur angehalten, Lehrstoff in sich aufzunehmen und sich mit den einschlägigen neuesten Geräten, Werkzeugen, Maschinen und zweckmäßigsten Arbeitsmethoden vertraut zu machen, sondern es wird ihnen auch durch praktische, also selbsttätige Ausführung eigener Entwürfe Gelegenheit geboten, praktische Schwierigkeiten würdigen und überwinden, sowie die gesamten Anforderungen des Fabrikationsbetriebes kennen zu lernen.

Diesen Bestrebungen sowie der ferneren Entwicklung der Lehranstalt durch Erhöhung der Frequenz sind allerdings insofern für einige Jahre beschränkende Fesseln auferlegt, als das äußere Gewand der allmählig vergrößerten Inneneinrichtung nicht mehr entspricht und auch die Aufnahme einer größeren Besucherzahl wie gegenwärtig nicht gestattet.

Das jetzige Schulhaus und die für die drei Abteilungen: Posamentiererei, Wirkerei und Färberei in den Privathäusern Grüner Weg No. 18 und 109 angemieteten Räume sind nur ein Notbehelf und haben sich für die Dauer unzureichend erwiesen, da sie ein zusammenhängendes Arbeiten erschweren.



Städtische Höhere Webeschule (Gesamtansicht).

In richtiger Würdigung dieser Tatsachen ist von den Städtischen Behörden eine andere, zweckentsprechendere Unterbringung der gesamten Abteilungen und zwar im jetzigen ANDREAS-REAL-GYMNASIUM, Langestraße No. 31, nach dessen Umbau und Hinzufügung eines Erweiterungsbaues für nicht allzuferne Zeit in Aussicht genommen worden



Vorbildersammlung der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.



Musterzeichnenklasse der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.

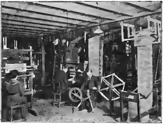
Um die jetzige Gesamteinrichtung, ihre räumliche Unterbringung sowie die Leistungsfähigkeit dieser kunstgewerblichen Textilfachschule richtig beurteilen zu können, ist ein kurzer Gang durch ihre Vorgeschichte und Entwicklung bis zur heutigen Ausgestaltung ebenso erforderlich wie interessant.



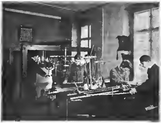
Handstickerei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.



Maschinenstickerei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.



Handweberei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.



Wirkerei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.

Von den Innungen der Stuhlarbeiter zur Zeit der Begründung der ersten städtischen Fortbildungsschulen Berlins, 1874, ins Leben gerufen, sollte die Webeschule ursprünglich nur dem ältesten Kunsthandwerk, der Weberei, dienen. Im Laufe von 30 Jahren aber hat sie sich durch das tatkräftige Eingreifen des Staates, der Stadtgemeinde Berlin, sowie durch die Opferfreudigkeit der Textilinteressenten, der Ältesten der Kaufmannschaft und der Handelskammer zu Berlin zu einer das gesamte Gebiet der Textil- und Konfektionsindustrie und nicht nur das Notwendige und Nützliche, sondern auch das Schöne und Geschmackvolle (Form und Farbe) berücksichtigenden Bildungsstätte, sowohl für Söhne als auch für Töchter aufgeschwungen.



Göbelinweberei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin

Unter den in Preußen bestehenden 7 höheren Fachschulen für Textil-Industrie (Aachen, Barmen, Berlin, Crefeld, Cotthus, M.-Gladbach, Sorau N.-L.), die teils der Woll- und Seiden-, teils der Baumwoll- und Leinenindustrie dienen, steht die Städtische höhere Webeschule in Berlin hinsichtlich ihrer Frequenz an zweiter Stelle.

Der Unterricht der Tagesschule wird von mehr als hundert Schülerinnen und Schülern während wöchentlich 44 Stunden besucht, während am Abend- und Sonntagsunterricht 260 in der Textil-Industrie beschäftigte Personen bis zu 8 Stunden pro Woche teilnehmen.

Sehr unbedeutend waren die Anfänge, aus denen sich das Institut zu seiner jetzigen Vielseitigkeit entwickelte.

Der veränderten Fabrikationsweise durch die sich immer mehr ausdehnende Maschinenarbeit, sowie den Wandlungen der Textil-Industrie und dem gewaltigen Aufschwung in der Konfektionsbranche folgend, gelangte es unter Beachtung der modernen Strömung im Kunstgewerbe von selbst in neue Bahnen und das zuständige Kuratorium nebst der Gewerbe-Deputation des Magistrats führten es der jetzigen Gestalt entgegen.

Ursprünglich wurde nur Abend- und Sonntagsunterricht erteilt, und erst im Jahre 1890 konnte das jetzige Schulgebäude mit den Abteilungen für Hand- und Maschinenweberei, Wirkerei und Posamentiererei bezogen und die Tagesschule eröffnet werden.

Im November 1894 kam der Abend- und Sonntagsunterricht in der Färberei und am 1. April 1896 die vollständige Färbereiabteilung hinzu, während mit Beginn des Winterhalbjahres 1895/6 der kaufmännische Kursus zur Einführung gelangte, welcher an der Abend- und Sonntagsschule den in der Textil- und Konfektions-Industrie Beschäftigten Gelegenheit bietet, sich Warenkenntnisse aller Art anzueignen.

Am 1. April 1896 begann für sämtliche preußischen Webeschulen und damit auch für die Städtische höhere Webeschule durch Einführung eines obligaten Normallehrplans eine neue Epoche. Zu den Lehraufgaben sollte auch die Stickerei treten. Sie wurde im Oktober 1896 zunächst an der Sonntagsschule und, nachdem sich der Unterricht bewährt, auch die entsprechenden Maschinen beschafft waren, im April 1897 an der Tagesschule eingeführt.

Allmählich erkannte man mehr und mehr, daß die Schule in technischer Richtung vorzüglich organisiert und eingerichtet, aber nicht in kunstgewerblicher Hinsicht auf der Höhe sei!

Das Hauptaugenmerk wurde infolgedessen auf die Ausgestaltung der April 1896 ins Leben gerufenen Musterzeichnenabteilung gerichtet. Einen Lehrapparat von Stoffproben älterer Zeit in reicher und interessanter Technik erhielt die Webeschule als geschlossene Sammlung vom Herrn Minister für Handel und Gewerbe durch Vermittelung des Königlichen Kunstgewerbemuseums zu Berlin zugewiesen, welcher inzwischen zur Einführung der Schüler in die moderne Praxis durch Ankauf moderner Stoffe komplettiert wurde.

Diese Vorbildersammlung umfaßt heute nahezu 20 000 Objekte aller Art, wie: Teppiche, Decken, Tapeten, Gewebe historischen und modernen Charakters, Stickereien, Posamenten etc., der sich eine reichhaltige Sammlung von Naturobjekten, Vögeln, Fischen, Insekten sowie eine Gipsmodellsammlung anreihen.

Eine Vermehrung des Lehrpersonals zur Heranbildung kunstgewerblicher Kräfte für die Weberei, Stickerei und Posamenterei vollzog sich nebenher, auch trat als ergänzendes Fach zu der vorhandenen Maschinenstickerei noch die Handstickerei.

Abermals eine neue Epoche, die sich dadurch kennzeichnet, daß die Schule auch die Vor- und Ausbildung weiblicher Kräfte übernimmt, und die Schulgeldsätze bedeutend herabgesetzt wurden, begann am 1. April 1903 durch die Neuorganisierung der Lehranstalt.

Bei dieser Gelegenheit fand die sich überraschend entwickelnde Konfektionsindustrie dadurch in erhöhtem Maße Berücksichtigung, daß an der Tages- und Abend- und Sonntagsschule Kurse zur Ausbildung von männlichen und weiblichen Arbeitskräften für die Damenkleiderpp. und Wäschekonfektion eingerichtet wurden.

Eine Erweiterung des Lehrmittelapparates, vornehmlich durch Anschaffung von Maschinen und Apparaten für den Konfektionsunterricht und eine nochmalige Vermehrung des Lehrpersonals erfolgten gleichzeitig, so daß nunmehr folgende Kurse eröffnet werden konnten:

I. An der Tagesschule:
1. der Kaufmännische-Kursus für Angehörige der Textil- und Konfektionsindustrie.
2. der Musterzeichnenkursus mit je einer Klasse für Weberei und Druckerei sowie für Stickerei und Posamenterei.
3. der Konfektionskursus mit einer Klasse zur Herstellung von Frauenbekleidung (mit getrenntem Unterricht für Konfektionszeichnen und Maßnehmen, Schnittzeichnen, Zuschneiden) und einer Klasse zur Herstellung von Wäsche.
4. der Posamentier- und Besatzkonfektionskursus.
5. der Hand- und Maschinenstickereikursus mit je einer Klasse zur Ausbildung von Geschäfts- und Arbeitspersonal.
6. der Wirkerei- und Strickereikursus.
7. der Färbereikursus.

II. An der Abend- und Sonntagsschule:
1. der Kaufmännische-Kursus
2. der Färbereikursus
3. der Allgemeine Unterricht, in welchem auch Klassen für den Konfektionsunterricht vorgesehen sind.

Für den Unterricht in den genannten Kursen, der von dem Direktor, 7 hauptamtlich beschäftigten Lehrern, 2 Lehrerinnen, 9 Meistern und 2 nebenamtlich beschäftigten Hilfslehrern und 1 Hilfsmeister erteilt wird, stehen zur Verfügung:

In der Hand- und Maschinenweberei: 3 Kettspulmaschinen, 2 Scheerrahmen mit Zubehör, 1 Baumgestell und Maschine, 1 Konusscheer- und Baummaschine, 5 Schußspulmaschinen, 2 Zwirnmaschinen mit

Haspeln, 4 Kartenschlagmaschinen, 27 Hand-, 1 halbmechanischer und 25 Maschinenwebstühle verschiedenster Systeme und neuester Konstruktion, zur Herstellung von Geweben aller Art, vornehmlich von Teppichen, Läufern, Decken, — 1 Gobelin und 1 Knüpfteppichstuhl.

In der Konfektion 19 Nähmaschinen verschiedener Systeme zur Anfertigung von Damengarderobe und Wäschegegenständen, ferner 1 Plissée- und Tollmaschine, 1 Auszackmaschine, 1 Dämpfapparat, Bügeleinrichtungen sowie sonstige hierhergehörende Apparate, Atrappen und dergleichen.

In der Posamentiererei Kartenschlagmaschinen, 1 Plättmühle, 7 Posamentierstühle, 1 Bandstuhl, 1 Häkel- und Chenillmaschine, 1 Gimpenmühle, 1 Tellerplattiermaschine, 3 Klöppelmaschinen.

In der Hand- und Maschinenstickerei, 1 Schweizer Handstickmaschine, 15 Kurbelstickmaschinen neuesten Systems, 1 Automatische Festonmaschine, 1 Handstechmaschine und 2 Stechmaschinen für Fußbetrieb, Stickrahmen mit Ständern, 3 Nähmaschinen mit Stickapparaten, 11 Kunstwebpulte mit Kettenaufwickelapparat.

In der Wirkerei 5 Handwirkstühle, 6 Maschinenwirkstühle, 11 Strickmaschinen, 1 Randkettelmaschine

In der Färberei komplett eingerichtete Laboratorien für Chemie, Färberei und Zeugdruck.

Den Zwecken sämtlicher Abteilungen dienen außerdem eine sehr reichhaltige Bücherei, eine Patentschriftensammlung, eine technologische Sammlung, enthaltend Kollektionen von Baumwolle, Flachs, Jute, Ramie, Wolle, Seide, Asbest, von Stoffen, Posamenten, Stickereien in den verschiedenen Stadien ihrer Verarbeitung bzw. Herstellung. • Garn- und Gewebeprüfungsapparate, Mikroskope pp.

Den allgemeinen Betrieb vermitteln 8 Elektromotoren mit insgesamt 17 2 10 HP, und in eigener Reparaturwerkstätte, die mit allen einschlägigen Werkzeugmaschinen, Geräten pp. ausgestattet ist, werden die sich erforderlich machenden Maschinenbauer- und Tischlerarbeiten von einem besonderen Meister ausgeführt.

Kleine Mitteilungen.

Vorgeschichtliche Funde aus Berlitt in der Ostprignitz.

Im Februar 1901 wurden von dem Gastwirt Schütte in Berlitt (Kr. Ostprignitz) eine Anzahl Fundstücke an die Verwaltung des Märkischen Provinzial-Museums eingeschickt, die im Sommer 1878 in einer Sandgrube südlich vom Dorfe ausgegraben worden waren, und die Verwaltung wurde zugleich zu weiteren Nachforschungen aufgefordert. Die Funde bestanden in einer schwärzlichen Mäander-Urne und einer schwarzen Urne ohne

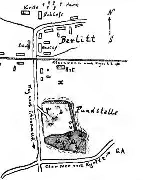
Verzierungen, beide beschädigt, in 3 **Schildbuckeln** aus Eisen, gleichfalls beschädigt und vom Rost angefressen, in 7 **Speerspitzen** aus Eisen, darunter ein Exemplar mit Widerhaken, in 3 **Schwertern** aus Eisen, die zusammengebogen und zum Teil mit Rost überzogen waren, in 1 eisernen **Messer** mit Bronzeverzierung auf der Platte zwischen Klinge und Griffzunge, in 1 **Schere** aus Eisen und in 1 **Waffenhemd**, das, engmaschig, aus kleinen eisernen Ringen zusammengesetzt und zu einer Rolle zusammengedreht war. Sämtliche Eisensachen waren durch die Glut des Scheiterhaufens und durch die Feuchtigkeit des Erdreichs stark beschädigt und deformiert. Die Fundstücke, die im Katalog des Museums unter II. 22689—22706 eingetragen sind, gehören der Zeit der großen germanischen **Völkerwanderung** an und lagen im bloßen Sande etwa ½ m unter der Oberfläche; der größte Teil der Gefäße, die mit Mäanderlinien verziert waren und Leichenbrand enthielten, war zertrümmert, nur die beiden oben angeführten Urnen wurden einigermaßen guterhalten aufgefunden.

Auf Veranlassung der Museumsverwaltung begab sich u. M. Rektor **Monke** im April 1901 nach **Berlitt**, um eine genaue Untersuchung der Fundstelle vorzunehmen. Er fand in der südlich vom Dorfe an der Ostseite des Weges nach Schönermark liegenden Sandgrube eine Menge **Scherben** von schwarzglänzendem Ton, teils mit punktierten Linien, teils ohne Verzierungen, und am Ostabhange der etwa 2 m tiefen Grube eine von Wurzeln gesprengte, **schwärzliche Urne** mit Leichenbrand und Eisenteilchen und unweit davon eine zweite ähnliche **Urne** von 30 cm Höhe mit kleinem Henkel, glattem Rande und gewölbtem Bauche ohne Verzierungen. Dieses ebenfalls beschädigte Gefäß war mit Leichenbrand gefüllt und enthielt außer dem Reste eines zerbrochenen **Eisenschwertes**, Teile von **eisernen Messern**, 1 **bronzene Schnalle** mit Nieten, 1 kleinen **Bronzering** mit zwei Streifen und 1 gut erhaltenes **Beigefäß** aus Ton. Rektor Monke, der diese Fundstücke für das Märkische Museum (Kat. II., 22726—22739) erwarb, sah von weiteren Nachgrabungen ab, um den Charakter der gesamten Grabanlage nicht zu zerstören, und veranlaßte auch den Lehrer **Luther** in Berlitt dafür zu sorgen, daß Nachgrabungen von unberufener Seite in der folgenden Zeit nicht stattfinden sollten.

Im Oktober 1901 nahmen **Robert Mielke** und der Unterzeichnete auf Veranlassung der Museumsverwaltung die Untersuchungen wieder auf und stellten zunächst folgendes fest:

Die Fundstelle liegt etwa 120—150 Schritt südlich vom Dorfe an der Ostseite des von **Berlitt** nach **Schönermark** führenden Landweges und ist eine Sandgrube von ca. 10 m Länge, 3 m Breite und 1—2 m Tiefe, die an drei Seiten von Ackerland eingeschlossen ist, während an der Westseite der erhöhte Rand des Landweges entlang läuft. Der Boden besteht teils aus weißem, scharfkörnigem Sande, teils aus gelblichbraunem Erdreich, letzteres findet sich namentlich im Süden und Südosten des Ackerstückes, das an die Sandgrube anstößt. Wir suchten zunächst die Grube ab und fanden eine Menge schwärzlich glänzender **Urnenscherben** mit gestichelter Mäanderverzierung. An dieser Stelle der Grube (bei *sp* der Skizze) sind auch die eingangs erwähnten Gefäße und Eisensachen gefunden worden, während

etwas weiter nördlich bei *p* das gleichfalls erwähnte Panzerhemd gelegen hat. Bei *b* (cf. Skizze) hat der Gastwirt Sch. ein handtellergroßes Stück **Bronzeblech** gefunden, das schön patiniert ist und aus drei oder vier aufeinandergenieteten Platten besteht. Seiner Form nach könnte das Bronzestück das wir für das Museum erwarben, der Rest eines Helms oder eines gewölbten Gefäßes sein. Bei *vv* (cf. Skizze) endlich lagen die vom Rektor Monke gefundenen beiden Gefäße.



Nachdem wir die Fundstelle eingehend durchsucht hatten, stellten wir am nördlichen und östlichen Rande (auf der Skizze gestrichelt) Nachgrabungen an, ohne hier etwas zu finden. Dann nahmen wir das südlich von der Grube belegene Ackerstück, auf dem vor Jahren gleichfalls Urnen gefunden sein sollten, in Angriff und haben unter Beihülfe des Lehrers — Arbeiter waren wegen der Kartoffelernte nicht zu bekommen — etwa 30—40 qm bis zu einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ m umgegraben. Auf dieser Stelle (in der Skizze gestrichelt) haben wir bei *uu* die **Trümmer** von zwei großen **Leichenurnen** mit flachvertieften Strichverzierungen und bei u_1 und u_2 je eine **gut erhaltene**

große Leichenurne gefunden. Die erste wurde von Herrn Mielke bloßgelegt und ausgeräumt, sie enthielt aber nur Sand, Leichenbrand und fanst große Steine. Sie konnte ganz geborgen werden. Die zweite war so mürbe, daß sie beim Ausräumen zerfiel; sie enthielt gleichfalls Sand und Leichenbrand, außerdem aber ein Stück verrosteten Eisens, anscheinend den Rest eines Messers. Beide Gefäße bestanden aus grobkörnigem, graurötlichem Ton; die erste zeigte eine doppeltkonische Form mit glattem Rande (Höhe ca. 40 cm) und war am Bauche mit flach vertieften Streifen, die strahlenförmig und divergierend vom Boden aufsteigen, verziert, die zweite hatte eine tonnenförmige Gestalt, einen umgebogenen Rand und wies keine Verzierungen auf. Die Urnen standen im bloßen Sande, die zweite allerdings auf einem flachen Stein, von Steinpackungen oder Decksteinen war nichts zu bemerken.

Der Form nach gehören die von uns ausgegrabenen Gefäße und Scherben einer früheren Zeit an wie die aus der Völkerwanderungzeit stammenden Mäanderurnen, die in der Sandgrube gefunden worden sind. Allem Anschein nach zieht sich rings um die Grube ein größeres Gräberfeld, vermutlich aus der Hallstattzeit, hin, das in der Zeit der Völkerwanderung von einer dort lagernden Schar gleichfalls als Begräbnisstätte benutzt worden ist. Aus Mangel an Arbeitskräften konnten wir unsere Nachforschungen nicht weiter ausdehnen, doch deuten verschiedene Umstände auf das Vorhandensein von Gräbern in östlicher und nördlicher Richtung hin. So sind auf der mit *x* bezeichneten Stelle zwischen Sandgrube und Dorf vor einigen Jahrzehnten von dem Onkel des Gastwirts Schütte eine Anzahl Urnen mit Leichenbrand ausgegraben worden, von denen sich vier im Bibliothekzimmer des Schlosses in Berlitt befinden. Diese Gefäße, die von dem Unterzeichneten mit Genehmigung der Gräfin Königsmarck besichtigt wurden, gleichen den von uns bei *aa* ausgegrabenen Urnen und scheinen dem gleichen Zeitalter anzugehören. Über die näheren Fundumstände und den Inhalt der vier im Besitz des Grafen Fritz Adolf von Königsmarck befindlichen Urnen ließ sich nichts mehr ermitteln.

Dr. Gustav Albrecht.

Die Herren Autoren werden gebeten auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

13. (10. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Oktober 1904, nachmittags 3 Uhr.

Besichtigung der Sauerstoff-Fabrik Berlin, Tegelerstr. 15*)

Herr Direktor Dr. Michaelis begrüßte die Gesellschaft und führte sie in einen großen Arbeitsraum, in welchem ein Experimentiertisch hergerichtet und eine Anzahl von Bänken aufgestellt war, wo die Gesellschaft Platz nahm.

Nachdem der Herr Direktor eine Übersicht über die verschiedenen Herstellungsarten des Sauerstoffs gegeben hatte, schilderte er seine Bedeutung für die Technik und die Hygiene und erläuterte dabei seine Auseinandersetzungen durch eine Anzahl von Versuchen und durch die Demonstration der betreffenden Apparate. Solche Gelegenheiten finden sich namentlich bei Unglücksfällen in Bergwerken, bei Explosionen in chemischen Fabriken und bei großen Brändes. Für diese Zwecke sind Apparate erfunden, welche selbständig den nötigen Sauerstoff abgeben. Eine Gelegenheit der Verwendung des Sauerstoffs in der Technik wurde auf dem Hofe der Fabrik vorgeführt, wo ein Stahlblock mit Hülfe des Sauerstoffgebläses durchschmolzen wurde.

Hierauf endlich erläuterte der Vortragende die Maschinen, in welchen der Sauerstoff dargestellt wird. Der Träger des Sauerstoffs ist das Baryumoxyd, das bei einer Temperatur von 740° den Sauerstoff aus der Luft aufnimmt, um ihn bei einer etwas höheren Temperatur wieder abzugeben. Da das Material während des ganzen Prozesses in derselben Retorte verbleibt, so sind automatische Steuerungen der Maschinen nötig, um die Zufuhr bezw. das Absperren der atmosphärischen Luft, bezw. das Ansaugen des Sauerstoffs zu besorgen.

Die Gesellschaft schied mit aufrichtigem Dank von der lehrreichen Stätte.

*) Durch ein Zusammentreffen besonderer Umstände ist die Veröffentlichung dieses Berichtes an der passenden Stelle unterblieben.

17. (6. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 14. Dezember 1904, abends 7½ Uhr im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXVII her.

A. Allgemeines.

I. Enteignung für Denkmals-Schutzzwecke. Zum Schutz der Kirche Wang im Riesengebirge, die Gefahr lief, durch Gasthäuser vollständig verbaut zu werden — ein Gasthof ist schon so nahe herangerückt, daß die alte hölzerne aus Norwegen durch Friedrich Wilhelm IV. nach dem Riesengebirge übergeführte norwegische Holzkirche vom Tale aus kaum noch zu sehen ist —, ist folgender Erlaß an den Kultusminister ergangen: „Auf Ihren Bericht vom 11. Oktober d. J. will ich dem Riesengebirgsverein, eingetragener Verein, in Hirschberg in Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, auf Grund des Gesetzes vom 11. Juni 1874 (Gesetzsamml. S. 221) hierdurch das Recht verleihen, zum dauernden Schutze der Kirche Wang von den dem Gast- und Logierhausbesitzer Nitsche in Brückenberg gehörigen und dicht unterhalb der Kirche Wang befindlichen Liegenschaften die auf der beiliegenden Handzeichnung mit roter Farbe kenntlich gemachte Fläche von 28,34 Ar im Wege der Enteignung zu erwerben. Wilhelm R. Studt."

Diese Entschließung verdient das größte Interesse seitens aller, die sich für den Denkmalsschutz interessieren. Bisher ist uns nur ein einziger, etwas verwandter einschläglicher Fall bekannt. Derselbe betraf den Viktoria-Park in Berlin, welcher unterhalb des Nationaldenkmals der Befreiungskriege angelegt wurde. Angesichts übermäßiger Forderungen mehrerer Anlieger sah sich die Stadtgemeinde Berlin bei der Vergrösserung der Kreuzberg-Anlagen, welche in den Viktoria-Park umgewandelt wurden, genötigt, die Enteignung einiger Terrainstücke nachzusuchen. Dies wurde nur genehmigt, weil der Magistrat nachwies, daß im Falle der bereits angekündigten Bebauung derselben mit fünfstöckigen Mietskasernen der Ausblick auf das Denkmal, auch nach Aufhöhung desselben durch den kastellartigen jetzigen Unterbau, verdeckt werden würde. Kaiser Wilhelm der Große soll die Allerhöchste Genehmigung zur Enteignung damals nicht ganz ohne Bedenken erteilt haben. Der § 1 des für Preußen maßgebenden Gesetzes über die Enteignung von Grundeigentum vom 11. Juni 1874 lautet:

„Das Grundeigentum kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles für ein Unternehmen, dessen Ausführung die Ausübung des Enteignungsrechts erfordert, gegen vollständige Entschädigung entzogen oder beschränkt werden."

Ich habe mit diesem Enteignungsgesetz seit seinem Inkrafttreten bis heute fortwährend amtlich zu tun und kann nur sagen, daß die meisten Rechtskundigen unter „öffentlichem Wohl" hier lediglich solche Fälle verstanden wissen wollen, wo es sich um Erwerbung von Land oder Baulichkeiten u. dgl. handele, das absolut notwendig für die Durchführung praktischer Zwecke als Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, Plätze und Brücken sei. Ich entsinne mich, daß ich auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz im Jahre 1887 mit dem dort anwesenden Rudolf Virchow darüber in eine Meinungsverschiedenheit geriet, als ich behauptete, unter „öffentlichem Wohl" sei auch der Schutz der öffentlichen Denkmäler und ihrer Nachbarschaft gemeint. R. Virchow entgegnete mir, er könne mir nicht beipflichten, denn er sei in der das Enteignungsgesetz vorberatenden Kommission des Preußischen Abgeordnetenhauses Mitglied gewesen und wisse genau, daß die Kommission den § 1 nur auf die obengenannten „notwendigen Nützlichkeitsfälle" habe beschränken wollen. Ich habe mich mit dieser Anschauung Virchows niemals befreundet und stehe auf dem Standpunkt, daß man den § 1 nach seinem Wortlaut unmittelbar auslegen müsse und daß nicht bloß „Nützlichkeiten" im landläufigen Sinne, also in Geld abzuschätzende Verhältnisse, gemeint seien. Der Schutz der Denkmäler gehört für mich unbezweifelt unter den Begriff des öffentlichen Wohls. Zum öffentlichen Wohl gehört nicht allein die Verschaffung und Sicherung notwendiger materieller Vorteile, sondern auch die Verschaffung und Sicherung notwendiger ideeller Güter und Bestrebungen, und dazu rechne ich in erster Linie den Denkmalsschutz. Sehr wichtig ist es, daß in dem neuesten Falle der Kirche Wang sogar einem bloßen Verein das Enteignungsrecht verliehen worden ist. Wir — ich darf wohl so Namens der Versammlung sprechen — begrüßen daher die Allerhöchsten Entschließungen Kaiser Wilhelms des Großen bezüglich des National-Kriegerdenkmals auf dem Kreuzberg und bezüglich des Viktoria-Parks sowie Kaiser Wilhelms II. bezüglich der Kirche Wang und deren Umgebung mit lebhaftestem Dank und dem Ruf „Vivat sequens!"*)

*) Zu beachten wäre noch hier der dem Preußischen Abgeordnetenhause vorliegende „Entwurf eines Gesetzes zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse", im Artikel 2 „Bebauung der Grundstücke". Durch die Bauordnungen kann insbesondere geregelt werden . . . .

4. Das Einschreiten gegen Bauten, welche die Straßen oder öffentlichen Plätze in Städten oder ländlichen Ortschaften verunstalten." —

II. Die deutschen Frauen und der Vogelschutz. Eine deutsche Abteilung des internationalen Frauenbundes für Vogelschutz hat sich in Berlin gebildet. Der Frauenbund bezweckt den Schutz der gesamten Vogelwelt gegen jede unberechtigte Verfolgung, sowie die Pflege der heimischen freilebenden Vögel; er will in erster Linie der Modetorheit entgegentreten, Vogelbälge im ganzen und in Teilen, sowie Federn — mit Ausnahme der Federn des Straußes und des Haus- und Jagdgeflügels — als Schmuck auf Hüten und Muffen usw. zu tragen. Man hofft, durch Versendung gemeinverständlicher Druckschriften, Vorträge usw. die Ideen in weitere Kreise zu tragen, auch ist die Gründung von Zweigvereinen vorgesehen. Eine Reihe fürstlicher Damen ist der Vereinigung beigetreten, so die Großherzogin von Baden, Prinzessin Heinrich von Preußen, Prinzessin Johann Georg von Sachsen, Landgräfin Anna von Hessen, Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, die Erbprinzessin von Hohenzollern, Prinzessin Karl Anton von Hohenzollern, Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Prinzessin Feodore zu Schleswig-Holstein.

Vgl. was ich über denselben Gegenstand in der November-Sitzung mitgeteilt, sowie Brandenburgia XIII. S. 126 Nr. 10.

An die Damen-Mitglieder der Brandenburgia sowie an die zahlreichen Gönnerinnen und Freundinnen der Brandenburgia ergeht die dringende Bitte, sich diesen nützlichen und wahrhaft edel zu nennenden Schutzbestrebungen ebenfalls tatkräftig zu widmen.

B. Persönliches.

III. Unser verehrtes Mitglied Herr Freiherr Otto von Manteuffel, Landesdirektor der Provinz Brandenburg und Vizepräsident des Herrenhauses beging am 29. v. M. seinen 60. Geburtstag. Herr von Manteuffel ist ein echtes Berliner Kind. Im Hause Unter den Linden 2 hat er als Sohn des damaligen Unterstaatssekretärs, nachmaligen Minister-

---

Sollte diese Bestimmung angenommen werden, so kann man das Abreißen oder Verstümmeln interessanter Gebäude in manchen Fällen wenigstens mittelbar dadurch erschweren, daß gegen unpassende Bauten, die an die Stelle treten sollen, die Nr. 4 angewendet wird. Die noch geltenden §§ 65 und 66 des Allg. Landrechts für die Preuß. Staaten vom $\frac{\text{5. Februar 1794}}{\text{11. April 1803}}$ enthalten Ähnliches.

„§ 65. In der Regel ist jeder Eigentümer seinen Grund und Boden mit Gebäuden zu besetzen oder sein Gebäude zu verändern wohl befugt.

§ 66. Doch soll zum Schaden oder zur Unsicherheit des gemeinen Wesens, oder zur Verunstaltung der Städte und öffentlichen Plätze kein Bau und keine Veränderungen vorgenommen werden."

Einen erheblichen Fortschritt bedeutet es, wenn obiger Entwurf, auch gegen Verunstaltungen auf dem Lande einzuschreiten gestattet, denn auf dem platten Lande sind die Denkmäler usw. nahezu vogelfrei.

präsidenten von M das Licht der Welt erblickt. Nach Absolvierung des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums bezog er die Universitäten Gottingen und Halle. In Merseburg, wo er zugleich am Gericht tätig war, genügte er bei dem 12 Thüringischen Husaren-Regiment seiner Militärpflicht, als der Krieg gegen Oesterreich ausbrach. Bis zum Jahre 1812 blieb Herr v. Manteuffel im aktiven Militärdienst, nachdem er den französischen Feldzug als Adjutant des Generalkommandos des IV. Armeekorps mitgemacht hatte. Seine Tätigkeit im Verwaltungsdienst begann er sodann 1872 als Landrat des Kreises Luckau. Dort wurde er als Vertreter des Kreises Luckau-Kalau 1877 in den Reichstag gewählt, dem er als Führer der konservativen Fraktion bis zum Jahre 189?, wo er eine Wiederwahl ablehnte, angehört hat. 1882 in das Herrenhaus berufen, bekleidete er seit 1891 die Würde des Vizepräsidenten dieses Hauses. Zum Landesdirektor der Provinz Brandenburg wurde er 1896 ernannt. Aus Anlaß seines Geburtstages sind dem allgemein geschätzten Parlamentarier und Verwaltungschef zahlreiche Beweise seiner Beliebtheit in Gestalt ungezählter drahtlicher Glückwunsche und Blumenspenden zugegangen. Auch vom Reichskanzler Grafen von Bülow war ein herzliches Telegramm eingelaufen; ähnlichen Inhalt hatte das Telegramm, in welchem der Präsident des Herrenhauses Fürst zu Inn- und Knyphausen seine Glückwünsche aussprach. Allerhöchsterseits ist dem Herrn Landesdirektor die Titulatur Exzellenz verliehen worden. Wir erfreuen uns dieser Auszeichnung und wünschen herzlichst Glück, indem wir uns gern daran erinnern, daß die Brandenburgia bezüglich des Jahreszuschusses von 500 M aus Provinzialmitteln und hinsichtlich der Benutzung dieses schönen Ständehaus-Sitzungssaals dem Herrn Landesdirektor allezeit zum lebhaftesten Dank verpflichtet ist.

IV. Unser Mitglied Herr Stadtrat August Mieck in Prenzlau ist uns durch den Tod entrissen worden, für die Heimatkunde unserer Provinz, insbesondere die unserer Uckermark, ein herber Verlust. Der Vorstand des uns befreundeten Uckermärkischen Museums und Geschichts-Vereins teilt uns den beifolgenden Nachruf, und Herr Professor Raettig in Prenzlau, Vereins-Schriftführer i. V. den darauf folgenden sich anschließenden Lebenslauf gütigst mit:

„Am 24. November 1904 verstarb zu Stettin, wo er Heilung von langem Leiden suchte, der Königliche Kommissions- und Stadtrat Herr August Mieck, der Kustos des Uckermärkischen Museums. Durch seinen Tod hat der Uckermärkische Museums- und Geschichts-Verein einen unersetzlichen Verlust erlitten. Ihm war es in erster Linie zu verdanken, daß unser Museum in der kurzen Zeit seines Bestehens auf die Höhe gelangt ist, auf der es sich anerkanntermaßen zur Zeit befindet. Mit seinem rastlosen Eifer und seiner

nie ermüdenden Arbeitsfreudigkeit verband der Verewigte jene Begeisterung für die Aufgaben und Ziele des Museums- und Geschichts-Vereins, die die Voraussetzung jeden großen Erfolges auf diesem Gebiete bildet. Die Vervollständigung des Museums und die wissenschaftliche Ausbeutung und Bearbeitung der Sammlungen betrachtete er als sein eigentliches Lebenswerk. Der Tod hat ihn mitten aus seiner erfolgreichen Tätigkeit für das Museum, der er trotz der Anfechtungen der Krankheit bis in die letzten Lebenstage hinein oblag, herausgerissen, und der Verein steht tieferschüttert an der Bahre des verdienten Mannes, dessen Tod eine unschließbare Lücke reißt, dessen Andenken jedoch, so lange das Uckermärkische Museum besteht, als ein gesegnetes fortleben wird.

Der Vorstand
des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau."

Lebenslauf. August Mieck, evangelisch, war der Sohn des aus einer alten pommerschen Landwirtsfamilie stammenden Stellmachers und Wagenbauers Friedrich Mieck und wurde zu Schwerin in Mecklenburg, wo sich seine Eltern nach Ausbruch der Revolution in Berlin vorübergehend aufhielten, am 17 Mai 1848 geboren. Er besuchte bis zur Erlangung des Zeugnisses für den einjährig freiwilligen Militärdienst das Köllnische Gymnasium in Berlin und widmete sich dann auf Anregung des derzeitigen Stadtgerichtsrats Lessing, Besitzers der Vossischen Zeitung, dem Buchhandel, den er in der Vossischen Buchhandlung zu Berlin erlernte. Als erster Gehilfe in der Buchhandlung von Mitscher u. Röstell (Unter den Linden 64) wurde er mit Schriftstellern und Dichtern von Ruf bekannt und trat durch eigene Gedichte, Novellen u. literarisch-kritische Aufsätze namentlich mit Otto Ruppius und Hoffmann von Fallersleben in freundschaftliche Beziehungen. Auf Empfehlung des aus Prenzlau gebürtigen Verlagsbuchhändlers Haack, des Herausgebers der Modenzeitung Victoria, trat er 1870 in die C. Vincentsche Buchhandlung ein und wirkte an der Redaktion des von dieser herausgegebenen Lokalblatts „Uckermärkischer Kurier" mit.

Am 15. August 1872 erwarb er die hiesige Kolbergsche Buchhandlung u. Buchdruckerei (J. Uhse), verkaufte aber 1880 das Sortimentsgeschäft und widmete sich fortan ausschließlich seinem Verlage (1. Prenzlauer Zeitung und Kreisblatt, 2. Dorfbote und 3. Landbote). Der Buchdruckerei fügte er eine lithographische Anstalt, Steindruckerei, Kontobücherfabrik und Buchbinderei hinzu.

Nach dem Inkrafttreten des neuen Genossenschaftsgesetzes gründete er viele Genossenschaftsmolkereien, die er unter seiner Leitung zu einem Molkerei-Revisionsverband vereinigte, und zugleich den Molkereiverband „Kleeblatt". Das milchwirtschaftliche Institut (Lehranstalt) der Provinz Brandenburg, die Rotlauf-Impfanstalt, sind in Prenzlau, entstanden aus seiner eigensten Initiative. Aus seiner mit Ida Kolberg am 16. Oktober 1872 geschlossenen Ehe entstammen drei noch lebende Kinder, ein Sohn (Dr. jur.) und zwei Töchter Ida und Anna. Seine Gattin starb am 25. Januar 1895.

Im Jahre 1900 wurde er zum zweiten Male zum Stadtverordneten gewählt, nachdem er am 18. April desselben Jahres den Charakter als Königlicher Kommissionsrat erhalten hatte. Im gleichen Jahre wurde er zum Stadtrat gewählt.

Am 9. Januar 1901 zum Kustos unseres Museums ernannt, hat er seither diesem neu geschaffenen Institut sowie der prähistorischen Wissenschaft seine unermüdliche Arbeitskraft und sein wärmstes Interesse gewidmet. Von seinem rastlosen Eifer gibt besonders der blühende Zustand unserer Sammlungen und die große Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten Zeugnis, die er allerdings zum teil mit Sanitätsrat Dr. Schumann-Löcknitz gemeinsam verfaßt und veröffentlicht hat. Zu nennen sind besonders:

1. Der Hacksilberfund von Alexanderhof, von Bahrfeldt und Mieck.
2. Die gravierte Bronzeschale von Groß Fredenwalde, von A. Mieck.
3. Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz, von H. Schumann u. A. Mieck.
4. Das steinzeitliche Gräberfeld von Jagow, von A. Mieck.
5. Die Steinzeitgräber der Uckermark, von Schumann und Mieck,

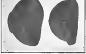
und kleinere Aufsätze in unsern periodischen Veröffentlichungen. Bei seinem Tode (24. November 1904) vermachte er seine eigene Sammlung prähistorischer Funde und seine aus Privatmitteln beschaffte Bibliothek prähistorischer Werke u. a. durch Testament dem Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein.

C. Naturgeschichtliches.

V. **Neue Mammut-Funde.** In der Prenzlauer Kiesgrube links von der Chaussee nach der kleinen Heide zu grub am 31. Juli 1902 ein Arbeiter einen Mammut-Mahlzahn aus, der noch in einem Kieferknochen steckte und ins Uckermärkische Museum kam. In derselben Grube fand vor einigen Jahren ein Arbeiter einen kleinen Mammutzahn und einen Mammutknochen von riesigen Dimensionen, letzterer zerschlagen und fortgeworfen, ersterer im Uckermärkischen Museum. Im Jahre 1891 wurden in einer anderen Kiesgrube, östlich vom Röpersdorfer Wege und unweit der städtischen Kiesgrube gelegen, ein Mammutzahn und andere Teile eines Mammuts ausgegraben. Diese Stücke sind nach Berlin in das Märkische Museum gekommen; die daselbst unter B. II. 9033 katalogisierte durchbohrte und in der Drift abgerollte Hacke aus einem Geweihstück des grönländischen Renntiers stammt aus einer dieser bei Prenzlau belegenen Kiesgruben, wahrscheinlich aus den zuletzt genannten. Vgl. A. Mieck: „Zwei Mammut-Backenzähne aus der Kiesgrube bei Prenzlau" Mitt. des Uckerm. Museums- usw. Vereins Bd. I S. 122.

VI. **Eine doppelte sogen. Hexenschüssel**, welche in Spiegelhagen bei **Perleberg** gefunden und dem Märkischen Provinzial-Museum durch Herrn **Lehrer Schmidt** dortselbst verehrt worden ist, lege ich Ihnen vor, weil dies Exemplar außerordentlich schön, man möchte sagen „sinnreich" von der Natur gebildet ist: ein Becher von sogen. Stehauf-

Form, in den ein zweiter genau hineinpaßt, sodaß eine Art Doppelbacher entsteht. Diese „Naturspiele“ (lusus naturae der alten Mineralogen und Geologen) galten früher als Arbeiten der „Unnererdschen“ (Unterirdischen) also der Zwerge. Besprochen habe ich dieselben in der Brandenburgia während der Sitzung vom 9. Februar 1898, woselbst ich eine „Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märkischen Museum befinden“ (vgl. Jahrg. VI S. 491—519) veranstaltete, speziell besprach ich S. 498. Hexenschüsseln, Hexendosen, Hexenröhren, Hexenkugeln, Hexenbomben, Hexenpfeifen usw. Das vorliegende Doppelstück, von dessen beiden Teilen ich die nachstehende Abbildung gebe, ist als ein im Diluvium vorgekommenes Geschiebe zu betrachten. Welcher Formation dasselbe angehört, ob dem Tertiär oder dem Diluvium selbst, wage ich nicht zu entscheiden. Im Diluvium bilden sich in eisenschüssigem günstigem Kiesboden wahrscheinlich dergleichen Naturspiele noch jetzt, wenigstens habe ich welche gesehen, wo mir der Bildungsprozeß noch im Werden, also noch nicht abgeschlossen schien. Die vorgelegte Doppel-Hexenschüssel ist wohl nur ein Fragment. Häufig findet sich im Innern ein ansaugendes Attraktionszentrum, z. B. ein hartes Tonstück, welches auf diese Weise allmählich mit einer Kruste überzogen wird; die meisten dieser Gebilde lassen sich daher auch als Toneisensteinbildungen bezeichnen. Häufig sind sie zerbrechlich, mitunter aber auch, wie die flache Hexenschüssel Jahrg. VI S. 498, von Tegel, abgebildet S. 518 (Märk. Museum A I 464), sehr hart. Auch im braunen Jura kommen ähnliche Naturspiele vor.



VII. Hieran schließe ich einige Mitteilungen unseres Mitgliedes, des Herrn Rektor O. Monke über **Schrecksteine und pflanzliche volkstümliche Heilmittel**, indem ich Ihnen zu a und b Proben vorlege. Vorgezeigt habe ich in der Brandenburgia bei der zu VI erwähnten Gelegenheit 5 Serpentin-Schrecksteine ähnlicher Gestalt, abgebildet a. a. O. S. 506.

a) „Schrecksteine“ wurden in Berlin in der 1831 durch Joh. Friedrich Wilhelm Schmeißer gegründeten Apotheke in der Chausseestraße (jetzt Scherings „Grüne Apotheke“) verkauft. Sie waren aus weichem Gestein (Serpentin?) künstlich hergestellt, hatten Herzform, waren auf der einen Seite eben und zeigten auf der andern einen Buckel; die Längsachse betrug 35 mm, die Querachse 20 mm. Auf der der Spitze abgewandten

Seite hatte der Schreckstein eine Durchbohrung. Man trug die Steine an einem Bande, welches genau so lang war, daß dieselben bis aufs Herz herabhingen, und glaubte, daß dadurch die schädlichen Folgen des Erschreckens verhindert würden. Häufig wurden derartige Steine von Schwangeren und Wöchnerinnen benutzt.

b) Halsbänder aus Paeonien-Samenkörnern (Paeonia officinalis peregrina) werden noch heut in Berlin zahnenden Kindern umgelegt. Die etwa erbsengroßen, aber mehr länglichen, schwarzen Körner, die im Volksmunde Schreckkörner genannt werden, kauft man in der Apotheke — ich erstand am 4 Dezember 1904 eine Anzahl derselben in der Nettelbeck-Apotheke in der Reinickendorferstr. 9a — legt sie über Nacht in Wasser, damit sie weich werden, durchsticht sie mit einer Nähnadel und zieht sie auf einen Faden. Die so hergestellten Halsbänder schützen die Kinder vermeintlich vor den Folgen eines Schrecks und erleichtern außerdem das Zahnen.

c) „Saß und Fraß“ war ein in Neu-Vorpommern, z. B. Greifswald, übliches Mittel, welches auch „Süchtenbrecher“ hieß. Es diente indessen nicht als Heilmittel, sondern als Erkennungsmittel der „Süchten“, die im kranken Menschen steckten. Das „Saß und Fraß“ bestand aus 7 (zuweilen auch 9) fingerlangen Stäben aus verschiedenen Hölzern, darunter z. B. von Lignum Sassafraß, daher der volkstümliche Name. Die Stäbchen wurden bei Neumond ins Wasser gelegt, soviel ihrer nun untersanken, soviel Süchten hatte der oder die Kranke. War auf diese Weise die Zahl der Süchten ermittelt, so wurden dieselben einzeln von der „klugen Frau“ besprochen. Sieben Süchten kann der Mensch vertragen, bei mehr muß er dran glauben.

d) Mit Mumienstücken wurde noch vor etwa 20 Jahren in den Greifswalder Apotheken von Schenk und Kunstmann ein Handel getrieben. Man benutzte die Dinger als Sympathie-Mittel.

Herr Monke übergibt ferner zu Nr. c eine launige Mitteilung des hiesigen Lehrers an der 70. Gemeindeschule Herrn Heinrich Busch.

Wie Großmutter Muttern und diese uns Kindern die Geschichte vom lignum sassafras erzählte. „Es war mal ein Bäuerlein in der Wendei, das litt sehr an Leib, Rücken und Kopfschmerzen. Alle klugen Frauen wurden vergebens gefragt und selbst das berühmte „Puschkraut“ aus dem „Rossaw“ verfehlte seine Wirkung. So beschloß denn besagtes Bäuerlein den Medikus Langematz aus Koschebuß, der landesüblich in der Kerzma (Dorfkrug) jeden Freitag in der Woche seine Patienten von ihren Gebresten mit allerlei Latwergen und Kräutern aus der (von Hans von Küstrin) priv. Apotheke zum goldenen Löwen zu Koschebuß heilte, auch aufzusuchen.

Chirurgus Langematz war berühmt und grob. Vor allem ließ er sich nicht gern beim Mittagsmahl stören. Unser Bäuerlein hatte nun aber das Unglück gerade zu solcher Zeit einzutreten, als der Medikus Langematz nach

mühseliger Kutschiererei durch die Bauernheiden von Ströbitz, Kolkwitz, Glinzig, Drehnow, Fehrow, Drachhausen, im Eisenhammer vor Pizna sich zu Mittag stärkte.

Mit großen Augen, über die Brille schielend, ungehalten über diese Störung, empfängt er unsern Pinak, ihn also anredend: „Was hat Er? Was bringt Er? Und was will Er?“

Radebrechend, halb wendisch und halb deutsch, bringt der „Pauer“ sein Gebreste vor; „Kreißt mersch hi nn rreißt mersch do; brummt mer Kopp, als hätt ich kleene Tierchen „brumm brumm wutsch in die Loch!“ Bin ich „gewesen bei kluge Frau, to ne bujo inz!! to ne bujo inz!!“ Die Antwort des hungrigen Heilkünstlers ließ nicht lange auf sich warten. „Gehe Er nach Koschebuß und fordere Er in der Apotheke zum goldenen Löwen für einen guten Groschen sassafrasa euca perilla“ sprachs und kümmerte sich nicht weiter um unsern wehleidigen „Pauern“, der aber dem Kutscher des Arztes eine Mandel Eier, sorgfältig in Häcksel verpackt, im grauen Säckchen für die Frau Doktor einhändigte. —

Am andern Morgen geht unser Kranker nach Koschebuß und wiederholt unterwegs die Heilung verkündenden Worte. Als er jedoch in die Apotheke eintritt und der Herr Provisor ihn aufruft: „Na, was will Er?“ da war er mit seinem Latein zu Ende. — „Ich wees niche, nee, wees Gott, nee!“ „Setz Er sich auf die Bank, und warte Er, bis Er's gefunden.“ Mein Bauer sitzt und sitzt, er findet's nicht, so oft ihn auch der mitleidige Provisor fragt. — — — Endlich schreit er ihn: „Wie sah denn der Medikus aus, als er Euch das Mittel nannte?“ „Er saß und fraß, und kukte durch Brilla“ war die Antwort des Bauern. Jetzt wußte unser Kräutermann, was er geben sollte, denn Medicus Langematz hatte sein allbekanntes Hausmittel sassafrasa euca perilla verordnet.

Herr Monke bemerkt hierzu:

e) Die von Herrn Lehrer Busch über das Volksheilmittel „Saß und Fraß“ mitgeteilte Erzählung ist, wie ich höre, von dem schlesischen Dichter Holtei bearbeitet worden. Leider steht diese Arbeit mir nicht zur Verfügung.

f) Über Sassafrasbäume bringt das Lexikon von Meyer unter „Sassafras“ u. a. folgende Angaben:

Sassafras-Lorber, ein 20—30 Fuß hoher Baum an den Flußufern und in den Wäldern Nordamerikas von Kanada bis Florida. Wurzel und Rinde sind offizinell. Das Holz der Wurzel Radix et Lignum Sassafras, Sassafras- oder Fenchelholz ist blaßbräunlich, ins Rötliche spielend, leicht, weich, etwas schwammig, von vielen Jahresringen und zahlreichen zarten Markstrahlen durchschnitten pp., und ist von einer dicken, leichten, korkigen, außen graulichbraunen, innen rotbraunen Rinde (Cortex radicis Sassafras) bedeckt. — Das Holz riecht stark, fenchelähnlich, schmeckt süß, gewürzhaft, etwas scharf und enthält Harz, Gerbstoff und ätherisches Öl. Man benutzt das Sassafras, welches ge-

raspelt (bisweilen mit Fichtenspanen verfälscht) in den Handel kommt, zur Bereitung des sogen. Holzthees (Species ad decoctum lignorum) zuweilen auch in der Likörfabrikation und zu Haarwaschwässern. Die Rinde, Cortex Sassafras Fenchel oder Sassafrasholzrinde und das Holz, von den älteren Ärzten hinsichtlich der Wirkung überschätzt und besonders als Spezifikum gegen Syphilis gepriesen, werden jetzt nur noch zu Holztränken bei torpiden, rheumatisch-gichtischen Leiden, flechtenartigen Hautausschlägen etc. benutzt.

(Bei der hieran geknüpften Besprechung ergibt sich, daß mehreren Mitgliedern der Gebrauch der Schrecksteine, des „Saß und Fraß" sowie der Paeonienkerne als Volksheilmittel aus Berlin bekannt ist. Der genannte Herr Busch gibt an, daß ein Teeabguß aus dem geschabten Holz des Lignum Sassafras in seiner Heimat, Cottbus, kleinen Kindern statt des Fencheltees eingegeben wurde.)

g) Krebssteine als Volksheilmittel. Endlich teilt Herr Busch noch mit, daß man in Cottbus Krebssteine in kleinen Linnenbeutelchen auf der Herzgrube trug.

Der Vorsitzende bemerkt: Bei unserm gemeinen Flußkrebs, Astacus fluviatilis, befinden sich im Augustmonat, kurz vor Abwerfung der Schale vorn im Raume zwischen der äußern und innern Magenhaut zwei, einer halben Erbse ähnliche Kalkkonkretionen, welche als Krebssteine oder Krebsaugen früher in der Heilkunde wider Sodbrennen u. dgl. gebraucht wurden. Das Volk tut dies wohl noch, obgleich Krebse seit einem Menschenalter wegen der leidigen Krebspest rare und teure Tiere geworden sind. Allgemein verbreitet ist noch jetzt im ganzen Krebsgebiet, so noch jetzt in Berlin, die Gepflogenheit, Krebssteine in das Auge zu schieben, um dasselbe von Fremdkörpern zu befreien und überhaupt zu säubern.

Fräulein Elisabeth Lemke bestätigt dies für Ost- und Westpreußen.

h) Galgenholz als Volksheilmittel. Mitteilung des Herrn O. Monke.

Ein Oderberger Bürger verlor häufig durch allerlei Krankheiten Kühe und Schweine. Er wandte sich daher an einen durchreisenden Scharfrichter, und dieser riet ihm, vom Oderberger Galgen Holzspäne abzuschneiden, zu mahlen und dies dem Vieh unter das Futter zu mischen. Der Mann folgte dem Rate, und von da an blieb sein Vieh gesund; ja als eine Seuche, der Rotz, ausbrach, verlor er nicht ein einziges Stück. So geschehen zu Oderberg in der Mark um 1830.

Der Vorsitzende fügt hinzu, daß im allgemeinen Galgenholz nicht günstig beurteilt worden sei, wenn man wenigstens nach der im deutschen Sprachgebiet weit verbreiteten Redensart „falsch wie Galgenholz" schließen möchte. Indessen, die Gegensätze schließen sich nicht

aus, im Gegenteil sie berühren sich im Volksglauben. Wie man das Blut Geköpfter trank, um von der Fallsucht geheilt zu werden, mag man auch geglaubt haben, daß Galgenholz gerade wegen seiner ekelhaften und schauerlichen Bestimmung und Herkunft heilbringend sein müsse.

i) Gepulverte Hundeknochen als Heilmittel wurden nach Mitteilung des Herrn Rektors Monke kürzlich in der Nettelbeck-Apotheke auf dem Wedding verlangt. Leider vergaß der Provisor zu fragen, zu welcher Kur speziell.

k) Hundehaare werden noch jetzt auf Hundebißwunden hier und da in der Provinz Brandenburg gemäß der alten Formel „Similia Similibus" gelegt. Herr O. Monke führt einen Fall aus dem Jahr 1865 von Lietzow bei Nauen an.

VIII. Eduard Krause: Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke. Mit 16 Tafeln. Zeitschrift für Fischerei und deren Hilfswissenschaften herausgegeben im Auftrage des Deutschen Fischerei-Vereins von P. Schiemenz und F. Fischer. XI. Bd. 3. u. 4. Heft. Berlin 1904. Eine sehr fleißige und reichhaltige Arbeit, welche auch unser Heimatsgebiet berührt. Ich überreiche sie Ihnen zur Einsicht und Benutzung.

IX. Der abnorm niedrige Wasserstand des Jahres 1904. Ich bin gebeten worden, hierüber der Brandenburgia eine tunlichst vollständige Übersicht zu geben, die sich auf die Hindernisse in den Flußläufen und auf den niedrigen Grundwasserstand in den Brunnen, Viehtränken, Torfmooren usw. bezieht. Dies ist leider zur Zeit ganz unmöglich, weil eine amtliche zusammenfassende Darstellung hinsichtlich unserer Heimat bedauerlicher Weise noch immer nicht erschienen ist. Berufen wären hierzu in erster Linie die Königl. Wasserbau-Inspektionen und die Landwirtschaftskammern. Hiernach muss ich mich mit der Veröffentlichung einzelner kleinerer Lokalberichte beschränken.

a) Der Hohe Fläming leidet bekanntlich im Sommer überhaupt an Wassermangel. Derselbe wurde diesmal zu einem solchen Übelstande, daß die Königl. Regierung zu Potsdam sich zur örtlichen Augenschein-Einnahme im August entschloß, worüber folgender Bericht erschien:

Eine Inspektionsreise nach dem hohen Fläming, dem bedeutendsten Höhenzug der Provinz Brandenburg, unternahm wegen des dort seit langer Zeit in den Ortschaften herrschenden Wassermangels der Regierungspräsident von der Schulenburg aus Potsdam. Schon bei normalen Verhältnissen haben die Flämingdörfer im Sommer unter Wassermangel zu leiden, in diesem Jahre kostet aber die Wasserbeschaffung unendlich viel Mühe und Geld. Dem Dorfe Lübnitz wurde nun, anläßlich der Truppenübungen in Altengrabow Kavallerie als Einquartierung angesagt, was in dem Orte große Aufregung hervorrief, weil die Einwohner kaum für sich genügend Wasser

beschaffen können, geschweige denn für etwa 50 Kavalleristen und Pferde. Der Ortsvorsteher Schumann richtete deshalb ein beschleunigtes Gesuch an die Regierung zu Potsdam, legte die Verhältnisse klar und bat um Befreiung von der Einquartierung, welche auch genehmigt wurde. Der Regierungs-Präsident hat sich darauf persönlich von dem Notstand des Flämings überzeugen wollen und fand trostlose Zustände. Bei Feuersbrünsten läßt der Wassermangel das Schlimmste befürchten. In Borne muß sämtliches Wasser aus dem einer Brauerei gehörigen Eisteich bei Schäferei Stottenberg geholt werden, womit zwei Fuhrwerke ununterbrochen beschäftigt werden. Zixdorf und Boßdorf wollen eventuell eine Wasserleitung nach dem Plonetal anlegen.

b) Havel-Funde bei Rathenow.

Verschiedene Waffen aus der Schwedenzeit wurden infolge des niedrigen Wasserstandes im Bett der Havel bei Rathenow gefunden. Besonders gut erhalten ist ein Kanonen-Revolver, der etwa einen halben Meter lang ist, einen Messinglauf und einen metallenen Schaft hat. August 1904.

c) Der Wasserstand der Havel ist fortgesetzt noch immer ein sehr niedriger. Anfang dieser Woche war der Wasserspiegel zwar bis auf acht Zentimeter gestiegen, ist jedoch inzwischen wieder gefallen und bei Rathenow um drei, bei Brandenburg um einen Zentimeter unter den bisherigen niedrigsten Stand gesunken. Der Pegel bei Brandenburg zeigte gestern 0,46 unter Null, der niedrigste bisher überhaupt bekannte Stand. Auch der Wasserspiegel der Spree ist in den letzten 48 Stunden wieder weiter gefallen. Der Pegel im Landwehr-Kanal in Berlin ist um vier Zentimeter, im Spree-Kanal um drei Zentimeter und in der Spree um zwei bis fünf Zentimeter gefallen. — Der Grundwasserspiegel in der Umgebung Berlins ist zwar langsam, aber ständig gefallen und befindet sich gegenwärtig etwa $1^1/_2$ Meter unter normal. Unter diesen Umständen beginnt die Wasserversorgung der Vororte, die keine Wasserleitung haben, zu leiden. Flache Brunnen sind schon seit längerer Zeit versiegt, neuerdings beginnt auch das Wasser in den Tiefbrunnen knapp zu werden, sodaß diese geschont werden müssen. — Als eine Folge von Dürre ist seit kurzem in der Milchversorgung Berlins eine Stockung eingetreten. Die märkischen Bauern haben wegen des Futtermangels den Viehbestand vielfach sehr eingeschränkt und liefern kaum halb so viel Milch als früher. Die Pächter sind infolgedessen nicht in der Lage, genügende Mengen Milch aufzutreiben, und die Milchhändler haben zumeist schon in den frühen Nachmittagsstunden ihren Vorrat ausverkauft. Die Nachmittagslieferung bleibt vielfach gänzlich aus. Potsd. Int. Blatt 10. 9. 1904.

d) **Wassermangel und Schiffernot in der Spree zu Berlin.** Eine allerdings übertrieben gefärbte Mitteilung brachte „Die Welt am Montag“ im September 1904, als Stimmungsbild aus der beteiligten Schifferwelt. Es sei daraus folgendes mitgeteilt.

Zum Notstand der Schiffer. Der niedrige Wasserstand unserer norddeutschen Wasserstraßen hat das Publikum wieder mal auf einen Beruf aufmerksam gemacht, um dessen Leiden und Freuden es sich sonst wenig genug

kümmert. Die Schiffer haben durch die Trockenheit des Sommers wohl den empfindlichsten Schaden von allen Erwerbsständen erlitten.

Bekanntlich sind die Brücken, Badeanstalten und gewisse Uferstrecken zur Sicherung der Anlagen selbst, wie auch der Schiffahrt, mit Abweisepfählen oder Pfahlbündeln ober- und unterstrom versehen. Diese Pfähle sind, wie auch der Name sagt, dazu da, um Fahrzeuge, die durch Witterungsverhältnisse (Wind usw.) Gefahr laufen, an die betreffende Anlage zu treiben, abzuweisen oder abzuhalten. Wird tatsächlich nun ein Fahrzeug an einen Haltepfahl gedrückt, so erwächst dem ersteren in der Regel selbst Schaden genug, der vermieden wäre, wenn der Pfahl nicht dagewesen wäre. Außerdem sind die Brücken Berlins oftmals Hindernisse der Schiffahrt, weil ihre Erbauer mitunter anscheinend mehr mit Rücksicht auf das Auge des Beschauers, als auf die Bedürfnisse der Schiffahrt gebaut haben. Heißt es doch z. B. von der Oberbaumbrücke:

»O Berlin mit deinen Brücken
Kannst mein Herze nicht beglücken,
Denn unterm ganzen Oberbaum
Hat knapp ne Streichholzschachtel Raum
Drum ist es besser und beliebt,
Wenn man die Schiffe rüberzieht.«

Ein anderes, allerdings ja auch künstlerisch ausgeführtes, für die Schiffahrttreibenden aber fast unmögliches Bauwerk ist die Anlage der Mühlendammschleuse und die über dieselbe führende Brücke. Auch hierfür möge folgendes genügen: Der schöne, große, neuerbaute Frachtdampfer „Martha“ der Schultheißbrauerei, wie größere leere Kähne müssen nämlich in ihren Schiffsboden ein Loch bohren, bis sie den erforderlichen Tiefgang haben, um diese Brücke ohne Gefahr passieren zu können.

e) U. M. Herr Rektor Monke teilt das Nachfolgende über die sogen. Hungersteine mit, welche bei niedrigem Wasserstande und anhaltender Dürre zu Tage treten als Wahrzeichen ähnlicher Verhältnisse mit denen allemal, wenn auch nicht geradezu Hungersnot, so doch immerhin Not der Landwirte verbunden war; diese Steine sind mitunter vor Jahrhunderten gesetzt worden.

Bei dem niedrigsten Wasserstande der Flüsse des In- und Auslandes im Sommer 1904 sind in verschiedenen Flußbetten Steine zutage getreten, welche entweder eingemeißelte Jahreszahlen trugen, die sich auf den Wasserstand bezogen, oder entsprechende Inschriften aufwiesen, u. a. auch den Vers: „Wer mich sah, der mußte weinen, und wer mich sehen wird, der wird wieder weinen.“ Auf einen derartigen Stein im Seinebett in Paris habe ich vor ca. 15 Jahren in einem Artikel „Berühmte Steine“ in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ hingewiesen. Man nennt diese Steine im Volksmunde „Hungersteine“. In märkischen Flüssen sollen solche Hungersteine ebenfalls gesehen worden sein. Es empfiehlt sich gewiß, Nachrichten*) darüber

*) Volkssagen und wirkliche Tatsachen.

und womöglich Photographien solcher Steine zu sammeln. Vielleicht würde ein Aufruf in einer größeren Tageszeitung am sichersten zum Ziele führen.

Es gibt bekanntlich auch Hungerbrunnen und Hungerquellen, die nur in trockenen Jahren zu fließen beginnen.

Gerade in der Elbe sind dergleichen Hungersteine im August d. J. zu Tage getreten, so bei Dömitz in Mecklenburg-Schwerin und bei Schandau. Hier wurden gegen 20 Hungersteine z. T. aus dem 17. Jahrhundert gefunden, aber bald hernach leider als allerdings lästige Schiffahrtshindernisse fortgesprengt. Dagegen hat man an anderen Stellen die Hungersteine mit diesjährigen Vermerken versehen.

f) Wassermangel der Elbe im Anhaltischen.

Die Reste der Burg Reina, des alten Fürstensitzes, welcher bekanntlich im 14. Jahrhundert von den Fluten der Elbe zerstört wurde, sind, wie schon mitgeteilt, bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande deutlich zu sehen. Herr Lehrer Liebezeit in Neeken hat an drei verschiedenen Tagen, nämlich am 16., 20. und 23. Juli, wohlgelungene photographische Aufnahmen von den wenigen Überresten gemacht. Auf dem ersten Bilde ragen die Trümmer nur wenig über das Wasser empor, da der Spiegel in den folgenden Tagen noch weiter sank, machte Herr Liebezeit noch zwei weitere lohnendere Aufnahmen, die alles wiedergeben, was von der Burg noch vorhanden ist. Reina war Schloß und Hoflager der Fürsten von Anhalt. Die Burg wurde zwischen 1314 und 1325 von den Elbfluten verwüstet; denn 1319 stellte Fürst Albrecht nebst seinem Sohne noch eine Urkunde „gegevene op der Huve tu Reyne“ aus und 1325 sagen in einer anderen Urkunde die Fürsten Albrecht und Waldemar, daß von den beiden Dörfern Bramboek, zu beiden Seiten der Elbe, das auf dem linken Ufer neben ihrer Hofburg, welche jetzt verödet sei, liege. Dadurch bestimmt sich eben die Lage dieser Burg, von der nur noch der Name Reinichen als eines Gehölzes auf dem linken Ufer und der zu Neeken gehörigen Dorfstätte Reina auf dem rechten Ufer übrig sind. Beckmann meint, die Elbe habe ihren Lauf verändert und so die Burgstätte und ihre Trümmer vom linken zum rechten Ufer gebracht. Am erkennbarsten sei das Werk an der Wiese auf dem Neekenschen Werder zwischen den zwei Eichbüschen. — Der Weg nach der alten Burgstätte führt von Roßlau am Petroleumlager und der Hauswolffarbik Rodleben vorüber, dann einen Hohlweg linker Hand in die Elbaue hinab und auf eine Gruppe dichtgedrängt stehender Eichen zu, in deren unmittelbarer Nähe sich die Ruine befindet. Anhalt. Staatsanz. Juli 1904.

U. M. Herr Otto Mielke-Nowawes teilt hierzu eine am 7. August d. J. an Ort und Stelle aufgenommene Photographie mit, die ihn mit noch 6 anderen Personen stehend auf den Trümmern der alten Feste Reina bei Roßlau mitten im Elbstrom darstellt.

g) Von der Oder sind uns leider keine Sonderberichte zugegangen. Dieser Fluß leidet bekanntlich überhaupt stark an Versandungen, die vom Oberlauf desselben herrühren. Unterbrochen war die Schiffahrt

auch auf dem brandenburgischen Anteil ebenfalls wochenlang im verflossenen Hochsommer. Dasselbe traf bei der Warthe und Neiße sowie beim Bober zu.

b) Moorbrände. Die übermäßige Sommerhitze hat Moorbrände an verschiedenen Teilen unserer Provinz gezeitigt, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit oder Bosheit erzeugt. Bei der Museums-Pflegschaftsfahrt des Märkischen Provinzial-Museums nach Kremmen, Vehlefanz, Beez und Umgegend am 11. September d. J. sahen wir mehrere Moore des havelländischen Luchs in Brand. Am 15. September d. J. teilte der B. Lok.-Anz. hierüber nachstehendes mit.

Über die Entstehung des großen Moorbrandes bei Kremmen wird uns geschrieben. In den vor etwa 20 Jahren ausgetorften Wiesen bei Langen, Wustrau, Kremmen, Beetzer Weil usw. bis Herzberg hinauf ist vor jetzt gut drei Wochen Feuer ausgebrochen. Obgleich es erst den Anschein gewann, als ob man den Brand gelöscht hätte, da das Aufsteigen des Rauches nur noch in matter Weise bemerkt wurde, setzte es nach einigen Tagen mit erneuter Heftigkeit ein und hat heute eine Ausdehnung von etwa 2000 Morgen, eine Zahl, die eher niedriger als zu hoch geschätzt ist, verwüstet, mindestens 1 m tief des schönsten Wiesenluchs ist ausgebrannt. Dicker Qualm erfüllt die Luft und die in der Windrichtung liegenden Ortschaften. Es ist unmöglich, dem Feuer beizukommen, weil man befürchten muß im nächsten Augenblick in der glimmenden Torfschicht zu versinken. Nur ein tagelang anhaltender Regen kann dem verheerenden Element Einhalt gebieten.

Am 29. desselben Monats schloß sich folgende Nachricht an:

Der Moorbrand im havelländischen Luch, der im Juni ausbrach und durch Menschenkräfte nicht erstickt werden konnte, hat jetzt nach sechsmonatiger Dauer aufgehört, nachdem wohl im Innern des Moors alle brennbaren Stoffe vernichtet worden sind. Da schließlich auch die Forsten verschiedener Nachbargemeinden, wie Börnicke, Grünefeld, Paaren, Perwenitz, bedroht waren, so begann man die weitere Ausdehnung des Feuers durch Gräben zu hindern, die um das brennende Moor gezogen wurden. Hierbei stieß man in einer Tiefe von etwa zwei Meter auf einen unterirdischen Eichenwald, der Bäume von riesenhaftem Umfang aufweist. Die auch an den Kronen noch gewaltigen Stämme waren so hart wie Eisen und leisteten jedem noch so scharfen Instrument Widerstand.

Der Graf Zieten-Schwerin auf Wustrau, Kreis Ruppin, hat diese Gräben ziehen lassen und dadurch der weiteren unterirdischen Fortsetzung des Torfbrandes wirksam vorgebeugt. Nach Mitteilung des Herrn Amtsvorstehers Wörmann zu Vehlefanz wurden unter gleichen Verhältnissen im Moor beim Dorf ebenfalls uralte versunkene Eichbäume im Spätsommer gefunden.

Für weitere Angaben in betreff der Wasserstandsverhältnisse würden wir sehr dankbar sein.

X. **Das Kreidelager bei Grimme, Kreis Prenzlau** Bei Grimme nahe Locknitz i Pommern befindet sich eine der jüngeren Kreideformation, dem Ober-Senon angehörige, anscheinend isolierte Kreidescholle, deren Untersuchung sich die Herren **Schumann** und **Leonhard**, Mitglieder des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau, **Mitteilungen** I. Bd S. 79 u 80, haben angelegen sein lassen. **Schumann** weist darauf hin, daß das in einer Urkunde Kurfürst Johanns von Brandenburg vom 23 Oktober 1487 (Riedel, Cod dipl brand A. 13, 423) erwähnte „Kalkeetz. auf der veltmarckh zu Gremmen" auf diese Obersenonscholle zu beziehen sei. Herr Mittelschullehrer **Leonhard** hat die vielen, zum Teil sehr seltenen Versteinerungen daraus mit Sachkenntnis bestimmt Die selteneren **Mollusken** einschließlich der **Terebrateln** sind: Rhynchonella octoplicata; Terebratula obesa Sow ; Magas pumilus Sow ; Pecten quadricostatus Sow ; Spondylus spinosus Sow., Trigosomus Palyxu (bisher nur in Belgien gefunden), ferner seltenere **Seeigel**. Cidaris vesiculosa Gf., Salenia scutigera Mnstr; Cardiaster Ananchytes; Ananchytes conoideus Gf ; Conoclypeus (?), Echinoconus Roemeri Des., Caratonus aveliara (bisher nur auf der Halbinsel Krim gefunden) **Polypen**; Porosphaera globularis Phill (in der Steinzeit wurden die durchbohrten kugeligen Stücke wie Perlschmuck verwendet); Thamnastraea agaricites Gf und Parasmilia centralis Mnt. Es ist wohl anzunehmen, daß der ganze Formenreichtum hiermit noch nicht erschöpft ist.

XI **Quartar-Studien in Dänemark von Nils Olof Holst.** (Geol Fören Förhandl Stockholm 1904 B 26 Heft 5. 433—452 Der auf diesem Gebiet durch interessante Forschungen unserer Brandenburgia wohl bekannte Stockholmer Staatsgeolog hat über diluviale Konchylien- und Pflanzenfunde in der Gegend von Esbjerg, West-Jutland, Burg in Ditmarschen, Rensing bei der Eisenbahnstation Kellinghusen, ferner bei Lamstedt und Basbeck unweit Stade, Prov. Hannover, lehrreiche Untersuchungen angestellt, die auch bezüglich des Frühvorkommens des Menschen von Bedeutung sind (Vgl. über Holst. Moränen und Eiszeitbeobachtungen, Brandenburgia XIII S. 55.)

S. 439. Die in Frage stehenden altglazialen Bildungen bei Esbjerg, Burg, Rensing und Basbeck — Lamstedt scheinen ungefähr in derselben Höhe zu liegen, bloss einige wenige Meter über Meer.

S 441 Anlangend die gerade jetzt zur Frage gestellten Senkungen, so können durch Holsts Forschung wichtige Anfschlüsse über die Ausbreitung der Wohnplätze des älteren Steinvolks gewonnen werden Es ist wohl bekannt, daß das ältere Steinaltersvolk in Dänemark seine Wohnstätte wählte nahe dem Meerstrande und daselbst Abfallhaufen hinterließ, die sog. „kökkenmöddinger". Aber dies Volk mußte von

Süden eingewandert sein und just in den letzten Jahren hat man in Frankreich Wohnstätten gefunden mit solchen Typen von Steingeräten, welche eine offenkundige Verwandtschaft mit denen der Kjökkenmöddinger haben*). Diese Gerätschaften, französische wie dänische, sind allzeit ungeschliffen, stehen aber im Übergang zwischen den palaeolithischen und neolithischen Zeiten, und bilden fortan eine besondere Epoche, die mesolithische Periode (halbneolithische oder des jüngeren Steinalters ältesten Abschnitt). Die Franzosen haben dieser Epoche den Namen „le Campignien" gegeben, nicht zu verwechseln mit der geologischen Epoche, welcher die Belgier den Namen Campinien**) verliehen. Zu bemerken ist, daß diese Campignien-Sachen auch in Belgien bekannt sind, aber nicht bekannt sind, oder es doch bis vor kurzem nicht waren, aus Holland und auch nicht „aus den folgenden Landschaften bis Dänemark", Lücken von denen man hoffen darf, daß sie doch noch ausgefüllt werden (Phil. Salmon a. a. O. S. 407 u. 408). Und H. hat bereits in einiger Hinsicht diese Lücke ergänzt.

S. 444. Betrachtet man die Ausbreitung der mesolithischen Kjökkenmöddinger auf der nördlichen cimbrischen Halbinsel, so findet man sie neben dem höchsten Strandwall aus den Litorina-Zeiten.***) Und weil Nord-Jütland nach der Zeit des Maximums der Litorina-Senkung gehoben ward, so findet man diesen Strandwall und daher auch die ältesten Kjökkenmöddinger neben dem jetzigen Strand. Aber umgekehrt hat sich die Sache in Süd-Jütland und Schleswig-Holstein gestaltet. Hier ist in derselben Zeit eine Senkung eingetreten. Vorausgesetzt, daß das ältere Steinzeitvolk auch diese Küstenstrecken der cimbrischen Halbinsel besiedelte, so müssen ihre Wohnstätten unter dem Meer liegen. Damit stimmen die mesolithischen Stein- und Beinfunde im Koldinghus-Museum zu Kolding, welche aus 3 bis 4 m Tiefe im Koldingfjord aus-

---

*) Phil. Salmon d'Ault du Mesnil et Capitan. Le Campignien. Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie de Paris 1898 S. 365, 384 u. 385. — Moritz Hoernes. Der diluv. Mensch in Europa. Braunschweig 1903. S. 85. — A. de Mortillet. Campigny et le Campignien. Bullet. de la Soc. d'Anthrop. 1899. S. 38.

**) A. Rutot (Comp. d'ord. pp. Namur 1904) stellt S. 254 die Facies von Campigny, also das „Campignyien" in die „neolithische Industrie", Fauna der Jetztzeit, fallend zwischen (jünger als) das Tourassien und (älter als) das Robenhausien (steinzeitliche schweizerische Pfahlbauzeit). Aber diese Gruppen, die mesolithische, für welche das Rentier charakteristisch, ferner die älteren und ältesten neolithischen Gruppen, bedürfen noch sehr der Vergleichung in den verschiedenen Teilen, mindestens Europas, unter einander und schärferer Zeitfeststellung.

***) Vgl. über die Litorina-Periode den Sitzungsbericht der Brandenburgia vom 28. September d. J.

gebaggert worden sind*). Ähnlich in der Kieler Föhrde, nur daß die mesolithischen Funde hier bei etwa 9 m Tiefe gemacht wurden.

Landsenkungen in den südlichen Teilen der cimbrischen Halbinsel sind solchergestalt also entgegengesetzt den Landerhebungen in den nördlichen Teilen. Es ist daher sehr möglich, daß beide Arten von Wohnplätzen gleichzeitig sind, aus einer Zeit bevor die eigentliche Litorina-Senkung ihren Höhepunkt erreichte.

Übrigens ist nicht bloss die jutische Ostküste durch mesolithische Kuchenabfälle ausgezeichnet, sondern auch die Insel Seeland. Fräulein Direktor J. Mestorf hat in den „Vorgesch. Altertümern auf Schleswig-Holstein" (Hamburg 1885) verschiedene mesolithische Altertümer an der Gjenner Bucht bei Suderballig (Ostküste von Schleswig) und im und am Kieler Hafen bei Ellerbeck gefundene Geräte und Waffen aus Stein und Bein abgebildet und beschrieben, jedoch ohne die Zeitstellung damals präzisieren zu können.

D. Kulturgeschichtliches.

XI. Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift für Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. Auf diese von Dr. Armin Tille herausgegebene gediegene und praktische Zeitschrift mache ich unter Vorlegung von Heft 1 und 2 Bd. VI. Oktober und November 1904 gern von neuem aufmerksam. Sie wollen sich selbst von dem reichen Inhalt beider und der früheren Nummern überzeugen. Aus der Oktobernummer hebe ich besonders hervor Hans Beschorner (Dresden), „Wüstungsverzeichnisse", weil die wüsten Dorfstellen (auch mitunter „wüste Mark" genannt) bei uns in der Provinz Brandenburg eine große Rolle spielen. Bei unseren Museums-Pflegschaften haben wir mit ziemlicher Verläßlichkeit folgende Gruppen zu unterscheiden gelernt.

a) Namenlose wüste Dorfstellen. Dieselben haben oft ein hohes, sogar vorgeschichtliches Alter. So die unbenannte wüste Dorfstelle im Brieselang bei Station Finkenkrug. Erhebungen im Luch, Brandstellen mit zahlreichen Gefäßresten, die aber vorwendisch sind. Keine slavischen, keine frühchristlich-deutschen Reste. Entweder hat sich also von der letzten Germanenzeit durch die Völkerwanderungs- und Wenden-Periode hindurch die dunkle Überlieferung, daß hier eine Ortschaft gewesen, erhalten, was nicht ganz undenkbar, da sich direkte Überlieferungen sogar aus der Bronze- und Hallstattzeit hie und da er-

*) In den ausgebaggerten Litorina-Schlamm-Massen an der neuvorpommerschen und mecklenburgischen Küste haben sich, wie ich früher erwähnt, dergl. mesolithische Stein- und Beingeräte gefunden. Auf diese mesolithische Periode glaube ich auch einige dergl. Funde, die ich zwischen Travemünde und Neustadt a. d. Ostsee gemacht, beziehen zu dürfen.

halten zu haben scheinen Oder unserer ländlichen Bevölkerung sind die vielen Feuerstellen und Gefäßreste beim Ackern aufgefallen und sie haben hieraus den naheliegenden Schluß gezogen, daß es hier sich um eine untergegangene Ortschaft handelt.

b) **Wüstungen mit unbestimmter Bezeichnung** Die berühmteste bei uns ist die unbenannte sogen „**Stadtstelle**" im Wald „der **Blumenthal**" bei Strausberg, welche ich mehrmals, zuerst 1871 in Bd. 3 der Zeitschrift für Ethnologie S. 175—197 (unter Anführung der frühern Literatur) ausführlich besprochen In der Brandenburgia habe ich ausgeführt, daß die Gefäßreste der frühesten christlichen Besiedelung angehören und die, wie gesagt, unbenannte Ansiedlung frühzeitig zerstört sein muß.

c) **Die benannten Wüstungen** Sie werden bei uns auf den Einfall der heidnischen Litthauer, die der Bischof von Lebus im 14 Jahrhundert ins Land gerufen, auf die Hussitenzüge (1432) und den dreißigjährigen Krieg zurückgeführt, auch auf die Pestzeiten, das Wüten des Schwarzen Todes, und — selten — auf Naturereignisse z. B. Überschwemmungen (Marieninsel im Paarsteiner See bei Chorin)

Beschorner verlangt mit Recht Beachtung folgender Punkte:

1. urkundliche Erwähnungen der Wüstungen mit Zusätzen, wie „gelegen bei N", „gelegen zwischen A und B", usw.;
2. noch vorhandene oder früher gefundene Mauerreste;
3. die alte Flureinteilung, wie sie sich meist bis in die Tage der Separationen unverändert erhielt und oft deutlich die Lage der Wohnstätten erkennen ließ; vergl. die trefflichen von der provinzialsächsischen Kommission herausgestellten Wüstungsbücher;
4. bestimmte Flurnamen, wie „das alte Dorf, die Dorfstatt, die Garten, der Kirchhof" usw.;
5. kleine Teiche, die sich durch Gestalt und Lage als alte Dorfteiche verraten;
6. Wege, die, von den Bauern mit größter Beharrlichkeit beibehalten, vielfach unverkennbar auf das frühere Vorhandensein einer Ansiedlung an einer bestimmten Stelle hinweisen Es handelt sich dabei im Einzelfalle entweder um einen kurzen, kreis- oder halbkreisförmigen Weg, der ehemals rings um das Dorf lief, oder um eine Anzahl von Wegen, die strahlenförmig einem früher sichtlich vorhanden gewesenen Mittelpunkte zustreben.
7. Hecken und Raine, die sich leicht als Dorfeinfriedigungen zu erkennen geben, Baumgruppen, die einst das Innere des Dorfes zierten, Baumreihen, die die Dorfstraße einsäumten, usw.

Was für treffliche Dienste diese meist wenig beachteten Merkmale, namentlich auch die an vierter und sechster Stelle genannten, zu liefern

vermögen, lehrt das Beispiel des Allervereins, der lediglich mit ihrer Hilfe an 86 Stellen nachgewiesen hat, daß dort Dörfer gestanden haben müssen. Schon aus guten Karten, z. B. den preußischen Meßtischblättern läßt sich manches ersehen. Wir bitten dringend diese Forschungen zu unterstützen.

Aus dem November-Heft ist für die Heimatkunde von großer Bedeutung, der gelehrte ausführliche Aufsatz von Theodor Lohmeyer (Marburg): „Unsere Flußnamen."

Es sei uns vergönnt aus dieser wichtigen Veröffentlichung wenigstens ein paar Stellen anzuführen.

Lohmeyer hat (S. 30) folgende zwei Gesetze gefunden und unter Beweis, an der Hand sorgfältiger Quellenstudien, gestellt.

Ein germanischer Flußname besteht, wenn er nicht zusammengesetzt ist, aus einem einfachen Grundwort für Fluß, wie aha, alta, apa, asa, mana, trawa usw., oder wenn er zusammengesetzt ist, aus einem Bestimmungswort mit einem der Grundwörter für Fluß. Ein Suffix tritt nur bei den Grundwörtern auf, und zwar ist das Grundwort ohne Suffix aus dem Grundwort mit Suffix durch Abschleifung hervorgegangen, so alta aus altena, asa aus asana, trawa aus trawena." Als solche Grundwörter habe ich am Ende von Flußnamen alta, asa, ata oder anta, bada, mana, rena (rana, arne), scara, trawa nachgewiesen, während dieselben bis dahin, wenn sie den Schluß von Wörtern bilden, als bloße Ableitungsendungen aufgefaßt wurden und alta, asa, ata oder anta, bada, mana in Nichtzusammensetzungen, also als einfache Wörter, unerklärt geblieben oder wenigstens nicht als Grundwörter für Fluß erkannt waren. Die scheinbaren Suffixe bei Nichtgrundwörtern sind Reste ehemaliger Grundwörter, so -ala mit den Nachtonformen -ela, -ila, -ula, -ola usw. von alta und dies aus lata, anna oder ana mit den Nachtonformen -ena, -ina, -una, -ona von arna oder anta, -ara (-era, -ira, -ura, -ora) von arna, -se von asa (asana), -tra von trawa usw.

Zweitens hat sich mir bis jetzt ohne Ausnahme das weitere Gesetz stets von neuem bei den uralten Flußnamen bestätigt: „Wie das Quellgelände oder die Quellhöhe, so der Flußname." Unsere Vorfahren nannten also die Flüsse nach ihrer Heimat, ihrer Geburtsstätte. Deshalb sind die wirklich uralten Flußnamen sozusagen Ursprungszeugnisse, d. h. sie sagen uns, wie das Gelände beschaffen ist, wo die Quellen des betreffenden Flusses zutage kommen; ausgenommen sind diejenigen, bei denen, wie es besonders bei mehreren großen Flüssen der Fall ist, ein blosses Grundwort ohne Bestimmungswort verwandt ist, wie z. B. bei Elbe, Rhein, Maas, wahrscheinlich auch bei Oder. Gewiß haben verschiedene Flüsse in ihrem Laufe verschiedene Namen, aber ursprünglich immer nur einen, und der wurde von der Beschaffenheit der Quellhöhe hergenommen.

Wie erklärt sich diese auffällige Tatsache? Einmal aus der hohen Verehrung der Quellen — pilgern doch noch jetzt die urverwandten Hindus zu den Quellhöhen des Ganges — und der Wertschätzung eines beständig den Menschen und den Haustieren Wasser spendenden Flusses. Deshalb erfolgten die Siedelungen meistens längs eines Flusses, und die Anwohner nannten sich

sehr oft nach diesem Flusse Zum anderen setzt diese Tatsache eine Verbreitung der Namengeber über weite Landstrecken und zugleich einen Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen voraus. So erklärt sich auch, daß gerade bei den größten Strömen mit ihrer mächtigen Ausdehnung von der Quelle bis zur Mündung bloß ein Grundwort angewandt wird, sie wurden „das Wasser, der Fluß“ schlechthin genannt, auch kommt es vor, daß ein Stamm seinen Hauptfluß, wenn dieser auch kleiner war, bloß als „das Wasser“ bezeichnete, verschiedentlich ist auch das Bestimmungswort verloren gegangen und bloß das Grundwort übriggeblieben, wie ich nachweisen kann

Man hat in den Flußnamen vielfach ein Mittel, um das ursprüngliche Germanien abzugrenzen soweit die Flußnamen die germanische bezw hochdeutsche Lautverschiebung zeigen, reicht germanisches Gebiet, erscheint aber die unverschobene Form, so haben wir es mit nichtgermanischem Sprachgebiet zu tun (S 37.)

L schließt damit, daß es Aufgabe der Zukunft sei, einmal die noch nicht erklärten Bestimmungswörter zu deuten und zum anderen die Flußnamen in den verschiedenen Ländern indogermanischer Zunge nach den verschiedenen Grundwörtern zusammen zu stellen und sie den verschiedenen Zeiten, Völkern und deren Stämmen zuzuweisen Eine Riesenaufgabe, an der noch ganze Geschlechter von Gelehrten sich den Kopf zerbrechen können

XII Roland-Umschau a) Die Überreste des Rolands zu Prenzlau, welche mit Eigentumsvorbehalt für das Märkische Museum in diesem verwahrt wurden, sind auf Verlangen des dortigen Magistrats i. J. 1899 nach Prenzlau zurückgeliefert und daselbst im Uckermärkischen Museum aufgestellt worden Abbildungen in der Festschrift des Vereins f. d. G. Berlins „Die Rolande Deutschlands“ 1890 No 22 S 176 und E D. (Ernst Dobbert) „Der Prenzlauer Roland“ in Mitteilungen des Uckerm Museums und Geschichts-Vereins 1. Bd 1902 S 76—78. An den Resten (Kopf, 2 Oberschenkel, ein Ellbogengelenkstück und das Schwert) habe ich, als sie noch in Berlin waren, Spuren von Bemalung (Schwarz und Weiß) bemerkt, der Verein sollte recht genaues hierüber veröffentlichen, da das bezüglich der Bemalung mittelalterlicher Steinfiguren von Wichtigkeit sein würde Am 21 Januar 1737 warf der Sturm den Roland in Prenzlau um. Nachdem der Magistrat durch den Bildhauer Glume in Berlin Zeichnung und Kostenanschlag zu einem neuen Roland hatte anfertigen lassen, bat er unter dem 18 Okt 1741, und — zur Äußerung über den Zweck der Wiederaufrichtung aufgefordert — unter dem 6 Februar 1742 abermals um die erforderliche Allerhöchste Genehmigung, da das Standbild zwar „von keinem andern Nutzen seyn kann, als daß der bisherigen gewohnheit nach bey vorfallenden executionen die Delinquenten davor geführet und das Peinliche Halssgericht dabey gehalten wird So würde solches dennoch der Stadt zu einer Zierde nicht nur

gereichen, sondern auch das Andenken dieser Antiquitaet wie in anderen Städten beybehalten und auf die Nachkommen gebracht werden."

Vom Standpunkt der Heimatkunde unbegreiflich, wurde die Erlaubnis verweigert. Ob ein Mißtrauen gegen die Rolande überhaupt als ein Symbol angemaßter städtischer Selbstherrlichkeit dabei mitgespielt hat, stehe dahin. Aber zu übersehen ist doch nicht, daß auch an anderen Orten die Regierungen des Polizeistaats auf die Rolande scheel geblickt haben.

Die Rudera wurden vergraben, das Schwert im Rathaus verwahrt und mit der bekannten Inschrift (78) versehen. Aus dem Rumpf wurde ein geschmackloses Epitaphium mit der Inschrift gemeißelt: Hic jacet statua Rolandi erecta hoc loco An. MCCCCVC. dejecta viribus venti An. MDCC XXXVII. sepulta An: MDCCXLIII. Monumento hoc ex ipsius trunco fabrefacto.

E. D. schließt S. 78. „Erwähnen wollen wir noch, daß sich an den schon oben angeführten Roland zu Potzlow die Sage knüpft, die Prenzlauer hätten den Potzlower steinernen Roland geraubt und ihren hölzernen an die Stelle gesetzt. Die Sage dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der Flecken Potzlow von der später gegründeten Prenzlau derartig überflügelt wurde, daß seine Märkte allmählich alle Bedeutung verloren und endlich ganz aufgehoben wurden."

b) Sehen wir uns nunmehr den Potzlower Roland, dessen Anfangs-Geschichte ganz ins Ungewisse fällt, näher an.

Im September 1878 und am 9. März 1879 veranstaltete ich Ausflüge der Pflegschaft des Märkischen Museums nach Potzlow, wobei uns der dortige Oberamtmann Mundt bestens unterstützte. Das sichtliche Verkommen des sogen. Rolands veranlaßte die Museums-Direktion unterm 10. März 1879 folgendes Ersuchen an die Königl. Regierung zu Potsdam zu richten.

Auf dem Königl. Dominium Potzlow, Kreis Templin, zur Zeit verpachtet an Herrn Oberamtmann Mundt daselbst, befand sich früher unweit des Kirchplatzes ein hölzernes Rolands-Bild. Nachdem dasselbe in Folge der Witterung und des Wurmfraßes fast zerstört worden, wurde es, wie es scheint im vorigen Jahrhundert entfernt und soll nach Aussage alter ortskundiger Personen vor einiger Zeit verbrannt worden sein.

An Stelle dieser Rolands-Figur ist von dem Dominium vor alters ein Rolands-Pfahl aus Eichenholz errichtet worden, der unförmig nach Art eines Götzenbildes geschnitzt, aber augenscheinlich mit den wirklichen Armen des ursprünglichen Rolands versehen worden ist, wie wir uns bei einer kommissarischen Besichtigung im September v. J. an Ort und Stelle überzeugten.

Auch diese Reste drohen der Verwitterung und dem völligen Verfall entgegen zu gehen. Der Pfahl ist unten abgefault und von Herrn

Mundt bereits gestützt worden. Ferner ist der linke Arm vor einigen Wochen abgefallen und, wie wir uns gestern durch den Augenschein überzeugten, nicht mehr anzusetzen.

Herr Mundt gab uns daher anheim, die Königl. Regierung als Aufsichtsbehörde um Genehmigung zu bitten, daß die andernfalls unmittelbar dem sicheren Untergange anheimfallenden Reste nach dem Märkischen Museum translociert werden dürfen, woselbst dieselben neben den Resten des steinernen Rolands aus dem benachbarten Prenzlau eine ebenso würdige wie passende Aufstellung und Aufbewahrung finden würden.

Die Fortnahme und Versendung des Pfahls würde Herr Mundt bewirken, auch ist derselbe gern bereit, um die Stelle, wo der Pfahl stand, zu markieren, daselbst einen Findlingsblock als Merkstein zu errichten.

Im Auftrage des Magistrats bitten die Königl. Regierung, Hochwelche unserm patriotischen Institut wiederholt gütige Förderung hat zuteil werden lassen, wir gehorsamst, Hochgeneigtest zu der Fortnahme die Zustimmung zu erteilen."

Die Königl. Regierung zu Potsdam erwiderte am 8. April 1879 (I. No. 1515/3):

„Der Direktion erwidern wir, auf das gefällige Schreiben vom 10. März cr. betreffend die Überlassung des auf dem Dominium Potzlow befindlichen Rolands-Pfahls an das Märkische Provinzial-Museum, daß wir die Fortnahme desselben von seinem jetzigen Standpunkte unter der Bedingung gestatten, daß Herr Oberamtmann Mundt sich uns gegenüber bereit erklärt, die Stelle durch einen Findlingsblock mit einer Inschrift, welche besagt, daß hier eine Rolandstatue aus Holz gestanden hat, deren Reste im Jahre 1879 in das Märkische Provinzial-Museum übergeführt sind, bezeichnen zu lassen. Wir halten es für wünschenswert, die Stelle in der Weise zu markieren, da es doch ein interessantes Faktum ist, daß das jetzige Dorf Potzlow einen eigenen Roland besessen hat, welcher Umstand beweist, daß Potzlow früher eine weit größere Bedeutung gehabt und daß dem Orte die Marktgerechtigkeit sowie eigene Gerichtsbarkeit zugestanden hat."

Wir schrieben nun an Herrn Mundt am 20. April 1879:

„Ew. Hochwohlgeboren gestatten wir uns Abschrift des Schreibens der Königl. Regierung zu Potsdam vom 8. d. M. mitzuteilen, wonach dieselbe die Überführung des Rolandspfahls nach unserm vaterländischen Institut unter der Voraussetzung genehmigt hat, daß Ew. pp. die Güte haben, einen der auf Ihrer Feldmark vielfach vorhandenen Findlingsblöcke an der Stelle des Pfahls zu deponieren.

Ein solcher Block müßte eine glatte Seite haben, welche man mit schwarzer Ölfarbe anstriche und dann mittels weißer Buchstaben in Ölfarbe etwa in folgender Fassung beschriebe: Der hiergestandene Roland aus Holz wurde im Jahre 1879 nach dem Märkischen Museum versetzt.

Potzlow den . . . Ein Einmeißeln der Inschrift würde viel teurer sein und im Falle der Verwitterung nur schwer wieder herzustellen sein, während, falls die gemalte Schrift unleserlich geworden ist, deren Auffrischung nur sehr geringe Umstände verursacht. An Ew. pp., richten wir hiernach die ganz ergebenste Bitte, hierauf gütigst das Weitere veranlassen und die Ueberführung des Rolandpfahls auf diesseitige Kosten freundlichst in die Wege leiten zu wollen."

Der Gemeindsvorstand schätzte aber den Wert seines Rolandpfahls viel höher ein, wie aus folgender Zuschrift vom 20. Mai 1879 erhellt:

„Nach dem Schreiben der Direktion des Märkischen Museums vom 29. April d. J. ist Herr Mundt unter Zustimmung der Königl. Regierung ersucht, die hiesige Rolandssäule nach Berlin überzuführen und die Stelle durch einen Granitstein mit Inschrift zu bezeichnen. Da indeß die Mitglieder der Gemeinde dies alte Denkmal sehr wert halten, so würde die Gemeinde durch Wegnahme desselben schwer verletzt werden, und wir sehen uns deshalb genötigt, im Namen der Gemeinde dagegen Einspruch zu erheben, da auch die Königl. Regierung nach der Verfügung vom 8. April d. J. sich nicht für berechtigt hält, über den Roland, welcher Eigentum der Gemeinde ist, zu bestimmen. Indeß erlauben wir uns den Vorschlag, falls das Märkische Museum auf seinem Wunsche bestehen sollte, daß der Gemeinde eine mindestens 2 meter hohe Granitsäule gewährt wird mit einer kurzen angemessenen Inschrift. Da der Roland alt und dem Verfalle nahe ist, würde die Gemeinde durch eine solche Säule nach unserer Auffassung hinreichenden Ersatz finden."

Das Märkische Provinzial-Museum sollte also gewissermaßen eine steinerne Rolandsäule an Stelle des wracken Rolandpfahls setzen. Davon war die Gemeinde nicht abzubringen und deshalb ließ das Märkische Provinzial Museum bald darauf die Sache um so leichteren Herzens fallen, als uns wiederholt versichert wurde, daß das jetzige aus einer dicken eichenen Bohle gearbeitete Roland-Bild erst vom Anfang des 19. oder Ende des 18. Jahrhunderts stamme, also als ein eigentliches altertümliches Roland-Bild überhaupt nicht angesprochen werden könne.

Dasselbe bestätigt Pastor Boy in Potzlow in seinem Aufsatz „Der Roland zu Potzlow." Mitteilungen a. a. O. II. Bd. 1904, S. 153. Nach ihm hatte der frühere hölzerne Roland die Gestalt eines Ritters.*) Als solchen hätten diesen Roland die älteren Leute der Gemeinde noch im Kirchturm liegen sehen. Vor etwa 35 Jahren habe der Lauter die im Kirchturm verwahrten Reste fortgebracht und verbrannt. Nur die Arme und das Schwert seien erhalten geblieben. Aber ohne Roland

*) Ob ähnlich dem früheren Roland zu Zehden, der wie ein römischer Ritter ausgestaltet gewesen zu sein scheint und dessen defekter Rumpf im Mark. Provinzial Museum steht?

wollte Potzlow nicht sein und so fertigte im dörflichen Auftrage der Stellmacher des Orts namens Hensel einen neuen Roland, dessen traurige Reste 1898 in einen unbeholfenen Steinsockel eingelassen sind. Dieser Hensel ist 1841 gestorben 73 Jahr alt, nimmt man an, sagt Boy, daß er bei Übernahme der Arbeit 40–50 Jahre alt war, so würde sich für die jetzige Holzfigur ein Alter von etwa 100 Jahren ergeben.

War der ältere Holz-Roland eine Quintäne, nach der man ein Rolandrennen wie bei dem Holsteiner Roland (Quintäne) zu Garding, jetzt im Altonaer Museum, veranstaltete? Sello scheint sich dieser Auffassung zuzuneigen. Dagegen würde es sprechen, wenn Boys Worte zutreffen S. 153: „Mit Sicherheit kann behauptet werden, daß der Potzlower Roland ursprünglich ein steinerner gewesen ist. Sein Fundament ist noch vorhanden. Wann die Stadt Potzlow in den Besitz des Rolands gekommen ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Er soll aber seiner Zeit von den Prenzlauern geraubt worden sein, angeblich, um dem Nachbarort, der noch Marktgerechtigkeit besaß, dieselbe zu nehmen. An Stelle des geraubten Roland entstand ein hölzerner."

Ja, wenn das „soll" sich auch archivalisch beweisen ließe! Bis dahin schwebt doch jene Vermutung so ziemlich in der Luft.

Es scheint, als seien die Akten des Potzlower Rolands noch nicht zu schließen. Hoffen wir auf bessere Aufklärung in der Zukunft. Eine dankbare Aufgabe des Prenzlauer Vereins wäre es, die Forschung auch hier (wie bei dem Prenzlauer Roland) weiter fortzuführen; das aber möchte ich bemerken, daß, wenn das frgl. Fundament steinern ist, darum darauf doch sehr wohl ein hölzerner Roland gestanden kann, Quintane-Rolande mußten besonders fest fundiert werden, damit sie im eigentlichen Sinne einen ordentlichen Puff aushalten konnten.

Sodann erwähne ich noch den Bericht des Herrn Konservator Eduard Krause über die Exkursion der Berliner anthropologischen Gesellschaft nach Prenzlau und Umgegend am 21. und 22. Juni 1902 (a. a. O. S. 52 flg.), bei welcher Gelegenheit auch der Potzlower Roland besichtigt wurde. Irrtümlich heißt es dann S. 57, daß der erste Roland noch in der Kirche aufbewahrt werde.

Leider sei die Figur jetzt durch einen ummauerten rohen Sockel und eine in rohester Weise, mit Hufnägeln angenagelte Zinkblech-Nase schimpflich entstellt. Diese mit Recht gerügte Blechnase, welche, wie Kustos Buchholz bemerkt, auf Abbildungen von 1890 sich noch nicht zeigt, ist erst vor wenigen Jahren und wohl mehr in „Ulk-Stimmung" angebracht worden, wie überhaupt angeheiterte junge Leute dann und wann mit dem Roland in Potzlow wenig schöne Allotria getrieben haben.

Boy schließt seinen Bericht S. 154: „Glücklicherweise ist die in rohester Weise mit Hufnägeln angenagelte Zinkblechnase bald wieder beseitigt worden. Immerhin stellt unser Roland noch den alten ger-

manischen Schwertpfahl dar, den dem Zin, dem Schwertgott, geweihten Eichenstamm mit hineingesteckter geradliniger zweischneidiger Klinge."

Ob wohl Vater Hensel und seine Gemeinde-Genossen vom Zin einen „Schimmer“ gehabt haben?

Im Geheimen Staatsarchiv, Bekmanns Manuskripte E (Uckermark) No. 1 findet sich, wie ich zum Schluß mitteile, folgender nicht unwichtiger Ortsbericht:

„Potzlow. — 1727 den 12. November ward der veraltete eichene Roland vom Markt hinweggenommen, und ein neuer aus Eichen-Holtz wieder aufgerichtet, damit die Fleckens-Gerechtigkeit mögte bemercket, und beybehalten werden. — Berichtet Johann Simon Rose senior und Johann Erdmann Rose 22. August 1741.“

Diese Nachricht scheint den bisherigen Rolandforschern ganz unbekannt geblieben zu sein, obwohl damit eine dritte, noch ältere hölzerne Rolandfigur für Potzlow gewonnen wird.

Es ergibt sich hiernach folgende Entwicklungsreihe für Potzlow:

1. ein eichener Roland etwa von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1727;
2. ein zweiter eichener Roland (von dem noch die Armreste vorhanden) bis etwa 1800;
3. ein dritter (der Hempelsche) eichener Roland von etwa 1800 bis 1898;
4. Umgestaltung des Hempelschen Rolands zu der jetzigen Figur, die am 19. Juli 1898 nicht ohne Feierlichkeit begrüßt ward, nachdem zuvor am 16. Juli in den Steinsockel eine vom Pastor Boy verfaßte Urkunde nebst den Prenzlauer Tagesblättern vom 15. Juli und dem Templiner Kreisblatt vom 14. Juli eingemauert worden war.

Endlich sei erwähnt, daß sich ein im J. 1879 von dem früheren Präparator des Märkischen Museums Robert Femerling aus Holz sehr naturgetreu gefertigtes Facsimile des Potzlower Rolands daselbst befindet, welches Katalog B IV. 1416 inventarisiert ist.

b. Der Roland von Berlin wird in Literatur und Kunst anscheinend erst seit 1840 als Willibald Alexis gleichnamiger Roman erschien genannt. Wilhelm Hauff hat den Bremer Roland allerdings schon früher, kurz vorm frühzeitigen Tode des begabten Dichters, in den Phantasien aus dem Bremer Ratskeller gefeiert. L. R. Giseke hat den Alexischen Roman in dem Drama „Ein Burgermeister von Berlin“ 1855 ohne irgend nachhaltigen Erfolg dichterisch verwertet. Lange bevor Leoncavallo es unternommen, sagt G. Sello in seinen Vindiciae Rolandi Bremensis S. 53, auf allerhöchsten Wunsch den Roland von Berlin Alexisscher Überlieferung zu „vertonen“, hat der norddeutsche Roland in der deutschen Musik eine gewisse Rolle gespielt. In

„des **Rolands Ton**“ dichtete 1618 der Syndikus der deutschen Hanse, Dr. Domann, sein „Schön new lied von der alten teutschen Hanse.“ (Zeitschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. u. A. K. II, 472 ff.)

c) **Eine Abbildung des Rolands zu Wedel** in Holstein unweit Altona in Postkartenformat, den ich am 4. April d. J. aufgesucht, lege ich Ihnen vor. Die Inschrift auf dem Sockel rückseitig lautet:

Als sechzehnhundert und ein und fünfzig Jahr
Im Wintermonat die bekannte Jahreszahl war,
Ward dieses Kaiserbild auf neu hier hergesetzt,
Gott wolle es und uns All erhalten unverletzt.

2 Abbildungen in dem Buch „die Rolande Deutschlands“ S. 75 und 77. — Sello Vindiciaesche S. 41 sagt: „Das dortige 1597 zuerst erwähnte Standbild ist zwar seinem Typus nach kein mittelalterlicher Roland, sondern ein Kaiserbild der Art des ehemaligen Karl-Reliefs am Bremer Rathaus-Beischlag, gilt aber seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Literatur und Volksüberlieferung als Roland. Von ihm berichteten nun 1653 die Ortseingesessenen völlig glaubwürdig, daß er von der Gräfin von Holstein bei Verlegung der Ochsenfähre und des Zolles „von der Lichte“ im damaligen dänischen Amt Haseldorf nach Wedel errichtet worden sei zum Zeichen des dem Ort verliehenen Privilegiums, daß die während des dortigen Ochsenmarkts zwischen ausländischen Kaufleuten in Handelsstreitsachen ergangenen Urteile des zuständigen Richters, des Amtmanns zu Pinneberg, sofort vollstreckbar sein sollten.“

d) **Ruggiero Leoncavallo: Der Roland von Berlin, Dichtung und Musik (unter Benutzung des gleichnamigen Romans von Willib. Alexis). Deutsch von Georg Droescher.** Verlag von Ed. Sonzogno, Mailand. Depot bei Breitkopf und Härtel, Leipzig 1904 75 S. 8°. „Gestern hat die mit größter Spannung erwartete Uraufführung der im Allerhöchsten Auftrag komponierten vieraktigen Tonschöpfung stattgefunden, die Zeitungen berichten ungeheuerliches über den Andrang zu den Plätzen und die für letztere gebotenen übertriebenen Preise. Seit der hiesigen Aufführung von Meyerbeers Prophet soll ähnliches in Berlin nicht am Opernhimmel vorgekommen sein.

Über die Musik zu urteilen, fühle ich mich weder befähigt noch berufen, wohl aber bin ich berechtigt, über das, nach Vorbild Richard Wagners, vom Komponisten selbst verfaßte Textbuch ein Urteil zu fällen, da ich mich mit dem Roland-Rummel seit Jahren gern befasse und der Alexissche Roman von jeher zu meiner Lieblings-Lektüre gehört. Ich bekenne, auch meinerseits mit einem gewissen Vorurteil an die Arbeit eines Ausländers herangetreten zu sein, der Italiener ist, Deutsch nicht versteht, den Roman sich erst hat übersetzen lassen müssen und dem unsere mittelalterlich märkischen Verhältnisse mit ihren Rolanden bislang sozusagen böhmische Dörfer gewesen sind. Dies wohl erwägend, muß

ich gestehen, daß ich in mancher Hinsicht angenehm überrascht worden bin.

Zu den erwähnten Schwierigkeiten tritt hinzu, daß so leicht die Umwandlung einer Novelle in einen Operntext sein mag, so schwierig dies bei einem Roman ist. Willibald Alexis Roman spinnt sich mit epischer Breite durch drei Bände und umfaßt die Jahre von 1442—1448, je am Schluß, allerdings mit einem Sprung von 22 Jahren, noch 1470, also zusammen 28 Jahre. Wie Sie aus der Ihnen vorliegenden Dichtung ersehen wollen, hat Leoncavallo den gewaltigen Stoff auf 1442 das Jahr der Erhebung und der Demütigung Berlins geschickt zusammengedrängt. Der Konflikt der Bürger und ihres Bürgermeisters zwischen der Wahrung der erworbenen nahezu republikanischen Rechte Berlins und der Rechte des Landesherrn ist richtig und die Rolandbildsäule dabei als Symbol der Bürgerrechte erfaßt. Der südlichen Temperamentsheftigkeit ist es wohl zuzuschreiben, wenn die beiden eifersüchtigen Patrizier-töchter Elsbeth Rathenow und Eva Schum wie rasende Mänaden gegeneinander anspringen und Herr Droescher in der Übersetzung Eva „vor Wut heulen“ läßt.

In den scheinbar versöhnenden Abschluß des Ganzen fällt, auf das unangenehmste berührend, der Tod Henning Mollers. Mit nichts ist dieser Ausgang motiviert. Der blinde Zufall hat ihn verursacht, dergleichen kommt im Leben ja vor, gehört aber nicht auf die Bühne. Der Tod wäre nur gerechtfertigt, wenn ein tragischer Konflikt ihn geboten erscheinen ließe. Aber daran gebricht es vollständig, es ist die öffentliche Meinung, wie ich glaube darin einig, diese Art des Untergangs eines der Hauptheldeu des Stückes zu verurteilen; es ist unverständlich, weshalb hier gerade der Komponist von Alexis abgewichen ist.

Die Übersetzung erscheint mir im ganzen recht wenig gelungen, Herr Droescher hat es nicht verstanden, das sprachliche Milieu und Kolorit der Zeit zu erfassen, wie es R. Wagner so ausgezeichnet gelungen ist. Es ist der banale Operntext-Deutsch, zuweilen sinkt es gerade zu herab zum Deutsch der Textbücher Offenbachscher Operetten, vgl. z. B. die Ballade S. 51 mit dem trivialen Schluß „Ich bin der König der Ballade.“ Warum aus dem Raschmacher Henning Molluer bei Alexis ein Tuchwirkersohn Henning Moller wird, erscheint unverständlich.

Gibt man in der äußeren Austattung jetzt mehr wie jemals auf die historische Richtigkeit der Kulissen, der Anzüge, der Waffen, so muß man doch vor allem auf das historisch Richtige des Sprachlichen Sorgfalt verwenden. Herr Droescher sollte wirklich seine Übersetzung durch einen Sprachkundigen überarbeiten und dem Milieu besser anpassen lassen. Wenn Leoncavallo als Ausländer nachgesehen werden kann, daß er vom steinernen Schwerte des Rolands spricht, so müßte doch Herr Dr. wissen, daß die Rolande keine steinernen Schwerter „uner-

mudlich heben", weil die Rolande eben keine Steinschwerter führen (S. 28) Zur Zeit als der Berliner Roland erwähnt wird im Berliner Stadtbuch (2. Hälfte des 14. Jahrh.) war er höchst wahrscheinlich von Holz, wenn es etwa 100 Jahr später, i. J. 1442 noch einen Roland in Berlin gab, mag er von Stein gewesen sein. Die Darstellung Scheurenbergs auf dem Bilde „Die Verurteilung Tile Wardenbergs" in der Berliner Rathaushalle vor dem Magistratssitzungssaal ist eine ganz falsche, sie ist viel zu realistisch. Sie wäre besser gleich dem Brandenburger Roland stilisiert, ich führe dies zu einer Art Rechtfertigung meiner selbst an, denn ich bin gefragt worden, wie ich, da ich doch damals schon Berliner Stadtrat war, einen so ungeschichtlichen, ja unmöglichen Roland hätte zulassen können. Hierzu bemerke ich, daß der Bürgermeister Duncker das betreffende Dezernat selbständig hatte und daß er sich von niemand bei der historischen Ausstattung, die er beherrschen zu können glaubte, in bezug auf die geschichtlichen Bilder hineinreden ließ. Stat pro ratione voluntas.

Daß von Leoncavallo eine Gavotte von 1514 und ein Lied von 1574 eingeschaltet ist, empfinden wir nicht als Anachronismus, da uns volkstümliche Noten aus Berlin von 1442 nicht überliefert sind —

Hiermit sei die Roland Umschau, die uns noch oftmals beschäftigen wird, für heut beschlossen.

XIII. Max Siewert. Die niederdeutsche Sprache Berlins von 1300—1500. Würzburger Inaugural-Dissertation. Norden, 1903. Auf Wunsch lege ich dieses auf fleißigster Benutzung der Quellen beruhende, unser heimisches Idiom betreffende Schriftchen vor. Vorläufer ist u. M. Herr Prof. Dr. Bruno Graupe mit seiner Dissertation „de dialecto marchica quaestiunculae duae" Berlin 1879, im 1. Teil dem Berlinischen gewidmet. Anderes Material hat Herr Oberbibliothekar Prof. Dr. Seelmann in seiner kritischen Ausgabe des Berliner Totentanzes von St. Marien dem Verf. geboten, ebenso die Arbeiten Tümpels (seine niederdeutschen Studien und sein Aufsatz im Nd. Jahrbuch 21, 81).

Die Sprache Alt-Berlins ist niederdeutsch, der Bevölkerungshauptteil sächsisch, ein kleiner Teil niederfränkisch. Für niederländische (holländische) Elemente spricht die nachweisliche Übereinstimmung zwischen der Sprache der Berliner Urkunden und der mittelniederdeutschen Grammatik.

Vermißt wird der in der Tat vorhanden gewesene Einfluß des Wendischen (wenn auch nur in einzelnen Worten und Wendungen) auf das Niederdeutsche unserer Hauptstadt.

XVI. Mitteilungen des Vereins der Geschichte Potsdams. Der mit dem Zusatz „Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde" nach längerem Ruhen wiederbelebte Verein hat ein Heft von 51 Seiten

Druck herausgegeben, allerhand interessante Nachrichten über Potsdam und Umgegend enthaltend, von welchem ich Sie Kenntnis zu nehmen bitte. Ich mache aufmerksam auf No. 276 „Der Burgwall an der Krampnitz bei Nedlitz“, den einer der besten deutschen Burgwallkenner u. M. Geheimrat Dr. Behla bespricht. Ich wiederhole, daß der Name „Röberschanze“ (d. i. Rauberschanze) alt und in „Römerschanze“ verderbt ist. S. 18 sagt B.: „Auf einzelnen Rundwällen treten auch blaugraue, härter gebrannte, klingende, aus feineren geschlemmten Ton gearbeitete mit oft reifenartigen Ornamenten verzierte Schalen, sogen. spätslavische zu Tage.“ Dazu bemerke ich, daß dies allemal christlich-deutsche Töpferei ist, mit Anwendung der Drehscheibe, die reifenartigen Ornamente sind, genau betrachtet, Spirolen and beim Drehen hergestellt.

No. 277. Hermann Rademacher: „Neuere Ausgrabungen bei Nedlitz“, Brandschichten mit Gefäßresten etwa 5. Jahrh. v. Chr., im Märkischen Museum. S. 23 schreibt R. von der Röberschanze: „Noch die Suchodeletzsche Karte vom Jahre 1683 kann nur den Namen „Königswal“ — der sich übrigens bis in die Gegenwart nachweisen läßt, — während erst einige Gelehrte des 18. Jahrhunderts den Wall als Römerschanze bezeichnen.“

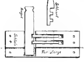
Dazu sei folgendes bemerkt, daß Suchodeletz Karte nur den Namen Königswall enthält, ist natürlich, denn man wird nicht leicht zwei verschiedene Namen für ein und dieselbe Stelle auf die Karte setzen. Der Name klingt aber etwas gesucht und deshalb verdächtig, vielleicht ist es lediglich ein Gelehrtenname, um die allerdings vorhandene gewaltige Anlage (Wallkrone 520 m, Langsachse der Mulde 143 m, Breite derselben 113 m, Höhe bis gegen 20 m, Böschung 30 bis 45 Grad) gebührend zu honorieren. Daß der Name Römerschanze schriftmäßig erst im 18. Jahrhundert vorkommt, will ich nicht bestreiten, ich muß aber nach Analogie von anderen Ortsbezeichnungen als Röberburg, Röberberg, Röberwall, Röberlager, Röberhebbel u. dgl. die Bezeichnung Röberschanze für volkstümlich halten. Nach Grimm Wörterbuch VIII. 2162 ist das Wort Schanze nicht alt und tritt erst in der neuhochdeutschen Periode auf. Wahrscheinlich ist der älteste deutsche Name für unser Bauwerk, welches unter Benutzung eines natürlichen Hügels (ähnlich der fälschlich sogenannten Hertha-Burg, alter Name „Borgwall“, bei Stubbenkamer) der Röberwall und erst in späterer Zeit, um ihn von dem Röberwall am Treffpunkt des Lehnitz- und Jungfernsees zu unterscheiden, als Röberschanze bezeichnet worden. Interessant wäre es zu wissen, ob der Name „Königswall“ und für den betr. Forstbezirk der Name „Königswald“ älter als Suchodeler ist. Durch fleißiges Aktenstudium sollten die Potsdamer Herren Kollegen das doch herausbekommen können. Sie sitzen ja diesbezüglich an der Quelle.

XV. **Magine Rèim** (Verein zu gegenseitiger Hülfe) 1804 bis 1904, mitgeteilt wird dieser interessante Jahrhundertsbericht von u. M. Herrn Syndikus Dr. Minden. Wörtlich bedeuten die zwei Wörter „Wappenschild der Genossen“ oder in freierer Verdeutschung „Schutzwehren der Freunde“. Interessant für die innere Geschichte unserer Berliner jüdischen Gemeinde. Der bewährte Genossenschaftssinn und die Hülfswilligkeit unserer israelitischen Mitbürger hat sich hier an der Hand der geschichtlichen Tatsachen ein unleugbar glänzendes Zeugnis ausgestellt.

XVI. **Carl Goldbeck.** Von Dr. **Carl Michaëlis**, Stadtschulrat in Berlin. Leipzig 1905. Außerordentlich fesselnd geschriebene Lebensgeschichte des ersten Direktors der hiesigen Charlottenschule. Gleichzeitig eine Historie unseres höheren Töchterschulwesens und der Berliner Pädagogik.

XVII. **In Treue fest! Ein Festspiel** von Dr. med. **Friedrich Netto.** Potsdam (1904). Unser dichterisch veranlagtes Mitglied hat dies Poem zur Erinnerung an die vor 200 Jahren erfolgte Erneuerung der Privilegien der **Potsdamer Schützengilde** auf deren Wunsch mit erfahrener Hand entworfen. Es ist im wesentlichen allegorisch wie aus den Personen: Borussia, Glaube, Liebe, Hoffnung, Einigkeit und Treue ersichtlich. Die geschichtlichen Anmerkungen, wonach u. a. die Potsdamer Schützengilde durch Urkunde vom Antoniustage 1465 begründet ward, verleihen dem Schriftchen noch weiteres Interesse. Das Festspiel ist mit großem Beifall am 10. Juli und 15. Juli 1904 auf der Bühne des Potsdamer Schützenhauses aufgeführt worden.

XVIII. Ich führe Ihnen nunmehr eine Reihe interessanter dem Märkischen Museum gehörigen **Rüstungsstücke aus der Neumark** und im Anschluß daran eine große Zahl von **Schwertern** und **Dolchen** von verschiedenen Landen und Völkern vor, um das in der vorigen Sitzung durch Herrn Kustos Buchholz gestreifte **Problem der kurzen Handgriffe** dieser Waffen Ihnen kritisch zu entwickeln. Einen mit Abbildungen unterstützten Abdruck beider Vorträge behalte ich mir vor.



XIX. **Ein Berliner Holzschloß.** In der Brandenburgia hat unser eifriges Mitglied Herr **Karl Poetters** (Brandenb. XIII. S. 101 bis 104) das Holzschloß mit Holzschlüssel, wie es in der Provinz Brandenburg üblich war und zum

Teil noch hie und da auf dem Lande oder in entlegenen Städlchen gebraucht wird, abgebildet und beschrieben. Dergleichen hölzerne Kastenschlösser besitzt das Märkische Museum verschiedene, z B aus Grünau bei Cöpenick und vom Kloster Lehnin. Heut lege ich Ihnen ein hölzernes Kastenschloß aus dem der Stadt Berlin, (speziell der Schmidt-Galleschen Stiftung) zugefallenen Hause Adalbert Straße Nr 98 vor, wo dasselbe bis vor kurzem noch zum praktischen Gebrauch an einer Bodenkammertür gedient hat. Die Gestalt des Holzschlosses wird in der beifolgenden Zeichnung wiedergegeben. Mit dem Schlüssel werden die beiden Fallzapfen angehoben, wodurch der Riegel zum Zurückziehen frei wird.

XX Als interessante geschichtliche Prägstücke unserer Berliner Münzstätte lege ich Zwei- und Fünfmarkstücke vor, die geprägt sind zur Vermählung des Großherzoglich Sächsischen Fürstenpaars im Jahre 1903 mit den Köpfen desselben und der Inschrift auf der Kopfseite: Wilhelm Ernst — Caroline Großherzog u. Großherzogin v. Sachsen 30 IV und zur Gedächtnißfeier Philipps des Grossmüthigen i. J. 1904 mit dem Kopf desselben sowie des jetzt regierenden Fürsten und der Inschrift auf der Kopfseite: Philipp Landgraf Z Hessen — Ernst. Ludwig Grossherzog v. Hessen U. B. R. 13 Nov 1504. 1904. Als innere Umschrift der Wahlspruch Philipps: Verbum Dni Manet. In. Aeternum — Auch von den neusten, 1904 geprägten Zwei- und Fünfmarkstücken Lübecks lege ich Ihnen Exemplare vor Kopfseite Lübecker Reichsadler mit weiß und rotem Herzschild und der Umschrift: Freie und Hansestadt Lübeck

XXI. Mathilde Wesendonk und Richard Wagner. Am 3 Mai 1899 besuchte die Brandenburgia mit Erlaubnis der berühmten Freundin des größten deutschen Tonkünstlers der Neuzeit ihr feinsinnig und vollendet künstlerisch ausgestaltetes Haus und Heim an der hiesigen Straße In den Zelten Nr. 21, woselbst uns n. M Prof Dr Galland insbesondere die schöne Gemäldegalerie erläuterte. Daneben hatten wir die Gelegenheit eine große Anzahl von Erinnerungen an den unsterblichen Richard Wagner zu besichtigen. (Brandenb VIII 118—122)

Am 5. September 1902 verstarb fern vom lauten Getriebe des Lebens Mathilde Wesendonk in ihrer Sommerfrische am Gmundener See 74 Jahr alt. Bereits wenige Tage später veröffentlichte G. Manz mehre Briefe, die Wagners intimste Beziehungen verraten. Den merkwürdigsten darunter vom August 1858 gerichtet an Wagners Schwester Kläre, der das eigentümliche Verhältnis zwischen R. Wagner, Frau W. und Frau Wesendonk sowie ihrem, man muß wirklich sagen, bewundernswert selbstlosen Gatten schildert, habe ich Ihnen am 24 September 1902 (Brand XI S 264—266) mitgeteilt.

Heut lege ich Ihnen durch Vermittelung von Frau Anita Runze, Gattin unsers verehrten Mitgliedes Predigers Dr Runze, das Buch vor:

„Richard Wagner und Mathilde Wesendonk Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871“, herausgegeben von Prof. Dr. Wolfgang Golther, Rostock, Berlin 1904, in bereits 8. Auflage, welche das lebhafte Interesse beweist, welches diese merkwürdigen Seelenäußerungen gleichgestimmter idealistisch veranlagter Menschen in den weitesten Kreisen erregen. Ein Rezensent drückt sich hierüber wie folgt aus:

„Wer Richard Wagners Werke genau kennt, seine Musikdramen und seine Schriften, wer seine Briefe alle gelesen hat, mit seinem Lebensgang vertraut ist, und nun vermeint, um den ganzen Menschen rund herum zu sehen und wohl auch in ihn hinein, der wird nach der Lektüre dieser kostbaren Briefe und Tagebuchblätter für Mathilde Wesendonk sich eingestehen müssen: so habe ich ihn noch nie erschaut, so hat er in Worten noch nie sein Herz, sein Fühlen und Wesen offenbart, — eine ganze Lebensperiode erscheint hier in neuem Licht.

Und nun heißt es, diese köstlichste Gabe nutzen, die Briefe lesen und immer wieder lesen Für den „Anfahenden“ im Studium wagnerischer Kunst und Lehre gibt es keinen Weg, der schneller und tiefer in das geheimnisvolle Wesen des Genies führte, dem Adepten aber ist es eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und höherer Erkenntnis“

Wer da weiß wie in anderen Familien dergleichen vertrauliche Mitteilungen sorgfältigst, oft ein Jahrhundert lang und mehr vor den Augen Unbeteiligter gehütet werden,*) der muß über die Objektivität staunen, mit der diese Aufschlüsse der breitesten Öffentlichkeit übergeben werden, während doch die mittelbar mitbetroffene Frau Cosima Wagner, Siegfried Wagner und andere Beteiligte sich noch des „rosigen Lichtes“ erfreuen

Mathilde Wesendonk ward, was wir für ihre Verehrer wiederholen wollen, als die Tochter des Kommerzienrats Karl Luckemeyer und seiner Frau Johanna geb. Stein, am 23 Dez 1828 zu Elberfeld geboren Am 19 Mai 1848 vermählte sie sich „in leider unverstandener Gemeinschaft“ mit Otto Wesendonk (geb 16 März 1815, † 18 November 1896), Teilhaber eines großen New Yorker Seidenhauses Der Ehemann W. unterstützte geradezu die Annäherung seiner Frau an den Meister, dem er die Mittel zu einem Landhaus dicht neben der stolzen Wesendonkschen Villa am Züricher See gewährte Frau Mathilde war eine schöngeistig veranlagte, schriftstellerisch vielfach tätige Frau Sie schrieb u a die Dramen „Gudrun“ (Zürich 1868); „Edith oder die Schlacht bei Hastings“ (Stuttgart 1872), „Friedrich der Große“ (Berlin 1871); ferner „Märchen

*) Ich denke u a an den Briefwechsel zwischen Charlotte Diede und Wilhelm v. Humboldt. Die Diedeschen Briefe, obwohl das Verhältnis der bedauernswerten Frau durchaus ein platonisches gewesen, sind leider und entschieden tadelnswerter Weise von den Humboldtschen Erben verbrannt worden.

und Märchenspiele" (Zürich 1864 und Berlin 1900); „Natur-Mythen" (Zürich 1865); „Gedichte" (Leipz. 1874); „Der Balder-Mythus" (Dresd. 1875); „Odysseus" (Dresd. 1878); „Alkestis" (Leipz. 1881) und andere Sachen, die allerdings nur mehr literargeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen können.

Richard Wagner spielte seiner Freundin gern zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags vor und nannte sich selbst daher ihren Dämmerungsmann. „Tristan und Isolde" ist das Werk, auf welches Mathilde wohl den größten Einfluß gehabt hat. (Vgl. auch Nr. XXIV meiner heutigen Mitteilungen.)

Der Briefwechsel ist psychologisch ebenso interessant wie musikgeschichtlich. Anfänglich eine Überschwänglichkeit ohne Grenzen, dann flaut es auf Richard Wagners Seite allmählich merklich ab. Schon zur Aufführung von Tristan und Isolde, zu der sich der Meister „Billete zu besorgen" anheischig machte, konnte Mathilde sich nicht mehr entschließen zu kommen. Sie ahnte mit untrüglichem weiblichen Instinkt, daß sie nicht mehr die Eine und Einzige im Herzen und in der Phantasie des veränderlichen, stürmischerregten Meisters sei und zog sich allmählich zurück.

Auch in Frankreich hat der Briefwechsel die größte Sensation erregt und äußert sich Eduard Schuré in der Revue des deux Mondes vom 1. Dezember 1904 in einer ausführlichen Besprechung des Briefwechsels S. 544 über die Rolle, welche hochsinnige Frauen in Richard Wagners Leben gespielt, mit nachstehenden Worten:

„Deux autres femmes ont joué un rôle essentiel dans la vie de Richard Wagner. Wilhelmine Schroeder-Devrient fut pour lui la chanteuse et l'actrice idéale, son modèle d'act par le geste et la voix; Cosima Liszt, la fière compagne de ses derniers jours, se montra l'habile organisatrice de son théâtre et la réalisatrice prédestinée de cette grande oeuvre. Entre ces deux femmes, un peu en arrière et à demi voilée, tout près du maître, Mathilde Wesendonk occupe une place plus discrète, mais à jamais glorieuse, celle de la mystérieuse inspiratrice. Car elle fut pour lui la Muse sacrée de l'Ame profonde."

Ein wahres und schönes Wort über die edle Frau Mathilde Wesendonk, deren Liebenswürdigkeit gegen die Brandenburgia unsere Mitglieder niemals vergessen werden.

E. Bildliches.

XXII. Eine Serie von meinerseits erworbenen photographischen Ansichtskarten aus Belzig und Umgegend lege ich vor, darunter Herrenhaus Benken bei Wiesenburg, Knoenagels Mühle in Bulleuberg bei Golzow, Ragösen, Amtssitz unseres Mitgliedes Pfarrers Backhaus, Rabenstein bei Wiesenburg; Kirche in Klein Glien bei Belzig, Schloß

Golzow, Wiesenburg und Belzig selbst sowie die bekannte kursächsische Postsäule aus Sandberg, Belzigs Vorort. Ich überweise diese Karten dem Märkischen Museum als Geschenk.

XXIII. **Rudolf Hertzogs Agenda** ist uns auch diesmal freundlichst wieder überreicht Der Jahrgang 1905, um dessen topographische und künstlerische Ausstattung sich, gleich früher, u. M. Herr **Reuter** verdient gemacht hat, enthält außer verschiedenen schönen Abbildungen einer Reise über Innsbruck bis Sud-Italien und zurück über Genua nach der Levante, eine illustrierte Schilderung unseres Zoologischen Gartens sowie der meisten Denkmäler und sehenswürdigen Baulichkeiten in und bei Berlin — Herr Reuter hat kürzlich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum bei der Firma gefeiert, wozu auch wir herzlich Glück wünschen.

XXIV **Die Neue Kunst** Von dieser Veröffentlichung der hiesigen **Photographischen Gesellschaft** lege ich No 4 Dezember 1904 vor mit vielen für den Weihnachtstisch einladenden Reproduktionen alter und neuer Meister Da in letzter Zeit der deutsche Historienmaler Julius Schnorr von Carolsfeld (geb. 26 März 1794 zu Leipzig, † 24 Mai 1872 zu Dresden) unter den Romantikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel genannt worden ist, so sei auf einen ihn betreffenden Artikel von **Paul Schubring** S. 9–13 verwiesen, behandelnd die Homerischen Hymnen des Künstlers, 14 Friese in Federzeichnung Originale — im Besitze von A. Flinsch in Berlin Nicht verwechselt werden darf dieser Schnorr mit seinem Vater dem Maler und Zeichner **Veit Hans** (1764–1841) und seinem (Julius') Bruder **Ludwig Ferdinand** (1789–1853) und seinem Sohne **Ludwig** (1836—1865) dem Freunde **Richard Wagners**, dem Heldentenor, der die erste denkwürdige Tristan-Aufführung (vgl. unter No XXI meiner heutigen Mitteilungen) i J. 1865 im Bunde mit seiner Gattin zu einem unvergeßlichen Ereignis gestaltete und dann an den Folgen dieser Erregung 29jährig sterben mußte. Richard Wagner hat dem geliebten Freunde in seinen Schriften (Meine Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld) ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Unser Ludwig S. v. C. ist bekannt u. a. auch durch sein Bild, Die Hochzeit zu Kana, seine Bilderbibel und seine anziehenden „Briefe aus Italien", die er aus Rom 1817—1827 an seine Freunde schrieb.

XXV **Eine große Photographie des stattlichen Freihauses** (18. Jahrhundert) am Markt zu Werder a. H., welches das Märkische Provinzial Museum der Güte des Eigentümers des Herrn Hildebrandt daselbst verdankt.

XXVI. **Verschiedene Profile der großen Kiesgrube in Kalkberge (Rüdersdorf, Alte Grund, südwestlich vom Kriegerdenkmal)** aufgenommen in meiner Gegenwart am 28 August d. J. durch unser erfahrenes Mitglied Herrn Chemiker **E Schenk-Fürstenwalde**. Die bis 20 m Tiefe im Interglazial abgelagerten Aufschlüsse ent-

halten ganze Bänke von grobem Kies mit zahllosen Geröllen und Geschieben. Die Ablagerungen gehen zum Teil wild durcheinander, weil spätere Strömungen immer wieder die früheren Absätze und Niederschläge aufgewühlt haben. Unregelmäßig verteilt sehen Sie einzelne große Geschiebeblöcke bezw. die Löcher, wo sie lagerten, und aus denen sie herausfielen bei der Ausbeutung des bald gelblich, bald braunröthlich, bald auch schwarzlich gefärbten Sandes, Grandes und Kieses. Hierin befinden sich primitiv bearbeitete bzw. zerarbeitete altsteinzeitliche Feuersteine, von denen ich Ihnen bereits Proben sowohl aus früheren Nachforschungen als auch von der eingangs erwähnten Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums vorgelegt habe. Diese vom Urmenschen be- und zerarbeiteten Steine gehören verschiedenen Kulturperioden an, sind aber durch die letzten Wasserniederschläge mitunter, aus dem vorhergeten Grunde, in einen und denselben Horizont gebracht. Meist unterscheiden sich die älteren unter ähnlichen Verhältnissen gefundenen feuersteinernen Kulturzeugen des Menschen dadurch, daß sie mehr abgerieben und überhaupt mehr deformiert sind als seine jüngeren palaeolithischen feuersteinernen Kulturzeugen.

XXVII. Nachträglich geht mir noch zu und gehört unter den vorgeschichtlichen Teil der Gruppe D. Kulturgeschichtliches. Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover umfassend die Zeit 1. April 1901—1904. Hannover 1904. Mit Planen, Abbildungen im Text und VII Tafeln. Diese wertvolle Veröffentlichung hat unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied Herr Direktor Dr. Reimers mit Geschmack und Umsicht redigiert, dem auch die vortreffliche Aufstellung in dem neuen, am 14. Februar 1902 eröffneten Museumspalast zu verdanken ist. Das Museum umfaßt eine historische, eine naturhistorische und eine Kunst-Abteilung, greift in seinem Programm also noch um eine Abteilung weiter als das Märkische Provinzial-Museum. Auch enthält es noch eine ethnographische Sammlung und langt auch sonst noch in allen Abteilungen räumlich weit über das vormalige Königreich Hannover hinaus. Ich greife aus dem Inhalt nur den Aufsatz von G. Schwantes heraus „Der Urnenfriedhof bei Jastorf im Kreise Uelzen" (mit 5 Tafeln), in einer durch zahlreiche vorgeschichtliche Hochäcker und Hochheete gekennzeichneten Gegend, die noch neolithische Ansiedlungsspuren verrät.

Die zeitliche Stellung ist besonders für die an Hannover angrenzenden Teile Brandenburgs interessant. Der Jastorfer Urnenfriedhof stellt auch für das östliche Hannover eine Periode der Eisenzeit fest, die bislang hauptsächlich in Jütland und Schleswig-Holstein deutlich hervorgetreten ist. Bei Jastorf handelt es sich nämlich nicht um die Übergangszeit vom Bronze- zum Eisen-Alter, sondern um die erste vollentwickelte Eisenzeitperiode mit bestimmt charakterisierter Keramik und eigenartigen Metallbeigaben, die nordischen Ursprungs sind und mit la

Töne nichts zu tun haben. Die früheste la Tène-Fibel tritt erst später auf. Umgeben sind die einzelnen Brandurnen mit rohen Feldsteinen und abgedeckt mit einer ebenfalls rohen Findlingssteinplatte.

Altertümliche Eisenfunde, welche nicht recht in den Rahmen der la Tène-Kultur passen, kommen besonders in der Prignitz, aber auch in der Grafschaft Ruppin und der Uckermark sowie in Mecklenburg vor. Es wird Aufgabe der Spezialforscher sein, festzustellen, ob eine Vor-la Tène-Kulturzeit der Eisenperiode auch in diesen Landen angenommen werden muß; unsere lokalen Vorgeschichtler wollen der Sache ihre besondere Aufmerksamkeit zu wenden.

XXVIII. Herr Robert Mielke: Vorlage und Erläuterung landschaftlicher Photographien aus den Kreisen Zauch-Belzig und Jüterbog.



Unser Mitglied, Herr Dr. Reichhelm in Treuenbrietzen, der eifrig bestrebt ist, alle Natur- und Kunstdenkmäler seiner Heimat photographisch festzuhalten, hat eine Reihe von Aufnahmen geschickt. Ich glaube im Sinne unseres Mitglieds zu handeln, wenn ich Ihnen diese Bilder, die auch den Teilnehmern an der letzten Pflegschaftsfahrt am 2. Oktober 1904 vorgelegen hatten, kurz erläutern. Vor nicht langer Zeit wurden in der alten, aus dem 13. Jahrhundert stammenden romanischen Kirche des Dorfes Bardenitz altertümliche Wandmalereien entdeckt und zum

Teil freigelegt. Noch ist über das Schicksal dieser Bilder nichts entschieden, es ist aber für den Fall, daß sie nicht zu erhalten sein sollten, ein dankbarer Gewinn für unsere heimische Kunstgeschichte, daß sie nun wenigstens im Bilde der Forschung zugänglich gemacht worden sind. Wenn sie auch nicht von großer Ausdehnung, so geben sie doch für eine Zeit Belege dörflicher Kunstmalerei, die — jedenfalls von Zinna ausgehend — sehr beachtenswert sind. Wir dürfen nicht vergessen, daß trotz der vielfachen Entdeckungen gerade auf diesem Gebiet, nur die wenigsten sich haben erhalten lassen.

Der größere Teil der Photographien stellt Bauernhäuser aus den Kemnitz, Bardenitz und Lühsdorf dar. Ich habe in meinen früheren Veröffentlichungen über das Bauernhaus der Mark (Archiv I. 1894. V. 1899) auf den hier dargestellten Typus hingewiesen, den ich mir als „Haus der Nute-Nieplitz-Niederung“ zu bezeichnen erlaubt habe. Ich darf daher über die Einzelheiten hier hinweggehen, möchte aber an der Hand dieser schönen Abbildungen wiederholen, daß wir es hier mit einem Höhepunkt der bäuerlichen Baukunst zu tun haben, der für die Provinz Brandenburg bemerkenswert, der Baukunst anderer Gebiete Deutschlands aber ebenbürtig ist.

XXIX. Herr Robert Mielke teilt über die sogen. Porzellan-Manufaktur zu Basdorf Kreis Ruppin, sowie über das sogen. Porzellan von Plaue a. d. Havel folgendes mit: Zum Schluß noch einige Worte zu der Porzellan-Manufaktur in Basdorf, die vom Vorsitzenden in der letzten Sitzung gestreift wurde. Habe ich damals bereits auf das im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe befindliche Kannchen hingewiesen, so bin ich heute durch die Güte des Herrn Direktor Justus Brinckmann in der Lage, hier den Bericht des genannten Museums (1903 Seite 36) vorlegen zu können, der eine eingehende Schilderung dieses ersten und bisher einzigen Erzeugnisses unserer Manufaktur enthält. Hoffen wir, nachdem eine Anzahl von Urkunden über die Fabrik veröffentlicht ist, daß wir auch noch anderen Erzeugnissen auf die Spur kommen. Jedenfalls ist es undenkbar, daß eine Fabrik, die über ein Jahrzehnt bestanden hat, nur ein einziges Stück sollte hinterlassen haben. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch erwähnt, daß von der einst hochberühmten Plauer Fabrik (vgl. ebenfalls die November-Sitzung) eine Fabrikmarke noch immer nicht festgestellt ist. Auch hier bietet sich ein dankbares Feld der Forschung, die von unserer Gesellschaft — vielleicht bei einer Museums-Pflegschaftsfahrt — gefördert werden könnte, indem in Plaue selbst, gegebenenfalls durch Nachgrabungen an der Fabrikstätte, nach Resten gefahndet würde.

XXX. Prof. Dr. O. Pniower: Sie alle kennen den Festsaal des Architektenhauses in der Wilhelmstraße und wissen, daß seine Wände und die Decke mit großen in Fresko ausgeführten Bildern geschmückt

sind. Sie stellen insgesamt die Geschichte der Baukunst dar, die freilich mehr in allgemeinen großen Symbolen als in bestimmten Einzelheiten wiedergegeben ist. Sie alle kennen diese Bilder und haben sie oft betrachtet, wenn Ihnen das erwünschter war als einem Vortrage zu folgen, den zu hören Sie in den Saal gekommen waren. Von ihrem Schöpfer aber werden Sie nicht viel gehört haben, kaum seinen Namen wissen. Es ist **Hermann Prell**, heute wohl der einzige Repräsentant der deutschen Monumentalmalerei. Als er vor fünfundzwanzig Jahren die Gemälde in dem Saal des Architektenhauses in Angriff nahm, mußte er erst durch mühsames Forschen und das Studium der großen Fresken aus alter Zeit die Handhabung der verloren gegangenen Technik des Malens auf frischem Kalk wieder finden. Die Schöpfung großer cyklischer Fresken wurde dann seine Spezialität. Ähnlich wie den Saal des Architektenhauses hat er die Rathäuser von Worms, Hildesheim und Danzig, den Palazzo Caffarelli in Rom, das Schlesische Museum in Breslau, das Albertinum in Dresden mit Wandgemälden geschmückt. Sein Werk, wie man das in der Sprache der Kunstgeschichte ausdrückt, d. h. in diesem Falle den größten Teil seiner Schöpfungen, wozu auch Einzelgemälde, Tafelbilder, Aquarelle usw. gehören, hat jetzt unser verehrtes Mitglied, **Prof. Dr. Galland**, in ganz vortrefflichen Reproduktionen herausgegeben und den schönen Blättern eine Würdigung des Meisters sowie eine Charakteristik seiner Leistungen vorausgeschickt.

Die Publikation haben wir Ihnen heute mit vorgelegt und die Blätter, die die für Berlin geschaffenen Gemälde des Künstlers wiedergeben, besonders sichtbar gemacht. Hoffentlich veranlaßt das den einen oder andern von Ihnen, das stattliche und geistvolle Buch zu erwerben.

XXXI. Herr Kustos Buchholz legt das soeben erschienene dritte Heft der Spiroschen Reproduktionen ausgewählter **Altberliner Ansichten** vor. Die 12 Blätter dieses, den Mitgliedern für den ermäßigten Preis von 9 Mark angebotenen Heftes enthalten auch einige bisher noch nicht kopierte stadtgeschichtliche Vorgänge, die unmittelbar von den Original-Gemälden abgenommen sind. Am interessantesten ist das, die **Parade** von 1837 auf dem Opernplatz nach dem Gemälde von Franz Krüger darstellende Blatt, das unter den geladenen Zuschauern nicht weniger als 240 durch ein beigelegtes Schema kenntlich gemachte **Portraits Berliner Persönlichkeiten** jener Zeit enthält.

XXXII. Herr **Dr. Friedrich Solger**. Aus den Jugendtagen der Kohle. Wanderungen durch märkische Moor- und Braunkohlenbildungen. Wir werden den Vortrag im nächsten Heft bringen.

XXXIII. Nach der Versammlung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt Bayern“ Potsdamerstr. 10—11.

Bücherschau.

Hermann Borkenhagen, Das Oderbruch in Vergangenheit und Gegenwart 8°. 48 S. Neu Barnim (Oderbruch) 1905 Selbstverlag

Angeregt durch die Gründungsjubiläen einiger Oderbruchdörfer und die Errichtung von Denkmälern für Friedrich II im Gebiete des von dem großen König urbargemachten Oderbruchs hat der Verfasser es unternommen, eine Schilderung der landschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Oderbruche in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu geben, und es ist ihm gelungen in knappen Umrissen ein anschauliches Bild von der Entwicklung der betreffenden Gegend und ihrer Ortschaften zu liefern. Von der geologischen Beschaffenheit der Oderlandschaft zwischen Reitwein und Freienwalde ausgehend, schildert der Verfasser zunächst den Zustand des oberen Oderbruches zur Wenden- und Askanierzeit, die Versuche zur Regulierung dieses Abschnitts im 16. Jahrhundert und den Plan Friedrich Wilhelms I. zur Urbarmachung des mittleren und unteren Oderbruches, den dann Friedrich der Große in so glänzender Weise durchführen ließ. In diesem Teil der Schrift ist auch der Grundbrief, der bei der Besiedelung eines jeden Ortes ausgestellt wurde, abgedruckt. Mit einer kurzen Schilderung der großen Überschwemmung des Jahres 1785 und der weiteren Regulierung im 19. Jahrhundert schließt der geschichtliche Überblick, dem eine gleichfalls in knappen Umrissen gehaltene Schilderung der gegenwärtigen Zustände im Oderbruch folgt. Hier findet man interessante Angaben über die Bodenverhältnisse, über Landwirtschaft, Handel und Verkehr, über Fischerei und Jagd, über Klima, Bevölkerung und Steuerverhältnisse, über den Bildungszustand, den Dialekt und das Nationalgefühl im Oderbruch. Die Schrift bietet einen zwar bescheidenen, aber schätzenswerten Beitrag zur märkischen Heimatkunde und verdient es, namentlich in Volkskreisen verbreitet zu werden.

G. A.

Zwischen Sumpf und Sand. Skizzen aus dem märkischen Landleben vergangener Zeiten von Dr. W. Bruchmüller. Deutscher Verlag, Berlin SW 11, Königgrätzerstr. 41/42. 286 S.

Der Titel des Buches ist nicht bezeichnend genug, und auch der Untertitel gibt noch keine genügenden Anhaltspunkte über den Inhalt des Buches. Der Verfasser hatte Gelegenheit die Pfarrarchive seiner Heimat, der Landschaft auf dem rechten Oderufer unterhalb der Stadt Crossen, zu durchforschen und hat nun die gefundenen Notizen und seine sonstigen Studien zu mehreren Kapiteln mit folgenden Überschriften vereinigt: Die Germanisierung der Mark Brandenburg. Die Kolonisationen Friedrichs des Großen in der Mark Brandenburg. Ein adliger Hofhalt in der Neumark am Ende des 18. Jahrh. Eine Fehde zwischen Reformierten und Lutheranern aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Märkische Pfarrer und Pfarrhäuser im 17. und 18. Jahrhundert. Aus alten märkischen Dorfschulen. Züge märkischen

Bauernlebens vergangener Zeiten. Aus der Zeit des großen und des siebenjährigen Krieges.

Es ist ein umfangreiches Stück heimischen Kleinlebens, das der Verfasser hinter den beiden Einleitungskapiteln vor unseren Augen aufrollt. Die vielen Züge aus den Existenzbedingungen jener Menschen sind zu einem hübschen Mosaikbilde zusammengefügt worden, das in uns den Eindruck des Dürftigen noch verstärkt, den wir von dieser Zeit schon haben, einer Zeit, die uns überrascht durch ihre Anspruchslosigkeit auf geistigem und materiellem Gebiet. Die Bilder lehren uns, wie furchtbar der große Krieg unsere Heimat mitgenommen hatte; und doch waren diese Schäden kaum einigermaßen ausgeglichen als die Bedrängnisse des siebenjährigen Krieges hereinbrachen.

Auf allen Seiten verrät der Verfasser sich als ein genauer Kenner der einschlägigen Literatur, so daß man sein Buch jeder Bibliothek unserer Provinz auf das Wärmste empfehlen kann.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Begründet von Karl Kehrbach. Fünfzehnter Jahrgang. 1. Heft. Berlin 1905. A. Hofmann u. Co.

Das vorliegende Heft enthält folgende Beiträge:

Alfred Heubaum: Die mittelalterlichen Handschriften in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Unterrichtsbetriebes. S. 1.

Ludwig Weniger: Ein Schulbild aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. S. 7.

Friedrich Wagner †: Die lateinische Grammatik von Johann Greußer aus Rothenburg ob. d. Tauber, mitget. von Georg Schuster. S. 23.

Der Zweck des ersten Aufsatzes ist aus dem Titel völlig ersichtlich. Der zweite Aufsatz behandelt die Geschichte des Gymnasiums zu Eisenach in der Zeit von 1656—1707. Es werden die Leiter und Lehrer der Anstalt aufgeführt und ihre Lebensschicksale geschildert, sodann folgen die Schüler, unter denen Johann Sebastian Bach genannt wird, endlich werden die Schulräume beschrieben, und schließlich wird der Schulbetrieb dargelegt. Dieser Abschnitt befaßt sich mit der Pensenverteilung und der Behandlung des Stoffes auf den einzelnen Stufen sowie mit der Abschätzung des Anteils der einzelnen Fächer. In dem letzten Abschnitt wird das Leben und Treiben der Schüler geschildert, ihre Herkunft, ihre pekuniären Verhältnisse, ihre Tätigkeit als Kurrenden im Kirchenchor, ihre Disziplin, die Schulstrafen u. a.

Der letzte Aufsatz endlich ist von unserem verstorbenen Mitgliede verfaßt und unverändert von unserem Mitgliede Herrn Archivrat Dr. Schuster herausgegeben worden. Auch hier ist der Inhalt im wesentlichen aus dem Titel ersichtlich. Es werden die einzelnen Abschnitte der Grammatik aufgeführt und gewürdigt. Die Grammatik ist dem Markgrafen Friedrich d. Ält. von Brandenburg Ansbach Bayreuth (1460—1536) gewidmet, und ist dem Unterricht der Hohenzollernprinzen und wahrscheinlich auch dem des späteren Kurfürsten Joachim I. zu Grunde gelegt worden.

An diese Aufsätze schließt sich dann noch ein Jahresbericht über die einschlägige Literatur an, und zwar umfaßt das Heft das Mittelalter, das Zeitalter des Humanismus und die Reformationszeit.

Der Roland, Zeitschrift für Heimatkunde Herausgeber C. Kühns. Buchhandlung Fr Zillessen, pro Quartal 1.50.

Die Hefte sind reich illustriert, sie enthalten neben einem historischen Roman eine Fülle geschichtlichen Stoffes In den vorliegenden Heften beginnt z. B. eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel Wanderungen durch Berlin, die sowohl durch die geschichtlichen Angaben als auch durch die zahlreichen Illustrationen Aufschluß geben über die Entwicklung der Reichshauptstadt

Zache

Kleine Mitteilungen.

Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial Museums.)

(Vgl Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—209, VII, 193—199, X, 98—104 u 137—149.) Die Wörter „Fisch" und „Fischerei" werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren (Krebsen, Seehunden etc.) gebraucht.)

(Fortsetzung von S 328).

Das Vorkommen von Forellenbarschen in der Spree bei Stralau, durch welches, wie gemeldet, die Freunde der Fischzucht angenehm überrascht worden sind, gibt Anlaß zu den verschiedensten Kombinationen. Wie erwähnt, nahm man zunächst an, daß die in Amerika heimische, nach Europa von Liebhabern importierte und verhältnismäßig wertvolle Fischart von der Fischerei Ausstellung der Berliner Gewerbe Ausstellung aus ihren Weg in den Fluß gefunden habe. Seither hat sich aber herausgestellt, daß der Besitzer des Fürstenbads in Karlshorst vor zwei Jahren etwa 500 Barsche der genannten Art in seinen Bassins ausgesetzt hatte. Im Frühjahr vorigen Jahres begannen die Fische einen unwiderstehlichen Drang zu zeigen, aus den schwach fließenden Gewässern des Bades heraus durch die Schleusenöffnungen, vor denen sie sich in ganzen Schwärmen ansammelten, zu entkommen. Trotz der größten Vorsicht des Besitzers gelang dies einer immer größeren Anzahl, schon im August und September v. J. war kein einziger Barsch mehr in den Bassins vorhanden. Diese Flüchtlinge aus dem Fürstenbad sind es höchst wahrscheinlich, welche jetzt in der Spree heimisch geworden sind und sich dort wohl zu fühlen scheinen. Doch wäre es auch möglich, daß bereits früher erfolgte Versuche des Deutschen Fischereivereins und des Zentralvereins der Angelfreunde zu Berlin den Fisch in der Spree anzusiedeln, von Erfolg begleitet gewesen sind. Jedenfalls haben sich die heimatlichen Gewässer in dem Forellenbarsch um eine sehr schnell wachsende Fischart bereichert.

B. Lok-Anz. 16. 1. 1898.

Aus Mecklenburg, 21 Januar. Über die Tätigkeit des für die Hebung der Fischzucht in Deutschland sich eifrig bemühenden deutschen Fischereivereins in Berlin können wir in Bezug auf Mecklenburg wiederum Erfreu-

liches melden, indem der Zentralausschuß genannten Vereins kürzlich zu Talmühle bei Zarrentin am Schalsee eine Brutanstalt für Maränen angelegt hat, die sich im besten Gange befindet Von den guten, kräftig entwickelten Eiern wird ein Teil nach Ost und Westpreußen, sowie nach Hüningen und Traunstein versandt, um in dort befindlichen Brutanstalten weiter ausgebrütet zu werden Die Brut aus etwa 100 000 Eiern soll dagegen in der Anstalt reserviert und in den Schalsee gesetzt werden, in welchem Gewässer allein in ganz Mecklenburg dieser kostbare Fisch sich seit langer Zeit schon befunden und in welches ihn der Sage nach seiner Zeit Mönche gesetzt haben sollen. Vgl No 36 E Fr B T Bl 23 1. 1878.

Hamburg, 23 Juni. Ein Riesenheilbutt, der ein Gewicht von 380 Pfund hatte und über drei Meter lang war, ist von der Besatzung eines Fischdampfers in der Nordsee gefangen und in Hamburg an Markt gebracht worden In Magen des Tieres fand man außer 30 Pfund Schellfisch und anderem Seegethier einen alten Stiefel B T Bl 25. 6 1901.

Im Stadtbahnbogen Bogen 215 am Schiffbauerdamm 11 befindet sich seit dem 1 Juli eine Hummer und Langusten Pension Eine Anzahl hiesiger Delikateßhändler hat mit einem Unternehmer einen Kontrakt abgeschlossen, laut welchem er in einer Reihe von Becken mit künstlichem Seewasser ihnen ihre Vorräte an lebenden Hummern und Langusten aufbewahrt Das „Seewasser" wird von dem Unternehmer an Ort und Stelle bereitet. Es ist krystallklar and wird auf 13 Grad Reaumur temperiert. B T. Bl 9. 7. 1884

Ein gewaltiger Fischzug ist am Mittwoch bei der Eisfischerei auf der Oberhavel zwischen Tegel und Spandau gemacht worden. Es wurden über achtzig Zentner Karpfen und Bleie, durchweg stattliche Exemplare, zu Tage gefördert. Einer so großen Ausbeute können sich selbst die bekannten „ältesten Bewohner" der bei Spandau belegenen Fischerdörfer nicht erinnern, Freilich verursacht die Eisfischerei auch einen beträchtlichen Aufwand an Arbeitskräften und Fangvorrichtungen, nicht weniger als sechzehn kräftige Männer sind erforderlich, um das unter dem Eise befindliche große Garn von den zahlreichen, in das Eis geschlagenen Öffnungen bei in Bewegung zu halten und es schließlich mit der Beute an die Oberfläche zu befördern.

B T. Bl 25 1 1901.

Der Lachsfang hat bei Leba in vollem Umfang begonnen, doch war der Fang bis jetzt nur noch gering Das Pfund grüner Lachs wurde hier mit zwei Mark bezahlt, sogar die Spießchen (junger Lachs) werden hier pro Pfund mit einer Mark bezahlt. B T. Bl 11 3 1902

Bei der Internat. Fischerei-Ausstellung in Berlin 1880 wurde Schwertfischfleisch aus dem Mittelmeer mehrfach angeboten und schmackhaft befunden E Fr

---

Einen seltenen Fang machten jüngst Libauer Fischer. Sie bemerkten daselbst in der Nähe des Damenbades einen riesigen Fisch, der sich unweit des Strandes herumtummelte, und den zu fangen ihnen schließlich gelang. Den großen Unbekannten erklärten Sachverständige für einen mächtigen Schwertfisch. Der Rücken ist dunkelstahlblau, die Bauchseite weiß. Anstatt der Schuppen ist der Körper von einer glatten Haut bedeckt. Der Unterkiefer ist etwas verlängert, während der Oberkiefer in ein gewaltiges Schwert ausläuft. Im Maul befinden sich keine Zähne. Die Länge des Fisches von der Schwertspitze bis zum Ende der Schwanzflosse ist 255 cm. Das Schwert mißt 88 cm. Aus seiner schönen Heimat, dem sonnigen Mittelmeer oder dem Atlantischen Ozean stammend, hat der Bedauernswerte hier im kalten Norden ein jähes Ziel seiner Ferienreise gefunden. Das Fleisch des Fisches soll äußerst wohlschmeckend sein.

B. T. Bl. 7. X. 1887.

Die Seehunde mehren sich an der Mündung der Elbe in ganz außerordentlicher Weise. Die gefräßigen Fischräuber richten großen Schaden an. Der Finkenwärder Fischer Wortmann, welcher hauptsächlich dem Robbenfang obliegt, brachte gestern nicht weniger als 18 dieser Tiere hierher, von denen einzelne ein Gewicht bis zu 200 Kilogramm haben. Die Fangprämie, welche von der Regierung ausgesetzt ist, beträgt 5 Mark für jeden Seehund, außerdem ist dem Betreffenden das Recht eingeräumt, seinen Fang zu veräußern. Die meisten Seehunde werden von der Hagenbeckschen Handelsmenagerie käuflich erworben.

B. T. Bl. 29. 3. 1893.

Ein Massen-Fischkochen wurde am Donnerstag Abend den Mitgliedern der Berliner Hausfrauenvereins im großen Saal des Vereinshauses in der Wilhelmstraße vorgeführt. Es handelte sich um ein Verfahren, das das gleichzeitige rationelle Abkochen großer Mengen von Fischen gestattet und somit die Möglichkeit gibt, die nahrhaften und unter Umständen billig zu beschaffenden Seefische zur Massenernährung in Kasernen, Krankenhäusern u. dgl. zu verwenden. Das Verfahren verhütet vor allem das Zerfallen der Fische, also den Übelstand, der bisher das gleichzeitige Kochen größerer Fischmengen unmöglich gemacht hatte, und macht zugleich die Fische nahrhafter und schmackhafter. Es beruht auf der Anwendung eines von Fräulein Emma Jürgens konstruierten Fischkessels, worin die Fische eigentlich nicht gekocht, sondern gar gedämpft werden. Im unteren Teile des Kessels wird Dampf erzeugt, der in Röhren nach oben geleitet wird. Der Kessel hat verstellbare, mit Gitter umgebene Einsätze, auf welche die Fische gelegt werden. Je nach Größe der Kessel können so 25 bis 500 Pfd. Fische auf einmal gedämpft werden. Nach etwa 45 Minuten ist die gesamte in einem Kessel aufgespeicherte Menge gar, ohne daß die Fische zerfallen sind. Will man die Fische mit einer Sauce geben, so tut man statt reinen Wassers die Zutaten der Sauce in den unteren Kesselteil. Der Kessel, der u. a. im Pestalozzi-Fröbelhaus schon in Benutzung genommen ist, gestattet auch die Zubereitung anderer Speisen, vor allem die aller Arten von Klößen.

Voss. Ztg. 25. 10. 1904.

Eberswalde, den 3. März 1900.

An die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums
Berlin, Breitest. 20a.

Unter Bezugnahme auf das Schreiben der hochgeehrten Direktion vom 4. November 1891 an den Herrn Lehrer Lange in Oderberg i. M. betreffend die Frage, ob unter Zahlschleien große oder kleine Fische zu verstehen sind, gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich im Besitz eines im Jahre 1750 erschienenen Buches bin „Nützliche und auf die Erfahrung gegründete Einleitung zu der Landwirtschaft. Fünf Teile. Herausgegeben durch Johann George Leopold hochreichsgräflich Promnitz'scher Wirtschaftsamtmann der Herrschaft Soran."

Es heißt daselbst in dem Abschnitt vom Ausfischen der Karpfenteiche S. 619:

„Wenn die Speisefische nun verladen und verkauft seyn, so nimmt man die Sorten Hechte und ladet sie in die Vässer. Haupthechte darf man, wenn sie gut dauern sollen, nicht gar wohl über eine halbe Mandel, und Mittel oder Schüsselhechte eine Mandel, Zahlhechte aber ein halb Schock, in ein obenbenanntes Faß einladen."

Danach dürften die als Zahlfische bezeichneten Fische die kleinsten sein, welche zum Verkauf kommen.

Ich wollte nicht unterlassen, der hochverehrten Direktion, die nach dem obengedachten Schreiben auf die Aufklärung der beregten Frage Wert zu legen schien, Mitteilung zu machen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Mahnke,
Königl. Spezialkommissions-Sekretär.

Riesen-Stör. Im Jahr 1902 wurde in der Elbe bei Magdeburg unweit des Cracauer Wasserfalls ein Stör von 3 Centner Schwere, 2 m 95 cm lang, gefangen. Der größte Leibesumfang 1 m 16 cm, darin 53 Pfund Roggen. Da Magdeburg oberhalb des brandenburgischen Anteils der Elbe liegt und die Störe von der Nordsee aufsteigen, müssen dgl. Fischriesen auch unsere Provinz passieren. E. Friedel.

Um 1898 wurden im Teupitzer See mit einem Garnzug 22 Welse gefischt, darunter einer von Mannslänge und 200 Pfund schwer. E. Fr.

Aberglaube beim Angeln. Berliner Angler befeuchten die Regenwürmer, welche sie an den Angelhaken stecken, mit Speichel, oder sie spucken darauf, „damit die Würmer feucht werden", denn „dann beißen die Fische besser an." Daher sagt man auch wohl spottweise, ein richtiger Angler trage die Regenwürmer im Munde bei sich. O. Monke 5. 3. 02.

Einen Massenprozeß gegen die Fischersozietäten von Tiefwerder und Pichelsdorf hat die Regierung in Potsdam angestrengt. Die Klage richtet sich gegen die von altersher privilegierten Fischergutsbesitzer dieser beiden Haveldörfer, vierundvierzig an der Zahl, und betrifft das vielumstrittene Recht der Verwendung der Aalpuppe bei der Fischerei. Der Fiskus nimmt dieses Recht allein für sich in Anspruch und will nun auf dem Wege des Civilprozesses die Sache zum Austrag bringen, nachdem die verschiedenen Strafprozesse, welche gegen die Fischer deshalb (wegen Übertretung des Fischereigesetzes) geschwebt haben, zu deren Gunsten entschieden worden sind. Die Fischer besitzen etwa 200 Jahre alte Urkunden, wonach ihnen das Aalpuppenwerfen zugestanden worden ist, sogar von höchster Stelle; sie meinen, daß ihnen dies Recht durch später erlassene Anordnungen der Regierung nicht genommen werden könne, andernfalls müßten sie dafür durch Ablösung entschädigt werden. Der erste Prozeß um diese Angelegenheit hat schon um 1730 stattgefunden. Die Fischereiberechtigten haben beschlossen, den Prozeß mit der Regierung aufzunehmen und haben mit ihrer Vertretung den Rechtsanwalt und Notar Lüdecke in Spandau beauftragt. Prozeßbevollmächtigter der Regierung ist ein Berliner Justizrat. B. L.-Bl. 26. 7. 1901.

Verleihungen von Fischereigerechtsamen an Dietrich von Barn*) zu Spandau i. J. 1520.

Köln a.d. Spree 22. Nov. 1520.

Dittrich von Berns Amptman zw Spandow und
seiner Elichen Hausfrawen Begnadung.
Copie zieml. gleichzeitig.

Wir Joachim von gots gnaden Marggraff zu Brandemburg und Kurfurst etc. Bekennen und thun kunt offentlich mit diesem brive fur uns, Unser Erben und nachkomen und sunst allermenniglich die jn sehen horen oder lesen

das wir unserm Amptman zu Spandow und lieben getrewen Dittrichen von Bern und seiner Elichen hausfrawen umb der langen getrewen dinst willen, die uns und unser herrschaft gnanter Dittrich bisher gethan hat und hiefur woll thun kann und soll, zu irer beider leben und nach nicht lenger vergunt, zugestatt und erleubt haben

Erstlich das sie von Ostern an bis auf Bartholomei jerlich alle wochen zwen tag mit zweien Barßnetzen und zeien (10?) plotzen netzen auf der Oberhavel und wasser fischen lassen mogen.

Zum andern So sie ein wehra umb ir gelt bekomen als manchen korb das wehre dan hat, das sie fur iden Korb ein garn sacke vor stellen mogen auf versuchen.

Zum dritten mogen sie jerlich eine frei stuncktflackee auf der Niderhavel gepranchen.

Zum virden das sie die entien ... auf den feldmarcken zu Seeburg, Gathow und Cladow holten und gepranchen mogen jerlich

---

*) Dietrich von Bern (= Beeren, Großbeeren) Teilnehmer am Turnier 1512.

unnd den virden vogel, den sie uns und unser herrschaft alleweg os abbruch in unser nutz und kuchen reichen und volgen lassen sollen

Zum funften das sie jerlich vir furen Kinen oder Birkenholz auf dem Pynnow zu irer feurung hauen und wegfuren lassen mogen, doch das es nicht pauholz sei oder das zu pauen zimet

Wir gonnen, zustatten und erleuben inen das zu irer beider leben wie obstet in craft und macht dits brives doch also, wan sie beide nach dem dem willen Gotts verstorben, das dann dise unser begnadung und zustattung laut vermelter artickel ganz ab und furder nicht bundig sein sol getrenlich und ungeverlich

Zu urkunt mit unserm zuruck aufgedruckten Secret besiegelt und geben zu Koln an der Sprew am dornstag nach Elisabet Anno etc XX°

Comm propria p E etc.

Mitgeteilt von Herrn Professor Dr. Friedrich Wagner aus den Akten des K. Geheimen Staatsarchivs Rep. 78 No. 29 Fol. 167.

Über „Märkische Fische" befindet sich in der Allg. Fischerei-Zeitung vom 15. Oktober 1902 S. 380/381 ein Artikel, desgl. über eine statistische Arbeit unseres Mitgliedes Herrn Ferd. Kretschmer „Der Fischhandel in Berlin" S. 382. — Endlich ebendaselbst S. 379 u. 380 ein Artikel: „Einiges von den Fischnamen", sprachvergleichende Ausführungen, zu denen die Internationale Fischerei-Ausstellung zu Wien im Sommer und Herbst 1902 Anlaß gegeben.

Berlin, den 21. Oktober 1902. E. Friedel.

Die Herren Autoren werden gebeten auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Aus den Jugendtagen der Kohle.

Von **Dr. F. Solger.**

„Es ist bekannt, daß die Mark Brandenburg aus einem ebenen oder wellenförmigen Sandboden und abwechselnd aus Sümpfen besteht.“ So begann der Rittmeister v. Gansauge vor 70 Jahren die Beschreibung des Geländes der Fehrbelliner Schlacht. Nun, wir wissen, daß man der Mark damit Unrecht tut, aber soviel bleibt wahr, daß das eigenartigste Leben und Weben der Mark in den Sandflächen ihrer Kiefernheiden und vor allem in ihren Luch- und Bruch-Landschaften heimisch ist. Sie sind es, die der Erwerbstätigkeit des Menschen noch am längsten Widerstand entgegengesetzt haben, weil sie am wenigsten zur Ansiedlung einluden, sie zeigen doch hin und wieder noch etwas von dem Naturbilde des Landes, das die Pflugschar noch nicht zerrissen hat, in das der Tod der Landschaft, die Industrie noch selten eingedrungen ist.

Und doch, auch der Kiefernwald lebt heute von Försters Gnaden und das Luch hat der Brandenburger, wenn auch selten dem Ackerbau, so doch fast überall der Weidewirtschaft dienstbar gemacht. Freilich, noch vor wenigen Jahrhunderten sah es anders aus um Spree und Havel. Da schieden sumpfige Niederungen mit unwegsamem Bruchwald alle die kleinen Sand- und Lehminseln, die so zu einem eigenen Namen und oft auch zu einer eigenen Geschichte gekommen sind, als Teltow, Barnim, Glin, Belliner Ländchen, und wie sie alle heißen. Wenige Straßen nur führten durch diese Sumpfwälder, in denen Bären und Wölfe ihre Schlupfwinkel fanden, und nur der kundigste Einheimische durfte es wagen, ausserhalb dieser Pfade sich dem trügerischen Grunde anzuvertrauen, in dem die Moorfrau spukte und das Irrlicht den Wanderer äffte. So haben die Straßen durch die märkischen Moore früh eine große Bedeutung bekommen, und jenes Fehrbellin, das den brandenburgischen Kurfürsten unter die Großmächte von Europa erhob, verdankt seinen Ruhm nächst der Persönlichkeit des Großen Kurfürsten der Lage zwischen Havel- und Rhin-Luch, deren Unwegsamkeit dem Feinde ein Entrinnen unmöglich machte. Oft ist an diesem Rhinluch gekämpft worden. Zweimal (1675 und 1758) fochten hier Brandenburger und

Schweden miteinander, zweimal (1334 und 1412) kämpften wenige Stunden weiter östlich am Kremmer Damm brandenburgische Fürsten um ihr Land, und die Überlieferung erzählt, daß die Berliner Hilfstruppen, die dort in dem Heere des ersten Hohenzollern tapfer mitgekämpft



Fig. 1. Das Kremmener Luch, vom Waldrande bei Forsthaus Kremmerdamm gesehen.

hatten, nahe daran gewesen sind, im Kampfe mit dem Moor zu Grunde zu gehen.

An dieser historischen Stätte wollen wir unsere Wanderung beginnen. Von Norden, vom Lande Löwenberg, kommend, nähern wir

aus dem Luch, dessen weite öde Fläche vor uns liegt, nur unterbrochen von dem Schilfdickicht, das den Kremmener See umsäumt, und überragt von den Dächern der Stadt Kremmen und den Hügeln des Glin. Auf einer wohlgepflegten Chaussee mit jungen Bäumen durchschreiten wir die ebene, jetzt eintönig weiß überschneite Wiesenflur. Das ist der heißumstrittene Kremmener Damm, und zwischen zwei Linden erinnert ein hohes Steinkreuz an den Grafen Hans v. Hohenlohe, der hier im Kampfe für Friedrich I. die Todeswunde empfing. Wenn wir von dem Schrecken jener Schlacht hören, von den Gefahren, die der Sumpf hot, dann will uns das alles wenig zu der Gegend passen, denn man kann sich kaum ein schöneres Schlachtfeld, zumal im Sinne der alten Linienschlachten, denken, als dies Luch, das wie ein Tischtuch vor uns liegt. Aber damals war es anders. Alle jene Wiesen sind ein spätes Werk der Menschenhand. Als Kurfürst Friedrich in die Mark kam, waren hier weder Wiesen noch Damm, sondern ein Erlenbruch, vielleicht den sumpfigsten Stellen des heutigen Spreewaldes vergleichbar, ein wasserdurchtränkter Boden, in dem der unvorsichtige Fuß gar zu leicht versinken konnte. Was man „Damm" nannte, war weiter nichts, als ein leidlich sicherer Paß durch das Bruch, keineswegs ein Steindamm, wie man nach dem Namen glauben möchte. Scherzhaft erzählt das Volkslied vom Pommernherzog, der 1334 hier gegen Ludwig den Älteren anrückte, daß er vor dem „Damme" sein Lager aufgeschlagen habe, weil er meinte:

„Dat is en garstig Lock,
Da mütten wir nich dorchrieden,
Et mügt uns kosten unsen Rock
Wir willen man hier bliven."

Heute hat das Luch seine Schrecken verloren. Neben der Chaussee durchschneidet die Eisenbahn seine Fläche, und unter beiden hindurch zieht sich der Ruppiner Kanal, ein Werk Friedrichs des Großen, teils der Entwässerung dienend, teils der Fortführung des Torfes, der weiter westlich bei Linum gestochen wird. Der Mensch hat das Moor bezwungen, und wenn wir jetzt noch einen letzten Blick vom Waldrande auf das Luch werfen (Fig. 1), dann mögen wir es uns für die Folge einprägen, daß unsere großen Moore, so wie sie heute vor uns liegen, schon sehr entschiedene Umgestaltungen durch die menschliche Pflege erfahren haben. Was dadurch dem Volkswohlstand unserer Provinz gewonnen worden ist, das wird uns klar, wenn wir bedenken, daß allein die großen Luchflächen im Spreewald, im Warthe-, Netze- und Oderbruch, im Havelländischen und im Rhinluche zusammen etwa $^{1}/_{11}$ der Provinz Brandenburg umfassen, wovon der größte Teil in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen nutzbar gemacht wurden. Wir wandern von Kremmen weiter gegen Westen, den Weg, den die preußische Geschichte genommen hat, vom Kremmer Damm nach Fehrbellin.



Fig. 2. Blick von Osten auf das Ländchen Bellin. (Südliche Hälfte.) Links das Havelländische Luch

Von der Höhe bei Linum überblicken wir das Feld der Schwedenschlacht (Fig. 2 und 3), links umgrenzt vom Havelländischen, rechts vom Rhin-Luch mit seinen Torfstichen, deren „Linumer Torf“, einst ein begehrtes Heizmaterial, jetzt mehr und mehr der Braunkohle hat weichen müssen, und dem Berliner von heute kaum noch dem Ansehen nach bekannt ist.

Da liegen die Soden aufgeschichtet, die man aus dem Boden ausgestochen hat, wie Maulwurfshügel über die Erde verstreut (Fig. 4). Die Gruben, die durch das Abteufen entstehen, füllen sich rasch mit dem Grundwasser, dessen Spiegel hier sehr nahe der Oberfläche liegt, und um die wertvolleren tieferen Torfschichten ausbeuten zu können, hat man vielfach Windmühlen aufgestellt (z. B. links im Vordergrunde auf Fig. 4), die das Wasser zum Rhin fortpumpen, ähnlich wie man in Holland die unter dem Meeresspiegel liegenden Polder entwässert.

Der Torf besteht bekanntlich aus abgestorbenen Pflanzenfasern, die sich in eigentümlicher Weise zersetzen. Es sind die Überreste der Pflanzendecke, die früher auf diesem Moor wuchs, dann abstarb, um von neuen Pflanzen überwuchert zu werden. Die stete Wiederholung des gleichen Vorganges hat Torfschicht auf Torfschicht getürmt und je länger die Masse der Zersetzung oder „Vertorfung“ im Moorwasser unterliegt, um so dunkler wird sie, um so mehr nähert sie sich im Aussehen einer erdigen Braunkohle. In der Tat, was wir hier vor uns haben, ist Kohle in ihren Jugendtagen. Es ist der Beginn des Vorganges, der im Laufe ungleich längerer Zeiträume zum Entstehen der Braunkohle geführt hat, die unseren Ofen heizt, oder der Steinkohle, aus der wir unser Leuchtgas bereiten.

Naturgemäß sind danach die ältesten, tiefsten Lagen des Torfes zum Heizen am besten geeignet, während man die junge Vegetationsdecke selbst nicht benutzen kann und auch die obersten, lockeren und



Fig. 4 Blick von Osten auf das Ländchen Bellin. (Nördliche Hälfte.) Rechts im Hintergrunde das Rhinluch.

noch wenig zersetzten Torfschichten, die sog. Bunkerde, nur allenfalls als Torfstreu, nicht als Brennstoff verwendet. Auch Beimischungen von Sand oder Ton setzen den Brennwert des Torfes natürlich herab, besonders am Rande des Moores, wo sich leicht Sand vom Nebengelände mit dem Moorboden mischt, teils vom Winde hinübergeweht, teils vom Regen hineingeschwemmt. Aber der Sand lockert den Boden auf, und so können in diesem Gebiete die Wiesengräser üppiger wachsen. Man benutzt deshalb solche Randgebiete nicht zu Torfstichen, sondern zur Viehhaltung. Ein derartiges Hutungsluch (Fig. 5) besteht aus zahlreichen mit Drahtzäunen umfriedeten Weideflächen, innerhalb deren je ein Ziehbrunnen zur Förderung des Trinkwassers für das Vieh dem ganzen Bilde einen gewissen Anklang an bekannte Szenen aus der ungarischen Pußta gibt. Dem Geologen ist das Hutungsluch ein weit erfreulicherer Anblick als der Torfstich, zumal der von Linum. Denn nicht nur, daß ein Stoff, aus dem die Natur in späteren Jahrtausenden oder Jahrmillionen allmählich eine sehr brauchbare Kohle schaffen würde, dort in unreifem Zustande als kaum konkurrenzfähiges Produkt seiner weitern Entwicklung entrissen wird, zerstört man auch die Pflanzendecke, die neue Torfmassen liefern könnte, schafft einen tieferliegenden und darum nasseren Boden, soweit nicht überhaupt Tümpel den Weg des Torfstechers bezeichnen. In den Hochmooren Nordwestdeutschlands, wo das Moor hoch genug liegt, um auch noch eine Entwässerung des Untergrundes und damit dessen Verwertung zu landwirtschaftlichen Zwecken zu gestatten, mag eine Abtragung des Moores und gewerbliche Verwertung des Torfes berechtigt sein. Hier in Linum und im Wustrauer Luch muss man im volkswirtschaftlichen Sinne entschieden wünschen, daß unter den heutigen Verhältnissen, wo man gelernt hat, das Moor in landwirtschaftliche Kultur zu nehmen, die Zerstörung des Luches auf-



Fig. 4 Torfstiche bei Linum

hören und mit einer regelrechten Moorkultur eine gesundere und dauernde Quelle des Wohlstandes geschaffen werden möge.

Zum Glück schränkt die steigende Konkurrenz der Braunkohle mit der Verbesserung der Verkehrsmittel die Torfgewinnung mehr und mehr ein, und wenn auch der Erfindungsgeist und eine fast spielende Experimentierfreude in neuester Zeit die unwahrscheinlichsten Verwendungsmöglichkeiten für Torf herausgefunden hat — ich erinnere nur an die Herstellung von Zucker aus Torf — so wird doch für unsere märkischen Moore die landwirtschaftliche Nutzung stets die richtige bleiben.

Mit diesem Hoffnungsblick wenden wir uns von Linum ab zum Havelländischen Luche, in dem die Torfgräberei längst ihre Bedeutung verloren hat und landwirtschaftlicher Nutzung gewichen ist

Hier kann man recht augenfällig sehen, wie vollständig die menschliche Tätigkeit verhältnismäßig schnell den Anblick einer

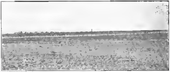


Fig. 5. Hutungsbach bei Linum.

einer Gegend verändern kann. Betrachten wir die Karte, die Merian im Jahre 1652 von der Mark Brandenburg gibt, so sehen wir zwischen der Bellinschen Fähre, wie Fehrbellin dort genannt ist, und Nauen große Waldmassen sich ausdehnen. Damals war das Havelländische Luch noch, wie Klöden sagt, „ein Seitenstück zu den Urwäldern Südamerikas, nur in geringerer Ausdehnung und als Luch abgeändert.“ Die Überschwemmungen des Frühjahrs verwandelten es in einen weiten See, aus dem einzelne aufgequollene Rasenflächen oder Weiden-, Erlen- und Birkengebüsche oder hier und da waldbestandene sandige Horste hervortauchten. Wenn die umliegenden Ortschaften versuchten, die sauren Wiesen des Luches zur Weide zu benutzen, so mußten sie darauf gefaßt sein, daß ihr Vieh unterwegs versank, oder doch magerer herauskam, als es hereingetrieben wurde, weil es sich in dem schlüpfrigen Boden zu sehr abarbeiten mußte. Sehr behaglich aber fühlten sich darin die jetzt verschwundenen Raubtiere, Luchs, Bär und Wolf. Ein Heer von Wasservögeln belebte die Tümpel. Frösche und Schildkröten sprangen und krochen umher, und die Wälder der Sandinseln wimmelten von Schlangen, ein Ruhm, den heute nur noch der Brieselang einigermaßen wahrt.

Als Friedrich Wilhelm I. die Entwässerung des Luches in Angriff zu nehmen beschloß, die schon der große Kurfürst geplant hatte, machten es ihm die Anwohner nicht leicht. Die Kommissionen, die er zunächst einsetzte, berichteten nur, daß eine Entwässerung nicht möglich sei, und als der tatkräftige Oberjägermeister von Hertefeld den Plan zu einer solchen ausgearbeitet hatte und nun die Mittel dazu aufgebracht werden sollten, da flehte der Landrat v. Bredow 1718 den König an, doch solche teuren und nutzlosen Experimente zu lassen oder die Kosten doch denen aufzubürden, die so aussichtslose Unternehmungen angeraten hätten. Der Landrat tat zweifellos seine Pflicht, als er diese Bedenken so dringend äußerte, aber der Soldatenkönig war nicht der Mann, nachzugeben. Die Kosten wurden verteilt, wobei der König selbst nach dem Anteil der königlichen Besitzungen am Luch mit gutem Beispiel voranging, und wenn man auch manchmal die Zwangseintreibung der Auflagen einstellen mußte, weil die Leute eben nichts hatten, so rückte das Werk doch rüstig vor, zumal der König 200 Soldaten zur Mitarbeit an den Kanalarbeiten gegen Tagelohn kommandierte. Im Jahre 1725 war ein Kanalsystem fertig gestellt, dessen Gesamtlänge 71 Meilen betrug, was etwa der Strecke von Berlin bis Frankfurt a. M. entspricht. Die Wasser des Luches wurden durch den Großen Hauptgraben und den Friesackschen Kanal in den Unterlauf der Havel abgeleitet, und schon ehe dies Ziel erreicht war, hatte der rasch merkbar werdende Vorteil der Meliorationen den Landrat v. Bredow zu einem eifrigen Förderer der Arbeiten gemacht. Der König aber gründete auf den Rat des Oberjägermeisters

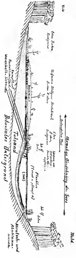


Fig 6 Märkisches Flußtal mit See und Moorbildung (Motiv vom Grunewaldsee)

v. Hertefeld in den neugewonnenen Ländereien die Domäne Königshorst und richtete hier, da man mit Ackerbau wenig Erfolg hatte, eine holländische Milchwirtschaft ein, die durch ihre Butter bald einen hervorragenden Ruf in der Umgegend und auf dem Berliner Markt errang und auf die der König Jahrzehnte lang die brandenburgischen Beamten und märkischen Bauerntöchter gleichsam zum Studieren schickte.

So wurde das Luch trocken gelegt. So viel wertvoller es damit für die menschliche Nutzung geworden ist, so hat es das Interesse für den Geologen doch seitdem verloren. Ein Organismus, dem sein Lebenselement, das Wasser, entzogen ist, liegt es vor uns, herausgerissen aus seiner natürlichen Entwicklung, und von dem sterbenden Luche schweift unser Auge suchend umher, wo wir lebende Moore finden mögen, die uns das Werden dieser Bodenform enthüllen.

Die Mark ist reich an solchen Stellen, denn all die kleinen Moorränder, die sich um die zahllosen Seen unserer Heimat herum so vielfach gebildet haben und noch immer wachsen, waren meist zu klein, um den Menschen zu kostspieligen Meliorationen zu reizen, und so können wir hier noch deutlich die Kräfte erkennen, die für die Moorbildung von Wichtigkeit sind. Einen idealen Querschnitt durch das Tal einer unserer märkischen Seenketten, der sich in der Hauptsache an die Verhältnisse des Grunewaldsees anschließt, gibt Fig 6. An ihm wollen wir verfolgen, was uns den

Resten unserer Pflanzenwelt unter verschiedenen Bedingungen wird und unter welchen Umständen aus ihr Torflager entstehen.

Solche Seenketten entstanden im Zusammenhang mit dem Schlusse der Eiszeit. Die Schmelzwässer, die dem zurückweichenden Eise entströmten, gruben Furchen in den lehmigen oder sandigen Untergrund und lagerten in ihnen einen Teil des Sandes ab, den sie mit sich führten. Als dann die Eismassen verschwanden und die Schmelzwasserbäche versiegt waren, blieben in dem Talsande der so geschaffenen Rinnen hier und dort Wassertümpel zurück, und so entstanden jene Seenketten, wie die Grunewaldseen u. a., die für unsere kleineren märkischen Wasserläufe so bezeichnend sind.*) Alles, was über dem Talsande lagert, in die jene Seen eingebettet sind, verdankt seinen Ursprung mittelbar oder



Fig. 7. Faulschlamm aus dem Grunde der Lüneburger Straße in Moabit. (Stark vergrößert.)

unmittelbar der Pflanzen- und Tierwelt, wenn man absieht von gelegentlichen Abrutschungen und Abschlammungen durch Regen, die Sand und Lehm vom Talrande in den See gestürzt haben. Verfolgen wir die Ablagerungen nun näher! Wir fahren auf den See hinaus und lassen ein kleines Netz in die Tiefe hinab, dicht genug, um eine Bodenprobe mit in die Höhe zu bringen. Wenn wir unsern Fang näher besichtigen, so finden wir eine grünlich schwarze, sehr feinkörnige Masse, in der das bloße Auge keine Einzelheiten unterscheiden kann. Aber legen wir ein winziges Pröbchen unter das Mikroskop, so sind wir überrascht über die Fülle interessanter Gebilde, die wir in diesem „Faulschlamm", wie wir die Bodenart nach Potonié nennen wollen, finden (Fig. 7)-

*) Diese Erklärung trifft jedoch nicht zu für die großen Flußseen der Havel und Dahme.

Nadeln von Süßwasserschwämmen (rechts in der Figur), zahlreiche Panzerstückchen von kleinen Krebschen, Pollenkörner von Laub- und Nadelbäumen, verschiedene Algenarten, vor allem die feingezeichneten Kieselpanzer von Diatomeen (Kieselalgen, links in der Figur) liegen zwischen reichlichen Humusfetzen, die aus unkenntlichen Trümmern größerer Pflanzen bestehen und wohl hauptsächlich mit den Excrementen der Wassertiere in die Tiefe gelangt sind.

Wir können ein Dutzend Präparate anfertigen und in jedem werden wir irgend ein neues Formgebilde finden, immer vorwiegend die Reste von Tieren oder Pflanzen, die schwebend im Wasser des Sees gelebt haben (dem sog. „Plankton", d. h. der „Schwebewelt" des Sees). Dazu kommen als häufiger Bestandteil kleinste Kalkschüppchen. Dem doppelkohlensauren Kalk, den das Wasser unserer Flüsse stets in geringer Menge enthält, entziehen viele schwimmende und am Boden wuchernde Wasserpflanzen einen Teil der Kohlensäure, die sie zum Leben brauchen. Der übrig bleibende kohlensaure Kalk, der im Wasser nicht mehr löslich ist, scheidet sich auf den Blättern solcher Pflanzen (z. B. mancher Arten des Samkrautes Potamogeton) in Form von Schüppchen aus, die von Zeit zu Zeit abfallen und sich dem Grundschlamme beimischen. Die Anwesenheit dieses Kalks begünstigt die Zersetzung des Faulschlamms. Graben wir deshalb tiefer in jenen hinein, so finden wir ihn dort ärmer an organischen Bestandteilen, dafür reicher an Kalk und in der Tiefe geht er meist in einen ziemlich reinen Kalk über, die sog. Seekreide*).

Wo ein See allmählich zugewachsen ist und Moorwiesen sich an seiner Stelle ausdehnen, werden diese Kalke, die man dann als „Wiesenkalke" unter dem Moor findet, bei hinreichender Ausdehnung und Reinheit der Lager zuweilen auch abgebaut, obwohl sie durch ihre schlickige Beschaffenheit und den dadurch bedingten Wasserreichtum der Verwertung mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Doch wir wollen den Faulschlamm in seinem weiteren Schicksal verfolgen. Dies hängt wesentlich davon ab, ob der Schlamm mit Luft in genügende Berührung kommt oder nicht. Im ersteren Falle, z. B. da, wo das Wasser flach ist, zersetzen sich seine organischen Bestandteile unter Mitwirkung von Pilzen, vor allem Bakterien, in meist gasförmige Stoffe (hauptsächlich Kohlensäure), ein Vorgang, den man als Verwesung bezeichnet gegenüber

*) Der Kalkreichtum dieser unteren Schicht beruht zugleich darauf, daß sie sich schon vor langer Zeit, kurz nach dem Schluß der Eiszeit bildete, als der Boden der Mark noch wenig ausgelaugt war und deshalb noch mehr Kalk als heutzutage an das Wasser, das ihn durchrieselte, abgab. Wo, wie z. B. an der mecklenburgischen Grenze, der Boden allgemein sehr kalkreich ist, bilden sich auch heutzutage sehr kalkreiche Faulschlamme in den Seen.

dem Fäulnisprozesse*), der Platz greift, wenn der Luftzutritt gehemmt ist. In letzterem Falle bilden sich zwar auch Gase bei der Zersetzung des Schlammes, vor allem das brennbare Sumpfgas, daß bei der noch immer nicht aufgeklärten Entstehung der Irrlichter eine Rolle spielen mag, die Hauptmasse des Schlammes verwandelt sich aber in ein kohlenstoffreiches gallertartiges Produkt, in dem Pilze nicht leben können, das sich nur sehr langsam weiter verändert, und das man ebenso wie den Wiesenkalk oft unter Moorwiesen findet und dann als „Lebertorf" bezeichnet. Nach dem Gesagten ist es klar, daß der Faulschlamm ein sehr mannigfaltiges Gebilde sein kann, das nach der einen Seite in Seekreide, bezw. Wiesenkalk, nach der anderen in Lebertorf übergeht. Eine seiner Erscheinungsformen müssen wir noch erwähnen, weil sie eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, leider unter dem gänzlich falschen Namen der „Infusorienerde", die in zahlreichen Lehrbüchern als ein wesentlicher Bestandteil des Berliner Untergrundes genannt wird. Falsch ist der Name einmal insofern, als man unter Infusorien in der Wissenschaft kleine einzellige Tiere versteht, die in diesem Schlamm überhaupt nicht vorkommen. Richtiger wäre schon die Bezeichnung Diatomeenerde; denn Diatomeen, d. h. einzellige Kieselalgen, die man in früherer Zeit mit unter dem Sammelnamen Infusorien begriff, haben zu der oben genannten Bezeichnung geführt. Aber auch in dieser Form wäre der Name für die in Rede stehende Berliner Bodenart ungünstig gewählt, weil Diatomeen nur einen geringen Bruchteil ihrer Masse bilden. Das oben gegebene mikroskopische Bild ist einer „Infusorienerde" aus der Lüneburger Strasse in Moabit entnommen. Es zeigt, wie zahlreiche andere Bestandteile sie neben den Diatomeen enthält. Wo Faulschlamm freilich die Gelegenheit hat zu verwesen, da werden die organischen Beimengungen mit der Zeit zersetzt werden und die Kieselgebilde der Diatomeen in reicher Anhäufung zurückbleiben, und dann darf man mit größerem Recht von einer „Diatomeenerde" sprechen. Solche nahezu reinen Diatomeenerden sind es, die unter der Bezeichnung „Kieselguhr" bei der Herstellung des Dynamits Verwendung finden. Hinsichtlich der Verbreitung der „Infusorienerde" oder wie wir besser sagen, des Faulschlamms im Berliner Untergrunde sei bemerkt, daß er immer dort vorkommt, wo vom Hauptstrom abgetrennte Spreearme, oder ruhige Buchten der Spree selbst langsam zuwuchsen. In einem solchen toten Flußstück kamen ganz ähnliche Bildungen zu stande, wie in dem See, von dem wir ausgingen und zu dem wir nun wieder zurückkehren wollen.

*) Die Begriffe „Verwesung" und „Fäulnis" werden geologisch also nicht wie im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend angewendet. Die Wissenschaft ist hier wie so oft, gezwungen, einem gebräuchlichen Wort einen von dem gebräuchlichen abweichenden Sinn geben zu müssen, um scharf bestimmte Begriffe zu erhalten.

Wir wenden uns dem Rande des Sees zu. Hier beobachten wir (Fig 8) jenen eigentümlichen Vorgang, der oben schon mehrfach als das „Zuwachsen“ des Sees erwähnt wurde und den man wohl auch als sein „Verlanden“ bezeichnet. Er wird gleichfalls durch die Tätigkeit von Pflanzen herbeigeführt.

Einige Wasserpflanzen machen den Anfang, unter ihnen vor allen die Teichrosen, ihnen folgen Schilf, Rohr und Binse. Ihr stark entwickeltes Wurzelgeflecht durchzieht den Ufersand bezw. den Faulschlamm, soweit er nicht tiefer als etwa 2 m unter dem Wasserspiegel liegt. Diese Wurzelfasern, zusammen mit absterbenden Teilen der oberen Pflanzenorgane, schaffen eine Decke, auf der weitere Schilf- und Binsenvegetationen



Fig. 8. Rand des Grunewaldsees bei Berlin.

wachsen, bis sich endlich auch das Riedgras einstellt und einen Sumpfwiesenrand hinter dem Röhricht bildet. Da alle jene abgestorbenen Pflanzenteile durch das Wasser dem Sauerstoff der Luft mehr oder weniger vollständig entzogen sind, so wird eine Verwesung nur in geringem Maße möglich sein Sehr bald werden auch hier Fäulnisbedingungen*) eintreten. Ähnlich wie bei der Bildung des Lebertorfes aus dem Faulschlamm werden sie die organische Substanz erhalten und in eine dunkle Masse, den sog **Sumpftorf**, überführen, in dem die weniger veränderten Teile widerstandsfähigerer Organe noch lange Zeit erkennbar bleiben. Bezeichnend für diese Torfmasse ist die Bildung sog. **Humussäuren**, auf deren Vorhandensein sich der Name „saure Wiesen“ für die Riedgraswiesen gründet und deren antiseptische Wirkung den Boden schon in geringer Tiefe keimfrei macht. Aber eine Wiese ist in der Natur nichts bleibendes. Wo nicht etwa Eisgang in jedem Frühjahr

*) Vgl die Anmerkung auf S. 435.

die Keimpflanzen zerstört, nisten sich stets mit der Zeit Sträucher und Holzgewächse zwischen den Gräsern ein, Erlen und Moorbirken beleben das Landschaftsbild, und aus der Riedgraswiese wird ein Erlen- oder Birkenbruch (Fig. 9). Nicht nur über dem Sumpftorfboden ist hierzu Gelegenheit gegeben, sondern in der ganzen Ausdehnung des Tales, soweit seine Fläche tief genug liegt, um dem Grundwasser ein Aufsteigen bis nahe an die Oberfläche zu gestatten (vgl. Fig. 6). Welchen Einfluß übt dieser Bruchwald nun aber auf den Boden? Zunächst trocknet er ihn etwas aus, denn die unzähligen Blätter der Bäume verdampfen viel mehr Wasser, als eine Wiesenvegetation. Dann aber setzt sich der Vorgang der Torfbildung hier fort. Alljährlich rieseln die Blätter nieder, mit den absterbenden Teilen des Graswuchses geben sie eine Humusschicht, die auf dem feuchten Untergrunde sich bald so durchtränkt, daß auch hier der Luftzutritt und damit die Verwesung nur eine geringe Rolle spielen und ein bleibendes Produkt, der Torf, entsteht. Dieser Torf schließt aber die Baumwurzeln von der Luft ab, und wenn er eine gewisse Höhe erreicht hat, werden die Bäume infolge dessen kränkeln, absterben, und in ihren oberirdischen Teilen durch Verwesung verschwinden. Nur die Wurzelstubben, die vor der Luft geschützt sind, erhalten sich im Torf, und solche Stümpfe finden sich denn auch in unseren Mooren nicht allzu selten (angedeutet auch in Fig. 6).


Fig. 9. Birkenbruch bei Klein Machnow.

Damit ist natürlich nicht aller Baumwuchs auf dem Moore zerstört; denn neue Pflänzchen haben inzwischen Wurzel geschlagen, aber da auch sie mit der Zeit zu Grunde gehen müssen, so ist der Wald unserer Moore stets niedriger und meist auch lichter als derjenige trocknerer Gebiete. Bezeichnend ist es für die Moorpflanzen, besonders für die Bäume, daß um ihre Wurzeln herum sich kleine Erhebungen bilden. Sie entstehen dadurch, daß der lockere unsichere Moorboden mit der

Zeit zusammensinkt, und die Stellen, wo das Wurzelgeflecht der Pflanzen ihn hieran hindert, sich naturgemäß herausheben. Die Lockerheit des Moorbodens, seine Nachgiebigkeit, die jeden Schritt tief einsinken läßt, ist ja sprichwörtlich und ihr in erster Linie verdanken die Luche ihre Bedeutung als trennende Landscheiden.

Trügerischer noch als der Moorboden selbst pflegt sein Untergrund zu sein, wenn er aus Faulschlamm und Seekreide hervorgegangen ist. Bei den zahlreichen Dämmen, die man zu Verkehrszwecken durch märkische Moore gebaut hat, mußte man das schmerzlich erfahren. Man schüttete



Fig. 10 Blick vom Damm des Teltowkanals auf die Moorwiesen bei Kl. Machnow, die durch den Druck dieses Dammes aufgepreßt und zerborsten sind.

tage-, ja wochenlang Sand auf das Moor, und eines Morgens war der Damm versunken, weil der schlickige, wasserdurchtränkte Untergrund nachgegeben hatte und die Moordecke gerissen war. Auch bei der Anlage des Teltowkanals sind ähnliche Fälle auf den Moorflächen des Beketals nicht selten gewesen. Fig. 10 zeigt die Folgen, die die Aufschüttung eines Kanaldammes bei Klein-Machnow dicht oberhalb der der Schleuse hervorgerufen hat. Die Last des Sandes hat hier den Untergrund in der Tiefe bei Seite gepreßt, und durch dessen Druck hat das Moor sich daneben emporgewölbt und ist aufgeborsten.

Was wird nun weiter aus dem Moor? Ein Pflanzengeschlecht nach dem andern stirbt ab, und damit wächst die Torfschicht mehr und mehr

Aber durch ihr Wachstum schließt sie sich selbst von dem Grundwasser ab, ihrem Lebenselement. Das Moor wird notwendig trockner. Aber je trockner es wird, um so mehr kann die Verwesung in die absterbenden Pflanzenreste eindringen, die Zunahme der Torfdecke wird langsamer und langsamer werden und schließlich ganz aufhören, wenn nicht das Regenwasser einen Ersatz für das Grundwasser bietet. Bei uns ist freilich das letztere der Fall. Allerdings kann der Regen nur die Feuchtigkeit ersetzen, nicht den Gehalt an Mineralstoffen, den das Grundwasser dem Moore zuführte, und so werden alle die Pflanzen, die solche mineralischen Nährstoffe brauchen, absterben, sobald das Moor eine gewisse Höhe über dem Grundwasserspiegel erreicht hat. Eine andere Lebewelt wird von da ab herrschen, die imstande ist, sich „vom Tau des Himmels" zu nähren. Bezeichnet man das Moor, dessen Bildung wir bisher verfolgten, als „Flachmoor", weil es an die Nähe des Wasserspiegels gebunden ist, und darum eine ebene Oberfläche besitzt, so ist das „Hochmoor", das sich nun über ihm erhebt (vgl. Fig. 6), unabhängig von der Höhenlage, nur gebunden an ein Klima von hinreichender dauernder Feuchtigkeit. Seine Charakterpflanze ist das Torfmoos (Sphagnum) (Fig. 11), dessen Püschelköpfchen durch den eigentümlichen Bau ihrer hellgelblichgrünen Blätter und ihrer Stengel befähigt sind, grosse Mengen des Regenwassers längere Zeit aufzusparen und so die Unregelmäßigkeit der Niederschläge einigermaßen auszugleichen.



Fig. 11. Torfmoos (Sphagnum). $^1/_2$ nat. Gr.

Diese Torfmoose wachsen an ihren Zweigspitzen immer weiter, während ihre unteren Teile absterben. Die Feuchtigkeit, die einerseits die klimatische Voraussetzung solcher Moore ist, andererseits aber auch durch die erwähnte Eigentümlichkeit im Bau der Torfmoose verstärkt wird, läßt eine Zerstörung der abgestorbenen Teile durch Verwesung nur in geringem Maße zu, der Druck der darüber emporwachsenden Moosdecke macht das Gewirr der abgestorbenen Pflanzenfasern bald dichter und verhindert den Zutritt der Luft. So gerät diese Pflanzenmasse bald unter ähnliche Fäulnisbedingungen, wie wir es beim Sumpftorf kennen gelernt hatten, und die Folge ist auch hier die Bildung einer stets wachsenden Torfschicht, des Hochmoortorfs. Doch würde es falsch sein, wenn man sich diesen Torf lediglich aus Moosen zusammengesetzt denken wollte. Wollgräser und Heidekräuter beleben

die Fläche des Hochmoors, auf der sie meist in „Bülten“ zusammenstehen. Auch Bäume kommen auf ihm noch vor, vor allem Birke und Moorkiefer, wenn sie auch wegen des Mangels an Nahrstoffen meist weniger üppig gedeihen als auf dem Flachmoor. Hochmoorboden ist der ärmste Boden, den wir in der Mark haben, und so finden wir auf ihm nur die anspruchlosesten Glieder unserer Flora, unter anderen solche Pflanzen, die, wie z. B. die Zwergbirke (Betula nana) kurz nach Eiszeit bei uns verbreitet waren, mit dem Wärmerwerden des Klimas aber durch üppiger wuchernde Kinder wärmerer Zonen verdrängt wurden und sich jetzt nur noch in Skandinaviens kälteren Gegenden finden, oder eben auf dem saftlosen Boden des Hochmoors, auf den ihre Verdränger ihnen nicht folgen konnten. Mit diesem Mangel an Nahrungsstoffen steht auch der Insektenfang des Sonnentaus (Drosera rotundifolia L.) in Verbindung, einer unserer interessantesten Hochmoorpflanzen. Ihren Namen leitet sie davon her, daß die Blätter mit roten Drüsenhaaren besetzt sind, an deren Spitzen im Sonnenlicht Tröpfchen eines klebrigen Saftes funkeln. Ein Insekt, das sich auf solch ein Blatt niederläßt, wird von dem Saft festgehalten, und sein Körper dient der Pflanze zur Ergänzung der Nahrung, die Boden und Luft nur in unvollkommenem Maße zu bieten vermögen.

In der Provinz Brandenburg spielen Hochmoore nur eine geringe Rolle, aber wir brauchen uns nur der Nordsee zu nähern, um eine Hochmoorbildung gewaltigsten Maßstabes in der Lüneburger Heide, im Drömling u. s. w. zu finden, und wie wir uns erinnerten, daß die großen Flachmoore unserer Mark die natürlichen Grenzlinien zwischen deren Landschaften gebildet haben, so ist das Bourtanger Moor, ein Hochmoor von stellenweise gegen 10 m Mächtigkeit, die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Holland, soweit man von einer solchen überhaupt sprechen kann.

Solch riesige Ausdehnung kann ein Hochmoor natürlich nicht annehmen, wenn es lediglich auf der Grundlage eines vertorfenden Sees erwächst, denn so große Seen, die flach genug wären, um in ihrem ganzen Umfange zu vertorfen, besitzt Norddeutschland nicht. Wir sahen aber bereits, daß das Hochmoor seine Feuchtigkeit gar nicht aus seiner Unterlage entnimmt, sondern aus der Luft. Wo deshalb das Klima feucht genug ist, und nicht zu große Sommerwärme die Austrocknung und den Verwesungsvorgang zu sehr begünstigt, da wird auch außerhalb der Täler eine Hochmoorbildung möglich sein. Ja, in einem hinreichend feuchten, kühlen Klima bei entsprechenden Bodenverhältnissen muß selbst der Wald mit der Zeit dem Moor weichen, denn in solchem Klima wird das abfallende Laub nicht hinreichend verwesen können, es wird mit der Zeit eine torfähnliche Masse bilden, die die Wurzeln von Wasser und Luft absperrt und so das allmähliche Absterben der

Bäume bewirkt. Wieder werden es in erster Linie Torfmoose sein, die von dem übertorften Boden Besitz ergreifen, und die Hochmoorbildung ist damit eingeleitet. So finden wir denn auch unter den großen Hochmooren Norddeutschlands im allgemeinen die Reste der Waldgrundlage, auf der sie entstanden.

Was wird nun später aus dem Torf? Wir suchen die Antwort in den *Mooren der Vergangenheit*. Unsere heutigen Moore reichen wahrscheinlich nur wenige Jahrtausende zurück, und wenn der Geologe gewohnt ist, mit Hunderttausenden und Millionen von Jahren zu rechnen, dann ist er nicht erstaunt, noch in den untersten, ältesten Schichten unserer Moore einen Torf zu finden, in dem sich vielfach die Bestandteile der Pflanzen wiedererkennen lassen, aus denen er sich bildete. Aber daneben finden wir in solchen Torfproben schon eine dunkle, gestaltlose Masse, der alles Faserige fehlt und in die jene noch erkennbaren Pflanzenteile eingebettet sind. Man hat diese *Torfsubstanz im engeren Sinne*, ohne doch volle Klarheit über ihre Zusammensetzung gewinnen zu können, *Dopplerit* genannt. Sie ist in frischem, feuchtem Zustande gallertartig, schwindet beim Trocknen stark zusammen und zerspringt daher in scharfkantige Stücke. Getrocknet enthält sie 50–60 % Kohlenstoff, also wenig mehr als trocknes Holz. In diesem Stoffe müssen wir das letzte Endprodukt der Vertorfung sehen, so weit wir den Vorgang in den heutigen Mooren verfolgen können. Schauen wir nun weiter zurück in die Vergangenheit der Erde[1].

Der Beginn der heutigen Moorbildung konnte erst nach dem Schluß der Eiszeit einsetzen, ja, dazwischen hat vermutlich eine trocknere Zeit gelegen, die der Vermoorung des Landes ungünstig war. Aber wenn wir die voraufgehende Zeit der großen Klimaschwankungen ins Auge fassen, die Norddeutschland mehrmals mit einem kilometerdicken Eismantel bedeckten und wieder von ihm befreiten, dann finden wir in den eisfreien Zwischenzeiten, den sog. Interglacialzeiten, in der Mark mehrfache Moorbildungen, unter denen die berühmteste das durch Nehrings zahlreiche Arbeiten bekannt gewordene *Diluvialmoor von Klinge* bei Kotthus ist, das vor kurzem die Aufmerksamkeit durch die Auffindung eines fast vollständigen Mammutskelettes auf sich lenkte. Der Torf dieses Moores weicht noch nicht merklich von dem unserer heutigen ab. Es war ein Flachmoor, das über einem vertorften See entstand, wie aus seiner Unterlagerung durch Lebertorf hervorgeht, und das sich in seinem Pflanzenbestand nicht wesentlich von unseren jetzigen Mooren unterschied. Nur zwei seiner Pflanzen, die heute den märkischen Mooren fehlen, mögen hervorgehoben werden. Es ist die Stechpalme (Ilex aquifolium) und eine Seerose, Brasenia purpurea Mich. (= Cratopleura helvetica Weber). Erstere mag vielleicht darauf deuten, daß zur Bildungszeit jenes Moores die Winter um ein Geringes milder waren als heute,

Brasenia aber ist interessant, insofern sie heute in Europa fehlt, in einigen Teilen Ostasiens und hochgelegenen Teilen Afrikas vorkommt, ihr Hauptverbreitungsgebiet aber in Nord-Amerika von Canada bis Georgia hat. Wir finden hier einen Nachklang der reichen Beziehungen zwischen der Pflanzenwelt Europas und Nordamerikas, die vor der Eiszeit, in der sog. Tertiarformation*) herrschten, und die uns in den Mooren eben jener Tertiärzeit, unseren Braunkohlenlagern, in überraschendem Maße entgegen treten.

In den Braunkohlengruben von Senftenberg und Groß-Räschen (Nieder-Lausitz) können wir am besten ein Bild von den Mooren der damaligen Zeit gewinnen. Freilich, was wir dort finden, ist kein Torf mehr, sondern eben Braunkohle, aber der Unterschied zwischen beiden Stoffen ist nicht gar so groß und wird uns verständlich, wenn wir bedenken, daß mehr als eine Million Jahre**) verflossen sein mögen, seit eine lebende Moorvegetation sich an der Stätte der heutigen Braunkohlenlager ausbreitete. Wohl ist während dessen mit der Torfsubstanz eine starke Veränderung vor sich gegangen, die wir chemisch im einzelnen noch nicht ganz bestimmen können, die aber einen gewissen Ausdruck in der Tatsache findet, daß die Braunkohle 55—75 % Kohlen-

---

*) Es sei daran erinnert, daß die Vergangenheit der Erde in eine Reihe aufeinanderfolgender Perioden eingeteilt wird, die man als Formationen bezeichnet. Es sind

12. die Quartärformation (von der Jetztzeit bis zur Eiszeit einschl.),
11. die Tertiärformation,
10. die Kreideformation,
9. die Juraformation,
8. die Triasformation,
7. die Perm- oder Dyasformation,
6. die Steinkohlen- oder Carbonformation,
5. die Devonformation,
4. die Silurformation,
3. die cambrische Formation,
2. die präcambrische oder algkische Formation,

und als ältester einigermaßen bekannter Abschnitt der Gesteinsbildung auf der Erde

1. die archäische Formation.

2—7 faßt man als Altertum, 8—10 als Mittelalter, 11 und 12 als Neuzeit der Erde zusammen.

Die Zeitdauer der einzelnen Formationen ist nicht angebbar. Sicher sind die ältesten Formationen ungleich länger gewesen als die jüngeren, ähnlich wie das bei den geschichtlichen Begriffen Altertum, Mittelalter und Neuzeit der Fall ist.

**) 1 Million Jahre ist im allgemeinen unvorstellbar. Eine gewisse Anschaulichkeit gewinnt die Zahl durch Vergleich mit Längenmaßen. Versinnbildlichen wir uns 1 Jahr durch die Länge eines Meters, so ist ein Jahrtausend 1 km, die Zeit seit Beginn der ägyptischen Kultur würde dann etwa 5—6 km, d. h. einer Stunde Weges entsprechen. Eine Million Jahre, d. h. 1000 Jahrtausende, entsprechen in diesem Bilde einer Strecke von 1000 km, d. h. Berlin—Florenz oder Berlin—Belgrad.

stoff (gegen 50—60 % beim Torf) enthält. Diese Anreicherung an Kohlenstoff ist darauf zurückzuführen, daß kohlenstoffarme Verbindungen von Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff sich abgespalten und den kohlenstoffreicheren Rest zurückgelassen haben. Zu dieser Umwandlung mag



Fig. 12. Norddeutsches Braunkohlenwaldmoor (nach Potonié)

Links ein geschlossener Bestand von Sumpfcypresse (Taxodium) davor Birken, in der vorderen Ecke ein Haselstrauch. Rechts ein abgestorbener Taxodienstamm, in der vorderen Ecke eine echte Kastanie (Castanea pumila)

auch der Druck beitragen, den die später gebildeten Sand- und Gesteinsschichten auf die Kohle ausüben. In Gross-Räschen lagern rund 20 m Sand und Ton über dem Flötz, das selbst 20, stellenweise 30 m mächtig ist. Aber all diese Einflüsse sind nicht mächtig genug gewesen, alle Pflanzenfasern zu zerstören, und so zeigt die Braunkohle wie der Torf



Fig. 13. Umgebrochener Baumstamm in der Braunkohle bei Senftenberg.

bei näherer Untersuchung Reste von Pflanzen, die ihn aufgebaut haben. Aus diesen Resten und aus den Blattabdrücken, die der unmittelbar über der Kohle lagernde Ton vielfach erhalten hat, konnte man ein lebensvolles Bild der Waldmoore wiederherstellen, deren Jahrtausende lang angewachsener Torfboden das jetzige Braunkohlenflötz bildete (Fig. 12). In jener Pflanzenwelt finden wir manche Bekannte wieder, so die Birke, den Haselstrauch u. a., doch auch Arten, die heute südlicher wachsen, wie die Edelkastanie. Der herrschende Baum aber ist die Sumpfcypresse*) (Taxodium distichum), deren ungebrochene Stämme in der Kohle liegen und deren Wurzelstubben (Fig. 13 und 14) wir in großer Zahl durch die Braunkohle verteilt noch in der aufrechten Lage sehen, in der die Bäume wuchsen und abstarben. Wollen wir ähnliche Taxodienmoore in der Jetztzeit finden, so müssen wir im südlichen Teil der Ostküste von Nordamerika suchen, wo sie als Swamps bezeichnet werden. Das nördlichste ist das Dismal-Swamp auf der Grenze von Virginien und Nord-Karolinen zwischen 35 und 37° nördl. Breite, das mehr als die doppelte Ausdehnung des Oderbruchs besitzt. An seinen feuchtesten Stellen sind nach Shaler**) Sumpfcypressen herrschend. Das eigentümliche Aussehen dieser Bäume veranschaulichen Fig. 15 und 16, die Shalers Beschreibung entnommen sind. Wie allen Moorbäumen, fehlt ihnen eine Pfahlwurzel, die sich in dem luftlosen Boden nicht entwickeln kann. So breitet sich die Wurzel allseitig flach aus. Den nötigen Halt gewinnt der Baum durch rippenförmige Anschwellungen, die vom Stamm nach den Wurzeln zu verlaufen und ihn allseitig versteifen. Dadurch erscheint der Stamm in seinem untersten Teile unverhältnismäßig dick, während er sich nach oben rasch verjüngt (Fig. 16). Wenn wir deshalb



Fig. 14. Aufrechter Wurzelstumpf in der Braunkohle bei Senftenberg.

*) Nach neueren Untersuchungen kommt daneben noch ein Verwandter des Mammutbaums (Sequoia sempervirens) vor.

**) U. S. Geol. Surv., X. Ann. Rep. (Powell) 1888/89 S. 321.

die gewaltigen Wurzelstümpfe in den Groß-Räschener Tagebauen sehen, sind wir leicht geneigt, die Höhe des ehemaligen Baumes zu überschätzen. Das Prachtexemplar eines Braunkohlenbaumstumpfes, das dem Märkischen Museum kürzlich von der Verwaltung der Grube Victoria in Groß-Räschen als Geschenk überwiesen wurde, mißt im Durchmesser, da wo die Wurzeln sich flach ausbreiten, etwa 3 m. In anderthalb Meter Höhe ist der Stumpf abgefault, und hier hat er nur noch die halbe Dicke. Vergleichen wir den Stumpf mit der Fig. 16, so würden wir die Höhe des Baumes, falls es eine Sumpfcypresse gewesen wäre, auf 15 bis 20 m schätzen dürfen, was immerhin der Größe eines drei- bis vierstöckigen Berliner Hauses entspricht. Nun gehört allerdings der Baumstumpf des Märkischen Museums der Gattung Sequoia an, für die mir entsprechende Vergleichsdaten nicht zur Verfügung stehen. Ich muß es deshalb dahingestellt sein lassen, wie hoch der Baum war, der sich über ihm erhob. Den Vergleich mit Taxodium habe ich hier deswegen gezogen, weil Taxodienstümpfe von etwa gleicher Größe in Groß-Räschen nicht selten sind.



Fig. 15. Pflanzenwuchs im Dismal Swamp (Nordamerika). Im Vordergrunde zahlreiche „Kniee", zu den Wurzeln des vorn links stehenden Sumpfcypressenstammes gehörig.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Taxodien zeigt Fig. 15. Dort erheben sich im Vordergrunde eine ganze Anzahl pfahlartiger Gebilde. Es sind Auswüchse auf den Wurzeln des links stehenden Taxodiums, sog. K n i e e (in Senftenberg übrigens noch nicht mit Sicherheit gefunden). Sie dienen dazu, in der Zeit des Regens und der dadurch hervorgerufenen Überschwemmungen die Atmung der Wurzeln zu ermöglichen, da sie auch zur Überschwemmungszeit über den Wasserspiegel emporragen. Zur Bildung mächtiger Ablagerungen organischer Substanz sind diese Taxodien noch besonders deshalb geeignet, weil sie im Herbst ihre Nadeln

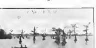


Fig. 16. Sumpfcypressen am Rande des Drummond-Sees im Dismal Swamp in Nordamerika.

abwerfen, die mit den absterbenden Resten der einjährigen Bodenpflanzen zusammen das Rohmaterial für die Torfbildung abgeben.

So dürfen wir im Dismal Swamp eine moderne Parallelbildung zu den Braunkohlenmooren der Senftenberger Gegend sehen, doch soll auch nicht verschwiegen bleiben, daß die große Mächtigkeit der Flötze (20—30 m) der Erklärung noch eine gewisse Schwierigkeit bereitet, da es sich nach dem Pflanzenbestande um eine Flachmoorbildung zu handeln scheint. Ohne diese noch nicht spruchreife Frage hier anschneiden zu wollen, möchte ich nur darauf hinweisen, daß ein Vergleich mit dem Dismal-Swamp auch in den allgemeinen Verhältnissen der geographischen Lage zutreffend ist. Etwa in der Mitte der Tertiärzeit, im sog. Oligocän*) hatte sich ein Meer über weite Teile Norddeutschlands gebreitet und u. a. in der Mark den der Ziegelindustrie wohlbekannten Septarienton abgelagert. Dies Meer zog sich in der Miocänzeit zurück, und je weiter die Meeresküste nach Norden und Westen zurückwich, umsomehr rückten die Braunkohlenmoore vor, so daß unsere märkischen Braunkohlen im allgemeinen etwas jünger sind als die sächsischen.

Ganz ähnlich liegt es beim Dismal-Swamp.

Die Ostküste Nordamerikas war in dem Teile, um den es sich hier handelt, noch vor geologisch sehr kurzer Zeit vom Meere überflutet. Der Wellenschlag hat damals alle Unebenheiten dieses Strandgrundes ausgeglichen, und als sich später das Meer zurückzog, hob sich aus seinen Fluten eine ungemein sanft geneigte Küstenebene, die landeinwärts scharf gegen den Steilrand des alten Meeresufers abgesetzt ist.**) Die flach geneigte Ebene eignete sich in dem feuchten Küstenklima außerordentlich zur Moorbildung.

Die Braunkohle hat bekanntlich ihre heutige Bedeutung als Brennstoff erst erhalten, seit man gelernt hat, sie in Briketts zu pressen. Es geschieht dabei mit der Kohlenmasse nichts weiter, als daß man die zerkleinerte erdige Kohle ein wenig trocknet und dann in besonderen Pressen (Fig. 17) unter hohem Druck in die Brikett-Form bringt, wobei die bereits fertigen Briketts als Widerlager bei der Pressung dienen. Trotzdem dabei eine chemische Veränderung mit der Kohle kaum vor sich geht, gewinnt das Material ein wesentlich anderes Aussehen, so

*) Man teilt die Tertiärzeit ein in
Pliocän (jüngste Abteilung)
Miocän (Zeit unserer Braunkohlenbildungen)
Oligocän,
Eocän
Paleocän (älteste, unmittelbar auf die Kreideformation folgende Bildungen)

**) Später ist die Küste v. Carolina wieder gesunken. Da die Fluthöhe aber immer noch unter dem Niveau des Swamps bleibt, so ist das ohne Einfluß auf die hier besprochenen Verhältnisse.

daß ein gutes Brikett auf dem Querbruch fast einer Steinkohle ähnlich sieht. Chemisch freilich ist die Steinkohle vor der Braunkohle stets durch höheren Kohlenstoffgehalt (79—89 %) ausgezeichnet; aber doch haben beide Stoffe unleugbar eine sehr nahe Verwandtschaft, sie unterscheiden sich chemisch nur im gleichen Sinne, in dem sich Braunkohle und Torf unterscheiden, nämlich dadurch, daß die Abspaltung kohlenstoffarmer Verbindungen und die daraus folgende Anreicherung des Kohlenstoffs in der zurückbleibenden Kohle bei der Steinkohle weiter vorgeschritten ist. In den weitaus meisten Fällen ist das auf das ungleich höhere Alter der Steinkohle zurückzuführen, doch kennen wir auch Kohlen aus tertiärer Zeit die wir ihres Alters wegen als Braun-



Fig. 17. Brikettierungsanlage auf der Grube Bertha bei Groß-Räschen.

kohlen bezeichnen, die aber äußerlich durchaus den Steinkohlen gleichen. Das sind dann Braunkohlen, die entweder durch die heiße Nähe vulkanischer Lavaergüsse, wie in der Gegend von Kassel, oder durch die ungeheuren Pressungen, die mit der Auffaltung unserer Gebirge verbunden waren, wie im bayrischen Alpengebiet bei Miesbach, stärkeren Umwandlungen ausgesetzt wurden und dadurch rascher einen ähnlichen Prozeß durchmachten, wie er ohne solche besonderen Einwirkungen erst sehr viel später zur Steinkohlenbildung führt.

Unsere **Steinkohlen** gehören ebenso wie unsere Braunkohlen in der Hauptsache einem einzigen Abschnitte der Erdgeschichte an, obwohl sie kaum einer Periode ganz fehlen. Man spricht deshalb in der Geologie

geradezu von einer Steinkohlen- oder Carbonformation,*) einer Zeit, die sicher mindestens 10, vielleicht 20 oder 50 Millionen Jahre hinter uns liegt, die noch keine Laub- und Nadelhölzer kannte, wenn wir von den ausgestorbenen Cordaiten absehen, die man den Nadelhölzern einzugliedern



Fig. 18. Deutsches Steinkohlenwaldmoor (nach Potonié).

Links im Vordergrunde ein Lepidodendron („Schuppenbaum"), links davon Baumfarne. In der Mitte des Bildes Calamarien.

Rechts, nahe der Mitte ein Cordaites, rechts davon eine Sigillarie („Siegelbaum"), im Hintergrunde Lepidodendrenwald. Die Stämme im Vordergunde vielfach mit Kletterfarnen berankt.

pflegt. Farne, Bärlappgewächse und die schachtelhalmartigen Calamarien beherrschten das Vegetationsbild der Steinkohlenzeit, soweit wir aus den noch erkennbaren Pflanzenresten in der Steinkohle und nach den

*) Vgl. die Anmerkung S. 442.

Abdrücken in begleitenden Tonschiefern schließen dürfen. Das beigegebene Bild, (Fig. 18) das ebenso wie das oben abgebildete Braunkohlenmoor die Wiedergabe eines Wandgemäldes in der geologischen Sammlung des Kgl. Museums f. Naturkunde ist, zeigt die unserem Auge eintönig erscheinende Regelmäßigkeit im Ausbau der großen Siegel- und Schuppenbäume und die steifen Formen der Calamarien, die etwa die Rolle unseres Röhrichts im damaligen Landschaftsbilde gespielt haben mögen. Freilich würde man für diese Einförmigkeit entschädigt worden sein, wenn man auf die überraschende Mannigfaltigkeit der Baum- und Kletterfarne seinen Blick gelenkt hätte, die rings zwischen jenen Riesenformen aufsproßten. Nur das Tierleben hätte man vermißt, denn von Landwirbeltieren kennen wir aus jener Periode nur einige erste plumpe Lurchformen.

Eine ganz andere Pflanzenwelt als heute lebte in jenen Waldmooren der Steinkohlenzeit; aber das Werden der Steinkohle selbst entsprach in seinen Anfangsstadien sicherlich ganz der Bildung des Torfes und der Braunkohle. Das zeigen uns die auch in der Steinkohle zuweilen noch erkennbaren Pflanzenfasern, das zeigen uns deutlich die Wurzelstümpfe der Siegelbäume, die wir in den Steinkohlenflötzen hin und wieder ebenso aufrechtstehend finden, wie die Taxodien in der Braunkohle oder die Erlen im Torf. Auch unsere heutige Braunkohle würde einst Steinkohle werden, wenn es einzelnen Flötzen wider Erwarten glücken sollte, noch einige Jahrmillionen dem rastlosen Spürsinn des Menschen und den zerstörenden Naturgewalten zu entgehen. In der Steinkohlenzeit waren wie heute große Teile der Erde mit Waldmooren bedeckt, und wenn wir gegen Ende jener Periode durch die Gegenden des heutigen Indiens oder Südafrikas gewandert wären, würden wir noch eine andere Erscheinung gesehen haben, die im heutigen Bilde unserer Heimat wiederkehrt, nämlich die Spuren einer gewaltigen Eiszeit, die damals über weite Gebiete der Erde hinweggegangen war und die wir nach der Zeit ihres Auftretens als die carbonische Eiszeit im Gegensatz zu der uns vertrauteren diluvialen bezeichnen. In den Schichten, die sich am Ende der Steinkohlenzeit in Indien bildeten, finden wir Gerölle und Geschiebe, die jene charakteristischen Schrammungen zeigen, die den Steinen des Gletscherschuttes eigen sind, und in Südafrika sind noch so deutlich wie die Rüdersdorfer Gletscherschrammen die Kritzen zu sehen, die der Schutt der vorrückenden Eismassen in den Felsboden so viele Millionen Jahre vor unserer diluvialen Eiszeit eingegraben hat. Dieser Schutt selbst aber, die Moräne der carbonischen Gletscher, tritt uns in dem südafrikanischen „Dwykaconglomerat“ so unverkennbar entgegen, daß wir uns dem Geschiebemergel unserer märkischen Hochflächen gegenüber glauben würden.

Und damit lenkt sich unser Blick zurück zu der Heimat, von der wir ausgingen. Vor dem Blicke des Heimkehrenden taucht wieder die Vaterstadt auf, und der wirbelnde Qualm der Schornsteine mahnt uns dankbar an die Braunkohle, die dort an der Arbeit ist, uns eine warme Stätte zu schaffen. Und ebenso mahnt uns die elektrische Bahn, die uns nach Hause führt, an ihre schwesterliche Wohltäterin, die Steinkohle, die unter den Kesseln des Elektrizitätswerks ihr Leben für unsere Bequemlichkeit läßt. Wo wir hinblicken, Dampf, Elektrizität und das heißt letzten Endes — Kohlen. Was es für den Menschen bedeutet, daß in nebelferner Vergangenheit so ungeheure Kohlenmengen sich gebildet haben, das läßt sich nicht in kurzen Worten sagen, und noch ist die Frage nicht gelöst, wie unsere Kultur sich helfen wird, wenn einmal in nicht allzulanger Zeit die Kohlenvorräte erschöpft sein werden. Doch mögen das die Techniker ergründen[1]. Wir wollen uns heute zum Schlusse die andere Frage vorlegen, was es für die Erde bedeutet hat, daß sie Zeiten solcher Kohlenbildung durchmachte.

Wir hatten im Anfange schon gesehen, wie zwischen Hochmoor und Flachmoor ein durchgreifender Unterschied bestand und wie das Hochmoor mehr oder weniger unabhängig vom Hoch und Tief des Landes sich über große Gebiete hindehnen konnte, wenn die klimatischen Voraussetzungen vorhanden waren. Aber auch für die Flachmoorentwicklung spielt das Klima eine wesentliche Rolle. Die größten Moore der Mark haben sich als Flachmoore im Überschwemmungsgebiete der Flüsse gebildet, so der Spreewald, das Oderbruch und das Havelländische Luch. Für die Bildung des Torfes hatten wir es als wichtige Bedingung festgestellt, daß die abgestorbenen Pflanzenreste von der Luft abgeschlossen würden, wozu hohe Feuchtigkeit des Bodens gehört. Bei solchen Überschwemmungsmooren, wie die erwähnten Brücher sie darstellen, wird dieser Feuchtigkeitsgehalt im Winter und Frühjahr überreichlich vorhanden sein. In einem Klima mit heißem, trocknem Sommer, wie es beispielsweise Italien besitzt, wird jedoch der Hochsommer zu einer so starken Austrocknung führen, daß die Vertorfung unmöglich wird. So finden wir denn in Italien — mit Ausnahme des Po-Gebietes — keine Moore, auch keine Flachmoore mit irgend erheblicher Torfbildung. Je heißer das Klima ist, desto schneller wird einerseits die Bodenfeuchtigkeit verdampft und desto üppiger wuchern anderseits die Pilze und andre niedre Lebewesen, die die Verwesung und damit die vollständige Zerstörung der Pflanzensubstanz im Gegensatz zur konservierenden Vertorfung fördern. Nicht nur Trockenheit, sondern auch Hitze an sich wird also der Torfbildung ungünstig sein.

Überblicken wir in grossen Zügen die klimatischen Zonen der Erde, so haben wir in den polaren Gegenden Kälte und nur geringe Niederschläge, in den gemäßigten Zonen ein in der Nähe der Meeresküsten

mehr oder weniger gleichmäßig feuchtes, im Innern der Kontinente trockneres Klima, dessen Wärme gegen den Äquator hin steigt. Es folgen an der Grenze gegen die Tropen trockne Gürtel, die im Innern der Kontinente die großen Wüsten tragen, aber auch in der Nähe der Küsten durch eine lange Trockenzeit gekennzeichnet sind. Um den Äquator herrschen dann wieder das ganze Jahr hindurch starke Regen, gepaart mit hoher Wärme.

Daß eine Moorbildung am Rande der Tropen nur ausnahmsweise zu Stande kommt, ist hiernach begreiflich. Innerhalb der Wendekreise kann für die Entstehung von Torfmooren nur das äquatoriale Gebiet selbst in Betracht kommen, wenn nicht die tropische Wärme an sich solche Bildungen verhindert. Leider sind unsere Kenntnisse vom Boden der Tropen sehr lückenhaft, doch aber können wir schon heute sagen, daß auch in den regenreichsten Äquatorgegenden Torf nicht in erheblicher Menge gebildet wird. Dafür sei als Beispiel die Niederung des Amazonenstromes angeführt. Der Riesenstrom sammelt die Niederschläge eines Gebietes von rund 6 Millionen Quadratkilometer, d. h. mehr als halb Europa, in dem dazu noch durchschnittlich im Jahre etwa 5 mal soviel Regen fällt als auf einem gleich großen Raum bei uns. Man sollte meinen, daß, wenn irgendwo, dann hier die Gelegenheit zur Moorbildung gegeben wäre. Daß Vertorfung stattfindet, beweist uns der Name des Rio Negro, der „Schwarzfluß“ genannt wird wegen des dunklen Moorwassers, das er zu Tal führt. Und doch kennt man „keinen einzigen Fall von wirklicher Torfbildung im Amazonasgebiet“ *). Wohl findet man in den Wäldern zuweilen eine Humusschicht, deren Mächtigkeit zwischen 10 cm und 1 m geschätzt wird, aber ob es sich hier um eine dauernd wachsende Ablagerung handelt, oder ob nicht die Verwesung ebensoviel Material zerstört wie der Blätterfall liefert, ist zweifelhaft. Außerhalb der sogen. „Igapos“, der eigentlichen Sumpfwälder, bildet sich sicher kein Torf, weil die Verwesung viel zu rasch vor sich geht. Dies Ergebnis wird weniger überraschend, wenn wir bedenken, daß die mittlere Jahrestemperatur von Manaos 26 ° C beträgt (gegen 9 ° in Berlin) und daß der tropische Urwald mit seinen Riesenbäumen unvergleichlich viel mehr Wasser verdunstet als unsere Wälder. Soviel ist jedenfalls sicher: In einem Klima, wie es heute in unseren Tropen herrscht, konnten sich keine mächtigen Kohlenflötze bilden, wie, das Ramann**) schon vor längerer Zeit betont hat.

Die gemäßigten Zonen sind die eigentlichen Stätten der Torfbildung. Nach den Zusammenstellungen, die Früh und Schröter*) in neuester Zeit

*) Früh und Schröter, Moore der Schweiz S. 137/8.

**) Ztschr. d. Dtsch. Geol. Ges. 1896 S. 423—430.

*) Früh und Schröter, Die Moore der Schweiz mit Berücksichtigung der gesamten Moorfrage, Bern 1904. S. 150.

veröffentlicht haben, finden wir in den kühleren Klimaten der Erde geradezu eine allgemeine Neigung zur Vermoorung, so daß man von einem „Moorgürtel“ von Canada durch Mitteleuropa bis Japan sprechen kann. Aber wenn die Kühle der **Erhaltung** der Pflanzensubstanz förderlich ist, so hindert sie ihre üppige **Erzeugung**, und so wird die Menge des gebildeten Torfes nach den Polen zu gering, weil der kurze Sommer nur wenig neue Pflanzenstoffe schaffen kann. Die stärkste Torfentwicklung muß in einem Klima stattfinden, das noch feucht und kühl genug ist, damit überhaupt Torf entsteht, und in dem andrerseits doch schon eine warme Sonne die üppige Entfaltung reichen Pflanzenlebens ermöglicht. So werden wir auf den südlichen Teil der gemäßigten Zone verwiesen, wo in der Tat die amerikanischen Swamps wohl zu den mächtigsten Moorbildungen der heutigen Erdoberfläche zählen, und wir erinnern uns, daß auch die mächtigsten Braunkohlenlager Norddeutschlands ein Klima voraussetzten, das dem jener Swamps entsprach. Wir wissen, daß zu Anfang der Tertiärzeit ein verhaltnismäßig sehr warmes Klima auf weiten Gebieten der Erde herrschte, und im Zusammenhange damit fehlen in jener Zeit große Kohlenflötze. Erst gegen Mitte und Ende des Tertiärs, als wir aus der Pflanzenwelt bereits ein Kühlerwerden des Klimas folgern können, setzt die gewaltige Entwicklung der Braunkohle ein, und wir ahnen einen engen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen.

Die Torfbildungen von Klinge und andere zeigen uns, daß auch in den wärmeren Pausen der Eiszeit das Moor von dem aufgetauten Boden Besitz ergriff, sie verbinden unsere heutige Zeit mit der Braunkohlenperiode zu einem riesigen Zeitraum reicher Moorentwicklung, inmitten dessen die Kälteschauer der Eiszeit liegen. Wir gehen weiter in der Geschichte der Erde zurück. Kohlen haben sich zu allen Zeiten gebildet, aber doch nach unsern heutigen Kenntnissen nicht in solcher Ausdehnung als während der braunkohlenreichen Tertiärzeit. Erst in der Steinkohlenformation tritt uns wieder eine ungewöhnliche Verbreitung und Mächtigkeit der Kohlenbildungen entgegen. Und auch hier liegt mitten in dieser Kohlenperiode eine Eiszeit, deren Spuren wir freilich, wie das natürlich ist, nicht so allgemein finden wie die der diluvialen. Weiter sehen wir, wie nach der Steinkohlenzeit vielfach Zeichen eines trocknen und heißen Wüstenklimas auftreten. In der Zechsteinzeit (obere Dyas)*) z. B. verdunstete in Norddeutschland eine so ungeheure Menge Meerwasser, daß wir durch das zurückgebliebene Salz bei Sperenberg 900 m tief haben hindurchbohren können, ohne seinen Grund zu erreichen. Umgekehrt ist es vor der Braunkohlenzeit. Hier sehen wir vom Eocän**) an mit

*) Vgl. Anm. S. 442.

**) Vgl. Anm. S. 446.

gewissen Schwankungen das Klima kühler werden. Pflanzen, die bis nach Grönland hinauf vorkamen, ziehen sich mehr und mehr nach Süden zurück, eine Erscheinung, die in der Vereisung der Diluvialzeit ihren Höhepunkt erreicht und seitdem bis auf den heutigen Tag einer langsamen Erwärmung Platz gemacht hat.

Die beiden Kohlen- und Eisperioden, die durch das jedesmalige Vorangehen einer Zeit starker Gebirgsbildung noch eine besondere Stellung in der Geschichte der Erde einnehmen, erscheinen uns danach als zwei ungeheure Zeiträume allgemein kälteren Klimas, getrennt durch einen durchschnittlich wärmeren Zeitraum. Wie die Wärme des Tages mit der Kühle der Nacht, wie die Hitze des Sommers mit dem Frost des Winters immer im gleichen Kreislauf wechselt, so ahnen wir eine unermeßlich langsam, aber vielleicht ebenso regelmäßig vor sich gehende Schwankung in der Wärme unserer Erdoberfläche, eine Schwankung, deren Periode nach Jahrmillionen zählt. Ist die Vermutung richtig? Noch genügen die Tatsachen für uns vielleicht nicht, um das unbedingt bejahen zu dürfen, und doch erscheint es unglaubwürdig, daß ein solcher Complex so allgemeiner Erscheinungen, wie Gebirgsbildung, Moorentwicklung und Eiszeit, zweimal in gleicher Weise wiederkehren sollte, wenn in dieser Wiederkehr nicht ein bestimmtes Gesetz läge, und so müssen wir nach unserer heutigen Erkenntnis erwarten, daß auch in ferner Zukunft auf eine jetzt beginnende wärmere Zeitenflucht eine neue Eiszeit folgen wird.

Aber wir wollen von diesen Zeiten der Kohle und des Eises nicht scheiden, ohne der bahnbrechenden Fortschritte zu gedenken, die für die Lebewelt mit ihnen verbunden waren, wenn wir auch den ursächlichen Zusammenhang dieser Dinge noch nicht kennen. In der Steinkohlenzeit haben die ersten Wirbeltiere, soweit die Versteinerungen uns Kunde geben, das Wasserleben mit dem Leben auf dem Lande, in der Luft vertauscht. Welche Fülle neuer Entwicklungsmöglichkeiten sich ihnen damit bot, das beweisen uns alle die fabelhaften Lurch-, Reptilien- und anderen Tierformen, die uns im Mittelalter unserer Erdgeschichte überraschen und unter denen schon verhältnismäßig früh auch Säugetiere auftreten. Aber dieser Schritt, so bedeutungsvoll er für die Welt der Tiere war, verschwindet neben dem Ereignis, das die Braunkohlenzeit für uns so ungemein wichtig macht. Wie mit einem Schlage setzt eine überraschend üppige Entwicklung der höheren Säugetiere ein. Noch ehe die Schatten der Eiszeit über die Erde dahingehen, entsproßt dieser wunderbaren Reihe stetig sich überbietender Entwicklungsstufen das Wesen, das, durch Sprache und Werkzeug und die Kunst, sie zu gebrauchen, sich Schritt für Schritt die Überlegenheit über das Tier erkämpft, das sich schließlich, wie nie ein anderes Geschöpf vor ihm, den Erdkreis unterwirft — der Mensch. So turmhoch erhebt er sich über seine Vorfahren

in den Taten seines Geistes, daß es noch vor wenigen Jahrzehnten als Vermessenheit galt, seinen Stammbaum von ihm abzuleiten. Wohl möchte es reizvoll erscheinen, diesem Werden nachzuspüren, aber ein Menschenleben ist zu kurz dazu. Hier wollen wir uns nur vor Augen halten, daß die beiden einschneidendsten Fortschritte in der Ahnenreihe des Menschen in die Zeiten fallen, in denen wir oben gleichsam Knotenpunkte der Erdentwicklung erkannten. Man hat verschiedene Deutungen für diesen Zusammenhang gesucht. Wir wollen uns heute mit dem Glauben begnügen, daß das Zusammentreffen so gewaltiger Erscheinungen nicht von ungefähr sein kann, sondern daß zwischen den Abschnitten in der Entwicklung der Erde und des Menschen ein enger innerer Zusammenhang besteht.

Wenn wir die rätselhaften Zeichen der Versteinerungen richtig deuten, dann waren unter jenen ersten Wirbeltieren, die zur Steinkohlenzeit auf das Land hinaufkrochen, um dauernd dort zu leben, auch die Vorfahren des Menschen. Wir selbst sind die Krone des Baumes, dessen Keim damals gelegt wurde. Ungleich vielleicht, aber stetig ist der Baum fortgewachsen durch Jahrmillionen, ohne zu verkümmern, ja sein letzter Sproß überbietet alle früheren. Und so ist der Mensch wieder ein Keim zu neuem Wuchs. Neue Millionen von Jahren mögen vor uns liegen bis zur nächsten Kohlen- und Eisperiode, und wenn die Entwicklung so kraftvoll vorwärtsschreitet, wie sie es getan hat seit den ersten Lebensspuren, die wir nachweisen können, dann liegt vor uns eine Zukunft von so überwältigendem Reichtum der Möglichkeiten, daß wie immer alle dichtenden Versuche der Phantasie verblassen, verwehen vor dem Zauber der Wirklichkeit. Wenn wir mit diesem Blick in die Zukunft schauen, dann erscheint uns das, was wir Weltgeschichte nennen, nur wie ein kurzer Atemzug im Rahmen der Erdgeschichte, nur als die Kunde vom Leben und Sterben der Völker und von ihrem Ringen um den Boden, auf dem sie in der Entwicklung der eigenen Kraft die Zukunft der menschlichen Art sichern. Dem Blute aber, das in unsern Adern fließt, vertrauen wir, daß die Rolle **unseres** Volkes in diesem Ringen um die Zukunft, allzu geistvollen Auslegern der Weltgeschichte zum Trotz, keine vorübergehende sein möge, denn wie in jedem gesunden Volk lebt in uns das Bewußtsein: Ihr seid das Salz der Erde!

18. (7. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. Januar 1905, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXX her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder namens des Vorstandes zur 1. Sitzung des neuen Jahres und ersucht um rege Beteiligung an dem am 17. März d. J. im Hotel Impérial (Schlaraffia) stattfindenden Stiftungsfest.

II. Die Kunst auf dem Lande. Unter diesem Titel wird der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege während der „landwirtschaftlichen Woche" des Februars im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums eine Ausstellung veranstalten. Diese umfaßt in der Hauptsache eine Auswahl von typischen Abbildungen und Original-Kunstwerken aus der älteren und heutigen ländlichen Kunst (Baukunst, Handwerkskunst, Trachten u. a.). Da der Raum beschränkt ist, so kann es sich nicht um Vollständigkeit auch nur der deutschen Bauernkunst handeln, sondern nur um anregende, charakteristische Beispiele aus der früheren künstlerischen Kultur und aus den heutigen Aufgaben. Neben dem Kunstgewerbe-Museum und dem verstaatlichten Museum für Volkstrachten und Erzeugnisse des volkstümlichen Kunstgewerbes wird auch das Märkische Provinzial-Museum aus seinen reichen Schätzen manches Beachtenswerte ausstellen.

Bei der Auswahl der Gegenstände wird u. M. Herr Robert Mielke als hervorragender Sachkenner mitwirken.

III. Gesetzliches Einspruchsrecht gegen den Abbruch von Gebäuden. Anläßlich des angekündigten Abbruchs des Redernschen Palais, Berlin, Unter den Linden Nr. 1, bin ich ersucht worden, mich über die polizeiliche und rechtliche Seite vom Standpunkt der bezüglich des Denkmalschutzes bei uns bestehenden gesetzlichen Vorschriften zu äußern, und habe dies wie folgt getan.

Ein gesetzliches Einspruchsrecht ist in drei Fällen theoretisch möglich: zivilrechtlich, polizeilich und auf Grund kronrechtlicher Observanz. Zivilrechtlich kann die betr. Feuerversicherung, in Berlin die Berlinische Feuerversicherungsanstalt, und der Hypothekengläubiger Einspruch erheben, insoweit nämlich, als durch Abbruch und Verschwinden des den Hauptgrundstücksertrag verbürgenden Gebäudes die

pekuniäre Sicherheit der genannten Beteiligten gefährdet wird. Daß dieser Fall beim Redernschen Palais und bei ähnlichen Gelegenheiten, wo große, kapitalkräftige Unternehmer den Um- oder Neubau ins Werk setzen, nicht zutrifft, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es kommen zunächst die polizeilichen Rücksichten in Frage, die, soweit es sich um den Bebauungsplan handelt, durch die örtliche Straßenbau-Polizei und, soweit die Hochbau-Interessen berührt werden, durch das Königliche Polizei-Präsidium wahrgenommen werden. Die Baufluchten werden beim Neubau Unter den Linden Nr. 1 nicht berührt, die vom Oberbürgermeister auszuübende örtliche Straßenbau-Polizei hat also keinerlei Einfluß auf die Sache. Etwas verwickelter liegt die Angelegenheit gegenüber dem Polizei-Präsidium. Hier sind die Vorschriften des Allgemeinen Landrechts Teil I Titel 8 noch heute zu Recht bestehend. „§ 35. Statuen und Denkmäler, die auf öffentlichen Plätzen errichtet werden, darf niemand, wer er auch sei, ohne obrigkeitliche Erlaubnis wegnehmen oder einreißen. — § 36. Noch weniger dürfen ohne dergleichen Erlaubnis Gebäude in den Städten, die an Straßen oder öffentliche Plätze stoßen, zerstört oder vernichtet werden." Nach der bei den Rechtskundigen und den öffentlichen Konservatoren herrschenden Übereinstimmung wird ein aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammendes Privathaus als ein Denkmal im Sinne des § 35, selbst wenn es von einem Schinkel herstammt, nicht angesehen. Auch herrscht bezüglich des § 36 kein Zweifel, wenn man die ihn erläuternden §§ 37 ff. erwägt, daß er nur das Zerstören und Vernichten der Art, daß eine häßliche leere Baustelle oder eine unschöne Ruine übrig bleibt, im Auge hat. Also auch diese Paragraphen können im Redernschen Falle nicht angewendet werden. Sodann kommen noch zwei Paragraphen zur Erwägung. „§ 66. Doch soll zum Schaden oder zur Unsicherheit des gemeinen Wesens oder zur V e r u n s t a l t u n g der Städte und öffentlichen Plätze kein Bau und keine Veränderung vorgenommen werden. — § 78. Die Straßen und öffentlichen Plätze dürfen nicht verengt, verunreinigt oder s o n s t v e r u n s t a l t e t werden." — Es kommt hier, wie man sieht, auf die „Verunstaltung" an. So bedauerlich es nun sein mag — wir empfinden das als Kunst- und Geschichtsfreunde vollkommen, wenn der Schinkelsche Privatbau verschwindet — so ist ein solcher Fall von den Herausgebern des Landrechts nicht gemeint gewesen, wenn es von einer Verunstaltung spricht. Eine Verunstaltung im landrechtlichen Sinne kann hier — vielleicht muß man sagen „leider" — nicht behauptet werden. Weder der Konservator der Denkmäler des preußischen Staats noch der Polizeipräsident hat gegen die sehr eingreifende Veränderung der Redernschen Fassade, die durch den Ausbruch von Schaufenstern bereits vor einigen Jahren eingetreten ist, etwas einzuwenden vermocht und wird gegen den gänzlichen Umbau oder Abbruch und Neubau nach Lage unserer Gesetzgebung

etwas einwenden können. Bleibt nur noch das sogenannte Fassadenrecht der Krone Preußen, das teils auf grundbuchlicher Eintragung, teils auf Observanz beruht. Aber auch dieses versagt im Redernschen Falle, da es nur eintritt, wo aus Mitteln der Krone ein Haus ganz oder teilweise erbaut worden ist. Graf Redern hat seinerzeit aber das Palais aus eigenen Mitteln hergestellt. Also mit polizeilichen und gesetzlichen Mitteln ist der Abbruch des Schinkelschen Ornamentalbaues nicht zu hindern.

Das Fassadenrecht gilt auch für die zwei Residenzstädte der Provinz Brandenburg Charlottenburg und Potsdam. Vornehmlich kommt es in letzter Stadt zur Anwendung, wo die Preußischen Könige so viel für den Schmuck der Häuser und des Stadtbildes getan.

IV. In den „Mitteilungen des Bundes für Heimatschutz", 1. Jahrg., Nr. 4/5, Dez. 1904, finden Sie einen Aufsatz unseres Mitgliedes R. Mielke, der sich unter der Bezeichnung „Ästhetische Interessen" gegen einen Artikel des Professors Dr. Joseph Kohler in der D. Juristen-Zeitung „Das Recht von Denkmälern und Altertumsfunden" richtet. Ich kann die von Herrn R. M. vorgebrachten Bedenken und Einwendungen liergegen sowohl als Jurist als auch als Verwaltungsbeamter nur vollkommen teilen. Kohler steht anscheinend noch auf dem völlig veralteten Standpunkt, der zwischen Denkmälern und Altertumsfunden (gewöhnlich heißt es „Altertumsgegenständen") unterscheidet. K. übersieht dabei ganz, daß wir darüber wissenschaftlich und praktisch längst fortgeschritten sind und in Übereinstimmung mit den Franzosen, Italienern, Engländern und Nordamerikanern lediglich „Denkmäler" schlechthin kennen, die alles zu Schützende, sei es beweglich oder unbeweglich, sei es lebendig oder nicht lebendig, sei es Natur- oder Kultur-Denkmal umfassen. Nach K. würden die meisten Natur-Denkmäler schutzlos sein. Nach K. würde z. B. in Trenenbrietzen zwar die mittelalterliche Kirche, in der Luther predigte, geschützt werden, aber nicht die uralte, schon zu Luthers Zeit schattenspendende Linde davor, unter der Luther bei großer Hitze im Freien redete. Bei Rninen würden die malerischen Bäume und Felsen u. dgl., obwohl sie ebensogut Denkmäler sind, neben den Kultur-Denkmälern schutzlos ausgehen. K. scheint von den Fortschritten, die Gottlob! der Natur-Denkmalschutz bereits gemacht, keine zureichende Kenntnis zu haben: bei Boston, im Staate Massachusetts, ist längs des Meeresstrandes die ganze Landschaft als Natur-Denkmal gesetzlich meilenweit geschützt, ebenso die Landschaft mit Felsen, Flüssen, Quellen, Pflanzen und Tieren im Yellowstone-Park und im Yosemite-Tal mit seinen 1000jährigen Baumriesen der Sequoia giganteа etc. Die preußische Regierung fördert gerade jetzt den forstbotanischen Natur-Denkmalsschutz mit löblichstem Eifer, Dank der Initiative unseres um den Denkmalsschutz hochverdienten Ehrenmitgliedes Professor Dr. Conwentz in allen

Teilen des Königreichs. Ebenso werden die aussterbenden selteneren Tiere, z. B. der Biber, mit Recht als „bewegliche“ und gleichzeitig „lebende“ Denkmäler der Natur geschützt, ebenso die wichtigsten großen Findlingsblöcke. Es ist wirklich bedauerlich, wie angesichts solcher Tatsachen und angesichts tatsächlich auf das notdürftigste beschränkter Schutzmaßregeln K. das bewundernswerte energische hessische Denkmalsschutzgesetz vom 16. Juli 1902, welches wir in der Brandenburgia erst vor kurzem mit Freuden begrüßt haben, angreifen und dabei von einem Übermaß erdentrückter Romantik und Gefühlsjurisprudenz sprechen kann. Ich meine, eher könnte man manchem Katheder-Juristen Vorhaltungen und Vorwürfe machen, der von der Natur und ihrem Schutz nichts weiß, weil er sie nach Art altdeutscher gelehrter Stubenhocker nicht kennt und ihren volkstümlichen Wert nicht versteht. Diese glücklicher Weise mehr und mehr prähistorisch werdende Rasse des deutschen Professors ist leider noch immer nicht vollständig ausgestorben.

Also nochmals. **Alle der Erhaltung im öffentlichen Interesse werten natur- und kulturgeschichtlichen Gegenstände sind „Denkmäler“, gleichviel ob sie lebendig oder tot, beweglich oder unbeweglich sind. Was als Denkmal im Streitfall zu erachten, wird durch sachverständigen Schiedsspruch festgestellt.**

Vgl. auch Herrn R. Mielke's Mitteilung unter Nr. XXXI und „Mitteilungen“ a. a. O. Nr. 6, S. 86—88.

V. **„Heimatschutz.“** Unter diesem Titel hat u. M. **Robert Mielke** auch in den **„Zeitfragen. Wochenschrift für deutsches Leben.“** Jahrg. 1 vom 9. d. M., S. 6—10, einen beachtenswerten Aufsatz veröffentlicht, den ich zur weitesten Würdigung und Beherzigung ebenfalls heut Abend auslege.

Va. **Die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen** teilt uns einen durch schöne Abbildungen gezierten warmen Aufruf aus der Feder des Herrn Bibliothekar Dr. **Johannes Luther** mit, der zur Beteiligung (Jahresbeitrag mindestens 10 M.) einladet. Ich setze diese Druckschrift angesichts des Interesses, welches auch die Brandenburgia an der Erhaltung der Zeugen unserer Vorzeit nimmt, gern in Umlauf. Protektor: Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, Geschäftsführer: Architekt Bodo Ebhardt zu Grunewald.

VI. **Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905.** Eine prächtige, mit den schönsten Abbildungen kultur- wie naturgeschichtlichen Inhalts geschmückte Denkschrift, herausgegeben von u. M. Professor **Conwentz** zum 25jährigen Jubiläum, des unter ihm freudig erblühten vaterländischen gemeinnützigen Instituts. Wir wünschen zum ferneren Gedeihen des letzteren von Herzen alles Gute.

B. Persönliches.

VII Unser Ehrenpräsident Se. Exc. der Oberpräsident der Provinz Brandenburg und von Berlin, Herr von Bethmann-Hollweg hat den Charakter als Wirklicher Geheimrat,

VIII. unser Ehrenmitglied Professor Dr. Paul Aschersons anläßlich seines fünfzigjährigen Doktor-Jubiläums den Charakter als Geheimer Regierungsrat erhalten

In beiden Fällen erlaubt sich die Brandenburgia ihre verbindlichsten Glückwünsche auszusprechen.

IX. Mit Bedauern hören wir, daß unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Karl Möbius, Geheimer Regierungsrat die Stelle als I. Direktor des Zoologischen Museums der Universität wegen vorgerückten Alters niederlegt. Hoffentlich ist ihm noch ein recht langes Otium cum dignitate von einer gütigen Vorsehung beschieden.

IXa. Herr Professor Dr. W. Krause hat den Charakter als Geheimer Medizinalrat, nicht, wie versehentlich angegeben, als Geh. Reg. Rat erhalten.

X. Unsere Nachbarprovinz Pommern, namentlich die dortige Geschichts- und Altertums-Gesellschaft hat durch den Tod des am 13 v. M. zu Greifswald verstorbenen K Universitäts-Professors Dr. Theodor Pyl einen herben Verlust erlitten. Wir sahen ihn noch auf der D. Anthropologen-Versammlung zu Greifswald im August v J. rüstig, ohne zu ahnen, daß er der Wissenschaft, namentlich der Ortsgeschichte Greifswalds, welche ihm unendlich viel verdankt, sobald entrissen werden würde. An den Arbeiten der Brandenburgia hat er regen Anteil genommen, auch gelegentlich einiges auf die mittelalterliche Geschichte der Provinz Brandenburg und Berlin Bezügliche veröffentlicht

XI. Soeben wird uns die Trauerkunde, daß zwei von unseren treuen Mitgliedern Herr Kommerzienrat Paul Friedenthal und Herr Rechtsanwalt Hugo Wollner leider verstorben sind

C. Naturgeschichtliches.

XII. Gelegentlich einer Pflegschaftsfahrt in das miocäne Braunkohlengebiet der Niederlausitz bei Groß-Räschen, speziell nach der Grube Viktoria am 20. November v. J. war die Bergwerks-Direktion so freundlich, für das Märkische Provinzial-Museum einen der an Ort und Stelle seit der Tertiärzeit wurzelnden Stamme der Sumpfcypresse als Geschenk zu bestimmen. Dieser ehrwürdige und gewichtige (gegen 80 Zentner schwere) Zeuge des niederlausitzischen Urwaldes vor Hundertausenden von Jahren ist bereits unterwegs und wird gleich nach dem neuen Museumsgebäude am Märkischen Platz geschafft werden. Ich benutze die Gelegenheit, um der Grubenverwaltung für diese hoch-

herzige Stiftung, insbesondere auch den Herren Direktor Lutze, Direktor Fröber, Berginspektor Bohnstedt, Prokurist Scheer und Buchhalter Frenzel für ihre Mitwirkung namens des Märk. Museums herzlich zu danken und teile eine Abbildung des Stammes auf dem Transport mit.



Über diesen in sumpfigem Gelände unweit des Meeres noch jetzt lebenden Charakterbaum (Taxodium distichum mioc.) habe ich Ihnen in der Brandenburgia III. 212 u. 271; IV. 147 u. 285; V. 289; VII. 362 u. VIII. 412 mancherlei mitgeteilt. Sie erinnern sich, daß dieser jetzt in Florida und Mexiko in halbtropischem Klima lebende Baum gleichwohl unser nordisches Klima verträgt, daß z. B. die über 100 Jahr alten prächtigen Exemplare im Neuen Garten zu Potsdam alljährlich Zapfen tragen und daß diese Konifere gleich unserer nordischen Lärche (Larix decidua) die Nadeln im Herbst abwirft. Da das Taxodium, wenn auch nicht geradezu ein Strandbaum, so doch immerhin ein solches Gewächs ist, das in seiner Heimat nicht allzuweit vom Meer lebt, so müssen wir eigentlich folgerichtig schließen, daß auch bei unseren Lausitzer Taxodienwäldern ein Meer nicht allzuweit entfernt in der Tertiär-Zeit gewesen sein muß. Leider sind Konchylien oder Fischreste eines solchen Meeres bisher dort nicht gefunden. Wohl aber besitzt das Märk. Museum schöne miocäne Meereskonchylien von Gühlitz in der West-Priegnitz, woselbst bekanntlich auch ausbeutungsfähige Braunkohle vorkommt.

Freilich sind bis jetzt festwurzelnde Braunkohlenwälder dort selbst nicht entdeckt, auch scheint die Braunkohlenablagerung etwas jünger zu sein

Wie verhält sich nun der Mensch zu den Niederlausitzer Taxodienwäldern? Lebte er damals? Antwort ja! Lebte er auch bei uns in den besprochenen Taxodienwäldern? Antwort unbestimmt. Spuren vom Menschen sind hier bisher nicht gefunden, auch recht unwahrscheinlich zu erwarten, da das Gelände Sumpfland war und in dem zur Brikettanfertigung benutztem breiigen Gemüll überhaupt nichtbotanische Gegenstände sehr schwer zu unterscheiden sind Auch hat nach menschlichen Spuren noch niemand gesucht, leider fehlen ferner Steine, wie es scheint, daselbst gänzlich oder doch beinahe gänzlich Wie sollen also die Zeugen für den „praeadamitischen" Menschen hier überhaupt festgestellt werden?

Auf der andern Seite darf nicht übersehen werden, daß, wie Ihnen aus wiederholten Mitteilungen erinnerlich, sichere Spuren des Menschen aus der Facies des Puy-Courny (Central) in Frankreich festgestellt sind, Zeitgenossen des Dinotherium's im obern miocänen Tertiär Noch viel, viel älter sind die menschlichen Spuren der Facies von Thenay, Zeit des Acerotherium's und des obern Oligocän

An sich ist also die Vorstellung, daß zur Zeit des Blühens der Taxodienwälder in der Lausitz menschliche Wesen lebten, nicht als ungeheuerlich und völlig undenkbar zu verwerfen Erwähnen will ich noch, daß wir bei einem frühern Besuch in Groß Räschen im „unverritzten Gebirge" drei durch Feuer auf ein und dieselbe Art und Weise herdartig ausgebrannte riesige Taxodien-Stämme von 1 bis 2 m Höhe fanden, bei denen die Rückwand stehen geblieben war, so daß eine Art Großvaterstuhl den Herd bildete, der deutlich verkohlt war. Natürlich dachten wir an Blitzschlag und Ausbrennen dieser Baumstümpfe durch das himmlische Feuer. Auffällig war uns aber doch die merkwürdig gleichmäßige Art der Ausbrennung, dieselbe Weise der Aushöhlung mit einer wagerechten planen Fläche darin, die ich deshalb mit Herdstellen zu vergleichen die Kühnheit hatte. Auch bei unserer Anwesenheit am 20. Nov v. J. wurde uns ein mit deutlichen miocänen Blitzspuren behafteter Baumstumpf gezeigt. Sollten also menschenähnliche Wesen damals wirklich in unseren beiden Lausitzen gelebt haben — was ich, wiederholt gesagt, keineswegs bislang behaupten darf — so war die „Erfindung" des Feuers für sie bereits geschehen Jedenfalls wird man dem Vorkommen menschlicher Spuren sowohl in der miocänen Braunkohle, als auch in den benachbarten durch schöne Laubbaum-Blattabdrücke ausgezeichneten fetten miocänen Ton (z. B. von Zischau) wie auch in den miocänen Meeresablagerungen der Provinz Brandenburg (Gühlitz etc.) fortan Aufmerksamkeit schenken müssen Bisher ist nach dieser Richtung hin, wie nochmals betont sei, absolut nicht das Geringste geschehen.

D. Kulturgeschichtliches.

XIII Roland-Rundschau.

a) Der jetzige Roland zu Brandenburg a. H. aus dem Jahre 1474, welcher an Stelle eines alten verfallenen von 1402 getreten, hat, wie ich bereits mitteilte und wie sich beim Abguß für das Märkische Museum kürzlich herausstellte, statt des Schädels eine Höhlung, die mit Erde ausgefüllt und mit üppigem Hauslauch (Sempervivum tectorum) bepflanzt ist. Da dieser Umstand sehr merkwürdig ist, hat ich den Herrn Oberbürgermeister von Brandenburg, Geheimen Regierungsrat Hammer, einen vorzüglichen und verläßlichen Altertumskenner, am 12 Dezember v. J., gefälligst das Rolandhaupt daraufhin nochmals einer genauen Untersuchung unterwerfen zu wollen Herr Hammer hat hierauf folgendes geantwortet. „Die Untersuchung hat das Vorhandensein der Aushöhlung in der Schädeldecke ergeben. Es ist ein Loch von etwa 10 cm Durchmesser, welches allerdings den Eindruck macht, als ob es seit unvordenklicher Zeit besteht und zum Zwecke der Anpflanzung des Busches Hauslauch ausgeführt ist."

b) Die Ihnen hiermit vorgelegte Photographie des ehrwürdigen Rolands von Bremen verdanke ich der Güte unseres korrespondierenden Mitglieds Herrn Archivrat Dr. Sello zu Oldenburg i Großh. Dazu sei folgendes bemerkt:

Das fünfhundertjährige Jubiläum des Bremer Rathauses wird im Mai 1905 mit großem Gepränge gefeiert werden. Eingeladen zu der Festlichkeit werden sämtliche zur Hansa einstmals gehörig gewesenen Städte, also auch Berlin Senat und Bürgerschaft werden große Summen für Ausschmückung des ehrwürdigen Bauwerks ausgeben, auch der berühmte Ratheuskeller wird nicht zurückbleiben Aus angesehenen Herren und Damen aller Berufsklassen wird ein Ausschuß gebildet, der sich namentlich des großartig geplanten Festzuges annimmt. Wenn auch dessen Einzelheiten noch nicht feststehen, so ist doch gewiß, daß er interessant und bunt genug werden wird. Bunt genug — stehen doch die Bildsäulen an der Rathausfassade (heidnische Weltweise und christliche Heilige) in buntester Mischung: eine Nonne neben dem alten Vater Solon, Plato neben Moses, David bei Seneca, dazu Kurfürsten und Kaiser. Da werden auch im Zuge diejenigen weinseligen „Zwölf Apostel" nicht fehlen, denen Wilhelm Hauff als Herbstgeschenk für Freunde des Weins kurz vor seinem Tode im Jahre 1827 die unsterblichen „Phantasien im Bremer Ratskeller" gewidmet hat. Natürlich darf auch „Er" nicht fehlen:

Roland, der Ries', vor dem Rathaus zu Bremen
Steht er, ein Standbild, standhaft und fest.

Bei seiner Jubiläumsfeier in diesem Jahre ist er etwas zu kurz gekommen. Man hat sich mit einer Ehrenmedaille für ihn begnügt, die

allen Rolandsstädten mitgeteilt wurde. Das Versäumte soll nun nachgeholt und auch „Er“ beim Rathausfest berücksichtigt und im Festzuge nicht vergessen werden. Denn wenn auch der Roland von Berlin augenblicklich viel genannt wird, so hat doch der Bremer Roland das ältere literarische Recht, denn Hauff hat ihm 13 Jahre, bevor Willibald Alexis vom Berliner Roland erzählte, dichterisches Leben gegeben.

c) Das Schauspiel „Der Roland von Berlin“ von F. Silienne, nach dem Roman von Willibald Alexis, dessen Aufführung anfänglich von der polizeilichen Zensur in Stettin beanstandet wurde, ist nachträglich für das dortige Bellevue-Theater freigegeben. Dasselbe Stück wurde übrigens in Berlin auf dem Luisen-Theater unbeanstandet, aber ohne nachhaltigen Erfolg gegeben.

d) Roland-Reiten. Unter dieser Überschrift teilt uns durch Vermittelung unseres Mitgliedes Herrn Sekretär Adolf Gloe und seines Bruders Herrn Pastor Gloe zu Osterhever, der Direktor des Museums Dithmarsischer Altertümer zu Meldorf, Herr Goos, folgendes mit:

Das Roland-Reiten ist ein sehr altes Reiterspiel, das in Dithmarschen schon Jahrhunderte lang geübt wurde und das noch jetzt hier üblich ist. Ein Pfahl, auf dem der Roland steht, wird in die Erde gegraben. Der Roland selbst ist eine etwa mannshohe Figur mit ausgestreckten Armen. Die Rechte hält einen hölzernen Schild, die Linke einen Stab (Lanze) mit darangehängtem Aschebeutel. Die jungen Burschen reiten auf geschmückten Pferden, bewaffnet mit einem kurzen, derben Stößer an der linken Seite des Rolandes im Galopp vorbei und versetzen im Vorbeijagen dem Schilde einen Stoß. Wer den Schild zersplittert, wird als König ausgerufen, meistens erfordert es aber viele geschickt geführte Stöße. Der Roland, der in der Leibesmitte drehbar ist, fliegt bei dem Stoße schnell herum und derjenige Reiter, der sich nicht rasch von dannen macht, kommt in unliebsame Berührung mit dem Aschebeutel.

Das Rolandreiten ist noch in Gebrauch in Dithmarschen. So soll es in diesem Frühjahr (Fastnacht) in großem Umfange hier wieder gefeiert werden. Es existieren noch drei alte Rolandfiguren hier in Dithmarschen:

1. Der Meldorfer, an 300 Jahre alt, Meldorfer Museum abgebildet (Zu Schutz und Trutz am 500jähr. Jubiläum des Rolandes zu Bremen von Georg Sello, Bremen 1904, Max Nößler) Tafel III 3.
2. Der Eescher Roland, 170 Jahre alt, ebenfalls im Meldorfer Museum.
3. Der Roland in Windbergen, an 100 Jahre alt, im Besitz der Gemeinde.

Mehr Rolande sind meines Wissens nicht mehr vorhanden, es sei denn, daß der Hasmer Roland*) im Altonaer Museum dazu zu rechnen ist.

*) Gemeint ist wohl der Quintaine-Roland von Garding im Eiderstedtischen, der sich im Altonaer Museum befindet, von mir bereits zweimal in der Brandenburgia erwähnt, ähnlich dem von Sello a. a. O. (Vindiciae) Taf. III Nr. 3 abgebildeten bäuerlichen Quintaine-Roland zu Meldorf.

Im übrigen verweise ich auf

a) I. Bericht des Museums Dithm. Altertümer, Meldorf 1896. Verlag des Museums.
b) Dr. Sello: Zu Schutz und Trutz (Vindiciae Rulandi Bremensis).
c) Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, III. 1 u. XX. 28, wenn ich nicht irre."

e) Der Roland zu Wedel bei Altona, den ich wiederholt in der Brandenb. besprochen, ist von M. Trogillo Arnkiel (Cimbrische Heyden-Bekehrung. 4. Theil. Hamburg, Gedruckt und verlegt bey Thomas von Wiering, im gülden A, B, C. bei der Börse, im Jahre 1702) zu S. 141 ungefähr so abgebildet, wie wir ihn heute sehen. Das IX. Kapitel handelt: „Von denen Kayserlichen Rulanden, in denen Sächsischen Städten. Inhalt: 1. Von den Rulanden ingemein, und absonderlich in Süden-Elbing*). 2. Und in Nord-Elbing. 3. Beschreibung des Rolands zu Wedel. 4. Die alte Sage vom Uhrsprung und Bedeutung der Rulanden, vom Helden Roland. 5. Ist von einem Münch erdichtet unter des Turpins Nahmen. 6. Ein Roland ist wahrhafftig gewesen, aber nicht im Sächsischen Krieg, daher die Rulanden nicht entstanden. 7. Sondern vom K. Carlen her. Warumb? 8. Woher die Rulanden den Nahmen haben. 9. Solche Seulen sind auch bei andern Völckern gestanden. 10. Rulanden in den Städten, Flecken und Dörffern."

Trotz dieser weitschweifigen Kapitelüberschriften gibt A. als eigene Deutung wenig. Er widerlegt die schon damals grassierenden gelehrten Irrtümer, scheint den Namen mit „Rügeland" in Verbindung zu bringen, enthält sich aber einer bestimmten persönlichen Hypothese.

Im einzelnen sei erwähnt aus § 1. „In denen Sachsischen Stadten sind vorzeiten vieler wegen grosse mächtige Ehren-Seulen theils von Holtz, theils von Steinen aufgeführt, in Gestalt eines gewaffneten Kriegs-Helden gestanden, die man Rolanden oder Rulanden geheissen. Solche Rulandische Colossen sind in Süden-Elbing aufgerichtet gewesen zu Magdeburg, Brandenburg, Zerbst, Nordhusen, Halberstadt, Halle, Hallensleben, Quedlinburg, Stattberg, Bremen, und in anderen Stadten. D. Joh. Gryphiander de Weichbildis Saxonicis, sive Colossis Rulandinis cap. 79. pag. 283. An keinem Orth sind dieselben in grössern Werth gehalten, als zu Bremen, Winckelm. lib. 4 de Notitia Hist. Politica Saxo Westphaliae cap. 3. num. 17. pag. 544."

„§ 2. Unter den Nord-Elbingischen Sachsen im Hertzogthumb Hollstein, sind welche Rulanden gestanden zu Hamburg und stehen annoch heutiges Tages zu Wedel und Bramstatt. Zu Hamburg ist der Ruland mitten in der Stadt zum Zeichen der Freyheit, bis An. 1375

*) Hierunter versteht Arnkiel das ganze südlich der holsteinischen Elbe belegene Rolandsgebiet, also auch Brandenburg, Sachsen, Anhalt etc.

gestanden. Denn wie zu der Zeit die Graffen von Hollstein, bey dem Kayser Carl dem Vierdten, der damahls zu Lübeck angekommen, klagten, dass die Hamburger sie für ihre Herren nicht erkennen, sondern eine freie Reichs-Stadt seyn wolten, hat der Kayser nach angehorter beyden Parten Nothdurfft, das Urtheil gesprochen, dass die Stadt dem Grafen von Hollstein als ihrem Landes-Herren schuldigen Gehorsam und Unterthanigkeit erweisen sollte. Darauff haben die Hamburger ihren Roland von der Brücken, da er gestanden, herunter geworffen, welche biss auff den heutigen Tag Rolands-Brücke genandt wird. — In dem Flecken Weel, oder Wedel an der Elbe stehet noch ein ansehnlicher Ruland, der An. 1651 ist erneuret, davon mit mehren folget. So ist auch im Flecken Bramstätt,*) wie obgedacht, ein Ruland zu sehen. D. Danckw. P. 3. Chorograph. cap. 10. num. 11. pag. 240 gedencket, dass zu seiner Zeit ungefehr An. 1640 der Bramstättische Ruhland umbgewehet, ist aber hernach wieder auffgerichtet. Denn An. 1666 habe bey meiner Heimreise von Leipzig diesen Ruland zu Bramstatt, wiewohl sehr alt, und schwach, mit einem Helm am Haupt, mit einem Schild am lincken Arm, und mit einem Schwerdt in der rechten Hand, und einem Brust-Harnisch aussgerüstet vorgefunden. Er muss aber nachgehends gantz verjahrt herunter gefallen seyn: Denn An. 1696 habe bey meinem Durchzug wahrgenommen, dass zu Bramstett ein junger, oder neuer Roland auffgestanden. Derselbe ist An. 1693 von Steinen auffgeführt, und an Gestalt fast wie der vorige formirt."

„§ 8. Ehe wir weiter fortfahren, wollen wir den bekandten Ruland zu Wedel, welchen ich An. 1685 bey der General-Visitation in Augenschein genommen, nach dem Abriss des D. Majors am benneldten Orth abbilden, und zu weiterer Nachricht dem geneigten Leser fürstellen. Es ist derselbe durch löbliche Anordnung des seeligen Herrn Johann Risten, wohlverdiendten Pastoren daselbst An. 1651 erneuret, und von grauem Sandstein zierlich aussgehauen, wider errichtet."

Folgt nun Beschreibung und Inschrift, die ich Ihnen bereits mitgeteilt.

§ 9. Schliesslich ist zu erinnern, dass vorzeiten an den Grentzen Creutz-Bilder (auch andere Bilder) sind auffgerichtet, mit einer aussgestreckten Hand, und Schwerdt in derselben, Winckelman l. d. pag. 547."

§ 10. Endlich ist zu gedencken, dass diese Rulanden nicht nur in den Stadten, sondern auch in den Flecken, ja so gar auch in etzlichen Dörffern vorzeiten gestanden, Winckelman. lib. 4. de Notitia Histor. Polit. Saxo-Westphaliae cap. 3. num. 20, 21, pag. 545. Es scheint, dass

*) Jetzt Bramstedt (nicht zu verwechseln mit Bramstädt an der Bahn von Falkenburg nach Polzin) an der Bahn von Altona nach Bramstedt, liegt 48 km nördlich von Altona. — Sello, Vindiciae etc. 69, 73 u. 93.

die Rulands-Dörffer, dass ich so rede, weyland Flecken, oder zum wenigsten von grösseren Ansehen als heutiges Tages gewesen."

f. Letztere Bemerkung läßt mich nochmals auf den in letzter Sitzung besprochenen **Roland zu Potzlow** zurückkommen. **Bekmann**, Histor. Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. 1. Teil. Berlin 1751 schreibt S.: „Da nun die meisten Stäte in der Mark von den Anhaltischen Markgrafen die hohe Gerichte erhalten: so ist glaublich, dass diese säulen zu deren zeiten auch von den Stäten selbst theils zum andenken, theils zum beweiss ihrer gerechtsame aufgerichtet worden, welches auch durch das bei diesen Säulen befindliche wapen des Anhaltischen Herren, den Adler, bestätiget wird. Dass es von den Stäten selbst geschehen, ist daher zu schliessen, weil einige kleinere Stäte, ob sie wohl die hohe Gerichte bekommen, dennoch keinen Ruland haben, welchen zu errichten sie etwa die mittel nicht gehabt. — Dieses mag auch die ursach sein, dass die von **Pozlow** und **Königsberg** einen Roland von Holz gehabt: davon jene, damit es ihnen nicht bei andern zum vorwurf gereichen möchte, oder im scherz den vorwurf abzulehnen, vorgegeben: es seie der steinerne Roland von der benachbarten Stat [Prenzlau] entwendet, und sie genöthiget worden, einen **hölzernen** zu setzen. Inzwischen ist doch zu verwundern, dass von dieser merkwürdigen Säule bei den Rahthauslichen urkunden sich so gar keine nachricht findet, auch keine tradition vorhanden, woraus dessen ursprung beurtheilet werden könte. So viel ist gewiss, dass den Vorfahren doch viel daran muss sein gelegen gewesen, weil sie selbige jederzeit in ehren gehalten, und auf die erhaltung derselben so sehr gesehen, und wann sie wandelbahr geworden, wieder ausgebessert."

g. **Der Roland zu Buch an der Elbe** unfern Tangermünde in der Altmark. Heute ist der Ort ein einfaches Bauerndorf, einst war es ein Städtchen mit einer festen Burg, von der nur noch ein Wall steht. Die „Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius", Hamburg 1883, Teil I. S. 126 flg. enthalten folgendes. Der Rathausturm stürzte 1660 ein und zertrümmerte die Rolandsäule. Sie wurde erneuert und als ein Menschenalter später eine Feuersbrunst den Kopf des neuen Roland zerstörte, ward auch dieser Verlust schnell ersetzt. Mächtige Locken, ein zierliches Schnurrbärtchen und ausdruckslose gelangweilte Gesichtszuge sind die Eigentümlichkeiten dieses neuen Rolandkopfes. Eine Abbildung gibt Parisius S. 126. Das Haupt ist darauf mit einem Efeukranz geschmückt, worüber später noch mehr. Der Bucher Roland ist auch unter die Dichter gegangen durch das Sprachrohr des Andreas Stürmer, der bei der großen Elbüberschwemmung am 2. April 1845 Hutejunge in Diensten des Schulzen war. Er läßt den Roland selber das Klagelied anstimmen, um das Unglück des Dorfes zu schildern.

Ich graner Heid, ich großer König,
Ich bin von lauter Stein gemacht,
Mit meinem hölzern Säbel schlag' ich
Die Feuerflamm und Wasserkraft u. s. w.

Besonders ergreifend beklagt der alte Roland das Los der Pflegebefohlenen des Dichters:

Mich dauert nur das arme Vieh,
Wo stand es jemals nasser?
Nur wenig stand bis an die Knie,
Sonst bis zum Bauch im Wasser.

Die Jugend von Buch hält die Rolandsäule hoch in Ehren. Erblickt sie doch in ihr ein Abbild von Jung Roland, dem tapfern Helden und geliebten Neffen Karls des Großen, des Kaiser Karl, der nach ihres Lehrers Chronik die Veste Buch als Missionsstation gegen die heidnischen Wenden errichtet haben soll. Pfingsten, wenn ringsum in den Dörfern die Burschen und Mädchen in Lebenslust und Freude ihr Maienfest feiern, dann marschiert im hergebrachten Festzuge das junge Volk von Buch zum Roland. Der auserwählte Bursch klimmt in die Höhe und setzt dem Roland den grünen Efeukranz,*) den die Mädchen gewunden haben, auf sein steinernes Haupt. So hat sich im einzigen altmärkischen Dorfe, das einen Roland besitzt, noch etwas vom alten Rolandspiel erhalten, von dem uns die Städtechroniken melden, daß es vor 600 Jahren zu Pfingsten neben dem Gral und der Artus-Tafelrunde und anderen Ritterspielen die Jugend Norddeutscher Städte bei Tanz und Lustbarkeit erfreute.

Vgl. dazu Beringuier: Die Rolande Deutschlands 1890 S. 108 und Sello, Vindiciae S. 7 n. 68. Auf Tafel X Nr. 5 das Siegel von Buch. Auf dem mit der Linken gehaltenen Schild befindet sich der zweiköpfige Adler des weiland Deutschen Reichs.

h) Der Quitzow-Stein in Legde bei Wilsnack, Kreis West-Prignitz, kein Roland. Der † Dr. Götze hat nach Mitt. d. M. Dr. Sello von einer in Legde aufrechtstehenden mit dem Reliefbild eines Ritters geschmückten Steinplatte vormals geäußert, sie sei ein Rolandbild. Auf Wunsch hat u. M. Rektor Monke die Sache mit dem eingangs vermerkten verneinenden Ergebnis aufgeklärt. Es handelt sich um den Gedächtnisstein eines Ritters von Quitzow; sobald eine bestellte Photographie eingegangen ist, werde ich auf die Sache zurückkommen.

i) Ruggiero Leoncavallos Oper „Der Roland von Berlin“ ist in Neapel aufgeführt und mit unverfälscht vesuvischer Begeisterung begrüßt worden. Aus Rathenows Tochter Elsbeth ist im dortigen

*) Mitunter auch ein hohes Gewinde von Blumen, kronenartig.

Libretto eine „Aida" geworden. Singt sich wohl besser. „Mafalda", der Name einer der Töchter des jungen italienischen Königspaares, klingt ähnlich.

XIV. **Menschliche Gerippe** sind in letzter Zeit mehrere **in der Jungfernheide**, namentlich unweit des großen Plötzensees ausgegraben worden. In den Zeitungen sprach man dabei als von Opfern schauerlicher unentdeckter Verbrechen. Auf Wunsch habe ich mich als alter und langjähriger Untersuchungsrichter in der näheren und weiteren Umgegend von Berlin darüber auf Grund meiner vielfachen Erfahrungen hierüber verneinend äußern müssen. Der Plötzensee, früher der Große Plötzensee genannt — im Gegensatz zu dem verschütteten Kleinen Plötzensee — über dem der Eckernförder Platz und die Pumpstation des IX. Radialsystems liegt, ist von jeher von Selbstmördern gern aufgesucht, man kann sagen bevorzugt worden. Schon Willibald Alexis in seinem „Roland" schildert den Großen Plötzensee als ein tückisches, verrufenes und gefährliches Wasser, in welchem der Nix die Badenden auf den Grund zieht. Das sind wohl mehr die ellenlangen Blattstiele der gelben und weißen Seerose, die deshalb im Volke als Totenblumen gelten und in der Tat Schwimmern gefährlich werden können. Auch hat der Plötzensee an mehreren Stellen kalten Quellenzufluß, den manche empfindliche Naturen beim Baden nicht vertragen. Daher kommt die notorisch große Anzahl von Todesfällen durch Ertrinken im Plötzensee. Ehe nun die Allgemeine Preußische Kriminalordnung im Jahre 1805 erschien, verfuhr man mit dergleichen Wasserleichen sehr summarisch. Die Dorfgerichte (d. h. Schulze und Schöppen), in Forsten der zuständige Forstbeamte, erschienen, und wenn an der Leiche bei oberflächlicher Besichtigung nichts Verdächtiges wahrgenommen ward, so wurde die Leiche an oder nahe der Fundstelle ohne weiteres, selbstverständlich ohne Sarg, eingegraben. Daher die nicht seltenen Funde menschlicher Gerippe in der Nähe der Ufer der Havel, der Dahme und der Spree. Später mußte das ordentliche Gericht (Kreisgericht, Kreisgerichts-Kommission) zugezogen und der Staatsanwaltschaft Kenntnis gegeben werden. Nur auf deren Antrag wurde eine gerichtsärztliche Sektion veranlaßt. Dies geschah sehr selten, und wenn die Leichen nicht von Angehörigen reklamiert wurden, erfolgte die Bestattung nach wie vor an Ort und Stelle. Sehr spät haben sich, wegen der entstehenden Kosten, die Gemeinden entschlossen, entweder die unbekannten Toten auf ihren Gottesäckern zu bestatten oder sogar, wie es auch in rühmlicher Weise der Forstfiskus im Grunewald getan, einen eigenen Friedhof für die unbekannten Leichen, gemischt mit agnoszierten Selbstmördern, anzulegen. Bekannt ist der von Sylt bei der Begräbnisplatz, den die Gemeinde Westerland für die von der Nordsee angetriebenen Leichen gestiftet und mit der sinnigen Inschrift geschmückt hat: „Heimatstätte für Heimatlose".

XIVa. Die Heilige Geistkirche zu Berlin gerettet. Indem ich hinsichtlich der alten Umgebung auf den Plan XIII S. 192 verweise, teile ich folgendes mit: Auf Beschluß des Ältesten-Kollegiums der Kaufmannschaft ist die Erhaltung des Gebäudes unserer etwa aus dem Jahre 1313 stammenden, also bald 600 Jahre alten ehrwürdigen Heilige Geistkirche genehmigt worden. Das Bauwerk wird auf drei Seiten freistehend erhalten, nach dem Vorgarten, nach der Heiligen-Geist-Gasse und nach der Spandauerstraße zu, unter angemessener stilgerechter Renovierung außen und innen. Das Gebäude soll an der Rückseite mit dem Neubau der kaufmännischen Akademie verbunden und als Bibliotheks- beziehungsweise Lesesaal verwendet werden. Von dem beweglichen Inventar geht dem Märkischen Provinzial-Museum dasjenige, dessen Erhaltung im geschichtlichen Interesse erwünscht ist, zur Aufbewahrung und Aufstellung zu. Der Bethabara-Stiftung für gefallene Mädchen in Weißensee, Albertinenstraße 23, sind die wohl erhaltenen Glocken aus Bronzeguß, eine davon mittelalterlich, zum Geschenk überwiesen worden. Man kann unserer Kaufmannschaft nur Dank wissen, daß sie trotz des mit der Bauprojekt-Umarbeitung verbundenen, nicht unbeträchtlichen Zeitverlustes und der nicht geringen Mehrkosten gegen den ursprünglichen Plan dieses Wahrzeichen der mittelalterlichen Geschichte unserer Reichshauptstadt gerettet hat.

U. M. Herr Stadtrat Dr. Max Weigert, dem wir als dem stellvertretenden Vorsitzenden der Kaufmannschaft, die Erhaltung des Kirchleins mit zu verdanken haben, teilte mir mit, daß um dasselbe zahlreiche beerdigte Leichname, meist sehr zerfallene Gerippe, zum Vorschein kommen. Herr Kustos Buchholz ergänzt dies dahin, daß es sich um den alten Hospitalkirchhof der H. G. K. handelt. Die Skelette gehören auffallend vielen sehr alten, sicher über 80 Jahre alt gewordenen Personen (darunter viele Frauen) an. Als die an die Kirche anstoßenden Häuser in der Spandauer- und Neuen Friedrichstraße vor 100 bis 200 Jahren gebaut wurden, sind bereits viele alte Gräber hier zerstört worden. Die ältesten Beerdigungen dürften bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückreichen und dehnten sich unter den jetzigen Börsengebäuden bis an das sumpfige Spreeufer fort. In diesem waren noch früher wendische Pfahlbauten errichtet, welche der frühesten Vorzeit Berlins angehören.

Bei einer Besichtigung des Baugrundes vor einigen Tagen stellte ich fest, daß derselbe aus gutem gelben Sande besteht; an einer Stelle befindet sich eine ausgedehnte Schicht Branderde mit vielen Kohlen, dieselbe rührt vielleicht von der Feuersbrunst her, welche das Auffliegen des Pulverturms am 12. August 1721 veranlaßte. Es war dies einer der alten Stadtbefestigungstürme von Berlin, er ist auf dem erwähnten Plan S. 192 zu sehen. Eben sind dort die drei gewaltigen Lindenbäume,

ersichtlich, welche anscheinend mittels Kurzschnitts dachartig ausgestattet wurden, um mehr Schutz und Schatten zu verbreiten. Es sind ebendieselben drei Linden, welche u. M. Fräulein Clara von Förster in ihrem gleichnamigen Schauspiel dramatisch behandelt hat.

In der Freude ihres Herzens hat Frl. Clara von Förster der Erhaltung des Heiligen Geist-Kirchleins die nachfolgenden Verse gewidmet und der Brandenburgia zum Abdruck mitgeteilt.

Wenn Steine predigen.

1. Im Weltgewühl, in Lärm und Hast der Straßen
Steht hier das Kirchlein, rings so eng die Gassen!
Vor seinem Altar ward es stumm. Kein Beten,
Kein Glockenlaut, kein Sang! Sie all' verwehten!

2. Als Zollern erst mit seines Schwertes Knauf
An unsre Tore pochte: „Auf! Tut auf!“
Da stand das Kirchlein schon im Totengarten,
Und seine Priester da des Hochamts warten.

3. Vor seinem Altar flehten sie: „Erbarmen,
Gott, Gott, da oben! Schütz' uns vor den Armen
Des neuen trutz'gen Herrn, aus Nürnberg kommen!
Was soll der Fremde denn uns Märkern frommen?“

4. Vor seinem Altar bat Herr Hans George
Der neue Herr, schon väterlich: „Du sorge,
Vom Himmel hoch, laß Unschuld nicht vergehn!
Laß Lindenwurzeln dichte Kron' erstehen!“

5. Vor seinem Altar ward Te deum sungen
Nach Krieg und Nöten, als der Sieg errungen.
Vor seinem Altar tönten Jubelweisen:
„Daß Zollern unser ward, dich, Herr, wir preisen!“

6. Vor seinem Altar alles Lieben, Hassen,
Das Menschenherz hat aufwärts steigen lassen.
Auf seinen Stufen beugte sich die Schuld;
Von seinem Kruzifix kam Sündern Huld.

7. Vor seinem Altar ist es ausgeklungen
Das fromme Lied, das sie im Kirchlein sungen;
Doch: „Halleluja! Fort die Axt! Gerettet!
An's Menschendasein bleibt sie noch gekettet!

8. Mit seinen Fliesen, seinen festen Mauern,
Die sechs Jahrhunderte, — o, Ehrfurcht! — dauern,
Mit seiner Wölbung aus vergang'nen Tagen,
Wird's wohl noch manchem eine Predigt sagen.

Cl. v. F.

XV. Martin Zunković, k. u. k. Hauptmann zu Mostar in der Herzegowina: Wann wurde Mitteleuropa von den Slaven besiedelt? Nach dem Verfasser sind die Slaven das mitteleuropäische Urvolk, daß sie im 5. und 6. Jahrhundert eingewandert, sei falsch, und betrachtet der Verfasser der mit großem Fleiß mosaikartig zusammengetragenen Schrift diese als „Beitrag zur Klärung eines Geschichts- und Gelehrtenirrtums.“ Verf. findet die Slaven überall, nordsüdlich von Island und England bis Italien und westlich bis Frankreich. S. 4: „Die Slaven sind allem Anscheine nach ein in Mitteleuropa autochtones, bis weit in die Diluvialzeit zurück durch sprachliche Spuren nachweisbares Volk.“ (Vgl. auch S. 92, 101, 103.) Es scheint, daß Z. auch den Tertiär-Menschen als slavisch kennt. Beiläufig gräbt der Verf. sich in noch tiefere geologische Epochen ein, S. 94: „Der Mensch hat die Saurier der Jura- und Kreidezeit noch gekannt und wahrscheinlich ist auch der Urmensch derjenige, der dieser verhaßten Fauna selbst — bis auf das Krokodil und die sonst unschädlichen Saurier als Eidechsen, Chamäleon, Basilisk u. a. — ein Ende bereitet hat.“ Nach S. 111 vermutet Herr Z. sogar „die ununterbrochene Begleiterscheinung des Menschen während der Bildung der Kohlenlager!“

Alle germanischen, romanischen, keltischen und sonstigen Namen des Gebiets, die irgend einen Anklang an ein slavisches Wort haben, leitet Herr Z. als Abkömmlinge vom Slavischen ab, an Stelle der indogermanischen oder arischen Ursprache schwebt ihm eine slavische Ursprache vor.

Arme Germanen! für euch ist in der slavischen Urwelt kaum ein Plätzchen gelassen. Auch der Himmel und die Götterwelt ist slavisch. Also ein linguistischer und geologischer, ein archäologischer und mythologischer Panslavismus, wie er vollständiger kaum erdacht werden kann.

XVI. Über Märkische Ortsnamen sprach unser verehrtes Mitglied Herr Oberlehrer a. D. Rudolf Grupp in dem uns befreundeten Verein für Geschichte der Mark Brandenburg am 14. v. M. nach dem vorliegenden Bericht in fesselnder Weise unter Aufstellung folgender 4 Leitsätze:

a. Die Namen auf — dorf sind mit Deutschen meist (nicht aber immer) im Genetiv stehenden Personennamen.

b. Die märkische Endung — in in Ortsnamen ist nichts weiter als eine lokale Schwächung der altgermanischen Endung — ing oder — ingen. Die sämtlichen Ortsnamen der Mark auf — in lassen sich zwanglos auf Personennamen zurückführen, die durch Förstemann und Winkler bezeugt sind.

c. Die Ortsnamen auf — itz sind die Genitive der in ihnen enthaltenen Personennamen. Alle märkischen Ortsnamen auf — itz (mit Ausnahme der auf — witz) lassen sich zwanglos auf Personennamen

zurückführen, deren Genitive sie sind. Die Endung — witz ist aus wise, wische oder wisk (Wiese) entstanden, zum Teil Flurnamen.

d. Die Endung — owe oder ow oder au ist deutsch, die Endung owo ist polnisch. Die mit owe oder ow oder au gebildeten Ortsnamen sind zum Teil Flurnamen, zum Teil sind sie von Personen abgeleitet.

Wenn man dies erwägt und damit die Quälereien im „Landbuch der Mark Brandenburg“ des Dr. Heinrich Berghaus liest, der sich bemüht, womöglich alle märkischen Namen aus dem Wendischen, wenn es nicht anders geht, aus dem Russischen abzuleiten, so kann man nur bedauern, daß Berghaus es nicht mit dem Deutschen wenigstens versucht hat. Und was wird Herr Martin Zunkovic gar erst zu den wohldurchdachten Gruppschen Deutungen sagen?

XVII. In ähnlichem germanistischen Fahrwasser bewegen sich zwei Veröffentlichungen, die Herr Professor Oberlehrer a. D. Dr. Joseph Sanneg in Luckau freundlichst mitteilt:

a. „Zur Deutung altdeutscher Vornamen“ in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 19. Jahrg. 1904. Nr. 12, S. 342 bis 344 und

b. „Die deutschen Kosenamen mit ihren Vollnamen. Ein Ratgeber bei der Wahl eines Taufnamens.“

Namentlich das letztgedachte sehr reichhaltige, wenn auch nicht ganz vollständige Schriftchen möge in weiten Kreisen Eingang finden und die noch immer verbreitete Sitte, richtiger Unsitte, deutschen Kindern französische oder englische Vornamen (Louis, Amelie, James u. dgl.) zu geben, beseitigen helfen. Aus der mit Bienenfleiß zusammengestellten Übersicht erhellt eine Fülle schöner wohlklingender, echt heimatlicher Vornamen, warum also in die Ferne schweifen. Mir ist gesagt, daß ein hiesiger mit zahlreichen Kindern gesegneter Professor dieselben zur bessern Unterscheidung mit Quartus, Quintus, Sextus, Septimus, Octavus, Nonus, Decimus (die Mädchen natürlich mit der Endung a) standesamtlich belegt habe. Auch dieser ausgiebigen hochachtbaren Familie hätte wirklich mit noch schöneren und mehr vaterländisch klingenden Namen gedient werden können. — Der billige Preis von 50 Pf. empfiehlt das Sannegsche Büchlein auch für die unbemitteltsten Familien.

XVIII. Ich überreiche Bd. XVII, 2. Hälfte der Forschungen zur Brandenb. und Preußischen Geschichte mit reichem Inhalt. Für unsere Heimatforschung hebe ich daraus hervor Archivar Dr. Kretschmar: Die Allianzverhandlungen Gustav Adolfs mit Kurbrandenburg im Mai und Juni 1631. — Archivar Dr. Heinemann, Stettin: Zur Geschichte der ältesten Berliner Zeitungen. Es sind jetzt Nummern aus dem Jahre 1617 bekannt. — Kammergerichtsrat Dr. Holtze: Neues zum Müller Arnoldschen Prozesse. Bekannt ist Friedrichs II. gewalttätiges Eingreifen vom 11. Dezember 1779 und

sein Machtspruch vom 1. Januar 1780, wonach er die Räte Graun, Friedel, Busch, Bonat und Neumann sowie den Hoffiskal Schlecker zur Kassation, einjähriger Festungshaft und zum Schadensersatz verurteilt. Während der Haftzeit in Spandau hat der Regierungsrat Neumann ein Tagebuch geführt, das sich im Nachlaß des Kammergerichtsrats Friedel befand und in dessen Familie vererbt ist. Man ist gewöhnlich der Meinung, daß es den unschuldig Verurteilten dort besonders hart ergangen ist. Dies war nicht der Fall, sie lebten, wie uns Neumann verrät, sehr angenehm. Das erst durch das Textbuch von Strauß genialer Operette „Die Fledermaus“ eingeführte, geflügelt gewordene Wort „ein fideles Gefängnis!“ hätte schon auf den „Kerker“, in denen die Herren Friedel und Genossen „schmachteten“ angewandt werden können. Muntere Feste folgten sich, so am Namenstage der Querulantin Rosine Arnold, Tarokpartien, Diners beim Kommandanten, Spaziergänge, Besuche in der Stadt, Liebestächtelmächtel u. dgl. mehr, so daß die Staatsgefangenen es fast bedauern konnten, daß diesem Kerker-Idyll durch die am 6. September 1780 auf Befehl Friedrich Wilhelms II. erfolgte Haftentlassung ein Ende gemacht wurde. —

Als Kuriosum erwähnen wir aus S. 278 Beilage zur Allgemeinen Zeitung München 1904 Nr. 97. Die älteste Karte mit dem Namen Berlin (aus dem Jahre 1501). Sie wird nach Mitt. in Nr. 99 demnächst durch die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen publiziert werden.

Endlich sei noch erwähnt der Aufsatz des Herrn Dr. Thimme-Hannover. General von Prittwitz und der 18./19. März 1848. Es handelt sich darum, wer ist an den politischen und besonders militärischen Fehlern am Revolutionstage in Berlin schuldig. Prittwitz oder der König. Mit vollem Recht, nach meiner ziemlich genauen Kenntnis der Verhältnisse (Aussagen von Ohrenzeugen) trug, wenn von Schuld bei der mit elementarer Wucht überall in Europa einbrechenden gewaltsamen Auflehnung und Umwälzung überhaupt die Rede sein kann, der gutherzige, aber schwachmütige Monarch die Schuld der Ereignisse, keineswegs sein Diener, der kommandierende General. Dieser Auffassung neigt sich mit guten Gründen auch Thimme zu.

XIX. Ein Schlachtdenkmal für Großbeeren ist seitens der städtischen Behörden bewilligt worden. Die Ausführung des Entwurfs von n. M. Baurat Ludwig Hoffmann wird 11 500 M. erfordern. Die Stelle ist unseren Mitgliedern bekannt vom 19. Mai 1897 (Brandenb. VI, S. 75 flg.) her, als die Brandenburgia Großbeeren besuchte, und Herr Pfarrer Parisius das Geschichtliche, unser verstorbenes liebenswürdiges Mitglied General-Leutnant von Erckert von dem Windmühlenhügel herab das Militärische des Schlachttages vom 23. August 1813 erläuterte. Die Mühle mußte wegen Baufälligkeit und Überflüssigkeit, auch weil sie der

Rieselwirtschaft hinderlich erschien, entfernt werden. So ist es ein das Herz jedes Heimatkundigen erfreuender Beschluß, daß diese Stelle, von der herab gegen die Franzmänner operiert wurde, durch eine obeliskartige Steinsetzung gekennzeichnet werden soll, welche das Brustbild Bülows in einem Bronzereliefmedaillon und eine Widmung mit der Unterschrift „die Stadt Berlin“ enthalten wird. Diese Unterschrift wünschte die Stadtverordneten-Versammlung in der Sitzung vom 18. d. M. hinzugefügt, worauf der Magistrat gern eingegangen ist. Das Nähere ist ersichtlich aus der folgenden Vorlage (J.-Nr. 3668 Kan. III. 04) — zur Beschlußfassung —, betreffend die Errichtung eines Denksteins auf dem Schlachtfelde von **Großbeeren**.

Von dem Ortsverein Großbeeren ist angeregt worden durch Wiederaufbau der vor Jahren abgerissenen Mühle oder durch Errichtung eines Aussichtsturmes oder eines Denksteins ein Erinnerungszeichen auf dem Schlachtfelde von Großbeeren zu errichten. Wir sind dieser Anregung gefolgt und haben uns im Einverständnis mit der Deputation für die städtischen Kanalisationswerke und Rieselfelder für Errichtung eines Denksteins entschieden. Der Denkstein soll an dem Standort der abgebrochenen sogenannten holländischen Mühle westlich vom Dorf Großbeeren errichtet werden.

Diese Stelle ist von der in geringer Ferne vorbeiführenden Berlin-Anhaltischen Eisenbahn aus zu sehen. Der Denkstein soll wie aus dem beigefügten Entwurf ersichtlich in ganz einfacher Pyramidenform in einer Höhe von 7 m und einer Breite von 5,50 m errichtet werden. Bei solchen Dimensionen würde er von den vorbeifahrenden Zügen aus zu sehen sein. An ihm sollen zwei eherne Tafeln angebracht werden; an der Vorderseite mit der Inschrift:

„Zur Erinnerung an die siegreiche Schlacht von Großbeeren
am 23. August 1813“,

an der Rückseite mit einem von Professor **Siemering** nach den Materialien des Rauchmuseums anzufertigenden Reliefs des Generals **von Bülow** und der Inschrift:

„Diesseits Berlins sollen unsere Gebeine bleichen; nicht jenseits
der Spree“,

einem dem General **von Bülow** zugeschriebenen Ausspruche vor der Schlacht bei Großbeeren.

Die Kosten für Errichtung des Denksteins belaufen sich nach dem beigefügten Kostenanschlage der Bau-Deputation, Abteilung I, auf 9000 M und die des Reliefs anschlagmäßig auf 2800 M.

Den Standort und die Inschrift des Denkmals haben wir im Einvernehmen mit der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes gewählt.

Die Stadtverordneten-Versammlung ersuchen wir um folgende Beschlußfassung:

Die Versammlung genehmigt die Errichtung eines Denksteins auf dem Schlachtfelde von Großbeeren und ist damit einverstanden, daß die Kosten von 11 800 M durch das Extraordinarium II des Etats der städtischen Kanalisationswerke und Rieselfelder, für das Etatsjahr 1905 gefordert werden.

Berlin, den 27. Dezember 1904.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt
Kirschner.

Über die Verläßlichkeit des vorgedachten geflügelten Wortes Bülows hat sich ein lebhafter Zeitungs- und wissenschaftlicher Streit entsponnen, in dem namentlich als Historiker Herr Dr. Roloff („der Tag" Nr. 465 vom 4. Okt. 1904) eingegriffen und das Geschichtliche der Äußerung bestritten hat.

Es handelt sich offenbar nur um eins der geflügelten Worte, welches auf der Seelenwanderung begriffen bald so, bald anders umgemodelt wird. Dies geht am besten aus einem Artikel „Das Denkmal von Großbeeren" in der erwähnten Zeitschrift vom 14. v. M. hervor, wo sich Herr Major Friederich vom Großen Generalstab für die Anbringung der Inschrift ausspricht. Ja, aber mit welchem Wortlaut? Der Magistrat hat, wie aus der Vorlage ersichtlich, die Fassung gewählt „Diesseits Berlins sollen unsere Gebeine bleichen, nicht jenseits der Spree!" Friedrich zitiert aber auf der 1. Seite seines gedachten Artikels „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!" und ebenfalls Seite 3 „Unsere Knochen sollen vorwärts Berlin bleichen, nicht rückwärts!"

Warum soll Bülow nicht eine ähnliche mit der ganzen Sachlage gegebene Äußerung getan haben? Den Beweis der Negative kann doch niemand führen, es müßten denn Zeugen da sein, die jedes von Bülow etwa vom 20. bis 23. August gefallene Wort überwacht haben und davon kann doch im Ernst nicht die Rede sein. Andrerseits sprechen gerade die etwas schwankenden Wortlaute, welche aber alle genau denselben Gedanken enthalten, für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines derartigen geflugelten Wortes.

Zu den Vorgängen bei der Schlacht von Großbeeren und den sie einleitenden Kämpfen bei Wietstock (vgl. Nr. XXX dieses Protokolls) macht u. M. Herr Architekt Karl Wilke folgende interessante Mitteilungen:

„Besonders ausgezeichnet in diesem Kampfe bei Großbeeren Ao 1813 hat sich das sogenannte „Colbergische Infanterie-Regiment," das mit dem Kolben sich der feindlichen Übermacht erwehrte, da das Pulver in der Nässe eines starken Regens versagte. Nun möchte ich Sie ergebenst

um Ihre Mitwirkung bitten zur Beseitigung einer Annahme, die Geschichte zu werden droht. In allen bezüglichen Werken steht zu lesen, die „pommerschen“ Grenadiere schlugen mit dem Kolben drein mit dem Ausruf: „So fluscht et beter!“ — Diese Lesart hat dazu geführt, als wären die Pommern die Helden von Großbeeren gewesen. Tatsache ist es jedoch, daß die Mannschaft des in Colberg garnisonierenden Regiments keine geborenen Pommern, sondern Kinder der Mark waren, wie auch der Ausdruck „Fluschen“ nicht in Hinterpommern gebräuchlich ist, sondern in der Uckermark, in den Teilen von Mecklenburg und Vorpommern, die in alten Zeiten zur Uckermark rechneten, bevor die Askanier hier eine Grenze schufen. Schon zu Zeiten des „Alten Fritz“ hat das Colberger Regiment in der Uckermark seinen Mannschaftsersatz gehabt. Canton- und Enrollierungslisten alter Oderberger Krieger ergeben es. Auch die von Colberg abkommandierten Soldaten zur Herstellung des Finowkanals waren aus unserer Gegend, wie ich in meinen Angaben über den Finowkanal bereits anführte.

Weitere Beweise sind die alten Kirchentafeln in Oderberg, Lunow, Brodewin, Saatben usw., wo die in den Jahren 1813–15 Gefallenen meist dem Regiment Colberg angehörten. Außerdem die Militärpapiere meines Großvaters der 1812 Enrollierter des Colberger Regiments war, wie die meines Urgroßvaters und Ururgroßvaters, die ich sämtlich besitze.

Weitere Beweise sind auch die in meinem Besitz befindlichen Monographien alter Krieger, das Marschbuch des Mousquetier Kremzow von 1812—1816, die Lebensbeschreibung des Ephraim Polack, der zu Lunow im 104. Lebensjahre verstorben ist, im Colberger Regiment von 1812—16 diente und das Treffen von Wietstock bei Großbeeren genau beschrieb.

Vielleicht tragen meine Zeilen zur Richtigstellung bei und helfen bei der Hundertjahrfeier denen Ehre geben, die diese verdienten.“

XX. Dr. Willy Spatz: Aus der Geschichte Schönebergs. Nachträge zu dem gleichnamigen Kapitel des Ersten Verwaltungsberichts. Sonderabdruck aus dem Zweiten Verwaltungsbericht der Stadt Schöneberg. Schöneberg 1904. 43 S. fol. U. M. Herr Oberlehrer Dr. Spatz gibt eine Nachlese hauptsächlich aus dem 19. Jahrhundert. Außerdem ein altes Lied:

Die armen Schulkinder zu Schöneberg beklagen sich*) 1. des Brot-Mangels zu theurer und wolfeiler Zeit 1685.

2. Dancken GOTT hertzlich für die reichliche Ernde.

3. Bitten umb Wind und Wasser, wegen Mehls zu Brot.

---

*) „Gedruckt, nicht aus Fürwitz, sondern zum Gedächtnis, dass die Dorff Leute musten Beckerbrot essen.“

Durch Zufall ist in der k. Bibliothek zu Berlin ein Exemplar dieses seltenen Flugblatts erhalten geblieben, worauf Prof. Dr. Johannes Bolte hingewiesen hat.

4. Bäten fleissig und täglich für unsern lieben Churfürsten und gnädigsten Herrn, und für das gantze Churfürstliche Haus;

5. Loben und preisen selig die heilige Catechismuslehre aus dem 1. Psalm,

6. Bäten zum lieben JEsulein, umb gering Christ-Gaben.

Es folgen nun 9 Strophen als Zwiegespräch zwischen dem Lehrer und den Schulkindern gedacht.

Wie haben sich inzwischen die Zeiten in Schöneberg und auf dem Lande weit um Berlin herum geändert. Auf vielen großen Gütern wird wegen der Umständlichkeit und größern Kosten überhaupt kein Brot mehr gebacken, sondern dasselbe aus den großen Berliner Bäckereien mit Dampfbetrieb bezogen. Trotzdem mögen manche Berliner und Schöneberger lieber Landbrot essen, in der Vorstellung, es sei nahrhafter und wohlschmeckender; dies wird vom Lande bezogen oder derart in Berlin nachgeahmt, daß es wie Landbrot wenigstens äußerlich erscheint.

XXI. Berlin als Zweimillionenstadt. Nach der vorläufigen Ermittelung des Städt. Statistischen Amts, die freilich erst später zur eigentlichen Feststellung gelangt, hat Berlin mutmaßlich am 18. Dezember v. J. den zweimillionsten Einwohner erlangt. Es wird davon in manchen Blättern und an vielen Biertischen viel Wesens davon gemacht, als ob es auch hier die Masse bringen müßte. Der Volkswirt denkt auch an die wenig erfreulichen Verhältnisse, die mit der Massenzusammenhäufung in den Großstädten verbunden ist und die leider mit einer beklagenswerten Entvölkerung der Landbewohnerschaft in den östlichen Provinzen verbunden ist, denn gerade von dort ist der stärkste Zuzug nach Berlin. 1877 trat die erste Million gerade zur Zeit einer weitgehenden wirtschaftlichen Zerrüttung infolge der Überspekulationen nach dem Siegesrausch von 1871 ein.

Ein Witzblatt brachte damals das Bild der Berolina mit der Überschrift: „Eine arme Millionärin". Und das war sie damals wirklich, die junge Reichshauptstadt, die heute in bester Gesundheit die Verdopplung ihrer Bewohnerschaft begeht. Aber nicht allein in bester wirtschaftlicher Verfassung, auch in ästhetischer, hygienischer und verkehrstechnischer Beziehung steht unser Gemeinwesen ganz anders da, als an der Wiege der ersten Million. Wohl sind seitdem, wie der B. L.-A. ausführt, fast drei Jahrzehnte vergangen, dennoch ist der Unterschied von damals und jetzt ein gewaltiger. Zwischen diesen beiden Marksteinen verzeichnet die Entwicklungsgeschichte Berlins den Bau und die Vollendung der Stadtbahn, die Einführung der Kanalisation und den beginnenden Ausbau des jetzt so imposanten Straßenbahnnetzes. Sie erzählt von der Beseitigung enger, finsterer Gassen und Straßen, von der trefflichen Pflasterung, den schönen Brücken an Stelle der hölzernen Flußübergänge usw. Was bei dieser Entwicklung auf Kosten

der indessen rastlos vorwärts geschrittenen Technik zu setzen ist, soll hier nicht besonders gerühmt werden. Aber eins ist offenbar sich gleich geblieben: die Naivetät, mit der damals wie heute das nahende Ereignis erwartet wurde. Auch jetzt wieder war vielfach die Meinung verbreitet, als sei der erste beste soeben ans Licht gerufene Weltbürger dazu ausersehen, die ersehnte zweite Million vollzumachen. Wie bei Ausstellungen das Tourniquet genau den Moment etwa des hunderttausendsten Besuchers anzeigt, der unter Fanfarenklängen die in Aussicht gestellte Prämie empfängt, so dachten sich nicht wenige die Feststellung der zweiten Million — genau auf die Minute erfolgend mit dem ersten Schrei des ausgerechnet noch fehlenden einen Kindes.

Wie gesagt, sind jetzt die Aussichten unserer Reichshauptstadt beim Anmarsch auf die dritte Million günstiger, mögen sie sich unausgesetzt verbessern. Das ist der herzliche Wunsch auch der Brandenburgia.

XXII. Salntologie. U. M. Herr Geheimer Medizinalrat Dr. Robert Behla-Potsdam teilt freundlichst einen Foliobogen mit, enthaltend den „Entwurf einer systematischen Ordnung der in Frage kommenden Gesichtspunkte der Volkswohlfahrt (Salus populi) (Salntologie)“. Diese Zusammenstellung begreift, wie Sie ersehen, das ganze Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre in 6 Abschnitten.

I. Säuglingsfürsorge;
II. Kleinkinderfürsorge;
III. Schulkinderfürsorge;
IV. Jugendfürsorge;
V. Männer- und Frauenfürsorge (nimmt selbstverständlich den größten Raum in 15 Kapiteln ein),
VI. Altersfürsorge;

Da die Heimatkunde nach ihrer Abgrenzung nicht bloß die geschichtlichen, sondern auch die aktuellen Vorgänge unserer Bevölkerung umfaßt, so nehmen wir von dieser ernst durchdachten und fein gruppierten Aufstellung mit Dank und besonderer Hochachtung von dem Verfasser Kenntnis.

In dem Kapitel V Nr. 14 (Höhere Bildung, Ethische Kultur, Allgemeine Volkswohlfahrt) vermissen wir die Erwähnung der „Ständigen Ausstellung des Reichsamts des Innern für Arbeiterwohlfahrt“, Charlottenburg, Fraunhofer Straße, von deren segensreicher Wirksamkeit sich die Brandenburgia beim Besuch am 11. Oktober v. J. überzeugt hat.

XXIII. Den Bericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz vom 13. d. M. betr. die Monate Oktober bis Dezember 1904 lege ich zur Kenntnis vor. Das volkstümliche uns befreundete Institut hat wiederum erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen.

XXIV. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke Jahrg I. Januar 1905, No. 1

Unter diesem Titel beabsichtigt die Geschäftsstelle NW. Luisenstr. 35 fortlaufend Berichte herauszugeben, die in bestem volkstümlichen Sinne teils allgemeine wissenschaftliche Besprechungen im Gebiete der Elektrotechnik bieten, teils dem großartigen Betriebe der B. E. W. besonders gewidmet sind. Diese Hefte werden nach Bedarf, zunächst monatlich und Abnehmern sowie Freunden der Gesellschaft kostenlos zugehen. Das reich illustrierte erste Heft ist, wie Sie ersehen, vornehm ausgestattet und teils der Theorie, teils der Praxis gewidmet. Hinsichtlich des Standes der Elektrotechnik hierorts vgl. meinen Bericht über die Jubelfeier des Elektrotechnischen Vereins Bd XIII, S 284 No. 4.

XXV. Die Auflösung des Königlichen Institute für Glasmalerei zu Charlottenburg Berlinerstr. 9 findet, wie Sie aus den Preuss. Landtagsverhandlungen ersehen haben, bereits zum 1. April d. J. statt. Die Brandenburgia hat das Institut unter Führung des kommissarischen Direktors, Direktionsassistenten Glasmalers Herrn Engel und unseres Ausschuß-Vorsitzenden Professor Dr. Georg Galland am 18 Juni 1902 besichtigt.

Dies jähe Ende ist weder besonders rühmlich noch erfreulich. Ganz überraschend kommt es freilich nicht, andere private Institute namentlich außerhalb Preußens zu München, Freiburg in Baden pp. haben das Institut technisch und, was noch bedauerlicher, auch künstlerisch bereits weit überflügelt. So stand das K. Handels-Ministerium, von dem das Institut unmittelbar ressortiert, vor der Frage, ob es dasselbe mit großem Kostenaufwand reorganisieren und auf die Höhe der derzeitigen Anforderungen bringen, oder ganz fallen lassen wolle. Als Berliner und als Heimatkundige bedauern wir die getroffene Entscheidung, wenn sie auch vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt gerechtfertigt werden kann.

So ist wieder ein kunsttechnisches Institut, auf das die Berliner und Berlin sich etwas zu Gute taten, dahin. Unwillkürlich gedenken wir hier des Unterganges der Königlichen Eisengießerei mit ihrem zierlichen Eisenguß, insbesondere Eisenfiligran-Arbeiten. Dies hochstehende ansehnliche Unternehmen wurde in der sogen. Gründerzeit nach dem französischen Kriege, unter dem Vorwand, daß der Staat keine Konkurrenzindustrie betreiben solle, erbarmungslos geopfert.

Nun ist die Glasmalerei gefolgt. Bleibt nur noch die Kgl. Porzellan-Manufaktur, die bekanntlich auch nicht allein künstlerische Arbeiten liefert, sondern auch technische, als Schmelztiegel, Leitungsröhren, Telegraphen-Isolatoren u. dgl. Möge ein gütigeres Geschick dieses jetzt noch in voller Blüte stehende kunstgewerbliche Institut vor einem ähnlichen Rückschritt und Untergang bewahren.

Es wäre sehr angenehm für die Brandenburgia, wenn ein Mitglied oder Freund derselben, und eine kurze Geschichte des Kgl. Glasmalerei-Instituts, sei es in Form eines Vortrags sei es in Gestalt eines Berichts, darbieten wollte. Ich möchte mir gestatten, hiermit dazu eine Anregung zu geben. Das Kgl. Handels-Ministerium würde dazu sicherlich aktenmäßiges Material, falls nötig, zur Verfügung stellen.

XXVI. Königsberger Goethe-Bund-Kalender für das Jahr 1905. U. M. Frl. Elisabeth Lemke hat die Güte, diese schön ausgestattete, Poesie und Prosa enthaltende Veröffentlichung mitzuteilen.

Auch hier — wie überall in Deutschen Landen — wird der Heimatschutz vertreten. „Schutz der Heimat von Carl Meißner, Dresden.“ Es handelt sich hier um die Erhaltung des Heimatbildes. C. M. führt zum Schluß Verse von Gottfried Keller an, die wir zur Beherzigung für die Gegenwart und Zukunft nicht unterlassen möchten, zu wiederholen.

„Ratzeburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um,
Die Türme macht es gleich den Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.
Am Stadtbach wird ein Quai erbauet,
Und einen Boulevard man schauet
Vom einen bis zum andern Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an.“

Frl. Lemke erfreut uns in dem Kalender mit einer gemütlich traulichen Erzählung ihrer ostpreußischen Heimat „Bei Schulzens.“ Auch das hierbei verwendete Motto der Verf. mutet Heimatfreundliches an:

„Liebe Sonne, du wirst weiter glühen,
Leuchtend an dem blauen Himmelszelt,
Immer neues Leben wird erblühen
Auf der lieben alten Erdenwelt.
Stätten, die uns Vaterhaus und Heimat hießen,
Werden andern dann zu eigen sein,
Und die Wonnen, die wir heute hier genießen,
Sind dann jener andern Recht allein.“

Wenn nur das Recht der anderen und späteren pietätvoll schonend ausgeübt wird!

XXVII. Heimatsdichtungen.

a) Herr Dr. Wilhelm Wendland, Friedenau hat sein vieraufzügiges Lustspiel „Der Marinedirektor“ (Emden, Verlag von W. Schalbe 1904) gütigst mitgeteilt, das eine interessante Episode aus der Wiegenzeit der kurbrandenburgischen Marine behandelt. Friedrich Wilhelm, der Minister von Fuchs, der General-Direktor der Marine Benjamin Raule, der durch seine Afrikafahrten bekannte Major von der

Gröben, nach dem das von der Gröben-Ufer auf der linken Seite der Oberspree in Berlin benannt ist, der Admiral von Bevern, dem ebenfalls eine Straße gewidmet ist, verschiedene Neger, Seeleute u. dgl. treten auf. Zeit 1682/83. Raule organisierte die Kriegsflotte. Pillau in Ostpreußen, Emden im äußersten Westen wurden Flottenhäfen, eine afrikanische Handelskompagnie trat ins Leben, gegen Spanien wurde ein Kaperkrieg wegen rückständiger Subsidiengelder geführt, der in der ganzen Welt Staunen erregte, und schließlich erfolgte 1682 der Erwerb von Kolonien an der Goldküste Westafrikas. Hier setzt das Lustspiel ein.

Sie Alle kennen die Straße Raules Hof und das dicht dabei im holländischen Stil Alte Leipziger Str. 1 erbaute Haus des Marine-Direktors Raule am Durchgang zur Adlerstraße, 1679 für ihn vom Kurfürsten erbaut, der auch der Einweihung beiwohnte. 1774 erwarb der Dr. med. Kurella das Haus, dessen „Brustpulver“ noch jetzt benutzt wird, wenn auch weniger gegen Brustgebresten als zur Beförderung der Verdauung zumal bei jugendlichen Personen. Die Seidenfabrikanten Heese sen. und jun., welche die Seidenraupenzucht in Steglitz lange Zeit noch betrieben, als sie sonst in unserer Provinz schon eingeschlafen war, haben lange Zeit hier eine Seidenfabrik und ein Seidenverkaufsgeschäft betrieben, welches letztere nach der Leipziger Straße verlegt wurde. Beides ist inzwischen aufgelöst.*)

Das Stück selbst wird durch ein an das Kap zu den drei Spitzen in Westafrika verlegtes koloniales Zwischenspiel angenehm unterbrochen, es ist mit Intriguen und Liebesspiel sinnig ausgestattet und schließt zur Zufriedenheit aller mit Ausnahme der des holländischen Gesandten Amerongen, dem für sein unlauteres Spiel vom Großen Kurfürsten die Pässe zugestellt werden. Frische und Anmut zeichnen die Dichtung aus.

XXVIII. b) Markgraf Waldemar. Ein vaterländisches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen von Otto Heinrich Böckler. Verf., der bereits zwei vaterländische Schauspiele „Die letzte Schlacht“ und „Jatschko von Köpenick“ verfaßt hat, behandelt hier die rätselvolle Figur des falschen Waldemar um 1350 vom Auftreten desselben im erzbischöflichen Schloß zu Wolmirstedt bis zu seiner Abdankung. In den 3. Aufzug fällt die bekannte Lagerszene bei Heinersdorf mit dem Auftreten Kaiser Karls IV., der 4. Aufzug führt

*) Die Gebrüder Heese betrieben viele Jahre den Seidenbau, die Seidenspinnerei und Seidenweberei in unserm Vorort Steglitz. Ausgedehnte Maulbeerpflanzungen dienten zur Fütterung der Seidenraupen (Bombyx mori L.). Als diese Tiere an einer verheerenden Krankheit, der Muscardine, zu Grunde gingen, führte die Firma den japanischen Seidenwurm mit grünlichem Kokon (Bombyx yama-mai) ein. Der verstorbene Rektor Rothe, eine Autorität im Gebiet des Seidenbaus, leitete das leider unrentabel bleibende Institut. Jetzt erinnert an dasselbe in Steglitz noch die Filanda-straße (filanda, ital., s. v. w. Spinnerei).

uns zu Ludwig dem Älteren nach Frankfurt. Waldemar rettet den Kaiser, zieht sich aber an seiner Mission verzweifelnd zurück. Das Stück, in dem nur eine weibliche, nebensächliche Figur auftritt, schließt mit einem Monolog Waldemars, hinsichtlich dessen geschichtlicher Würdigung B. sich der großen Mehrheit der Forscher anschließt, wie aus den Schlußworten erhellt:

Dem armen Vaterlande wollt' ich dienen,
Und mich gereut nicht, daß ich es versucht,
Und hofft' ich heut' noch, daß es mir gelänge,
Ich hielt' noch einmal es für heil'ge Pflicht! —
— Betrüger? — Ja! Ich habe euch betrogen,
Die zu betrügen selber ihr versucht,
Mein märkisch Land und Volk betrog ich nicht.
Vereitelt habe ich ein Bubenstück,
Zu dessen Opfer Brandenburg erkoren!
Und wem ein märkisch Herz im Busen schlägt,
Der wird nicht lang nach meinem Stammbaum fragen,
Und dennoch mir die Achtung nicht versagen.

Die Verse sind wirkungsvoll, die Ausdrucksweise würdig und den ernsten Vorgängen gerecht.

E. Bildliches.

XXIX. Das kürzlich verflossene Weihnachtsfest veranlaßt mich Ihnen die Reproduktion eines Kupferstichs Daniel Chodowieckis vorzulegen, betitelt „Christbescheerung“, wahrscheinlich auf Berlin, jedenfalls auf Norddeutschland bezüglich. Sie sehen den für die Familie, insbesondere die zahlreiche freudig erregte Kinderschar festlich aufgeputzten, mit Geschenken für Alt und Jung bedeckten Weihnachtstisch. Wie ist dieser aber erleuchtet? — Keine Spur vom Weihnachtsbaum oder der Weihnachts-Pyramide, vielmehr ist der Tisch deutlich nur mit acht auf hohe Leuchter gesteckten brennenden Kerzen geschmückt. Da wo wir den Weihnachtsbaum oder die Pyramide erwarten, steht das Hauptgeschenk, eine vollständige Damen-Garderobe auf einem Ständer, das Geschenk für die Familienmutter. Das Ganze wieder ein Beweis, wie spät der Christ- oder Weihnachtsbaum sich bei uns eingebürgert hat. Beachten Sie gefälligst die auf dasselbe Thema bezüglichen Angaben von mir Brandenburgia V. 314, 386 und 430 sowie Band VIII. 151, wo unser Ehrenmitglied, Herr W. von Schulenburg auf eine ähnliche, aber doch vom vorliegenden etwas abweichende Weihnachtsbescherung ebenfalls nach einem Kupferstich des Daniel Chodowiecki aufmerksam macht.

XXX. Unser Mitglied, Herr Ingenieur M. Paltzow hat die große Güte gehabt, mir für das M. Pr. Museum 24 von ihm bewirkte land-

schaftliche und architektonische photographische Aufnahmen mitzuteilen, die zum Teil bei den Musemspflegschaftsfahrten hergestellt sind.

Blankensee bei Trebbin 4 mal;
Ferch am Schwielow See 1 mal;
Wannsee vom Stolper Loch 1 mal;
Sacrow bei Potsdam 1 mal;
Eichhorst beim Werbellin-See 1 mal;
Buchholz bei Alt-Landsberg 2 mal;
Straußberg 3 mal;
Christinendorf bei Trebbin 1 mal;
Großbeeren 2 mal;
Denkmäler von Grabern am 22. August 1813 bei Wietstock nahe Großbeeren gefallener Offiziere 2 mal. (Vgl. Herrn Karl Wilkes Mitt. im heutigen Protokoll zu Nr. XIX.)
Forsthaus Pechteich, Feldmark Marienwerder am Finow-Kanal 1 mal;
Britz bei Eberswalde 1 mal;
Eberswalde, St. Georgskapelle 1 mal;
Sommerfeld bei Eberswalde, vorgeschichtliche Feuerstätte und zubehörige Urnenstelle 2 mal;
Moräne bei Sommerfeld mit vielen Braunkohlenadern und kohligen Schwärzungen des Sandes und Kieses gegenüber den genannten vorgeschichtlichen germanischen Fundstellen.

XXXI. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage eines Aquarell-Bildes, das den Marktplatz von Züllichau mit Rathaus und Laubengängen im Jahre 1845 darstellt:

Es gibt in Deutschland nur noch wenige Städte, deren Marktplatz von Häusern mit Bogenlauben (Arkaden, öffentliche Wandelhallen) eingefaßt ist. Mir sind nur einige Städte in Niederschlesien, in der Oberlausitz und in Böhmen, außerdem namentlich noch Freudenstadt in Württemberg (um 1600 angelegt) und Marienburg an der Weichsel bekannt, welche letztere Stadt aber diese Eigentümlichkeit vor mehreren Jahren durch einen großen Brand eingebüßt hat. Häufiger findet man sie noch in Oberitalien, Tirol und in der Schweiz.

In der Provinz Brandenburg gibt es keine solche Stadt mehr. Es scheint auch, als wenn solche Markt-Architektur hier niemals Mode gewesen ist, denn wir finden ihre Spuren, bezw. Überreste nur in den wenigen Städten, die früher landschaftlich mit Schlesien zusammenhingen und in deren Umgebung noch heute schlesische Mundart und Sitte besteht.

So haben wir vor 4 Jahren (Monatsblatt VIII. S. 345) die letzten beiden Laubenhäuser am Markt zu Schwiebus abgebildet, die inzwischen abgebrochen sind und jetzt ersehen wir aus dem vorliegenden



Zollhaus mit Rathaus

Aquarellbild von 1845, daß auch der Markt von Züllichau von solchen Laubenhäusern umgeben war. Das Bild war damals hauptsächlich aufgenommen, um das Aussehen des Rathauses vor dessen Umbau der Nachwelt zu erhalten, aber der Blick von der Ecke der Windelgasse aus ließ darauf zugleich die anstoßenden beiden Eckhäuser, wie auch die beiden gegenüber im Hintergrunde liegenden Häuserreihen erscheinen und an diesen letzteren sind die massiven Pfeiler mit Bogen, also richtige Bogenlauben, deutlich erkennbar, während das eine Eckhaus an der Windelgasse, das nicht massiv ist, auch nur eine Laube aus Holzstielen zeigt, ähnlich wie die Schwiebuser Lauben.

Die Chronik von Züllichau berichtet leider nichts über die Entstehungszeit dieser Laubenhäuser. Da aber ein im Jahre 1633 durch die kaiserliche Soldateska entstandenes Feuer die ganze Stadt, mit alleiniger Ausnahme der Kirche und des Schlosses, in Asche legte, so kann die Erbauung erst nach diesem Jahre und zwar infolge einer allgemeinen, für den Wiederaufbau des Marktes gegebenen Ratsvorschrift stattgefunden haben. Daß eine solche Marktanlage in jener Zeit und zwar in Nachahmung oberitalienischer Städte, Mode geworden war, findet eine gewisse Bestätigung durch Freudenstadt, das um 1600 vom Herzog von Württemberg mit solcher Marktform neu gegründet wurde.

Von den Laubenhäusern in Züllichau ist heute keine Spur mehr vorhanden. Mehrere Brände haben damit gänzlich aufgeräumt und an ihrer Stelle stehen moderne Häuser. Dem damaligen Bürgermeister Wolschke, der auch sonst große Verdienste um die Vermögensverhältnisse der Stadt hat, ist es zu danken, daß er diese Eigentümlichkeit der Stadt wenigstens im Bilde der Nachwelt erhalten hat.

XXXII. Herr Dr. M. Fiebelkorn: Die künstlichen Baumaterialien Berlins (Tonziegel, Kalksandsteine, Zementmauersteine), ihre Geschichte und Herstellung (mit Demonstrationen).

Wir hoffen den Vortrag im nächsten Heft bringen zu können.

XXXIII. Nach der Versammlung zwangloses Beisammensein im Ratskeller.

Inhalt des XIII. Jahrgangs 1904/05.

C. Abbildungen.

D. Register.

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 35 Z. 3 statt „darüber" l. „daneben".
Z. 5 statt „darüber" l. „darunter".
„ 61 Z. 15 lies „Stubenrauch".
„ 154 Z. 2 v. u. statt „in" l. „im".
„ 159 Z. 7 v. u. l. Borgmann.
„ 263 Z. 18 v. u. l. „selbsttätiges".
„ 314 in der Tabelle, rechts, Spalte 8 l. „Fascies".
„ 393 Z. 1 v. u. l. „kjökken möddinger".
„ 405 Z. 20 l. „Mollners".
„ 423 Z. 18 statt „1991" l. „1901".

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.